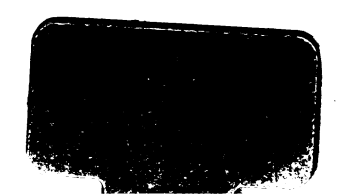




Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

Fünfter Band.

Maha Guru, Geschichte eines Gottes.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

Maha Guru.

Geschichte eines Gottes.

Vorwort zur neuen Ausgabe.

Wenn ich in dieser Sammlung meiner Schriften hätte chronologisch zu Werke gehen wollen, so würde dem nachfolgenden Roman unmittelbar der Platz nach meinen Narrenbriefen gebührt haben. Er wurde zu München im Sommer 1833 geschrieben; eine Bemerkung, die ich deßhalb mache, weil ich ihn dem schonenden Urtheile des Lesers als die erste objektiv gehaltene Dichtung eines jungen Mannes von zwei- und zwanzig Jahren vorlegen muß.

Es hat diesem Roman bei seinem ersten Erscheinen geschadet, daß man in ihm eine *Tendenz* vermuthete, die nicht in ihm lag. Die Einen nannten ihn einen philosophischen Roman, der nach dem Vorgange Voltaire's und der Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts irgend eine Wahrheit, irgend eine moralische Thatsache zu allegorischer Anschauung bringen sollte. Die Andern nahmen ihn für eine direkte Satire auf europäische Verhältnisse, auf unsere Religions- und Sittenbegriffe, besonders auf Christen- und Priesterthum und Theokratie.

Beide Auffassungen mußten sich aber durch das vorliegende Werk nur halb befriedigt fühlen. Dem Philosophen ist diese Arbeit nicht philosophisch genug; dem Satire Suchenden fehlten da und dort die Vergleichungspunkte; wo er Scherz erwartete, fand er Ernst; wenn hier eine Satire war, so fehlte ihr zwar in Einzelnheiten nicht, aber doch im Großen und Ganzen die Anwendung.

Einem einigermaßen belohnenden Genusse kamen Diejenigen schon näher, welche den nachstehenden Roman als Sittenbilder aus einer andern Hemisphäre betrachteten. Zehn Jahre früher waren sogar die chinesischen Romane Mode gewesen. Geschmacksliebhabern gefiel das asiatische Rococo des Buches um so mehr, als im Anfang der dreißiger Jahre das poetische Genrebild fast als eine neue Kunstgattung sehr beliebt und in der Mode war. Diese Kritik hielt sich an einzelne Scenen und Charaktere und erklärte das Ganze nur für eine Verknüpfung von genrebildartigen, auf heitre Betrachtung berechneten fremdländischen Sittenmalereien.

Bei der letzten Auffassung möchte sich vielleicht dieser Roman vor der Kritik am Besten stehen, und doch, auf die Gefahr eigner Benachtheiligung, muß der Autor erklären, daß seine ursprüngliche Idee eine poetische Uranschauung gewesen ist. Immer angeregt vom Zusammenhang der Welt mit Gott, verfolgt von einer oft quälenden Unruhe, sich in Gott und göttliche Dinge zu versenken, oft beglückt von einem milden Hauche der Gläubigkeit, viel öfter aber noch zerrissen von Zweifeln und ergrimmt über die irdischen Entstellungen des Ewigen, erfaßte er mit Liebe den Gedanken, in profaner Weise die Inkarnation Gottes in einem Menschen zu schildern. Da ist dieses sonderbare Institut des Dalai

Lama in Asien, diese göttliche Anbetung eines Menschen, dieser verkörperte aufgelöste Widerspruch zwischen dem Diesseits und dem Jenseits! Wer kann sich in diese Möglichkeit hineindenken, hineinfühlen? Wer kann begreifen, daß ein Mensch sich göttliche Ehre erweisen läßt? Ist dieser Mensch ein Betrüger oder ein Wahnsinniger? Glaubt er an sich ebenso, wie eine Nation an ihn glaubt? Wie muß das sein in jenem sonderbaren Lande, wo sogar das merkwürdige Institut der Vielmännerei, d. h. der Ehe eines Weibes mit einem ganzen Brüderstamme herrscht? Aus solchen Träumereien entstand die Idee dieses Romans.

Wenn etwas polemisch und satirisch in ihm ist, so sind es Zufälligkeiten. Der Verfasser hat keine Satire, sondern ein metaphysisches Gedicht schreiben wollen. Er wollte das wirklich Göttliche im Menschen schildern und das schöne Menschliche in unsern Begriffen von der Gottheit. Er ließ den Gott in Maha Guru sich entwickeln, wie wir göttliche Begriffe in uns selbst entwickeln, und führte die Unzulänglichkeit derselben darauf hinaus, daß er Maha Guru um vieles göttlicher dann erst sich zeigen läßt, als er wieder Mensch geworden ist, schwach, irrthumbefangen, hülflos und leidend. Die Grundidee seines Gedichtes ist eine metaphysische und die satirischen Streiflichter, die dabei auf Europa, auf Priesterherrschaft, Theokratieen, Mönchthum, Jesuitismus, auf unsere gesellschaftlichen Institutionen, ja sogar auf enge Begriffe von der Liebe fallen, ergeben sich nur zufällig aus einer weiteren, einer umfassenderen Tendenz, die — das will der Verfasser nicht in Abrede stellen — vielleicht nicht gelöst wurde.

Denn ein Sittenbild, ein Roman sollte diese Phantasie dabei denn doch auch werden. Man sollte glauben, eine Anekdote,

eine Begebenheit, eine Geschichte zu lesen. Und gerade hier mag es sein, wo die Kräfte des jungen Autors nicht ausreichten. Alle lyrischen Stellen des Buches flossen aus seinem Gemüthe, die dialektischen aus seinem Verstande, aber das, was der Objektivität dabei angehören mußte, das mußte der Kunst entnommen sein, die bei solchem noch gährenden Jugenddrange nur gering sein konnte.

So ergibt sich denn, mit aller Aufrichtigkeit ausgesprochen, folgendes Resultat: Für den, der hier nur einen Roman zu lesen gedenkt, ist die Schrift nicht unterhaltend genug. Für den, der nur eine sublime Idee gelöst zu haben wünscht, ist das romanenhafte Beiwerk störend. Der, welcher nur lachen und eine schlagende Satire lesen will, wird am allerwenigsten in dem Werke heimisch werden. Und endlich nur der, welcher an Sittenbildern, Charakteristik und poetischer Genremalerei Gefallen findet, möchte nach der Lektüre des Buches der Zufriedenste sein.

Erstes Kapitel.

Der Götzenfabrikant.

Um Mannie Pämi Um!
Mystische Sentenz des tibetanischen Cultus.

Das Panorama einer wilden, zerrissenen Gegend liegt vor unsern Augen ausgebreitet. Wir befinden uns auf der großen tibetanischen Gebirgskette, welche die endlose, dem Reisenden noch immer unerforscht gebliebene asiatische Hochebene an das Dach der Himmelswölbung hinauf gefesselt hat. Das wechselnde Spiel der Wolken, welche die Häupter der ungeheuern Bergkolosse zuweilen umlagern, dann an ihnen vorüberstreifen und die blauen Oeffnungen des beengten Horizontes verlegen, gewähren dennoch diesen einförmigen Gebirgsmassen den Reiz einer immer neuen Veränderung. So erblickt man neben den nacktesten Felsen, die in einen grauen Wolkenflor gehüllt sind, die üppigste Vegetation, die in demselben Moment dem Auge wieder verloren ist. Hier ein grüner Streifen, der sich um die Brust eines Felsen gelegt hat, ein dunkler Kranz von Fichten und Tannen oder ein heller von Ahorn- und Weidenbäumen, und in demselben

Augenblick ein weites, graues Nebelmeer, Alles bedeckend und dem Blicke entziehend. Nur Eines bleibt sich ewig gleich in dieser todten Abwechselung: das fürchterliche Gebrüll erzürnter, reißender Waldströme. Wo sind sie? Das Auge sieht sie nicht und nur das Ohr vernimmt dies ewige, gleichförmige, wiederhallende Rauschen. Sie stürzen, von den dichtesten Urwäldern bedeckt, durch die tiefen Kessel, an denen sie Jahrtausende lang gehämmert: ein grauenvoller Anblick, da sich auf dieser weiten Lavadecke des Tannenwaldes nirgends ein Krater zeigt, der dies gährende, empörte Element dem Auge sichtbar macht.

Dem Tibetaner verbietet seine Religion — dies seltsame Gebäude von Satzungen und Gebräuchen, mit denen wir noch genauer werden vertraut werden — die Thiere des Feldes zu tödten. So wenig auch dieses Jagdverbot von einzelnen Vornehmeren, die mit den Priestern und Castellanen des Himmels auf vertrauterem Fuße stehen, gehalten wird, so zieht die Ausnahme von der Regel doch immer weniger Folgen nach sich, als eine gänzliche Freilassung der Sitte. Daher sind die Gebirge und Wälder mit Gethier reich bevölkert. Die Adler nisten auf den höheren Felsenspitzen; der Fuchs gräbt sich ungestört seine Gruben; nur das Bisamthier und die wegen ihrer Seidenschwänze berühmten tibetanischen Stiere ziehen aufgeschreckt durch die Berge, weil die Gewinnsucht sie einer eifrigen Verfolgung aussetzt. Wenn jene Seidenschwänze nur dazu dienen, die weibische Eitelkeit der Chinesen zu befriedigen, so sollt' es sich Europa nicht zu Schulden kommen lassen, daß es ein asiatisches Volk zu Gesetzesübertretungen verleitet; denn hat der Moschus nicht einen abscheulichen Geruch? Zur Heilung der euro-

päischen Schwindsucht reichen Amerika's Bisamthiere gewiß hinlänglich aus.

Hat uns eine der vorüberziehenden Wolken bis jetzt nur bald einen nackten Felsen, dann eine wilde Pflanzung von blühenden Hambuttensträuchern aufgedeckt, so tritt jetzt hinter ihrem Schleier eine neue Erscheinung hervor. Ob wir gleich nirgends einen gebahnten Pfad entdecken, so weiß sich doch eines Menschen Vorsicht jede von der Natur geschlossene Pforte zu öffnen. Wie schwindelnd jene Höhe, von der sich allmälig ein langer Reisezug herunter bewegt! Wie trügerisch öffnen diese weiten Abgründe ihren verderbenschwangern Mund, um die Wanderer zu einem einem einzigen Fehltritt zu verlocken und sie zerschmettert in ihre riesigen Arme zu schließen! Die Karavane nähert sich: sie steigt den steilen Pfad mit allem Bedacht herab: die Männer halten die Rosse, die von der Race deß kleinen, muthigen Tangues sind, dicht am Zügel und berechnen jeden Schritt, den sie selbst auf dem morschen, zerschieferten Stein wagen und ihre Thiere treten lassen. In der Mitte sind die Pferde, welche das Gepäck tragen, dicht eingeschlossen von den am Rande des Abhangs Gehenden.

Wir können jetzt deutlicher die Bestandtheile dieses Zuges unterscheiden. Der Pfad wird ebener und breiter, man nimmt seinen Platz auf den Rossen wieder ein. Es kann nur eine einzige Familie sein, die sich diesen Beschwerlichkeiten ausgesetzt hat; man sieht dies aus der Achtung, die mehreren Personen von den Uebrigen erwiesen wird. Ein Diener geht zu Fuß voran, mit einem Stabe, der ihm zum Untersuchen des Bodens dienen soll; eine verhüllte Gestalt, in einem langen Talar, folgt ihm zunächst: es ist der Priester, der für diese

Reise Segen und Heil erflehen soll und deshalb beständig murmelnd an einem Rosenkranze kugelt. Der ganze Zug scheint nach einer sinnigen Symmetrie geordnet: denn die nächste Gruppe besteht aus einem Kreisausschnitte, dessen Sehne von einem grauhaarigen, aber noch rüstigen Alten gebildet wird. Der Bogen ist aus drei männlichen Personen zusammengesetzt, die mit dem vordersten eine seltene Aehnlichkeit haben. In der Mitte aber schließen sie alle vier ein Weib ein, das sich auf seinem Pferde mit vieler Gewandtheit erhält und von allen mit der ängstlichsten Sorgfalt beobachtet wird. Den Schluß der Karavane bildet ein langer Troß von Dienern, die theils bewaffnet sind, theils das Gepäck und den sichern Schritt der es tragenden Thiere zu besorgen haben.

Die beiden Hauptpersonen sind unstreitig der Alte auf der Sehne und das ihm zunächst folgende Mädchen. Jener trug einen langen, roth und gelb gestreiften Mantel, der ihm bis auf die Knöchel herabhing und den Rücken des Pferdes, das er mit vieler Unsicherheit ritt, zum Theil bedeckte. Auf dem Kopfe hatte er einen hohen, spitzen Lederhut, der sehr glänzend lackirt und mit manchen Verzierungen bedeckt war. Das Mädchen hatte sich zu tief eingehüllt, als daß man ihrer Formen hätte gewisser werden können; die Kälte in diesen Bergen war empfindlich und für nichts so schädlich als für die feine Haut der Schönheit. Der Wuchs der Dame, der sich durch das lange Seidengewand, das bis zum Haupte ging und oben von zwei Federn abgelöst wurde, nur noch mehr hob, war schlank und schien mit den herrlichsten Körperreizen gepaart zu sein. Sie war die Tochter ihres alten Vordermanns, der sich oft mit besorgten Blicken nach ihr umsah, ihre freundlichen und ihn beruhigenden Mienen

aber nie durch ein Lächeln erwiederte, sondern die Lippen so tief hängen ließ, daß man zweifeln konnte, ob man ihn für sehr dumm oder für sehr traurig halten sollte. Und die Uebrigen? Sie waren die Brüder dieses Alten. Was heißt das in Tibet? Sie waren nicht minder die Väter des jungen Mädchens, obschon nicht so legitim, wie ihr erstgeborner Bruder.

Sonderbare Sitten der Völker! An welchen Quellen nahmt ihr euren Anfang? Die Zeit gibt den Gewohnheiten ihre Heiligkeit; wer gab ihnen aber den ersten Anstoß? Sind wohl die Formen des Staates, die Gebräuche der Religion, die Sitten des gesellschaftlichen Lebens verschieden je nach der Geschichte, dem Klima, dem Zufalle; wer würde sich überredet haben, daß auch die Bedürfnisse des Herzens sich so verschiedenartig befriedigen lassen, wenn sie doch dieselben sind? Wir haben oft die Liebe das gleiche Band genannt, das alle Zonen umschlungen hält; die Weltweisen haben auf jeden Roman, der sich in unserm jungen Leben einmal entwickelte, ein tiefes Gesetz der Natur gegründet; die Dichter sangen von Beatricen, Laura, Ernestinen, Lotten, wie von den Schlüsselträgerinnen des Himmels. Das waren Täuschungen des Traumes. Sitte und Glaube heiligen auch die Neigungen, die eine Frau gegen vier Männer zu gleicher Zeit haben kann. Ist das eine Widersinnigkeit? Ihr fordert den Husaren-Obristen, den Ihr in den Umarmungen Eures Weibes überraschtet, als einen Elenden, dessen Blut Euch allein Gerechtigkeit geben kann; wir erdolchen über die Zumuthung einer morganatischen Ehe, die der regierende Fürst unserer Tochter mit einem unterstützenden Präsidentenpatent für den Vater macht, lieber unser Kind; oder lassen uns,

wenn wir für tragische Situationen nicht geeignet sind, auf dem einfachen Wege des gemeinen deutschen oder preußischen Landrechts von unserer treulosen Gattin scheiden. Glückliche Tibetaner, eure Leidenschaften machen euch keine schlaflosen Nächte! Eure Dichter verfertigen keine Jamben=Tragödien, die in der letzten Scene zu einem ungeheuern Blutbade gerinnen! Ihr wechselt nach den Kalendertagen in den Umarmungen eurer Auserwählten ab und geht euch dabei mit hingebender Entsagung hülfreich zur Hand! Bewohner der asiatischen Bergrücken, seid ihr nicht weit idyllischer als die Deutschen, die Geßner und Voß besitzen? Im Schoße der Familien wollt ihr die Freuden der Ehe genießen und schiebt daher ein Geschlecht in das andere, ohne euch durch vielfache Heirathen und Schwägerschaften zu zersplittern! Ein Bruder wird von den Augen einer tibetanischen Schönen tödtlich getroffen, die Flamme der Liebe lodert in ihm auf, aber er ist genügsam und will sein Glück mit Andern theilen. „Meine Brüder!" ruft er entzückt aus, „der Name Dalai Lama's sei gesegnet! Ich bin ausgegangen, um einen Baum zu suchen, an den sich tausend rankige Pflanzen schmiegen und hab' ihn gefunden." Und die Brüder verstehen dies Symbol der Liebe, und stellen sich vier, fünf Mann hoch vor die sittige Jungfrau, und sie erröthet, leise das verschämte „Ja" flüsternd. Welche Hochzeiten! Welche Flitterwochen! Kommt dann einst der Augenblick, da in ihr sich ein neues Leben regt, so lispelt sie dem ältesten unter den eifersuchtlosen Brüdern das süße Geheimniß ins Ohr und das zweitemal dem nächstfolgenden, dann sofort bis zum jüngsten, bis sie bei dem ältesten wieder anfängt. Schenkt Dalai Lama, der große Gott, aber nur Einmal diese Freude, so haben alle Brüder

ein Recht an ihr, obschon der ältere ein größeres, als die übrigen. Das sind die Sitten von Tibet, wo nicht die Vielweiberei, sondern die Vielmännerei herrscht!

Gylluspa, deren Mutter schon auf den Berg Sumnu, den Sitz der Götter, hinübergegangen war, ist ein Musterbild kindlicher Zärtlichkeit, was um so mehr sagen will, da sie vier Väter zu verehren hatte! Aber der älteste von ihnen, Hali-Jong, war vor allen jetzt des liebevollsten Zuspruches bedürftig; denn über seine gebräunte Stirn hatten sich tiefe Furchen gezogen und aus seinen Mienen sprach ein Gefühl der Trauer und des Schmerzes, dem er hätte unterliegen müssen, wenn ihn die Liebe der Seinigen nicht noch aufrecht erhalten hätte. Man sah es ihm an, daß er eine schwere Last zu tragen hatte und nicht die Kraft dazu besaß. Was mochte ihm widerfahren sein?

Dennoch sprach Hali-Jong sehr viel, wie alle Furchtsamen, die durch ihre eigenen Worte sich Muth einflößen wollen. „Beim siebenten Stockwerk des goldenen Tempels von Tassissudon!“ sagte er, und nahm bei diesem Schwur seinen lackirten Hut ab; „welch ein gefährlicher Weg zu einer Gefahr, die noch größer ist! Wir wandern wie durch ein Gehege von Löwenzähnen, um zuletzt in dem Zelt seines Rachens auszuruhen.“

„Nein, mein Bruder,“ entgegnete Heli-Jong, Gylluspa's zweiter Vater, „die Schrecken dieser Reise werden hinreichende Strafe für die Verbrechen sein, die man dir vorwirft. Der große Stellvertreter des größern Lama (ach, möchte er den Erdkreis würdigen, bald wieder in ihm zu erscheinen!) kann diese Pilgerfahrt nur für eine Läuterung deines Wandels ansehen. Er wird dir lassen, du frommer Waller, was der Himmel dir schon gegeben hat.“

„Du lästerst, mein Bruder," wies ihn Hali-Jong zurück, auf den kein Trost wirkte; „vergleiche mich nicht den heiligen Männern, die nackt durch das Gebirge laufen und sich an Dornen blutig ritzen, die auf dem Schnee schlafen und mit keinem Wassertropfen ihre Stirn netzen. Welcher Pilger hat noch auf einem Thiere gewallfahrtet? Welcher Sohn des Lama zittert nicht vor Freude, wenn er seinen Tempel von Angesicht schauen kann, und wird nicht die gefährlichsten Wege, die zu ihm führen, für einen Rosenpfad halten? Nein, theurer Bruder, ich werde die Strafe leiden, die auf mein Verbrechen gesetzt ist."

Gylluspa weinte über den kläglichen Ton ihres ersten Vaters und ihre andern Väter konnten die Thränen nicht zurückhalten, wenn sie die ihren fließen sahen. Hali-Jong aber waren sie damit nicht willkommen; wie wenig er zu hoffen schien, so wollt' er doch nicht, daß die Andern an seiner Zukunft verzweifelten. Er wandte sich also rasch um, so daß sein Pferd fast gestrauchelt wäre: „Habt ihr euch zu meinen Anklägern gesellt?" rief er, die betende Avantgarde des Priesters überschreiend; „wer hat den Armen mehr Almosen gegeben, als ich? Wer hat sich ein Stück Fleisch, wie ich, aus dem Rücken schneiden lassen und es den Göttern geopfert? Schick' ich nicht Hunderte von Pilgern nach Jagarnaut und Allahabad, den heiligen Orten, wasche mich mit den Fluthen des Ganges, die ich mir in blechernen Büchsen kommen lasse, und reibe meine Glieder mit Sand, der aus dem heiligen Flusse gefischt ist? Wer seid ihr, daß ihr mich wie einen Todten beklagt?"

Hili-Jong, Gylluspa's dritter Vater, wischte sich die Thränen aus den Augen und sagte: „Theurer Bruder, wir

vermögen nicht dich betrübt zu sehen. Sei fröhlich und unsere Angesichter werden glänzen! Du vergällst uns die Freude unseres Lebens, die nur du bist und Gylluspa. Wer sagt, daß du zu fürchten hast? Deine Tugenden stehen im Buche des Himmels angeschrieben, das sie in Lassa ohne Zweifel lesen werden; deine Unschuld wird dich heim begleiten, wie ein köstliches Geschmeide, das man dir heimlich unter deinen Sattel legt!"

Hali-Jong versank in Nachdenken und schwieg.

Der Winterfrost, der auf diesen Gebirgen mit riesiger Hand liegt, zerstört den morschen Stein und gibt ihm oft die wunderlichsten Gestalten. Diese spitzen Zacken und pyramidalischen Formen haben viel Aehnlichkeit mit Marterwerkzeugen und sie mußten daher auf den abergläubischen und besorgten Hali-Jong alle die Eindrücke machen, die ein furchtsames Gemüth von bösen Vorzeichen erhält. Zuweilen wechselten die natürlichen Formationen mit künstlichen ab. So wie sich die Reisenden einem in den Fels gehauenen Tempel oder einem Götzen näherten, senkten sie ihre Häupter, hielten ihre Rosse an und murmelten einige Gebete, die sie, wie die Christen das Vater unser, immer in Bereitschaft haben.

Die Karavane hatte ihre Richtung durch einen langen Hohlweg genommen, dessen Schlußpforte ein großes Felsstück bildete, dem von der einen, jetzt den Reisenden sichtbaren Seite eine künstliche Form gegeben war.

Hier haben wir die Anfänge der tibetanischen Plastik, die gegenwärtig auf einer ansehnlichen Höhe steht, und die chinesische bei weitem übertrifft. Der furchtbarste aller Götzen, Mahamuni, saß da, aus einem riesenhaften Steinkolosse gebildet, mit steifem Haupte, verschränkten Armen und unter-

geschlagenen Beinen. Dies Ungethüm würde uns Schrecken einflößen; diejenigen, welche an dasselbe glaubten, empfanden aber eine heilige Scheu und neigten schon in der Ferne ehrfurchtsvoll ihre Häupter. In der Nähe des Bildes angelangt, stiegen alle vom Pferde und warfen sich neunmal vor ihm nieder. Hali-Jong erhob ein klägliches Geschrei, setzte der kalten, todten Steinmasse alle seine Leiden und Besorgnisse auseinander und schied von ihr, nicht ohne Hoffnung, bei den Richtern, vor die er in Lassa, dem Sitze des Dalai Lama, treten sollte, ihre gnädige Fürsprache erwirkt zu haben.

Als sich der Zug so weit von dem Koloß entfernt hatte, daß man wieder ein Wort reden durfte, das nicht Gebet war, begann Hali-Jong mit einer sichtlich erheiterten Miene: „Der Anblick dieses großen Gottes hat mich wunderbar gestärkt. In Butan und den fernsten Provinzen unseres göttlichen Reiches sehnen sich Millionen nach diesem Wunder, das wir genossen haben. Ich küßte den kleinen Zehen am linken Fuße Mahamuni's und durch meine Adern rollte ein Strom von Seligkeit und Beglückung."

Holi-Jong, Gylluspa's vierter Vater, erfreut über des Bruders getröstete Rede, ritt einige Schritte vorwärts, schlug ihm auf die Achsel und strich ihm die bartlosen Wangen. „Dein gutes Auge," sagte er dabei, „hat an dem Bilde noch mehr bemerkt. Hast du nicht die Entfernung der Nase vom Munde gemessen? Setze diesen Zwischenraum in die gehörige Verjüngung des Maßstabes und deine verketzerten Bilder werden so alleinseligmachend sein, wie alle übrigen, die nur je als kanonisch gegolten haben. Nein, mein theurer Bruder, die Götter selbst werden die Zweige brechen, um dir die Krone der Gerechtigkeit zu verleihen."

Die Uebrigen stimmten alle in die gewandte und tröstende Bemerkung des jüngsten Bruders ein und Hali-Jong konnte diesen Ueberzeugungen nicht völlig widerstehen, um so mehr, da sie auf einen Augenblick auch die seinen gewesen waren. „Dalai Lama bezeug' es mir!“ rief er aus; „ich wollte nie etwas Anderes, als die Gebote unseres großen Glaubens erfüllen. Ich bin unter Göttern auferzogen, habe selbst mehr Götter gemacht als nöthig waren, um unser großes Volk in den Tugenden zu erhalten und auf jeden Herd einen Schutzherrn des Hauses zu stellen, und man will mich beschuldigen, nicht an sie zu glauben? Ich kenne die weisheitsvollen Schriften nicht, die nur unsern heiligen Gylongs zugänglich sind, und weiß nicht, was das große Legendenbuch, das aus dem Monde auf die Erde gefallen ist, über Mahamuni's Nasenproportion enthält, aber ich habe die Heiligkeit der Tradition verehrt und mich an die Ueberlieferungen der Vorwelt gehalten. Das soll Atheismus, Neologie, Wahn- und Irrglauben sein? Meine Brüder, ich habe nicht geahnt, als ich das erste Mal die Metallspeise in die Form brausen ließ und meinen ersten Gott auf die Welt brachte, daß mich der letzte von ihr bringen wird. Großer Lama, du bist höher als Alle, warum muß der Erdkreis so unglücklich sein, daß du im Fleisch noch nicht wieder erschienen bist?“

Jetzt sind wir erst im Stande, die Absicht dieser Reise nach der Hauptstadt Tibets und den Zusammenhang dieser ewigen Klage zu verstehen.

In Paro, einem Flecken hinter Tassissudon, nicht weit von dem festen Schlosse Dukka Jeung, blühte seit lange eine Götzenmanufaktur, deren Vorsteher in letzter Zeit Hali-Jong gewesen war. Schon von seinem Vater hatte er diese

tibetanische Theogonie geerbt und eben so die Kunst, die in ihr betrieben wurde. Seine Brüder erhielten an der Fabrik den Antheil, der ihren Fähigkeiten gebührte. Der eine ciselirte und schuf die Modelle in Wachs und Thon, der andere besorgte die Mischungen des Metalls oder der Erdarten, der dritte leitete die Vergoldungen und die mannichfachen Zierrathen, die nicht nur die Wunderkraft der Talismane, sondern auch ihren Preis erhöhten. Hali-Jong stand Allem vor; praktisch und gewandt, hatte er für Alles ein Auge; er besorgte die Ankäufe des Metalls, der Farben, der Erden; er prüfte die bossirten Modelle, untersuchte den Guß, verwarf die mißrathenen Stücke, zeigte die Stellen, die sich am geschmackvollsten vergolden ließen, lenkte den Verkauf und führte die Bücher über Einnahme und Ausgabe, worin ihm seine geliebte Tochter Gyllaspa, welche die trefflichste Erziehung genossen hatte, mit Eifer beistand. Man vermuthet vielleicht, daß sich Hali-Jong bei diesem ununterbrochenen Verkehr mit Göttern eine gewisse Geringschätzung für sie zur andern Natur gemacht hatte, und deßhalb vielleicht von den Zionswächtern Tibet's, den Mönchen, zur Verantwortung gezogen sei. So erwiesen die letzte Thatsache ist, so unwahrscheinlich ist die erste. Nein! Nur darin lag Hali-Jong's Unglück, daß er zu sehr praktischer Geschäftsmann und zu wenig Theolog war. Ich weiß nicht, ob man in Tibet die Religion mit der Zeit fortschreiten läßt; zweifle aber daran, und beklage den Vorsteher der Götzenmanufaktur von Paro, daß er zu viel ästhetischen Sinn und Geschmack hatte. Denn diese für den Künstler unstreitig unschätzbare Tugend war ohne Zweifel die Schuld, warum er in der Bildung der Nasen bei seinen Göttern eine bedenkliche Neuerung ein-

führte. Hali-Jong suchte sich zwar stets zu überreden, daß er der Tradition treu geblieben sei und die Proportion zwischen der Nasenspitze und der Oberlefze immer so gebildet habe, wie sie die Götter seit ewigen Zeiten gehabt hätten; aber was weiß ich? Die Ketzerrichter bemerkten nun einmal seit einiger Zeit, daß namentlich an den Mahamunibildern eine höchst verderbliche, dem Glauben der Völker gefährliche Veränderung vorgegangen war. Es wurde deßhalb in Lassa ein großes Concil berufen, wo man einige der bedenklichen Bilder in Untersuchung zog und ihre Formation sowohl mit den bestehenden kanonischen Bestimmungen, als mit der in andern Werkstätten üblichen verglich. Es war keine Bagatelle, um die es sich handelte, sondern um etwas Wesentliches, etwas Normales. Was bezeichnen die Nasen der Götter? Unstreitig, daß sie sie überall hineinstecken, also ihre Allgegenwart. Ist nun der Mund von jeher der Sitz der Allmacht gewesen, weil ein Gott nur zu sprechen braucht, um etwas dastehen zu haben, so folgt, daß die Zerstörung der alten Proportion zwischen diesen beiden Gesichtstheilen ein versteckter Kampf gegen die Dogmatik ist. Wird die Wirksamkeit der Götter nicht in Zweifel gezogen, wenn man ihre Nasen in eine zu weite Entfernung vom Munde bringt? Das Concil von Lassa war auch keinen Augenblick länger über diese Ketzerei unentschieden. Es verdammte einstimmig die Neuerung und rief den Vorsteher der neologischen Fabrik als einen Gottesverächter, Spötter und Schänder der heiligsten Religion vor seine Schranken. Dies war der Grund, warum der unglückliche Hali-Jong die beschwerliche Reise unternommen hatte. Wer die Geistlichkeit von Tibet kannte, durfte über sein Schicksal nicht in Zweifel sein.

Wir sind nur gewohnt, die Religion mit der Kunst in der engsten Verbindung zu sehen. Wir suchen die eine durch die andere zu vervollkommnen und haben oft die merkwürdige Erscheinung erlebt, wie die eine zur andern eine Brücke zog, die uns bald frömmer, bald geschmackvoller machte. Hali-Jong ahnte dies Verhältniß, vermochte aber nicht, ihm nachzuhängen, weil er sein Verbrechen nicht eingestehen wollte. Nur zuweilen dämmerte es vor seiner Seele; es blitzten einige Gedanken an ihr vorbei, als hätt' er den Göttern einen Dienst erwiesen, daß er sie schöner, gefälliger, einschmeichelnder, menschlicher geformt. Menschlicher? Er erschrak vor diesem Geständnisse und vergaß auf einen Augenblick, daß ja auch der größte Gott, Dalai Lama, den menschlichen Körper anzulegen nicht verschmähte. Diese Vergessenheit überraschte ihn nicht weniger; es ward ihm dunkel vor den Augen; er war durch diese Reflexion auf den Weg gekommen, entweder ein scharfsinniger Theolog oder ein ungläubiger Atheist zu werden. Ihm schien nur das letzte möglich und er versank deßhalb in völlige Apathie.

Es war inzwischen dunkler geworden; die Gefahr des Weges verlangte, daß man sich ihm nicht anvertraute, wenn man ihn nicht vollkommen kannte. Die kunstvollen Kettenbrücken, die zwischen den spitzen Felsen befestigt waren, ließen sich nur am Tage betreten, da jeder Schritt auf ihnen sorgfältig berechnet werden mußte. Die Gesellschaft war still und schweigsam; denn beim einbrechenden Zwielicht wagt kein Tibetaner auf dem Gebirge laut zu reden, weil um diese Zeit die Berggeister, die finstern Dewta's, zu schwärmen beginnen und den Reisenden durch Irrwege und schwarze Wolken necken und erschrecken. Ein zu lautes Wort macht, daß

sich die schweren, hängenden Wolken sogleich entladen und Regengüsse auf die unvorsichtigen Schwätzer herabgießen.

Man war so glücklich, bald auf ein Dorf, wo man übernachten konnte, zu treffen. Es klebte dicht am Abhange einer riesenhaften Felswand, hatte aber die Aussicht auf ein geräumiges Thal, das nur durch zwei sich gegenüberstehende Pforten zugänglich war. Die Häuser lagen in ziemlicher Entfernung von einander und waren dürftig aus Holzstämmen aufgeführt. Die tibetanische Bauart, so verschieden auch die Materialien und die innere Ausstattung sein mögen, ist überall dieselbe. Die Häuser stehen auf einigen hölzernen, in den Boden eingerammten Pallisaden, die noch hoch über das erste Stockwerk hinausragen, so daß jene erst im zweiten bewohnbar sind. Der untere Raum dient zum Aufbewahren der Früchte, der Geräthschaften, zur Stallung des Viehes, und in den obern begibt man sich vermittelst einer Leiter, die von außen hinaufführt.

Die Gastfreundschaft der Gebirgsbewohner ließ bald eine Herberge finden. Die ermüdeten Rosse wurden von ihrer Last befreit, gefüttert und in das untere Stockwerk eines solchen, von uns beschriebenen Hauses geführt, wo man sie sorgfältig in Decken einhüllte, um sie vor der empfindlichen Nachtkälte zu schützen. Die Diener verschmähten nicht, dieselbe Stelle einzunehmen, und die Brüder des Herrn hatten Lust im obern Raume ihrem Beispiele zu folgen. Nur Hali-Jong, Speise und Trank zurückweisend, zog vor, noch auf dem grünen Platze vor der Herberge sich nieder zu lassen. Schon seit vielen Nächten war seinem Auge der Schlaf geflohen, nur seiner Gylluspa gelang es zuweilen, ihm durch ihre Lieder und die Töne, welche sie kunstfertig der Guitarre,

einem in Tibet eben so bekannten Instrumente wie das Flageolet, zu entzaubern wußte, die Ruhe zu verschaffen, deren er so sehr bedürftig war. Sie setzte sich neben ihn auf einen ausgebreiteten Teppich, und wie die übrigen Väter vernahmen, daß sie die zarten Saiten ihres Instrumentes anschlug, da banden sie alle ihre schon sinkenden Kleider wieder fest und eilten auf den grünen vom Mondschein beleuchteten Plan in ihre holdselige Nähe.

„Wie fühl' ich die Allgegenwart Gottes," sagte Hali-Jong, nachdem Gylluspa den ersten Gesang beendet hatte; „ist es nicht, als zeigten alle diese wilden, großen Felsen aus tausend Ritzen unzählige Nasen, dies symbolische Organ, an dem ich mich so frevelhaft versündigt haben soll? Meine Leiden machen mich zum Visionär; und dennoch muß ich, was Andere als eine himmlische Offenbarung schätzen würden, eine Pein nennen, die mich mit Schrecken verfolgt. Dem Unglücklichen, welcher das Rechte verfehlte, wird es jetzt in unzähligen Modellen geboten, so daß es mir den Schweiß der Angst austreibt. Dieser Baum, jene Wolke, dort der Stein, du mein Bruder, und du, und du Gylluspa, ja die Tastatur deiner Guitarre, Alles rinnt mir in jene Gestalt zusammen, gegen die ich so unselig verstieß. Alles ist mir Nase. Welcher Fakir würde diese Vision nicht für einen gotterleuchteten Zustand, für ein Schauen in das Jenseits halten und deßhalb kanonisirt werden? Ich, der ich nun auch die Geisterwelt in die unsere hereinragen sehe, darf nur darauf rechnen, deßhalb verdammt zu werden. Ach, meine Brüder, das ist der Zustand der Unseligen jenseits im Grabe, daß sie die Seligkeit haben und doch Ekel an ihr empfinden werden."

Die Brüder ehrten um so mehr den Schmerz Hali-Jong's durch Stillschweigen, als er wider seine Gewohnheit sich das Zugeständniß seiner Schuld entschlüpfen ließ. Gilluspa schlug wieder die Guitarre an und sang ein Lied von Narrain, dem tibetanischen Krisna und Apollo, und seiner Liebe zu den Huli's, den schönsten Mädchen des Paradieses.

Eine Veränderung der Scene unterbrach diesen Gesang, dem die Männer mit aufmerksamer Wonne gelauscht hatten. Aus dem Gebirgspasse, der dem von den Reisenden betretenen gegenüber lag, brachen plötzlich einzelne verworrene Laute, die allmälig immer stärker wurden. Es war ein Getös wie von metallenen Instrumenten, die von Trommeln und rufenden Menschenstimmen begleitet waren. Lichtstrahlen fielen durch die dunkle Oeffnung des Thales und ein voransteigender, dichter Rauch kündigte einen nächtlichen Fackelzug an. In tumultuarischem Anlauf brach jetzt eine dunkle Horde von Menschen in das Thal, in wildem Aufzuge einzelne verzückte Ausrufe ausstoßend und sie mit den lärmenden kupfernen Kesselpauken begleitend. Diese Menschen erschienen zum Theil nackt, zum Theil mit langen Röcken bekleidet, um welche endlose Stricke gebunden waren. Mit den unbefestigten Enden dieser Stricke geißelten sie sich selbst und untereinander mit einer barbarischen Wuth und Erbitterung, deren Grund man in den Vergehungen suchen muß, die sie auf diesem Wege büßen wollten. Je beispielloser und blutrünstiger diese Liebkosungen waren, desto tiefer, empfundener die Reue. Wenn man weiß, daß es für entnervte Körper eine Wollust ist, geschlagen zu werden, so wird man sich das Vergnügen erklären können, das die Gesellschaft über ihre schlagenden Unterhaltungen zu empfinden schien. Auf diese Weise durch-

streifen die Sunneassers oder Fakirs die Gebirge, welche Indien und Tibet verbinden; die seltene Genügsamkeit, die sie sich auferlegen müssen, macht, daß ihre tumultuarischen Züge nicht denen der Heuschrecken gleichen, die ihre Richtungen nur mit Verwüstung bezeichnen. Im höhern Tibet werden diese Karavanen seltener, weil sie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten des Orts verbunden sind und aus der nur schwachen Bevölkerung sich nicht so vervollständigen können, wie in dem bevölkerten Süden. Sie stehen aber überall im Geruch einer großen Heiligkeit und werden von allen Gläubigen beneidet, denen das Geschick nicht vergönnte, die heiligsten Wallfahrtsorte zu besuchen. Welcher Sunneasser hätte sich auch nicht in den Fluthen des Ganges gebadet? Dies war eine Weihe, die einer Verjüngung zur Unsterblichkeit gleichkam.

Heli-Jong und seine Brüder waren bei der ersten Annäherung der wilden Heiligen aufgestanden und hatten sich, Gyllusba in ihre Mitte schließend, in eine demüthige Stellung begeben. Die Pilgrime schienen im Thale rasten zu wollen, würden aber ihr Gelübde frevelhaft überschritten haben, hätten sie sich zur Ruhe niedergelegt. Eine lange Gewöhnung gab ihnen die Fähigkeit auch stehend zu schlafen, wozu sie sich aber, obschon der Mond im Zenith stand, noch nicht anschickten. Alle Bewohner des Dorfes hatte die Ankunft der heiligen Männer aufgeweckt, sie stiegen aus ihren Hütten herunter und warfen sich, den Segen der Pilgrime erflehend, nieder. Diese selbst bildeten einen Kreis und begannen unter der magischen Fackelbeleuchtung, in ihrem abenteuerlichen Aufzuge, einen geheimnißvollen, aber wilden und für uns unehrbaren Tanz, dessen Mystik die eleu-

sinische noch zu übertreffen schien. Aber Hali-Jong verstand vortrefflich, daß sie nichts als die Menschwerdung Colis vorstellten: eine Scene, die er sehr oft in Kupfer ausgeführt und sein Bruder Heli-Jong mit blauer und rother Farbe angestrichen hatte.

Jetzt öffnete sich der Kreis der Büßer und eine Veränderung trat ein, die ohe Zweifel das Finale dieser asiatischen Moralität vorstellen sollte. Eine halbnackte, jugendliche, kräftige Gestalt stürzte aus dem Cirkel heraus, blieb dann plötzlich stehen, warf sich wieder zurück, drehte sich im Kreise und in demselben Augenblicke zog sie Bogenwindungen, als sei sie Peripherie und Centrum zu gleicher Zeit. Dabei klirrten unzählige Schellen und Glöckchen, die auf langen ledernen Bändern befestigt waren und den Leib umgürteten. Eine Krone von Federn saß auf dem Haupte und schien die wunderbare Schnelligkeit dieser verzückten Bewegungen zu beflügeln. Die Augen leuchteteten in einer Verklärung, die der Erde entrückt schon war. Die kleinsten Theile am Körper, die Fingerspitzen, die Fußzehen waren wie von einer elektrischen Bewegung ergriffen. Alles regte sich an dem Tänzer und die versammelten Tibetaner fühlten den Zauber nach, der in seinen phantastischen Wendungen waltete. Sie verstanden diese gestreckten Lagen, wo sich Arm, Rumpf und Fuß zu einer einzigen geraden Linie vereinigten, — die plötzliche Verschränkung dieser Gliedmaßen, die so schnell vor sich ging, daß man sie auf einen Augenblick aus dem Gesichte verlor, — diese Umarmungen eines Gegenstandes, der zuletzt Niemand war als der Tanzende selbst, — diese wunderbaren Touren, die er im pfeilschnellen Fluge nach allen Seiten und nach allen fast zu gleicher Zeit hinzeichnete. Und als

dieser erleuchtete Seher in den Kreis der Uebrigen wieder zurückflog und dieser unter lautem Geschrei, Fackelschwingen und Lärmen auf den großen Paukenkesseln geschlossen wurde, da warf sich Alles neunmal auf die Erde nieder und erhob eine Anbetung, daß vor Inbrunst die Berge widerhallten.

Wie der Schall einer Glocke allmälig in äußere Luftschwingungen verhallt, so nahm auch der ungeheure Ausdruck der religiösen Begeisterung in einem immer schwächern Ton ab, bis nach und nach ein leises Murmeln eintrat und zuletzt eine feierliche Stille, die um so mehr gegen das Vorangegangene abstach, als auch die Fackeln verlöschten und die Mondstrahlen sich hinter einer Bergspitze sammelten. Die Dunkelheit verbirgt das merkwürdige Schauspiel einer im Stehen schlafenden Menge. Die Dorfbewohner fliegen in ihre Häuser und Hali-Jong nebst seinen Brüdern, heftig ergriffen von diesen wunderbaren Scenen, folgte ihnen, voller Seligkeit, heute gleichsam in den Vorzimmern der Göttersäle zu ruhen.

Zweites Kapitel.

Der Schamane.

Wer nicht seine Gedanken in die Ferne trägt,
hat den Gram in der Nähe.
Khung-Fu-Dsü.

Gylluspa's Reize umschloß ein kleines Zimmer, das durch mehrere Vorhänge von dem Lager ihrer Väter geschieden war. Wir können jetzt zum erstenmale einem Wesen unsre ungetheilte Aufmerksamkeit schenken, dem wir im Verlauf dieser Erzählung noch oft und zwar immer im Vorgrunde begegnen werden. Könnten wir eine schönere Stunde als die der Nacht dazu wählen, um die seltene Schönheit dieses Zöglings der asiatischen Alpen, ihre Gefühle, ihre Träume und ihre Hoffnungen zu belauschen?

Tibet ist das Land der Weiber-Emancipation. Hat der berühmte Orientalist St. Martin die Religion dieses Volkes als eine überraschende Annäherung des Katholicismus empfohlen, so wundert es mich, daß die St. Simonisten diesen Staat noch nicht citirt haben, um einige ihrer, die Weiber betreffenden Lehren zu erläutern. In Tibet hört die Bevormundung auf, die die Männer fast überall über die Frauen

ausüben. Die prüde Sittenrichterei über den Wandel einer Unverehelichten ist hier unbekannt; man gewährt sich unter einander die Freiheiten, die man sich selbst nimmt, und verlangt von dem Weibe erst dann Enthaltsamkeit und Beschränkung, wenn sie in eine Familie als Gattin eingeführt ist, — eine Ceremonie, die übrigens in den einfachsten, factischen Formalitäten, ohne alle Herbeiziehung priesterlicher Symbolik, besteht. Das abenteuerliche Institut der Vielmännerei kommt allen Verirrungen entgegen, macht sie nicht nur unschädlich, sondern benimmt auch den ehelichen Verbrechen jeden Reiz, der in dem Verbote immer liegen wird. Allerdings sinkt dadurch die Liebe auf die niedere Stufe der Alltäglichkeit herab; aber erwägt man auf der einen Seite, daß einem Priesterstaate nichts willkommener sein kann, als die Erstickung der Leidenschaften, die eine Uebertretung des gesetzlichen Cölibats herbeiführen, und auf der andern Seite, daß die Liebe an der Hand einer unerklärlichen Macht, der gegenseitigen Achtung und der Gewöhnung, geht und niemals ausbleiben wird, wo noch zwei Herzen in einem Freundschaftsbunde ihren Himmel sehen: so läßt sich nicht zweifeln, daß auch in Tibet der süße Quälgeist der Herzen seine Wunden schlägt, seine Siege und Triumphe feiert. Sollten denn die Frauen aufhören, warm und zärtlich zu lieben, wenn ihnen die Wahl unter den Männern erleichtert wird? Sollten sie gegen die Treue gleichgültig werden, wenn sich an die Untreue keine Strafen, nicht einmal die Verachtung mehr knüpfen?

Gylluspa war in der ganzen Freiheit und Unabhängigkeit einer National-Tibetanerin erzogen worden. Der frühe Tod ihrer Mutter gab ihr die Zügel ihres eigenen Wollens und

Wünschens in die Hand; und doch konnte sie zum Muster dienen, daß die Freiheit nicht immer mit dem Mißbrauch derselben verbunden ist. Die Liebe und Sorgfalt, mit der sich während der ganzen Zeit ihres jungen Lebens vier Väter befleißigten sie zu überschütten, gewöhnte sie früh daran, alle Dinge mit einem eigenen Gefühl von Hingebung und Zärtlichkeit zu betrachten. Die Eindrücke, die sie selbst empfangen, war sie auch nur im Stande, Andern wiederzugeben. Sie gewöhnte sich bald an alle die Tugenden, die sonst nur im Gefolge einer berechnenden Ueberlegung oder einer ernsten Erfahrung einzutreten pflegen.

Zu diesen Vorzügen des Charakters gesellten sich die Vollkommenheiten einer ausgezeichneten Erziehung. Wer hätte in ganz Klein-Tibet so kunstvolle Charaktere auf Seidenpapier zeichnen können, als des Götzenfabrikanten Hali-Jong's geistreiche Tochter? In feine Baumrinde verstand Gylluspa mit einem silbernen Stifte die artigsten Gemälde von Vögeln, Blumen, Göttern zu ritzen; sie malte mit einem dreihärigen Pinsel auf geglättetes Holz und hatte viele Bilder, die in den fernsten Gegenden als vom Himmel gefallen angebetet wurden, mit ihrer seltenen Kunstfertigkeit geziert. Was soll ich von dem Scharfsinne ihres Geistes, von der Feinheit ihrer Rede sagen? Sie wußte die Sagen der Götter schon in ihrem zehnten Jahre zu erzählen, in ihrem zwölften zu besingen, in ihrem vierzehnten war sie Meister in der Fertigkeit, die alten Dichtungen eben so geläufig von hinten herzusagen, als sie es schon vor vier Jahren von vorne konnte. Auch die Gabe der Verse fehlte diesem seltenen Kranze von Tugenden nicht. Sie wußte mit dem Sloka, den die tibetanische Poesie aus Hindostan adoptirt hatte so vortrefflich

umzuspringen, als nur je Valmiki oder der baierische Lieutenant Graf Platen. Ihre Bilder ließen an Präcision nichts zu wünschen übrig. Den Muth verglich sie mit einem großen wilden Hunde, die Nachgiebigkeit mit der biegsamen Pflanze Pia, den Anlauf des Kampfes mit der Angst der Geburtswehen und die Stärke mit dem Felsen Fataufatau. Wann das Laub von den Aesten fiel und das große Herbstfest Mullaum eintrat, dann sang man in Paro nach den althergebrachten heiligen Weiheliedern stets die Dichtungen, die aus Gylluspa's kunstreicher Rohrfeder geflossen waren. Nie ist der Kampf des Durga mit Sumnu Sum, dem Haupte der Racusses, schöner beschrieben worden, als von ihr.

Was ist aber alles dies gegen den Zauber ihrer äußern Erscheinung, wenn die Jünglinge aus der Hauptstadt Tassissudon kamen und die Männer von Paro beneideten, daß sie in dem ewigen Anschauen einer solchen Schönheit leben konnten? Gylluspa besaß alle die Körperreize, die für den Mittel-Asiaten so unwiderstehlich sind. Das dunkle schwarze Haar in zwei mächtige Zöpfe geflochten, die tief herabhängend am untern Ende mit Korallenschmuck, Türkissen, Seemuscheln geziert sind. Oben verband sie ein scharlachrothes Tuch, das geschmackvoll auf dem schönen Kopfe befestigt war. Für die Augen einer Tibetanerin fehlt es den Europäern vielleicht an Empfänglichkeit, aber die künstliche Richtung, die ihnen früh nach dem Ohre zu gegeben wird, macht auf den Eingebornen einen um so stärkern Eindruck, je kürzer die Entfernung zwischen dem Augenwinkel und der Ohrtrommel ist. Vielleicht liegt in dieser Annäherung die symbolische Lehre, daß namentlich die Frauen auf nichts hören sollen, was sie nicht auch zu gleicher Zeit mit ihren Augen wahrnehmen.

In allem Uebrigen entsprach Gyllușpa den Anforderungen, die der verwöhnteste Europäer an eine Grazie nur machen darf. Regelmäßig gezeichnete starke Augenbrauen, lange Wimpern über den Sternen, blendende Zähne, ein schlanker, unmerklich mit dem Nacken sich verschmelzender Hals, ein hoher Wuchs und ein Fuß, der sich von der in Tibet einreißenden chinesischen Mode des mumienartigen Verkümmerns desselben gänzlich frei erhalten hatte. Würde man das Bild der jetzt auf einem Löwenfelle hingestreckten Nymphe gezeichnet haben, so durfte der Künstler hinter den Vorhängen die versteckten Amoretten nicht vergessen, die sich an dem Anblick dieser Formen, an dem leisen, schwellenden Athmen des hingegossenen Körpers wonnetrunken weideten.

Ungeachtet Gyllușpa nach der beschwerlichen Reise und dem ungewohnten Ritte der Ruhe bedürftig war, so umschlangen sie doch die Arme des Traumgottes nicht so fest daß sie hätte einschlafen können. Gaukelnde Bilder zogen an ihrer Seele vorüber und verscheuchten die Genien, die auf ihren Augenliedern ruhen wollten. Die Erscheinung der Sunneassers und der Tanz des jungen Schamanen hatten den lebhaftesten Eindruck auf sie gemacht und in ihr Erinnerungen geweckt, an die sich eine lange Kette von Klagen und Seufzern schloß. Sie richtete sich von ihrer Decke auf und, das Haupt in ihre Hand legend, sann sie den Zufällen nach, die ihr junges Leben betroffen und die schönsten Hoffnungen desselben zerstört hatten. Dieser Tänzer ließ sie wieder einen Augenblick in das Paradies blicken, das sie auf ewig für sich geschlossen glaubte; sein leidenschaftliches Auge, seine kräftige Gestalt, die finstere Stirn, das Meisterstück seiner bewunderten Kunst erinnerten sie lebhaft an frühere ver-

schwundene Tage, wo sie den Schamanen in der Nähe eines ihr Theuren und nach seinem Verlust Unersetzlichen gesehen hatte. War es der nicht, den sie glaubte, so ließ sich jetzt die Geschichte der Vergangenheit, die in der stillen Einsamkeit der Nacht an ihr vorüberzog, nicht mehr dämmen, sondern eine Erinnerung erzeugte die andere; immer neue Hüllen sprangen ab und zeigten neue, die sich wieder zu andern Betrachtungen lösten, und zuletzt ein schwaches, verwundetes, gepeinigtes Herz zurückließen.

Ein dämmernder, halbwacher Traum legte sich endlich auf Gylluspa's brennende Augen, aus dem sie zuweilen durch die tiefen Seufzer ihres Vaters, die aus dem dritten Zimmer bis zu ihr drangen, geweckt wurde. Sie träumte von den Tagen ihrer ersten Jugend, die sie mehr auf dem hohen Schlosse von Dukka Jeung verlebt hatte, als in den geräuschvollen Werkstätten Hali-Jong's. Sie träumte von den kindischen Spielen, die sie mit Maha Guru und seinen Brüdern getrieben, von den tausend Belustigungen, die sie als Kinder entzückten und die erst dann aufhörten, als Maha Guru nicht mehr in die Lieder einstimmen konnte, weil seine Stimme männlicher wurde und in der Uebergangsperiode nur rauhe, unmelodische Töne von sich gab. Ihr Herz pochte stärker, als sie der einsamen Wanderungen in den Eichen- und Buchenwäldern um Dukka Jeung gedachte und der trauten Gespräche, der Ahnungen einer künftigen heißen Leidenschaft; wie Maha Guru's zweiter Bruder sie oft überraschte, wenn das zärtliche Paar sich an einen einsamen Ort begeben hatte, um sich von den Göttern, von den Thieren, den Pflanzen, Steinen, von der Seele, von den Gefühlen des Herzens zu unterhalten. Wohin war jetzt Maha Guru, der geliebte Lehr-

meister, gerathen? Wohin seine Brüder? Sollte sich Gylluspa nicht getäuscht haben, wenn sie in dem jungen Schamanen eine Aehnlichkeit mit dem ältern Bruder finden wollte?

Diese Fragen konnte sie sich nur wachend aufwerfen, denn Hali-Jong hatte einen so unruhigen Schlaf, daß er sich im Traume wälzte und streckte und zuweilen laut sprach. Ihre Phantasie führte ihr dann neue und doch immer wieder die alten Bilder vor. Sie träumte sich in der großen Götzenhalle von Dukka Jeung, wie sie mit Maha Guru vor das Bild des Dewta Tschugtschu die heilige Lotospflanze stellte, die er im Teiche gebrochen; wie sie sich niederwarf, wie es ihr dann däuchte, als sei Maha Guru an die Stelle des Dewta Tschugtschu getreten und werde von ihr an seinen glänzenden Füßen mit andächtigster, liebeseligster Hingebung geküßt. Es rauschte der Vorhang, der vor dem Fenster hing und der Halle ihr geheimnißvolles Dunkel gab; sie wandte sich im Traume um und erblickte den Schamanen, wie er das Gewebe zurückbog und durch die Oeffnung stieg, um den Götzen umzustürzen; da rief Hali-Jong seufzend: „um zwei Linien verfehlter Proportion den Feuertod!" Sie erwachte. Sie hatte mit offenem Auge geträumt; denn bis auf Maha Guru, den Götzen Tschugtschu und die Lotospflanze hatte ihr die Phantasie nur Wirkliches gezeigt. In der That, an dem Vorhange des Fensters zeigte sich das dunkle Antlitz des Schamanen.

Ein Mädchen, im Schlafe von einem Manne überrascht, wird immer zusammenschrecken, sie mag am Orinoko, an der Spree, an der Hudsonsbai oder auf den Voralpen des Himalaya geboren sein. Aber das Indecente eines solchen Besuchs kann man nur in Tibet so rasch vergessen. Der Fremde

blieb auch dies nicht länger für Gylluspa. Als er ihr zugerufen hatte: „fürchte dich nicht, du Taube von Paro!“ und der Mond seine Strahlen auf das blasse, ernste Antlitz des Besuchers fallen ließ, da erkannte sie die Wahrheit ihrer Vermuthungen, folgte ungesäumt der Aufforderung des Schamanen, in die Mondnacht hinauszusteigen, und sprang, freudig über dies unverhoffte Wiederfinden, von ihrem Löwenfelle auf. Einen langen persischen Shawl um ihre schönen Glieder werfend, stieg sie mit Hülfe ihres Begleiters die Leiter herab.

Der Schaman hatte seine abenteuerliche Tracht abgelegt und sich in einen weiten dunkelrothen Mantel gehüllt. Wie ernst auch seine Züge blieben, so war die Freude des Wiedersehens doch in ihnen unverkennbar. Er schloß Gylluspa zärtlich in seine Arme und hörte lange nicht, daß sie ihn schon mit tausend Fragen bestürmt hatte, die auf nichts zurückkamen, als auf seinen jüngern Bruder Maha Guru. Der Bruder wich diesen Fragen aus, vertröstete sie auf baldigen Bescheid und sagte: „Soll ich von Hoffnungen früher sprechen, meine Gylluspa, als von dem Wesen, das sie noch hegen kann? Was erwartest du in Lassa? Was wird dein Vater zu seiner Vertheidigung thun können?“

Gylluspa blickte den Schamanen betroffen an. „Du zweifelst an dem glücklichen Erfolge dieser Reise?“ sagte sie. „Du warst in Lassa, man kann das Verbrechen meines Vaters nicht größer machen, als es ist, und die Strafe nur im Verhältniß zur Geringfügigkeit seiner Schuld verhängen.“

„Du hältst deine Wünsche für die gewissesten Erfolge,“ war die wenig beruhigende Antwort. „Die Feinde deines Vaters werden mächtig sein, wenn seine Freunde ihn auf einen Moment aus dem Auge verlieren.“

„Was Feinde? Was Freunde?“ entgegnete ungläubig Gylluspa; „es ist der Vorwurf seines Verbrechens selbst, der ihn schützen muß. Die erleuchtete Weisheit der Hohenpriester von Lassa wird den Knaben nicht verdammen, wenn ihm sein Ball in einer andern Richtung fliegt, als die er beabsichtigte.“

„Diese Weisheit, meine kluge Freundin, ist dem Knaben um so gefährlicher, je erleuchteter sie ist.“ Doch setzte der Zweifler hinzu: „Ich will deine Besorgnisse nicht vermehren, weil in Einem Falle nichts zu fürchten ist. Denn so lange der Regent, der die Stelle des Dalai Lama bis zu seinem Wiedererscheinen im Fleische vertritt, noch unter den Lebenden ist, läßt sich nur eine billige Gerechtigkeit erwarten. Diesen Fall wird das gütige Schicksal binnen einem Monate noch nicht aufheben. Und kommt er wieder, der Herr der Welten, und würdigt die Völker, ihre Gestalt anzunehmen —“

Der Schaman beendigte diesen Perioden nicht, sondern beschloß ihn mit einem leisen, fast spöttischen Lächeln. Gylluspa konnte darin nur eine Beruhigung finden; denn mußte sie nicht schließen, daß Niemand die bösen Gedanken von den unschuldigen besser zu trennen wüßte, als der Gott, welcher den Schlüssel zu allen Herzen hat? Sie ging einen Augenblick schweigend neben ihrem Begleiter, um die Frage nach dem Schicksale seines Bruders nicht zu rasch an das ihres Vaters zu reihen; aber er erleichterte ihr den Uebergang. Sie standen hinter den Gärten des Dorfs, die von blühenden Himbeerhecken eingefriedigt waren und einen würzigen Duft in die stille, nächtliche Gegend, die in diesem Thale und unter der Beleuchtung des Monds den wilden, schroffen Charakter gänzlich verloren hatte, ausgossen.

Der Schaman zog Gylluspa an seine Brust, küßte die nicht Widerstrebende und begann sein Loos zu beklagen, das ihn und die Brüder von Dukka Jeung entfernt und in eine von der alten Einsamkeit so verschiedene Laufbahn geworfen hatte. „Dennoch, Gylluspa," fuhr er fort, „haben wir dich nie aus den Augen verloren. Ich war oft in deiner Nähe und belauschte dich in den Beschäftigungen, die an die Stelle unserer frühern Spiele getreten waren. Ich suchte die Orte auf, die alle durch deine Fußtapfen geheiligt waren, und brachte Kräuter, Gräser, Blumen zu den Brüdern zurück, die, wenn sie welk waren, von Maha Guru's Thränen wieder erfrischt wurden."

„Aber warum verbergt ihr euch? Warum verließet ihr plötzlich Dukka Jeung? Warum kehrte Maha Guru nicht wieder zurück?"

„Mein Bruder? Er kann in den irdischen Wohnungen nicht mehr wechseln, weil er sie alle verlassen hat."

„Er ist todt?"

„Er lebt und ist doch gestorben! Erst dann wird er sterben, wenn er zu leben wieder anfangen wird."

„Du sprichst in Räthseln, die ich nicht lösen kann."

„Wer, meine Gylluspa, hat je die Windungen der Räthsel verfolgen können, die sich auf dem Simnu, dem Götterberge, angelegt haben? Maha Guru ist das Räthsel der Welt, Niemanden verständlich, als ihm. Du fragst, wo du ihn findest? Ich hab' ihn in meine Arme geschlossen, ihn mit meinen Liebkosungen bedeckt; und lagen dann Hunderte von Felsenspitzen zwischen mir und seinem Nachtlager, da ich ihn in der Frühe gesehen, so hatt' ich ihn noch immer in meiner Nähe. Die duftige Staude an der Felswand, was ist sie?

Ein süßer Hauch seines Mundes. Die sprudelnde Quelle, die sich durch die Steinritze drängt, was trink' ich an ihr? Das Athmen seines göttlichen, seligen Lebens. Der Vogel in der Luft, der Mond am Himmel, die Tag- und Nachtgleiche, ein Stück wollenes Zeug, was hab' ich daran? Alles, was da ist und sein wird; ich bin der Zwillingsbruder aller Dinge. Gylluspa, deine Augen, deine Wangen, dein dunkles Haar — sie sind nicht dein, sie sind Maha Guru's, du selbst bist sein Ebenbild, das ich anbetete. Der Bruder sinkt vor dem Bruder in den Staub. O großer König, gib mir deine Liebe!"

Gylluspa erschrack vor dieser wahnsinnigen Irr-Rede und wehrte den Schamanen ab, der vor ihr niedergefallen war und den äußersten Saum ihres Shawls berührte, als gält' es den Pantoffel des Papstes zu küssen. Sie flehte und beschwor ihn, seine Besinnung zu sammeln und seines enthusiastischen Irrthums mächtig zu werden. Der Niedergesunkene erhob sich, seine Feierlichkeit war verschwunden und er sagte: „Freundin, das ist das Räthsel Maha Guru's, das du selbst für unauflöslich erkennen wirst. Ziehe in Frieden mit deinen Vätern gen Lassa! Sind Hali-Jong's Götzenbilder auch in der Form, die er ihnen eigenmächtig gegeben hat, göttlicher Kraft und Gewalt, so werden sie den Meister, der sie geschaffen hat, in ihren Schutz nehmen und sich damit selbst den Stempel ihres göttlichen, unantastbaren Rechtes aufdrücken. Sei unbekümmert um die Zukunft deines Vaters und um die deinige, selbst dann, wenn die Priesterschaft für ihren Wahnsinn ein Opfer haben will! Maha Guru? Du wirst ihn wieder finden. Die Strahlen einer großen Sonne werden in Lassa dein Auge blenden."

Gylluspa weinte, denn sie war unfähig, aus allen diesen verworrenen Aeußerungen, hinter denen eine unläugbare Wahrheit verborgen liegen mußte, einen Schluß zu ziehen, der ihr verständlich gewesen wäre. Ihr Scharfblick, der sich in so vielen Fällen bewährt und ihr den Ruf einer Turandot verschafft hatte, scheiterte an der Rede und dem seltsamen Benehmen des Schamanen. Dieser geleitete sie wieder zur Leiter, die in ihre Kammer führte, zurück, brach eine Lilie, die am Wege stand, und verließ sie mit den geheimnißvollen Worten: „Ich habe nur einen Staubfaden aus dem Kelche dieser Blume gerissen. Befeuchte sie mit dem frischesten Thau und dennoch wird sie morgen todt und welk in deiner Hand liegen."

In dieser Art von Räthseln war Gylluspa erfahrner, sie beschloß darüber nachzudenken, während schon der festeste Schlaf ihrer Erschöpfung zu Hülfe kam. Der Schamane kehrte unter die fest aufgepflanzte, schnarchende Horde der Sunneassars zurück; er allein durfte sich zu Boden legen, weil er weder Geistlicher, noch Büßender war.

Endlich brach der Morgen an, von dem Hali-Jong wohl wußte, daß mit ihm der jüngste Tag seiner Freiheit gekommen war. Mit dem Abend dieses Tages zog man in Lassa ein und über Nacht schon konnte das peinliche Verfahren der tibetanischen Inquisition seinen Anfang nehmen. Er ließ Alles um sich geschehen. Sonst gewohnt, nichts unbeachtet zu lassen, jeden Sattelgurt zu prüfen, an jeder Arbeits-Verrichtung seiner Diener etwas zu tadeln, hier etwas höher, dort etwas tiefer geschnallt, hier etwas offen, dort etwas bedeckt zu wünschen, sah er heute in die Welt, die ihn verrathen hatte, mit gläsernen matten Augen hinein. Er be-

merkte Alles und bemerkte Nichts. Er ließ minutenlang sein Auge auf Gylluspa ruhen und hätte mit derselben Zärtlichkeit den Schweif seines Pferdes ansehen können; denn er unterschied nichts mehr. Die Dinge hatten ihre Umrisse, die Umrisse ihre Farben verloren; er war von einem grauen Nebel umhüllt und sank in seine eigene Ohnmacht hin. Die Brüder mußten ihn auf den Sattel setzen, die Reitgerte in seine Hand legen und ihm sogar ihren Mund leihen, um dem Pferde das Zeichen des Abmarsches zu geben.

Die Polizei ist nicht immer die nothwendige Folge des Despotismus. Wo die Völker für Fesseln, die sie tragen, kein Gefühl und keinen Zorn haben, da bedarf es keiner Zwangsmittel, keiner Trabanten, die den Leib des Herrschers und den Geist seiner Gesetze bewachen. In Europa lodert die Freiheitslust am hellsten und wir besitzen die organisirteste Polizei: die türkische steht schon auf einer niedrern Stufe, weil sie weniger zu thun hat: die tibetanische —? Diese existirt gar nicht, obschon der Despotismus der dortigen Hierarchie für uns unerträglich wäre. Wir sehen da einen Verbrecher in ruhiger Ergebung und Erwartung einer Leibes- und Lebens-Strafe nach dem Orte seiner Verurtheilung hinpilgern, ohne vorgeschriebene Reiseroute, ohne Ablieferung an die Behörden, ohne Commissäre, ohne Gendarmen und requirirte Bauerwagen. Der Gedanke einer Flucht kann in einem tibetanischen Verbrecherkopfe nie entstehen, weil die Hand Gottes, der Priesterschaft, überall ist, weil ihm Dalai Lama über dreißig Millionen Königreiche der Erde herrscht und weil die Geographie in diesem Lande eine noch unbekannte Wissenschaft ist. Man hat gesagt: verbreitet die Aufklärung und die Gerechtigkeit wird leichter verwaltet werden.

Jetzt lernen wir, daß nichts so sehr zur Vereinfachung der Polizeipflege dient, als die Beschränkung des Unterrichts. Wer von einem Hamburg und dem Dampfboote nichts weiß, wird keine Extrapost nehmen, um sich dahin mit untergeschlagenen Geldern aus dem Staube zu machen. Ich predige so loyale Lehren, daß ich mit Vergnügen sehe, wie sich die Polizei-Präsidenten beeilen, auf meine künftigen Schriften zu pränumeriren.

Hali-Jong's Stumpfheit rächte sich bald. Die Tangun-Pferde mit ihrem starken Halse, kleinen Füßen und kurzem Leibe sind zu kühn, als daß sie einer schläfrigen Hand gehorchten. Sein Roß bäumte sich, warf sich auf die Seite und lief dann mit einer Heftigkeit auf dem gefährlichen Pfade fort, daß sich jeden Augenblick ein Sturz in die Tiefe befürchten ließ. Sein Reiter verlor den Zügel, seinen spitzen Hut, seine Stellung und lag mit dem Rücken auf dem wilden Thiere, das die Zurufe und der Lärm der Nachfolgenden nur noch heftiger anspornten. Es war ein Anblick, der Lachen erregen konnte, wie der arme ungeschickte Reiter die erste Widerspänstigkeit zu zügeln versuchte, dann sich verloren gab, die Beine in die Luft streckte, die kläglichsten Schreie ausstieß, sich mit den Händen rückwärts am Schweif des Thieres zu halten suchte und endlich, um seine Anstrengungen zu krönen, zur Erde fiel. Glücklicherweise geschah diese Trennung von dem wilden Pferde einen Augenblick früher, ehe es in die Tiefe stürzte und zerschmettert den Abgrund erreichte. Der bleiche, zitternde Hali-Jong blickte seine nachgeeilten Gefährten mit bewußtloser Miene an; auf der Gränze zwischen Tod und Leben befindlich, setzte ihn jede Gefahr in Zweifel, ob er dem einen noch angehöre oder dem andern

schon verfallen sei. Nur die Bemühungen seiner Brüder, der Anblick des zerschmetterten Pferdes, die Zurichtung eines neuen, gaben ihm die verlorne Besinnung wieder. Er faßte diesmal die Zügel fester und begann wieder einige Worte von sich hören zu lassen, womit er seine besorgte Familie über Alles erfreute.

„Die Ereignisse dringen auf mich ein,“ sagte Hali-Jong; „ich kann mich allmälig daran gewöhnen, ihnen zu unterliegen.“

„Die Gnade der Götter muß groß sein über dir;“ entgegnete der erste Bruder.

„Dein Glück ist mächtiger als alle die Zufälle, die es bedrohen,“ der zweite.

„Man konnte nicht dem Verderben näher sein, wunderbarer nicht gerettet werden,“ der dritte.

Diesen Bemerkungen ließ sich nichts entgegen stellen; denn Hali-Jong fühlte sich gesund und wohlbehalten in seiner Haut. Er fühlte auch die Beziehung, welche die Brüder ihrem Erstaunen auf die bevorstehende Katastrophe von Lassa gaben; aber hier schien es ihm Vermessenheit, den Willen des Schicksals günstig deuten zu wollen.

„Nein, meine Brüder,“ sagte er; „ich bin den Göttern als ein Opfer bestimmt, das sie jetzt nur gerettet haben, um später seiner desto gewisser zu sein. Ich trage mich nicht mehr mit schmeichelhaften Erwartungen. Mein Leben hat die göttliche Ordnung der Welt gestört, gleichviel ob die verbrecherische Proportion ein Werk meiner Blindheit oder meiner Vermessenheit oder meiner Unvorsichtigkeit gewesen ist; deshalb muß ich durch meinen Tod dafür sühnen. Dies ist

ein alter Brauch, den wir nicht antasten wollen, weder mit Werken, noch mit unsern unheiligen Worten."

Die abergläubischen Brüder wagten gegen solche Schlußfolgen nichts einzuwenden; sie vermochten sich nicht in Hali-Jongs Seele zu versetzen, der alle seine Beweisführungen nur deßhalb machte, damit man sie widerlegen sollte. Und da dies Niemand konnte, die Brüder vielmehr dumm und verdutzt schwiegen, so fuhr der Arme fort: „Ich habe mein Haus bestellt. In meinen letztwilligen Verfügungen ist nichts enthalten, das eines frommen Lamaiten unwürdig wäre. Mein Vermögen ist in zwölf Portionen getheilt, von denen ich acht für euch, meine Brüder, und für dich, Gylluspa, die Tochter eines unwürdigen Vaters zurück gelegt. Mit dem übrigen Drittel will ich mir die Gnade erkaufen, daß meine Seele nicht in die Luft verschwindet, sondern bei ihrer Wanderung erhalten wird. Ach! möchte mich der große Lama dessen würdigen, daß ich einst in einem fremden Leibe, und sei es in dem eines Hundes oder einer Katze, Ruhe finde! Alle meine Lämmerheerden opfr' ich dem Kloster in Tassissudon, sollt' es mir da nicht vergönnt werden, in die Wolle eines bis jetzt noch ungebornen Schafes zu wandern? Die Früchte meines Obstgartens bestimm' ich für den Zempi von Bukadewar, für einen heiligen Mann, dessen Bitten die Götter noch nie etwas versagt haben. Meine Kleider vererb' ich für zehn Pilgrime, die für mein Seelenheil sich im Ganges baden sollen, und für zehn andere, die neun Jahre und einen Tag auf einem Bein stehen und kein Wort von ihren Lippen verlieren sollen. Endlich setz' ich eine Anzahl Lämmerfelle, persischer Shawls und chinesischer Seidenzeuge zu dem Zwecke aus, daß ein neues Handbuch für Ciseleurs in den

Götzenmanufakturen geschrieben wird, um sie über die Distanzen einer dogmatischen Nase und eines kanonischen Mundes, kurz über ihr Seelenheil aufzuklären. Für dies Alles verlang' ich nichts, als daß die Götter, wenn sie auf dem Simnu über meine Seele Rath halten, sie nicht zur Verflüchtigung in den endlosen Aether verdammen; (ach, ich fühle die Pein einer solchen Strafe!) sondern ihr einen seligen Uebergang in ein neues Leben verleihen möchten und sei es in den Körper einer Maus oder in das Gehäuse einer Schnecke." Auch den Brüdern lief es kalt über den Rücken, als Hali-Jong von der Verflüchtigung in den öden, leeren Raum sprach, und selbst Gylluspa legte flehend ihre Hände zusammen und murmelte still ein Gebet, daß sie ein Vogel in der Luft sein möchte, um vor Maha Guru's Fenster zu singen, oder eine Schwalbe, um ihm die Fliegen aus der Stube wegzufangen. Dann aber richtete sie ihr schönes Haupt auf und sprach in Worten, die süß an das Ohr ihres Vaters klangen: „Vor allen Dingen, du Guter, bittet dich die, welche die Tochter ihrer Mutter ist, auf den Tritt deines Rosses zu sehen und die Zügel, wenn die eine Hand müde ist und du die andere brauchst, nicht immer zu lang zu fassen. Dann aber fordert sie dich auf, die Wolken, die sich in den Furchen deiner Stirn gelagert haben, durch einen heitern, vertrauenden Blick in die Zukunft zu verscheuchen. Hätt' ich dich zum Tode begleitet, so würdest du auf meinen Thränen nach Lassa geschwommen sein. Aber ich folgte dir, um deinen Triumphzug zu genießen, der großen Rechtfertigung, welche dir geschehen wird, beizuwohnen. Nein, mein Vater, du stehst unter dem Schutze deiner Unschuld und einer Gerechtigkeit, welche sie anerkennen wird. Nicht

auf deine Vertheidiger, sondern auf deine Richter vertraue! Die Weisheit des Regenten ist allen Ländern auf den Flügeln des Rufes bekannt, deine Sache hat, noch ehe du vor deinen Anklägern stehst, eine seltene Berühmtheit erlangt und alle Welt sieht hin auf die Entscheidung, die eine weise Mäßigung ihr geben wird. Du hast die heiligen Schriften nicht gelesen, aber eine Ahnung ihrer Grundsätze hat mich durchdrungen. Glaubst du, daß ich es nur in meiner Demuth weiß, was sie über den Gebrauch der Gesetze lehren? Kleingläubiger Thor, der Stellvertreter des Lama führt die Wage der Gerechtigkeit; und wenn du in die eine Schale alle Beschuldigungen, die dich getroffen haben und alle Vergehen, die ihnen einen Schein von Wahrheit geben, legst, so wird sie dennoch leichter sein, als in der andern die Billigkeit und die Mäßigung, welche unsere alten Lehrer den Gesetzgebern zur Pflicht gemacht haben. Auf die Tugenden des Regenten baue deine Hoffnungen!"

Hali-Jong war gewohnt, die Worte seiner Gylluspa wie die Weissagungen einer Seherin zu verehren. Die Erwähnung des Regenten öffnete ihm einen ganz neuen Kreis für seine Combinationen und, um darin völlig sicher zu sein, suchte er noch den letzten Zweifel zu zerstören: „Meine Tochter," entgegnete er, „was ist die Mücke auf dem Ohre des Elephanten? Kann der, welcher das Auge des Weltalls vertritt, von einem Sonnenstäubchen geblendet werden? Die Gylongs von Lassa haben mich vor ihren Richterstuhl gezogen, sie werden meine Berufung auf den Regenten verwerfen."

„Aber der Regent ist von deinem Handel unterrichtet und es ist seinem Amte und seiner Tugend gemäß, darüber zu wachen, daß er nicht zu deinem Nachtheile geschlossen wird."

Gylluspa's Beredtsamkeit konnte Hali-Jong unmöglich widerstehen; denn die Brüder schlugen die Hände über ihren Häuptern zusammen, sich hoch verwundernd über die Worte, die aus des Mädchens Munde kamen. Der alte Neuerer und Ketzer wider Willen setzte sich in aufrechte Positur und und stachelte sein Pferd mit sichtlichem Wohlgefallen über diese neue Ansicht seines bedenklichen Verhältnisses.

Die Weiterreise ging ohne Hindernisse von Statten. Lassa liegt in der Ebene. Die Reisenden würden diesen heiligen Sitz des verkörperten Gottes schon in der Ferne gesehen haben, wenn die einbrechende Dunkelheit sie nicht daran verhindert hätte.

Unter Hali-Jong's Dienern befand sich einer, der die Gegend von Lassa selbst kannte und vor Jahren schon einmal die Seligkeit empfunden hatte, dreitausend Schritte vom Palaste des Dalai Lama die Erde mit seiner Stirn zu berühren. Dieser hatte seinem Herrn so viel von dem Anblick, den die heilige Residenz in der Ferne gewähre, erzählt, daß Hali-Jong darin eine wehmüthige Vorbedeutung sah, es nicht so anzutreffen. Statt der goldenen im Sonnenscheine glänzenden Spitzen und Thürmchen, die in der Erzählung des Dieners die erste Spannung erregten, erschien unsern Reisenden nur eine finstere Nacht, in der sich nichts natürlicher zu verbergen schien, als das Verderben, der Tod. Hali-Jong war in solchen Auslegungen und Deutungen ein unübertrefflicher Meister.

„Täuschen mich meine Augen nicht," sagte einer von seinen Brüdern, „so flimmert weit über diese rabenschwarze Finsterniß ein dämmernder, beweglicher Lichtstreifen."

„Wo? wo?“ rief Hali=Jong, dem eine solche Erscheinung nur fehlte, um in seiner Symbolik günstigere Resultate zu finden; „ich sehe nichts. Das ist Alles schwarz ohne Unterschied: Schatten ohne Licht.“

„Hili=Jong hat wahr gesprochen,“ bemerkte Holi=Jong; Heli=Jong sagte auch, daß Holi=Jong dem Hili=Jong ein richtiges Zeugniß gegeben hatte.

„So will ich doch erblinden,“ rief Hali=Jong, der ein schwaches Auge hatte, und richtete sich dabei von seinem Sattel so in die Höhe, daß er bald übergestürzt wäre. „Ihr müßt durch weiße Gläser sehen oder Fries an euren Augen haben. Sagt mir nur nicht, daß kein Schwarz ist, was verderbenschwanger vor uns liegt. Gylluspa, mein Kind, Falkenauge, was siehst du?“

Gylluspa, die sich in süße Träume und in die nahen Ueberraschungen von Lassa gewiegt hatte, bestätigte jetzt die Aussage ihrer übrigen Väter, von deren Richtigkeit sich auch zuletzt Hali=Jong überzeugen mußte.

Ein Lichtmeer wogte in der Ferne über dem dunklen Raum. Der Wiederschein einer Flamme konnte diese Beleuchtung nicht sein, weil sie ungeachtet eines heftigen Zugwindes sich nicht flackernd bewegte, sondern in derselben ruhigen, weder zu= noch abnehmenden Lage und Stärke verblieb.

„Wir haben vor Kurzem erst das Frühlingsäquinoctium gefeiert,“ sagte Hali=Jong, sich nachdenklich über die Stirne fahrend; „der Sommer kann nicht aus dem Kalender gestrichen sein; aber es scheint fast, als feiere man in dem heiligen Lassa das Todtenfest früher als in Tassissudon. Wäre das nicht auch eine Neuerung?“

„Es müssen andere Ursachen zu dieser Beleuchtung sein,“ sagten die Brüder und Gylluspa fügte hinzu: „Wir stoßen in Lassa auf ein großes Unglück; die Stadt ist in Trauer. Hört, welche Klagetöne durch die Luft dringen!“

Den Reisenden war der Weg versperrt. Heulende Banden zogen über die Straße, schlugen mit entsetzlichen Gebärden auf ihre Rücken, zerrauften das Haar und stießen Töne aus, die mit dem schmetternden, zerreißenden Schalle ungeheurer Metallbecken in grausenerregender Disharmonie standen. Der Reisezug mußte sich dicht zusammendrängen, um von den schwärmenden Haufen nicht auseinander getrieben zu werden. Hali-Jong, der es seiner Frömmigkeit für angemessen hielt, in den Ausdruck eines so gränzenlosen Schmerzes auch mit seiner Stimme einzufallen, war in der peinlichsten Verlegenheit, weil er nicht wußte, über wen er dies tiefe Wehe anstimmen sollte. Er fragte links und rechts; aber entweder hatten die Angeredeten vor dem entsetzlichen Lärm das Gehör verloren oder sie verstanden den butanischen Dialekt nicht, oder sie hüteten sich, einen Augenblick in ihrem Geschrei inne zu halten.

Hali-Jong sah, daß es einer ungeheuern Klage galt, er besann sich nicht länger, sammelte alle Kraft, die in seinem ausgetrockneten Körper zu finden war, füllte die Luftröhre mit allem Winde, der sich nur in ihm auftreiben ließ, und stieß diese Masse mit einer so fürchterlichen Vehemenz von sich, daß sein Roß zusammenschreckte und mit ihm einige verdächtige Sprünge machte. Es war ein Instinct, der ihn trieb, in diese unbekannte Trauer mit einzufallen und nur die besorglichen Bewegungen seines Pferdes hielten ihn ab, noch einmal auf diese Weise seinem tiefgefühlten Schmerze Luft zu machen.

Endlich hatte sich der Haufe verzogen und die Reisenden gingen ungehindert durch das Thor der beleuchteten Stadt. Ueberall brennende Kerzen, Pechfackeln, Lampen; eine Illumination, wie sie an dem Geburtstage deutscher Fürsten nicht glänzender sein kann. Aber in Tibet ist die Illumination noch nie ein Ausdruck der Freude gewesen, sondern immer nur der Dolmetscher eines Schmerzes, der sich in Worten nicht hinlänglich wieder geben ließ. Das herbstliche Todtenfest wird auf diese Weise so gefeiert, daß ein Jeder zum Andenken seiner Geschiedenen Kerzen anzündet und sein Klagelied dazu anstimmt. Was war in Lassa geschehen, das seine Bewohner in solche Trauer versetzte?

Hali-Jong hatte schon längst in dieser Verwirrung die Besinnung verloren. Seine Brüder mußten wieder an seiner Statt handeln. Der in Lassa bekannte Diener führte die Reisenden an einen zur Herberge schon vorher bestimmten Ort; aber erst in dem Augenblick, als die Thiere in den Stall gezogen wurden und Hali-Jong am Arme seiner Brüder, von seinem Gastfreunde längst bewillkommnet, auf die Schwelle der neuen Wohnung getreten war, wußte er, was mit ihm geschah. Mit den Händen um sich schlagend, sprang er auf die Straße zurück und rief wie wahnsinnig: „Ihr Elenden! wollt ihr mich zu neuen Gesetzesübertretungen verführen? Ist euer Haus nicht unrein, wenn ich es mit dem Athem meiner verbrecherischen Seele verpeste? — Mein Nachtlager ist in dem Kloster der schwarzen Gylongs und zugleich mein Sterbelager, wozu sich Lassa schon mit einer Illumination vorbereitet.“

Bis auf den Schluß war Vernunft in dieser Rede, denn Hali-Jong hatte von seinen Anklägern den Bescheid erhal-

ten, sich bei seiner Ankunft in Lassa augenblicklich in das Kloster der schwarzen Gylongs zu verfügen und bei Todesstrafe keine andere Herberge zu wählen. Die Brüder erinnerten sich dieses Bescheids und Gylluspa, die über Nacht in keinem Mönchskloster bleiben durfte, weinte, daß sie den Vater verlassen mußte. Sie schlossen alle einen Kreis um ihn, begleiteten ihn an die Pforte des genannten Convents, durch die er nach tausend Umarmungen, tausend Wünschen und Versprechungen endlich verschwand. Die Uebrigen kehrten in die Wohnung des Gastfreundes zurück. Es war Hali-Jong's Commissionär, der auf seine Rechnung in Lassa den Götzenhandel trieb und ihnen jetzt seine Ställe, seine Speisekammer und seine oberen Stockwerke, die für Fremde leer standen, mit innigstem Vergnügen öffnete.

Drittes Kapitel.

Das Kloster der schwarzen Sylongs.

Hali-Jong war in eine Vorhalle getreten, die er zwar prächtig erleuchtet, aber Niemanden darin fand. Da war kein Vorübergehender, kein Pförtner, an den er sich hätte wenden können, sondern nur der Wiederhall einer religiösen Ceremonie, die, wie immer bei den Tibetanern, in einem übermäßigen, von den lärmendsten Instrumenten begleiteten Geschrei bestand. Er warf sich zur Erde nieder, um in dieser Stellung vielleicht einem Herantretenden aufzufallen und um die Dinge befragt zu werden, die er sich scheute, selbst zu offenbaren. Wie sollt' er sich auch ankündigen? Als einen Verbrecher, dessen That im ganzen Lande berüchtigt wäre? Oder sollt' er von seiner Jugend, seinem Vater anfangen, um zuletzt bis auf sein jetziges Geschäft zu kommen? Aber Niemand redete ihn an. Er stand wieder auf und maß ängstlich seine Schritte, die er nun über den Hof zu setzen wagte. Dieser war rings mit Lampen erhellt und in seiner Mitte brannten mehrere hochlodernde Pechschalen. Hali-Jong lauschte

an der Thüre, die zu dem innern Heiligthume des Tempels führte. Der alte Mann war so erschrocken von dieser Art des Empfangs, den er sich vorher nur über ihn herfallend, harpyenartig gedacht hatte, daß er in diesem Augenblicke sich mit Mühe darauf besann, ob der Lamaismus einem Laien den Eintritt in das Allerheiligste eines Klosters gestatte. Er schlug sich vor den Kopf, als ihm einfiel, zu wie viel hundert Malen er vor Mahamuni's Bilde im innersten Tempel von Tassissudon gekniet hätte und daß selbst den Frauen bei Tage erlaubt ist, in einem Mönchskloster zu verkehren. Er öffnete also unbedenklich die Pforte, bog den Vorhang, der das dunkle Vestibul von der Rotunde trennte, zurück und schwamm jetzt in einem Meere von Licht und aufgeschreckten Tonwellen. Welches andächtige Geschrei! Welches wehmuthsvolle Paukengelärm! Eine unabsehbare Menge von schwarzgekleideten Gylongs lag vor einem ungeheuren Götzenbilde, das blau und roth angestrichen, mit untergeschlagenen Beinen und die Fingerspitzen an die beiden Nasenlöcher gehalten, auf die Schreienden herabsah. Rings um es herum brannten unzählige Opferschalen und zwei erhöhete Estraden standen für die Musiker an seiner Seite. Aus sechsfüßigen Trompeten klangen Töne, die das Weltgericht hätten ankündigen können; die Kesselpauken und die Metallbecken, Gongs genannt, wurden dazu mit einer Präcision geschlagen, die auf eine tiefes Studium dieser Instrumente schließen ließ.

Hali-Jong wagte es nicht, zu den Mönchen hinabzusteigen, sondern er hielt sich auf der hölzernen Balustrade, die sich rings an der Wand des Gebäudes entlang zog und einem christlichen Chor ähnlich sah. Er trat nur mit den Fußzehen auf und hätte doch den marmornen Schritt des

Comthurs aus Don Juan haben können, ohne in diesem Gewoge gehört worden zu sein. Jetzt stand er dicht bei dem Kolosse, der die Gefühle der zahllosen Menge elektrisirte. Ein Blick, ein Kennerblick und Hali=Jong sank zu Boden, überwältigt von dem Gefühle, ein Kunstwerk von seiner Hand hier, in dieser Umgebung, unter diesen Umständen wiederzufinden! Ach, dieses Götterbild hatte er entworfen, er hatte die Proportionen gemessen und den Thon zu dieser Gestalt geknetet! Ach, es war einst ein Tag der Erwartung, ein festlicher Tag gewesen, als die siebenfach im Feuer geläuterte Mischung aus dem glühenden Ofen in die harrende, gebrannte Form hineinzischte und, aus zwei Theilen geschaffen, das hehre Götterbild dastand, nichts mehr erwartend, als blau und roth angestrichen, verkauft und angebetet zu werden. Alle Bewohner von Paro waren damals in die Manufactur gekommen und vor dem noch ganz frischen, dampfenden Götzen niedergefallen, eine Huldigung, die für den Meister zwar sehr schmeichelhaft war, ihm aber damals nicht behagen wollte, weil die Leute nichts dafür bezahlten und er gewärtigte, daß die Anbetung den Gott abnutzte und er dadurch als ein schon gebrauchter im Preise sinken konnte. Dies Alles stand jetzt wieder vor seiner Seele und er murmelte die stillen Worte vor sich hin: „Porungher, du treuer Freund deines Freundes, was muß ich dir danken für deine Sorgfalt, die mein schönstes Werk an diesen heiligen Ort verhandelte! Ach, hinfort wirst du meine Waaren nicht mehr zu so billigen Preisen — was sag' ich? du wirst sie gar nicht mehr verkaufen können, denn ich werde den Austritt aus diesen geheimnißvollen Hallen nicht erleben. Wie würdest du für mich gesorgt haben, wenn ich das freundschaftliche Anerbieten

deiner Herberge hätte annehmen dürfen! Da lieg' ich nun hier, wie ein zertretener Wurm, getrennt von meinen Lieben, die meines Rathes, meines Anblickes bedürftig sind. Wirst du auch für sie redlich sorgen? Wirst du ihnen nichts abgehen lassen? Wirst du ihnen nicht altes Mehl zu ihrem Thee geben? Werden sie Hammelfleisch so viel haben, als ihres Herzens-Begehr ist? Meine Gyllusya, daß ich deinen Trost entbehren muß! Wo streckst du jetzt deine weißen Glieder? Ist dein Zimmer von Ungeziefer rein? Hast du ein Kohlenbecken, um dich zu wärmen? Geliebtes Kind, weht auch kein Zugwind durch deine Ruhestätte und sitzen keine Motten in den wollenen Vorhängen?"

Eine plötzlich erneuerte furchtbare Explosion der frommen Andacht störte unsern alten Freund aus seinen grübelnden quälenden Fragen; er richtete sich auf, drückte sich an die Wand und sah, wie die Gylongs aufstürmten und sich eine Treppe zur Balustrade heraufdrängten. Dann wandten sie sich hinter dem Bilde weg und stürzten mit einem aufrührerischen Geschrei auf eine andere Stiege, die sie betraten, als gält' es, sie im Sturm zu erobern. Doch blieb eine große Zahl im Tempel zurück, die übrigen schienen eine neue Ceremonie beginnen zu wollen. Hali-Jong war, wie die Natur des Alters es ist, neugierig, und ging mit Vorsicht den sich Entfernenden nach. Die letzte Scene hatte ihm Muth eingeflößt; ein gewisser Stolz über die Ehrfurcht, die man seinem Werke erwies, war sehr verzeihlich und wir wünschen ihm denselben in einem solchen Grade, daß er anfinge, über sein Schicksal beruhigter zu werden. „Wie?" dachte er bei sich selbst, „kann ich mich nicht jetzt ohne Umschweife zu erkennen geben? Ich bin der Schöpfer eines Allmächtigen, der noch

vor Kurzem den Enthusiasmus dieser Männer in eine solche Wuth versetzte. Was hab' ich zu fürchten?"

Unter solchen Betrachtungen, die sein Herzklopfen zur Ruhe brachten, bestieg Hali-Jong die zweite Treppe, die ihn wieder in ein Vorzimmer brachte, das durch einen Vorhang von einem großen Saal getrennt war. Hier bot sich ihm ein neuer Anblick dar. Die Beleuchtung dieses Saales ging von einer sonderbaren Vorrichtung aus, die in der Mitte desselben angebracht war. Ein Herd von Backsteinen trug einen ungeheuren Kessel, der aus einer Höhlung in der Unterlage geheizt werden konnte. Der Rauch des Feuers ging an die Decke des Gemaches und fand durch eine Oeffnung an derselben, die den freien Himmel sehen ließ, seinen Ausweg. Der dämmernde Lichtschein, der sich von diesem einzigen Punkte aus über die Halle verbreitete, gab den versammelten Mönchen in ihren langen schwarzen Kutten, mit den todtenbleichen, von Kasteiungen zerstörten Gesichtern, ein gespenstiges, grausenhaftes Ansehen; dazu kamen die seltsamen Gebärden, die sie machten. Sie schlossen einen großen Kreis, gaben sich zu zweien die Hände und liefen, tausend Verwünschungen und heilige Flüche ausstoßend, um den lodernden Herd herum. Endlich blieben sie stehen, hoben ihre Hände empor und flehten alle Martern und Qualen auf einen Gegenstand herab, den sie mit euphemistischen Ausdrücken umschrieben und verdeckten.

Hali-Jong, in dem Dunkel, das sein Versteck war, begriff von dem Allen nichts. Das Räthselhafte dieses Schauspiels fesselte ihn und er ließ keine der Bewegungen unbeachtet, deren Verständniß ihn über den Sinn dieser tumultuarischen Procession hätte aufklären können. Ein Gylong brachte jetzt

einen großen Korb herangeschleppt, der mit unaufhölichen Anklagen und Vorwürfen in die Mitte des Kreises an den Herd gestellt wurde. Was enthielt er? Hali=Jong strengte sich an, darüber Gewißheit zu erhalten. Er wagte sich einige Schritte aus der schützenden Finsterniß hervor und wie schwach sein altes, an der Feueresse ausgetrocknetes Auge war, so gab es doch gewisse Dinge, die er in der entlegensten Ferne erkannte, die ihm schon durch ein Fernfühlen verständlich wurden. Es war kein Zweifel, daß dieser Korb mit Götzenbildern angefüllt war. Eine feierliche Stille trat ein. Ein Gylong, an dessen Mütze sich die Zeichen eines höhern Ranges erkennen ließen, trat mit Würde hervor, hob einen Gott aus dem Korbe, hielt ihn in die Höhe, wurde von den verdammenden Kehlen acclamirt und warf ihn in den siedenden Kessel.

Du unglücklicher Hali=Jong, wie grausam verfolgen dich die Wechselschläge des Schicksals! Noch von dem stolzen Bewußtsein getragen, der Beglücker einer seligen Menge gewesen zu sein, siehst du in demselben Augenblicke ein Strafgericht über die Werke ergehen, die von derselben kunstfertigen Hand geschaffen sind! Recke nur den Hals; ja, sie sind es, deine unheilvollen Fabricate, nach dem Willen der Priesterschaft auf dem ganzen Erdboden confiscirt und hier demselben Feuer übergeben, das ihnen einst das Leben einhauchte!

Und Hali=Jong erkannte sie alle, die Octav= und Duodez=Götter und die Götter im Taschenformat; er sah auf hundert Schritte den Stempel seiner Fabrik, der ihnen allen in einer hintern Gegend des Körpers eingedrückt war, und, ein Vater, der die eignen Kinder vor seinen Augen schlachten sieht, stieß er einen herzzerreißenden Schrei des Entsetzens aus. Die

Mitglieder dieses heiligen Autodafe's würden ihn nicht gehört haben, hätten sie gerade einen in den Schmelztiegel fliegenden Gott mit ihren Flüchen begleitet. So aber entlud sich Hali-Jong's beklommene Brust in demselben Augenblicke, als der Ketzerrichter einen neuen Unangemessenen in die Höhe hielt und auf die Neuerung der Nasen- und Mund-Bildung zeigte. Die Versammelten stoben auseinander, Hali-Jong wurde entdeckt, ergriffen und an den Herd geführt, um des Frevlers, der eine kirchliche Handlung zu stören wagte, ansichtig zu werden. Man zerrte ihn, man frug ihn, was er wollte? wer er sei? warum er sich hier einschleiche? warum er geschrieen hätte? und Hali-Jong, schon besorgend, daß der Meister seinen Werken in den Feuerpfuhl nachfolgen würde, fürchtete sich, auf alle diese Fragen zu antworten. Erst als der Oberpriester die unberufenen Schreier zurückgewiesen hatte, fielen aus Hali-Jong's Munde allmälig die Geständnisse in einzelnen, zerbröckelten Bruchstücken heraus. Er sagte mit erstickter Stimme, daß er der unwürdige Vorsteher der Götzenmanufactur von Paro wäre.

Dies war genug, um die leidenschaftliche fanatische Menge in die äußerste Wuth zu versetzen. Die Priester fielen wie die Henkersknechte über den unglücklichen Mann her, rauften an seinem grauen Haare, zerrissen seine Kleider, und schleppten ihn nach dem Befehle des Ketzerrichters im Triumphe davon. Das ganze Kloster war in Aufruhr und begleitete den Gefangenen in ein finsteres Gefängniß unter dem tausendfach wiederholten Ausrufe: „Er ist gerichtet, der Ketzer, der die Autorität des Lama und der Concile verworfen hat! Er ist gerichtet, der Verfertiger falscher Propheten!“

Viertes Kapitel.

Die chinesische Gesandtschaft.

Ki-Dsü-Dsching sagte: Es ist genug, daß der Weise Reinheit des Herzens besitze; was sollen die Complimente? Dsü-King antwortete: Wie beklag' ich deine Aeußerung! Vier Pferde könnten sie nicht von meiner Zunge bringen. Entblöße das Fell eines Tigers oder Pardels von seinen Haaren, und es hat nicht mehr Werth, als das eines Hundes oder Schafes! Nein! ohne Complimente keine Reinheit des Herzens.

Unsichtbar treffen der Leser und der Autor wieder zusammen in einer Halle, deren Anlage uud Ausschmückung so bezeichnend für den Charakter ihrer Bewohner ist, daß wir uns einer genaueren Beschreibung derselben nicht überheben dürfen.

Dieser Raum ist weit, aber nicht zu hoch. Den Fußboden bedecken kunstvoll gewirkte blumenreiche Teppiche, deren Muster sich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derselben; Drachen, von großen, riesenhaften Blumen umschlungen; kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hingen in reicher Anzahl

an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt sich zwei Stufen hoch eine Estrade, die von vier, einen Thronhimmel tragenden Säulen begränzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, sind aus Seidenstoffen und mit reichen schweren Fransen besetzt. Die Estrade selbst bildete ein Sopha, auf dem sich nach orientalischer Weise bequem zwei Personen mit untergeschlagenen Beinen niedersetzen konnten. Vor diesem Gefäß standen auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter von Seidenstoffen, die die Flamme umschlossen halten und durch die gefärbte Gaze ein sanftes Licht fallen lassen. Es war heller Tag und dennoch brannten im bunten Farbenspiel diese Leuchter, die zwar bei der sonderbaren Gattung von Fenstern, welche wir, aus dünnen, durchsichtigen Muscheln bestehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund sind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt ging.

Diener sind beschäftigt, dies Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuschüren, den Staub von den Gemälden zu wischen und kleine runde Tische aufzustellen, welche in einem Gesellschaftssaale nicht fehlen dürfen. Es ist noch früher Morgen, die Diener räuspern und recken sich und wie zänkisch sie sich auch untereinander begegnen, so unterließen sie doch nicht, bei der ersten Begrüßung sich zu fragen: „Hast du schon Reiß genossen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geschmeckt.“ In Hinterasien diese spaßhafte Begrüßungsformel zu verges-

sen, würde bäurische Sitte verrathen und dieselben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unsern guten Morgen und guten Abend nicht über die Zähne bringen könnten.

Ein Oberhofmeister brachte in alle diese Beschäftigungen eine gewisse Ordnung. Die Erwartungen von hohen Besuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar im kriegerischen Aufzuge überbrachte ein demüthiges Compliment und den Namen seines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem Papier, wo auf dem letzten Blatte ein kleines dreieckiges Stück Goldpapier befestigt war. Der Oberhofmeister verbeugte sich mit Anstand, nahm das Billet und eilte damit in ein neben anstoßendes Zimmer, um es von dem Herrn des Hauses öffnen zu lassen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte sich tief und sagte: „Mein Herr entbietet dem deinen seinen Gruß! Die Schwelle unsres Hauses wird frohlocken, wenn sie von den Zehen am Fuße deines Herrn nur die leiseste Berührung empfängt." Der Tatar verbeugte sich mit Anstand und eilte, seinem Herrn die Annahme des gemeldeten Besuches zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Besuch war unmittelbar vor seinem Eintreffen angekündigt und konnte in seinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauses folgte sogleich seinem Oberhofmeister, dem er sein Bewillkommnungsamt abnahm; denn die kleinste Verletzung des höflichen, für vornehme Leute passenden Ceremoniells würde ihm eine schlaflose Nacht gebracht haben. Dieser Mann trug eine kleine Calotte von gesticktem, seidenem Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war und ein kahles, mit einem mühsam gesammelten Zöpfchen versehenes Haupt bedeckte. Zwischen dieser Mütze und dem

langen violetten Kleide, das aus schwerem Seidenstoffe zur Erde rauschte; saß ein Antlitz, so beherrscht und abgeschliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß sich hinter dieser todten Maske eben so gut die größte Weisheit wie die verschlagenste Ränkesucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingestickt, in dessen Felde sich das sonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chinesischen Kleiderordnung werden daran sogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der sechsten Klasse Bekanntschaft zu machen. Dieselben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieser angesehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zusammensetzten und vorn ein silberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus seinem Stand, daß schwarzseidene Stiefel seine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn sie waren weit genug dazu) eine Anzahl Acten und ein vollständiges Schreibzeug versteckt hatte.

Schon seit einigen Minuten harrt in diesem Galla-Aufzuge der Herr des Hauses vor dem zweiten Portale seiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gast endlich vor dem dritten erscheine. Da ist er. Unser Mandarin sechster Klasse stürzt hinzu, hilft ihm aus seinem Palankin, ergreift seine linke Hand mit der Linken und schüttelt sie mit einer Grazie, die man gesehen haben muß, um sie beschreiben zu können. Aber was ist diese erste Begrüßung gegen die Artigkeiten, mit denen sich jetzt die beiden Leute überschütten? — Jedes Zimmer hat drei Eingänge, wer soll die Ehre, durch den mittleren zu gehen, erhalten? Unstreitig der Gast; aber dieser ist viel zu höflich und bescheiden, eine solche Aus-

zeichnung anzunehmen, er sucht vielmehr seinen Wirth hindurchzuschieben und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulassen? Unmöglich, dies wäre eine Verletzung der Etiquette, die seiner Natur ganz zuwider ist. Im Gegentheil bedarf es nur einer geschickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthüre zu schlüpfen und in demselben Augenblick schon die Hand des Gastes zu fassen, um ihn durch die mittlere Thür hineinzuführen, eine Ehre, die nun der Besucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und einer gewissen gemachten Scham annimmt.

Diese Scene wiederholt sich mit immer erneutem Wetteifer zu drei Malen, bis sich die Herren endlich in das Besuchszimmer hineinbekomplimentirt haben. Die Bedienten springen jetzt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es ist chinesischer Ton, daß der Wirth diesen saubern, lackirten Sitz, auf dem die Sorgfalt des Oberhofmeisters auch wohl kein Sonnenstäubchen geduldet hätte, erst mit einem Tuche leicht abwischt. Jetzt eilt auch er zu einem Sessel, aber wer wird sich auf den seinigen zuerst niedergelassen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des sich Niederlassens; man mußte so alt sein, als die beiden hier zusammentreffenden Herren, um dieses Compliment in seiner gehörigen Präcision auszuführen. Das Ganze kommt dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunst versteht, den Andern zu täuschen und dabei doch den Schein anzunehmen, überlistet zu sein. Die wechselseitigen Bewegungen werden mit Geieraugen belauscht, die Entfernungen des sich setzenden Körpers von dem Stuhle gemessen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet;

der Eine gibt sich den Schein schon zu sitzen und steht doch noch und der Andere, wenn er der Hauswirth ist, würde gegen allen feinen Anstand verstoßen, wenn er sich durch diesen Schein in der That überlisten ließe und früher den Sessel erreichte, als der Besucher. In unserm Falle ist dies Versehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier stehen sich alte, im Ceremoniell unverwundbare Personen gegenüber, denen auch dies schwierige Manövre, dieser glänzende Ausdruck gegenseitiger Hochachtung nur gelingen konnte. Jetzt sitzen sie, sie halten sich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, sondern fest und unbeweglich auf den Knieen liegend und die Füße nicht übereinander geschlagen, nicht auf dem Boden scharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl gestreckt, sondern beide in gleicher, abgemessener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernst, pagodenartig.

Das erste Wort gebührte dem Wirth, denn an ihm war es, sich über die Ehre dieses Besuches glücklich zu preisen. „In der Stunde der Mitternacht," sagte er, „stieg der große Gott San-Pao-Fo hernieder, und raunte mir in das entzückte Ohr: „Siehe, dir wird am heutigen Tage eine unermeßliche Freude widerfahren!" Und als ich Ihren Brief, der mit akademischer Zierlichkeit zusammengelegt war, empfing, da schlug mir das Herz vor Freude, denn die Weissagung des Traumes war in Erfüllung gegangen."

Das war eine Lüge; aber die Etiquette verlangte, daß der Besucher sie durch eine ähnliche erwiederte. Es war ein Mandarin der fünften Klasse mit einem dunkelblauen Stern an der Mütze. Aus dem Schilde, den er auf dem Rücken

trug, sah man, daß er eine Militärperson vorstellte; denn diese Decoration war bei ihm in Gestalt eines Tigers. „Sie erzählen nur die Hälfte des Wunders," antwortete er; „San-Pao-Fo ist auch mir im Traume erschienen und rief mir zu: „Reinige die Kanäle deines Ohres und stelle die Jonke deines Fassungsvermögens in Bereitschaft, denn du wirst sie mit den reichsten Ballen der Lebensphilosophie in dem durchbrochenen Korbgeflechte kunstvoller, sententiöser Rede anfüllen können, weil du die Schwelle meines Lieblings durch deinen Fuß entheiligen willst!" Und siehe da, ich sitze auf dem Rohrstuhle der Erwartung."

Dem Wirth stand es frei, diese Aeußerung für ein Compliment oder für mehr als dies zu halten. Wir müssen gestehen, daß ihn zuweilen die Eitelkeit anflog und er den Civilmandarinen der sechsten Klasse doch immer noch höher stellte, als den Militärmandarinen der fünften, der einen Knopf von Bergkrystall tragen durfte. Aber er war zu vorsichtig, solche Ansichten auszusprechen. Er sagte also: „Khung-Fu-Dsü, unser großer Meister, lehrte: Halte nichts auf deine Weisheit, denn sie ist oft nur der Widerschein deiner Umgebungen! Und wer sind Sie, mein Freund? Ein Stern am himmlischen Reiche, dessen Glanz meine Finsterniß erleuchtet. Die Nachricht, welche der gestrige Abend in mein Haus brachte, verlangt vor Allem, daß ich von Ihnen über mein künftiges Betragen belehrt werde."

„Mit nichten, mein Freund," antwortete der Gast; „zwei Pfeile treffen sichrer, zwei Augen sehen weiter und auf zwanzig Zehen steht man fester. Der Tod des Regenten gibt mir Gelegenheit, die Rathschläge Ihrer Weisheit zu hören; daß ich sie befolge, verlangt meine Freundschaft und

mein geringes Maß von Klugheit, wenn ich anders auf meinen Wegen nicht straucheln will."

„China ist die Blume des Weltalls," sagte der Wirth mit demüthigen Blicken; „von ihrem Dufte erfrischen sich die Königreiche der Erde, sie erquickt sie alle und auch diesem Reiche, das heut seinen neuen Beherrscher empfangen wird, fließt ihr Wohlgeruch zu."

„Ich fühle in meiner Hand nicht die Kraft," entgegnete der Gast, „Tibet unsern Schutz zu entziehen. Ich handle nur im Auftrage dessen, den uns der Himmel sandte, und habe schon einen Courier nach Peking beordert, um für diesen neuen Fall meine Instructionen zu holen."

Der Civilmandarin hatte längst dasselbe gethan, er bemerkte, daß der Gast damit sagen wollte, wie es keinem von beiden zukäme, eigenmächtig zu verfahren, und fuhr fort: „Aber wir können nicht warten, bis uns die Depeschen und die Hofzeitung zukommen; heut ist der Regierungsantritt des neuen Lama und wir müssen Sorge tragen, bei den Feierlichkeiten in allem Glanz unserer Macht zu erscheinen."

Das waren nun die großen Rathschläge, die der Besucher von dem Wirth verlangt hatte, Dinge, die sich von selbst verstanden und über welche sie beide nur der Formalität wegen zu conferiren schienen.

Es trat eine Pause ein, in welcher Thee servirt wurde. Jedem der Herren stellten die Bedienten einen lackirten Teller mit kleinen Biscuits vor. Der Besuchende warf die Frage hin: „Wer ist der neue Lama: wie ist er?"

Der Civilmandarin zuckte die Achseln, er wollte nichts von ihm wissen: „Ich kenne ihn nicht," sagte er ausweichend; „auch unser Kaiser ehrt die Gottheit in ihm und wir müssen

uns freuen, daß das geistliche Regiment endlich wieder an die Stelle des weltlichen tritt."

Der Militärmandarin sagte: „Ohne Zweifel!" fing aber doch wieder nach der Herkunft, der Erziehung, dem Charakter des neuen Herrschers zu fragen an, worüber sich der Wirth so unwissend stellte, als der Andere überzeugt schien, daß er unterrichtet war. Als jedoch der Gefragte eine lange Tirade über die Unerforschlichkeit der Götter, über die Dunkelheit ihrer Wege begann und sie endlich mit dem Ausrufe schloß: „Kann eines Sterblichen Auge in die geheime Werkstatt der Götterzeugung schauen! Wird es nicht erblinden an den Strahlen, die ihm entgegen leuchten!" . . . . da verzweifelte der Gast, aus dem verschlossenen Manne etwas herauszubringen, schlürfte seine Tasse leer, steckte nach chinesischer Sitte den nicht verzehrten Rest der Biscuits in sein Kleid und erhob sich von seinem Sessel. Unter Wiederholung des langwierigen Ceremoniells begleitete der Wirth seinen Freund wieder zurück in seinen harrenden Palankin.

Wer waren diese Menschen? Wir werden ihnen noch oft begegnen, und müssen sie also kennen lernen.

Tibet liegt in der Mitte zwischen Indien und China, zweien Ländern, die in religiöser und politischer Hinsicht mannichfache Einflüsse auf dasselbe ausüben. Während in den südlichen Theilen des Landes die Religion den Annäherungen und Vermischungen mit hindostanischem Cultus ausgesetzt ist, steht der Norden in einer lästigen Botmäßigkeit, welche sich die Chinesen im Laufe der Zeiten über ihn angeeignet haben. Die Chinesen besitzen die schlaue Politik, welche wir nur im Alterthum, in den Eroberungen der Römer wieder finden: die religiösen Heiligthümer eines unterworfenen Landes un-

angetastet zu lassen, wodurch sie ihre Absicht, alle Fäden der bürgerlichen Einrichtungen in ihren leitenden Händen zu haben, desto vollkommener erreichten. Der Dalai Lama, zu dessen Verehrern sich nicht selten die chinesischen Kaiser zählen, muß an seinem Hof chinesische Gesandte aufnehmen, die nicht die auswärtige Macht ihres Herrn repräsentiren, sondern befugt sind, sich in Tibet's innere Verwaltung zu mischen. Es gibt in einer solchen Abhängigkeit keine Gränzen. Das erste Zugeständniß bahnt allen übrigen den Weg und tausend scheinbare Gefälligkeiten können dazu dienen, einen lästigen Zwang, dessen man sich nicht erwehren kann, vorzubereiten. Die chinesischen Gesandten dürfen in einem fremden Lande nicht ohne Schutz gelassen werden und es leuchtet ein, daß die Grundsätze des asiatischen Völkerrechtes nicht hinreichen, um ihnen denselben zu gewähren. Welches ist die Folge dieser Nothwendigkeit? Eine fremde Kriegsmacht auf einheimischem Boden. Neben dem tibetanischen Militär ist fortwährend in Lassa ein chinesisches Armeecorps stationirt. Unter den Gründen, die für eine solche Erscheinung angeführt werden konnten, war der einfachste, aber nicht der wahrscheinlichste: der Schutz, welcher dem chinesischen Gesandten von Hause aus mitgegeben werden mußte.

Die zwei wichtigsten Personagen der Gesandtschaft haben wir bereits die Ehre gehabt kennen zu lernen. Es war der General der chinesischen, in Lassa stehenden Truppen, Ming-Ta-Lao, Mandarin der fünften Classe, welcher bei dem chinesischen Correspondenten Leang-Kao-Tsu, der zufällig in seinem Mandarinenrange eine Stufe tiefer stand, aber als Civilbeamter und chinesischer Gesandter von dem General keine Befehle anzunehmen hatte, jenen nutzlosen cere-

moniellen Besuch abstattete. In jeder Stellung, wo sich Gleichberechtigte in demselben Geschäftsgange begegnen, werden Eifersucht und Verstecktheit die nächste Folge zuweilen unvermeidlicher Reibungen sein; aber bis zu dem äußersten Grade dieser Leidenschaft, die um so heftiger wird, je mehr sie sich unter der Maske der Höflichkeit und des Anstandes verbirgt, konn es nur ein chinesisches Gemüth bringen. Argwohn, Ehrgeiz und Betrug ist die unheilige Dreizahl der chinesischen Untugenden und von dem Kaufmann an, der seine Waaren anfeuchtet, um sie schwerer zu machen, bis zu den Anfeindungen und Intriguen der Beamten wird die Mehrzahl dieses Volkes von ihnen beherrscht. Was konnte also natürlicher sein, als daß bei dem Bestreben, sich gegenseitig den Rang abzulaufen, die beiden Repräsentanten des chinesischen Reiches am Hofe von Lassa in den treulosesten Verhältnissen standen? Der General hatte von seinem Stande einige Sitten angenommen, die die schlechte Richtung seines Charakters bei weitem milderten. Obschon er unter der Maske der Freundschaft seinem Collegen alle erdenklichen Nachtheile anwünschte, so war er doch wenigstens zu träge, sie ihm selbst zuzufügen. Er beschränkte sich darauf, über die mißrathenen Plane des Correspondenten zu lachen und würde sich kein Gewissen daraus gemacht haben, ihm, wenn er an einem unvermeidlichen Abhange der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, jeden Augenblick zu stürzen, ohne weiteres den letzten dazu nöthigen Stoß zu geben. Der Civilcorrespondent andererseits war nicht in der Lage, daß die Umstände seine Tugenden hätten begünstigen können. Ihm fehlte der Anhang einer Umgebung, die, Abwechselung gewährend, auch der Sucht zu herrschen eine unschädliche Richtung gab und

welche der General immer in seinen Truppen fand. Dem Correspondenten blieb nichts übrig, als sich an dem tibetanischen Hofe eine imposante Stellung zu sichern und sich mit dem Hofe von Peking in lebhafter Verbindung zu erhalten. Da es in seinem Amte lag, über den Zustand, die Ereignisse, die Menschen von Tibet fortwährend an den Sohn des Himmels zu berichten, so konnte es ihm auch nicht schwer fallen, zuweilen seiner Eifersucht ein Opfer zu bringen und über die in Lassa stationirten Truppen Bemerkungen anzufügen, die ein Unbefangener mit einfachem Namen Verleumdungen genannt hätte. Der General sagte aber, er fürchte sie nicht, an ihm ließe sich nie der Orden der Pfauenfeder verdienen und die beiden Collegen waren — die besten Freunde; sie hielten zusammen ein Exemplar der Pekinger Hofzeitung, schickten sich Thee- und Reisproben und gaben Visiten und Gegenvisiten.

Wir haben Leang-Kao-Tsu, kaiserlich-chinesischen Correspondenten am Hofe von Lassa, nur von einer Seite seiner Häuslichkeit kennen gelernt, ja, ihn selbst schildern, heißt, ihn nur halb schildern. Seine Seele glich der Frucht, deren Schale zwei Kerne verschlossen hält. Das zweite Moment seines Lebens war Niemand, als Schü-King, seine geistreiche, schöne, leidenschaftliche Schwester.

Soll ich Schü-King's Reize schildern, wenn ich sie an der Toilette beobachte? Oder soll ich sie dir vorführen in jener behaglichen Stellung, wenn sie auf einem Sopha sitzend nach chinesischer Sitte die Tabakspfeife zuweilen in den Mund führt, die weißgeschminkten Backen mit Rauch anfüllt und ihn dann in bläulichen Wolken aus dem Munde herausziehen läßt? Oder endlich, wenn sie geheimen Rath mit ihrem

Bruder pflegt und ihm mit Planen, Intriguen und krummen Wegen an die Hand geht?

Schü-King war stolz auf ihren schlanken, mittleren Wuchs, auf ihre kleinen, länglichen und gekrümmten Augen, auf ihren frischen, glänzenden Teint, auf alle diese, für eine Chinesin so wesentlichen Schönheiten. Aber was waren diese natürlichen Reize gegen die Kunst, mit der sie diese zu beherrschen wußte? Mit fertiger Hand zog sie die schwarze Tusche in zierlichen Bogenstreifen über ihre Augenbrauen. Welches dämmernde Incarnat legte sie auf ihre Wangen, welche Purpurröthe auf ihre Lippen, auf denen sich nichts schöner ausnehmen konnte, als der blutrothe Farbenpunkt, der die Mitte der untern zierte? Den Kopfputz erwähne ich nur; denn die chinesische Haartour, die in einer Art von Chignon aufgekämmten und mit goldenen Haarnadeln befestigten Locken, die geschmackvollen Verzierungen durch künstliche Blumen haben längst vor dem Richterstuhle der Mode in Paris eine glänzende Rechtfertigung erlebt, haben den Lauf um die Welt gemacht und tausend europäischen Engelsköpfen vollendete Triumphe verschafft. Aber dies sind nur Plagiate, ängstliche Copieen, die weit hinter ihren Originalen zurückbleiben. Die Schönheit ist erst dann vollkommen, wenn sie von der Harmonie des Ensembles unterstützt wird. Schü-King war eine Chinesin und sie besaß Alles, was sie hierzu stempelte. Sie lehnte sich nicht gegen die Sitte ihres Landes auf, sondern kokettirte selbst mit den Reizen, die wir abscheulich finden. Man erräth, daß ich von ihren unbedeutenden, unansehnlichen Füßen, von diesen sonderbarsten aller verjüngten Maßstäbe, sprechen will. Ihre Füße waren so klein, daß ihre Hände dagegen noch riesenhaft erschienen. Man

rathe, wie lang und breit ihre Schuhe waren! Ich habe ihr nie dazu Maß genommen; aber eine Länge von einem Zoll und eine Breite von anderthalb ist schon das Aeußerste, was sich vermuthen läßt. Und dennoch fehlt allen diesen Vollkommenheiten ein Schmuck, den der Chinese mit Bedauern an Schü-King vermissen wird. Wir würden sogleich bereit sein diese Zierde eine garstige Unart zu nennen, aber das sind die Verschiedenheiten des Geschmacks. Wer so glücklich in China ist, den Nagel am kleinen Finger der linken Hand zu der Länge von 4 bis 5 Zoll zu hegen und zu pflegen, kann auf eine tief gefühlte Huldigung, die man seiner Schönheit darbringt, rechnen. Wer diesen Nagel gar zu einer Länge von 6, 8, 10 Zoll zu bringen im Stande ist, der ist auf dem Wege, unter die Götter versetzt zu werden; der Geruch der Heiligkeit ist ihm schon hienieden gewiß. Schü-King besaß diesen Schmuck nicht und sie beklagte oft einen Verlust, der in ihren Augen nicht gering war. Sie bereitete sich selbst dieses Leid; denn ihr Charakter, ihre Leidenschaftlichkeit, das Feuer in ihren Bewegungen, waren für jene Nagelverlängerung, was die Raupe für ein junges Blatt. Wie konnte sie, die nicht gewohnt war, verschleiert im Hinterhause zu sitzen und sich von Verschnittenen und alten Weibern Mährchen erzählen zu lassen, fortwährend mit einem Bambusfutteral am linken Finger versehen sein, die Gestikulationen ihrer Hand ängstlich beachten und ihre Seele an diesen Nagel hängen? Wenn sie ihn auch einmal zwei Monate lang gepflegt und aufgefüttert hatte, so geschah es bei einer etwas lebhaften Demonstration, die sie ihrem Bruder machte, daß der Nagel in eine falsche Lage kam und im Nu abknickte; dann weinte sie mit ihrem Bruder, aber der Nagel war verloren. Ach!

sie war so schön, so reizend; mußte ihr ein tückisches Schicksal nur diese Zierde mißgönnen?

Schü-King trat so eben aus einem Säulengange in das Gesellschaftszimmer, als ihr Bruder von dem Geleit, das er dem General gegeben, zurückkehrte. Welche zärtliche Bewillkommnung unter den Geschwistern! Wie süßlich Leang-Kao-Tsu, der Correspondent, die Fingerspitzen küßte, um die Freude an seiner Schwester zu erkennen zu geben! Sie erkundigte sich nach King-Ta-Lao's Besuch und sagte, ihre böswilligen Absichten schlecht verbergend: „Mein Bruder, du hättest deine Brille statt am Ohr zu tragen, auf die Nase setzen sollen. Wie war er gekleidet? Trug er die gesetzmäßigen Farben? Hat er dich durch eine falsche Façonnirung, durch einen losen Knopf in deiner Eigenschaft und Würde nicht geringschätzig behandelt?

„Sei versichert, meine Turteltaube," antwortete der zärtliche Bruder, „daß ich auch nicht eine Nath aus dem Auge verloren habe. Er ist schlau dieser Fuchs und trägt seinen Schwanz, wie er nach der großen Kleiderordnung von Tschin-Song, aus der Dynastie Song, nur zugestutzt sein kann."

„Auch nichts von gelber Farbe, lieber Bruder? Nur einen Faden gelber Seide auf seinem Körper und wir haben Genugthuung."

„Auf diese Hoffnungen wollen wir nicht bauen," entgegnete der Correspondent; „der kluge Mann befolgt drei Regeln, sagt ein weiser Lehrer. Er läßt keine Eisenstäbe vor sein Fenster bauen: denn sie locken den Dieb. Er verschmäht die Süßigkeit des Weines: denn den Wein haben die Advocaten erfunden, um die Processe zu vermehren. Er hütet sich vor der gelben Farbe: denn sie ist die Farbe des Kaisers

und in die Vorrechte des Himmels eingreifen heißt: seinen Körper um einen Kopf bringen. Der General versteht zwar nichts von diesen Lehren, aber der Instinkt leitet ihn, ihren Inhalt zu befolgen.“

„Was denkt er über den *neuen Lama*? Kennt er ihn? Ich fürchte Bruder, du lässest dir eine Falle legen?“

„Du nennst mich deinen Bruder, Schü-King?“ antwortete der Correspondent mit lächelnder Miene, sich seinen kleinen Stutzbart streichelnd. „*Was er denkt*? Die Klötze denken nicht. Eine Falle? Die Füchse besitzen nur ihre Schlauheit bis zu dem Grade, daß sie die Fallen vermeiden. Nein, meine Schwester, in der Nacht ist kein Schlaf über meine Augen gekommen. Diese Veränderung der Regierung bietet meinen Planen die Hand. Ich umstricke sie alle und werde mir ohne Mühe meine Auszeichnungen verdienen. Kannst du zweifeln, daß ich in einem Monate die Pfauenfeder, in zwei, den Rubinknopf an der Mütze und die Agatsteine am Gürtel[1] und im dritten den goldenen Pelikan auf dem Rücken habe?“

„Deine Aussichten auf die Zukunft solltest du,“ sagte die vorsichtige Schü-King, „eher noch weiter hinausschieben, als daß du den nächsten Augenblick unbeachtet lässest.“

„Was will deine Seele damit sagen?“

Schü-King trat auf den Bruder zu und erklärte sich: „Lassa ist in Bewegung, um sich zu dem Schauspiele vorzubereiten, das am heutigen Tage noch aufgeführt werden soll. In dem großen Pompzuge, der zu Ehren des neuen Lama gehalten wird, darf allerdings dem Abgeordneten des himmlischen Reiches nächst dem Heiligsten nur der ehrenvollste Platz angewiesen werden; aber wie wirst du mit dem Ge-

neral rangiren? Mein Bruder, bedenke, wenn dein Palankin nur einen Zoll hinter seinem Pferde zu stehen käme?“

Nur auf einen Augenblick überflog den stolzen Correspondenten das Schreckliche, was für ihn in dieser Möglichkeit liegen würde, dann sann er darüber nach, ob eine Zurücksetzung seinem Ansehen und noch mehr seinen Planen schaden könnte; endlich aber ergriff er Schü-King's Hand, lachte und sagte, das Mädchen am Ohrzipfel und an der Nasenspitze küssend: „Trag' um die Ehre deines Bruders keine Sorge! Ich muß der heiligen Person am nächsten stehen, um ihre Bewegungen zu beobachten. Das verlangt meine Instruction, das verlangt die Hofzeitung, für die ich meine „tibetanischen Zustände“ schreibe.“

Schü-King gab sich zufrieden und bat den Bruder, ihr die Schminke nicht von der Nase zu wischen.

Auf die uns schon bekannte Art wurde jetzt ein neuer Besuch angekündigt, angenommen und bewillkommnet. Der Oberst Tschu-Kiang konnte für Schü-King's Verlobten gelten, obschon es Augenblicke gab, da ihn die spröde, eigensinnige Schwester des Correspondenten nur auf sehr ungewisse Hoffnungen verwies. Er war nur erst Mandarin der neunten Classe und trotz seiner schönen, einschmeichelnden Gestalt sagte sie doch zuweilen, daß er deßhalb ihrer unwürdig sei und es blieb ihm dann nichts übrig, als den Moment abzuwarten, wo sie, erbittert und entmuthigt durch irgend einen fehlgeschlagenen Plan, wieder eines Gegenstandes bedurfte, der sie zerstreute und den sie quälen konnte. Tschu-Kiang's Zärtlichkeit ging noch weit über seine Eitelkeit. Es beglückte ihn, Schü-King's Kleidersaum zu küssen oder aus ihrem kleinen Schuhe lauwarmes Wasser zur Erquickung zu

trinken. Diese Hingebung contrastirte seltsam zu dem Werthe, den der Oberst auf sich selbst legte. Wenn man ihn sah, wie er sein kleines Bärtchen an der Oberlippe schwärzte, die Enden desselben sauber beschnitt, und die Entfernungen auf beiden Seiten nach der Linie abmaß, wie er die, auf dem Gesichte zuweilen wuchernden Härchen mit Seidenfäden umwickelte, um sie mit Stumpf und Stiel auszureißen, wie er seinen Zopf des Abends aus zwanzig Strähnen flechten ließ und ihn in ein Futteral steckte, um ihm über Nacht seine Condensität nicht zu rauben; so schien es auffallend, wie ein Weib gegen diese Reize gleichgültig sein konnte, und ihm selbst zwar am meisten.

Tschu-Kiang trat ein und spielte seine Rolle als chinesischer Stutzer vortrefflich. Er behandelte das Ceremoniell nur mit einer gewissen Oberflächlichkeit, die auch in dem affectirten Styl seines Ganges wiederkehrte. Der Körper wiegt sich, alle Theile an ihm hängen nur mit einer schlotternden, aufgeknüpften Nachlässigkeit zusammen, der Unterleib muß mit der rechten Schulter in einer correspondirenden, zuckenden Bewegung fortwährend abwechseln und dem Gange ein Uebergewicht nach der rechten Seite hin geben. Die Kleidung entspricht diesem Benehmen, wenn man an die Stelle der graciösen Nachlässigkeit die übertriebene Sorgfalt und Zierlichkeit treten läßt. Welche prächtigen Kostbarkeiten waren über dem Helm, über die glatte Stirn und über den Gürtel gezogen! Welche Reichthümer an Edelsteinen hingen an den weißgemalten Ohrzipfeln! Tschu-Kiang glich einem Bräutigam, der zum ersten Male in die Kammer seiner Braut tritt.

Der Oberst unterließ niemals durch ein Geschenk oder sonst eine Gefälligkeit seine Besuche willkommener zu machen. So

griff er auch heute zuerst nach feinen seidenen Stiefeln, aus denen er etwas Eingewickeltes hervorzog.

„Was bringen Sie, mein junger Freund?“ fragte der Correspondent.'

„Nichts von Belang,“ antwortete der Oberst; „aber, als ich mich gestern Abend, müde des Gelärms in den Straßen, zur Ruhe legte, klopfte es noch spät an die Thür der Caserne. Ich höre Pferdegetrappel, einen Wortwechsel mit der Schildwache, die späte Besuche nicht hereinlassen soll, und dabei zuweilen meinen Namen nennen, an den appellirt zu werden schien. Ich schickte hinunter, verschaffte dem Boten Einlaß, erhielt ein zärtliches Schreiben von meiner Tante und ein großes Stück geräuchertes Rindfleisch, das von einem der berühmten Ochsen in Wampu geschnitten ist.“

„Sie Glücklicher!“ konnte der neidische Correspondent, der einen guten Bissen nicht verschmähte, anzumerken nicht unterlassen.

„Mein väterlicher Freund! Sie beschämen mich,“ fiel der zuvorkommende Oberst ein und wickelte das saubere, in Seidenpapier geschlagene Päckchen auseinander. „Kann ich mit einer Probe, der auf einen Wink von Ihrer Hand mehr folgen wird, aufwarten?“

Einem solchen Anerbieten und dem kräftigen, würzigen Geruche, der es begleitete, vermochte der Correspondent nicht zu widerstehen; er griff hastig zu und steckte die dargebotene Gabe, die in kleine Theile geschnitten war, in den Mund.

„Es ist unübertrefflich, dies klassische Vieh von Wampu,“ sagte er mit verstopfter Stimme und fügte dann kauend hinzu: „Die heilige Sage hat den Ursprung der Kühe von Wampu erklärt. Sie erzählt von einem Gotte, der bei

einem Mandarinen am grünen Fluß einst einkehrte. Dieser lebte in frommer Gottseligkeit und mühte sich ab, seinem dürren Boden einen Ertrag abzugewinnen. Der Gott wollte ihm die Reinheit seines Herzens belohnen und sagte zu ihm: In aber drei Jahren werden deine Kühe goldene Kälber werfen! Der Mandarin erstaunte, fuhr aber fort, sein Land zu bebauen, es mit Kanälen zu durchschneiden, die grüne Weide zu schonen, kurz dies Versprechen des Gottes ging herrlich in Erfüllung, denn seine Kälber wurden auf dem Markte mit Gold aufgewogen. Von diesem Mandarinen am grünen Fluß stammen alle Ochsen in Wampu. Ihre Tante wird Ihnen das erzählen können. Ihr Fleisch find' ich delicat."

Schü=King hatte sich beim Eintritt des Obersten zurückgezogen und ein zweiter Narcissus ihre Unterhaltung in einem Spiegel gesucht. Sie vertiefte sich im Anschauen ihrer Schönheit, verfolgte die sanften Wellenlinien, mit denen die Natur nur in ihren Feierstunden zeichnet, und ging in dem glänzenden, schwarzen Abgrund ihres Auges unter. Der alberne Oberst mit seinem Rindfleisch! Auch Schü=King hatte Geruchs= und Geschmacks=Nerven; der würzige Geruch stieg ihr in die Nase und den Heißhunger ihres Bruders verwünschend, ließ sie den metallenen Spiegel aus der Hand fallen.

„Herr Tschu=Kiang," sagte sie, um ihren Aerger zu unterdrücken, „sollte seinen Degen und Helm in das Depot abliefern, zu seiner Tante ziehen, die Landwirthschaft lernen und sich endlich als Markt= oder Speisemeister in Peking oder Kanton anstellen lassen."

Der Oberst, immer noch vor dem schmausenden Correspondenten stehend und ihm mit beiden Händen das Papier hinhaltend, ließ es über diese Anrede fallen, wandte sich zur

holden Sprecherin und sagte mit süßlicher Stimme: „O Schü-King, Widerschein eines höhern Lebens, ich werde täglich gewisser in meinen Hoffnungen, die Sie einst Vermessenheit nannten. Wie Sie liebevoll für meine Zukunft Sorge tragen! Warum soll ich den Helm, der nächst dem Zopf die schönste Zierde meines Hauptes ist, warum soll ich den Degen von meinen Lenden legen, für die er geschaffen ist? Sie fürchten für mein Leben; denn die Gefahren des Kriegs sind unzählbar. Aber meinem Muth, meiner Tapferkeit, meinen bewiesenen Tollkühnheiten, werden Sie die letzte sein, Ihre Bewunderung zu versagen? Kriegerischer Größe hält sich der zarte Sinn des Weibes am meisten verwandt."

„Von welchen Gefahren sprechen Sie, lieber Oberst?" fragte Schü-King lachend. „Die halbe chinesische Artillerie besteht aus papierenen Kanonen und die andere Hälfte ist von den Tataren vernagelt worden. In den Schlachten sind die Cavalleristen durch ihre Regenschirme gesichert. Ich muß lachen, wenn Sie von Gefahren sprechen."

„Schü-King, der Traum meiner Seele," antwortete Tschu-Kiang, „wird niemals im Stande sein, einer grausamen Empfindung ihr fühlendes Herz zu öffnen. Nein, diese Regenschirme sind eine Erfindung der Humanität und unser aufgeklärtes Zeitalter sollte die Ausgabe nicht scheuen, sie feuerfest zu machen. Das Wechseln der Kugeln ist im Kriege eine traurige Nothwendigkeit, die wir den tückischen und feigen Europäern verdanken; nur im Handgemenge zeigt sich die Kraft und die Gewandtheit eines Mannes."

Der Oberst wollte von diesen Vorzügen, die ihn persönlich trafen, sogleich eine Probe ablegen und fuhr mit der rechten Hand hinter die linke Seite des Rückens, um seinen

Säbel mit Blitzesschnelle aus der Scheide zu ziehen. Man weiß, daß die Chinesen ihre Säbel mit der Spitze nach vorn und dem Griff nach hinten tragen und demnach über den Rücken vom Leder ziehen. Aber der Oberst selbst hatte vergessen, daß außer dem Dienst die Klingen befestigt sein müssen, und die Probe seiner Tapferkeit, die in der schnellen Gewandtheit beim Herausziehen liegen sollte, konnte deshalb nur einen komischen Erfolg haben, über den Schü-King in ein unmäßiges Lachen und Händegeklatsch ausbrach. Tschu-Kiang ließ beschämt die vernagelte Scheide fallen und strich sich verlegen seinen gewichsten Knebelbart.

Endlich hatte sich der Correspondent von dem verführerischen Anblick der zerschnittenen Fleischstücke dadurch befreit, daß er sie aufgegessen hatte. Die chinesische Gefräßigkeit, die alle Gränzen überschreitet, machte jetzt seinen Speculationen wieder Platz und es fiel ihm zuerst ein, daß ihm zur Verfolgung derselben der Oberst nicht günstiger hätte erscheinen können. „Vom Krieg redet ihr, meine Lieben?“ begann er, der von dem lächerlichen Gestus des Obersten nichts bemerkt hatte, „und könnt über einen so ernsten Gegenstand euch in Lachen ausschütten? Lao-Tse äußert sich darüber wie immer mit einer unübertrefflichen Wahrheit. Der Krieg, sagt er, ist ein Kaufmann, der seine Kunden betrügt. Er gibt ihnen Sand in goldnen Büchsen und Asche in versilbertem Seidenpapier. Der Krieg macht dich mächtiger und reicher, aber er verwildert deine Sitten und macht dich stinkend vor den Göttern. Ich finde darin eine traurige Wahrheit, an der nichts Lächerliches ist.“

Schü-King gab dies zu, erklärte aber: „Das himmlische Reich hat vor einigen Lastern Ruhe und der Krieg gehört

dazu: Mit wem wollen wir Krieg führen? Wo soll sich die Tapferkeit Tschu-Kiang's bewähren? Warum ist der Oberst nicht in die Factorei nach Kanton gegangen, um unter den holländischen Fahnen zu sterben?"

„Wir sind täglich den Gefahren des Krieges ausgesetzt," sagte der Verspottete; „die innere Ordnung des Staats ist nur die Folge kriegerischer Anstrengungen. China's Polizei hat nichts von der Polizei in andern Ländern, sondern bei uns ist sie ein Krieg der Guten gegen die Bösen, der Wachsamkeit gegen die Verruchtheit. Es ist wahr, die Hälfte unsrer Artillerie sind papierene Kanonen, aber wir müssen sie bedienen, als seien sie von Metall. Können Aufrührer, die nur zu oft die Ruhe des himmlischen Reiches stören, in der Ferne unterscheiden, ob die Lunte über einer fingirten oder einer vernagelten oder einer dienstfähigen Kanone schwebt? Sie werden vor jeder zurückschrecken und der Krieger muß also jede auf gleiche Weise behandeln. Nein, wir haben noch nicht aufgehört, auf dem Fuße des Krieges zu stehen."

Es war jetzt an dem Correspondenten, seine Entscheidung zu geben; er aber zog sein Antlitz in sehr ernste Falten, nickte einige Male nachdenklich und ließ sich schweigend auf den Divan neben Schü-King, die ihren Spiegel nicht aus der Hand ließ, nieder. Die Diener ordneten die Mittagstafel an und der Oberst erhielt seinen Ehrenplatz. Der Correspondent, von seinem geräucherten Rindfleisch halb gesättiget, fand Zeit, seinen Mund auch zum Sprechen in Bewegung zu setzen. Nach dem ersten Gericht, das aus marinirten jungen Bambusstängeln, einer zarten Frühlingsspeise, bestand, ergriff er ein Kelchglas mit Wein, hob es bis zur Stirn, setzte es an den Mund, trank in sieben langsamen

Zügen auf das Wohl seines Gastes und senkte es dann tief auf den Tisch, wie es chinesische Sitte ist, weil Jedermann sehen mußte, daß es auch in der That und Wahrheit geleert war. Dann begann er, in seine Rede unzweifelhaft eine versteckte Absicht legend: „Wenn ich auf das Wohl eines Freundes trinke, so denk' ich dabei nicht nur an die Erhaltung seines Glückes, sondern auch an die Beförderung desselben. Sie, mein Theurer, stehen auf einer Stufe, die für Ihre Jugend außerordentlich ist. Ich erstaune, welchen Weg Sie noch machen können mit Ihren Empfehlungen, Ihren Talenten."

Schü-King reichte dem sich stolz aufrichtenden Tschu-Kiang ein in China sehr geschätztes, kostbares Gericht, gebratene Hirschschwänze, und fügte die ironischen Worte als Aufguß hinzu: „Zwar ist der Hirsch ein schlechtes Symbol für einen Krieger, aber die Schönheit seines Geweihes übertrifft Alles. Der Hirsch ist ein umgekehrter Mandarin; je mehr Enden er an seinem Geweih hat, desto kostbarer sein Werth; der Mandarin, je weniger Grade er zählt, desto vornehmer sein Stand. Auf welcher Stufe stehen Sie doch, Oberst?"

„Auf der neunten, Schü-King," antwortete Tschu-Kiang sehr ernst; „aber die Liebe zu Ihnen wird meinen Talenten Flügel geben; ich zweifle nicht daran, daß der Sohn des Himmels beim nächsten Avancement mich die achte Stufe überspringen läßt und mich sogleich auf die siebente befördert."

„Dann kommen Sie mir sehr nahe," sagte lächelnd der Correspondent, dem es ein bitteres Gefühl war, noch auf der sechsten Stufe zu stehen. „Aber lassen Sie die Erwartungen, die Sie auf ungewisse Zufälle richten. Man muß

weiter reichen als das Schicksal. Das ist ein Grundsatz, der zwar irreligiös klingt, aber aus der tiefsten Lebensphilosophie geschöpft ist."

„Mein Bruder hat Recht," sagte Schü-King, „das Terrain ist Ihnen nicht günstig, Tschu-Kiang. Zwei gleich harte Steine mahlen nicht gut; zwei Sonnen dürfen am Himmel nicht stehen. Was schadet Ihnen die Nebenbuhlerschaft des Generals? Verlassen Sie das kalte Lassa!"

Der Oberst wurde heute von dem Uebermuthe seiner Freundin grausam verwundet. „Der Wille des Kaisers bindet mich an diesen Ort," sagte er; „ich kenne nur seine Gesetze und die, welche mir das eigne Herz vorschreibt. O Schü-King, verläßt die Eidechse den Ort, wo sie ihren Rücken sonnen darf? Pflanzt sich die Blume auf einen Felsen, wo sie nur im Stein wurzelt? Wie kann ich Lassa und Ihre Nähe verlassen?"

„Mein Freund!" unterbrach ihn der Correspondent, „Sie kennen die Gesinnungen meiner Schwester, aber die meinen sind Ihnen noch verborgen. Auch diese werden Ihnen offenbar werden, wenn ich Sie mit den Aufträgen bekannt mache, die ich von Peking erhalten habe. Ihr Name steht unter den vornehmsten Personen, die zur Ausführung derselben bestimmt sind. Nach der heutigen feierlichen Procession erwarten Sie darüber die nähern Aufklärungen."

Tschu-Kiang war entzückt. Dies Vertrauen überraschte ihn, obschon er nicht daran zweifelte, desselben im höchsten Grade würdig zu sein. Die Erwähnung der Procession erinnerte ihn an die Erneuerung seiner Toilette, er nahm noch einige Tassen Thee, sagte Schü-King einige Schmeicheleien

über die liebenswürdige Art, mit der sie jetzt die Tabakspfeife in den Mund nahm, und empfahl sich, von dem Correspondenten bis zum Ausgang begleitet. Sie winkten sich einander zu, als wüßten sie das schon, was sie erst erfahren sollten. Nichts kann uns einen dümmern Anstrich geben, als die Affectation des Einverständnisses.

Schü=King begab sich in den Harem ihres Bruders, der Correspondent beeilte sich, für die heutige Festlichkeit seinen officiellen Schmuck anzulegen.

Diese Festlichkeit folgte in unmittelbarem Wechsel auf die gestrige Trauer=Ceremonie. Es ist die Pflicht des Lebenden, das Recht der Todten anzuerkennen. Freude und Leid reichen sich wechselseitig die Hände, um den Menschen in der größten aller Tugenden, in der Mäßigkeit, zu erziehen. Der während der Minderjährigkeit des jungen Lama an der Spitze der Geschäfte stehende Stellvertreter war kurz vor dem Ende seiner Regentschaft gestorben. Obgleich der Lama noch nicht völlig das gesetzmäßige Alter erreicht hatte, so war man doch in der Berechnung einiger Monate nicht peinlich und zog den, welchem Jahre wie Stunden sind, aus seiner Verborgenheit hervor, um ihm die Zügel der Weltordnung in die Hand zu geben. Man vermied die neue Wahl einer Statthalterschaft von zwei Monaten und sah in dem Tode des Regenten den Willen der Gottheit, sich bald im Fleisch zu offenbaren. Deshalb folgte auf das Trauerfest um einen weisen, besonnenen Mann, dem Tibet seine Erhaltung während zehn Jahren verdankte, sogleich das große Freudenfest der endlichen Erscheinung des Königs der sechszehntausend Welten, das Fest der Wiederkunft des Himmels auf die Erde.

Wir wollen die frohlockenden Bewohner von Lassa nicht verfolgen, wie sie ihre andächtigen Empfindungen in den Tempeln und Straßen zur Schau tragen, wie sie die Luft mit ihren Jubeltönen erfüllen und mit sechsfüßigen Trompeten den Herrn des Himmels in die Welt einblasen. Wir begnügen uns den festlichen Zug zu beschreiben, welcher den Dalai Lama aus seinem frühern Sitze in die Burg der Götter geleitete, und daran nichts zu ändern, als die pompöse Langsamkeit durch einen mehr beschleunigenden, raschen, anapästischen Schritt.

So weit sich in einem Tage die Nachricht von dem neuen, der Welt erschienenen Heile hatte verbreiten können, waren die Einwohner an den Ort des Wunders zusammengelaufen. Neugier und Andacht hatte eine unabsehbare Menge von Zuschauern versammelt. Der Weg, den der menschgewordene Gott zu machen hatte, war in der Eile noch besonders zugerichtet worden. Zwei Spaliere, weiß angestrichen, bildeten eine Straße, durch welche sich der Zug bewegte. Auf beiden Seiten lagen in kleinen Entfernungen aufgethürmte Steinhaufen. An den Spalieren entlang stand eine doppelte Reihe von Priestern, die eine wohlriechende, aromatische und musikalische Barrière bildeten; denn sie trugen angezündete Kerzen, die einen angenehmen Geruch verbreiteten, schwangen Rauchfässer und accompagnirten die gesungenen Hymnen mit Hoboen, Seemuscheln und den unerläßlichen Pauken.

Der Lärm wird schwächer, die Erwartung versagt der Kehle den Athem, der ängstlich zurückgehalten wird. Sie nahen, sie nahen, die Heiligen alle und der Heiligste in ihrer Mitte.

Die Hohenpriester und Schriftgelehrten sind wie immer die ersten Apostel eines Wunders. Sie zogen voran in be-

trächtlicher Anzahl, zwei und zwei, in der einen Hand eine Ruthe, in der andern ein Rauchfaß, das an drei metallenen Ketten am Ende eines langen Stabes hing und einen dichten Rauch verbreitete. Sie waren in lange Röcke von gelbem Tuche gekleidet und hatten eine kegelförmige Kappe von derselben Farbe auf dem Haupte, von der an den Seiten ein paar Läppchen zur Bedeckung der Ohren fielen. Es ziemt sich nämlich für die Verkünder eines neuen Cultus auf nichts zu hören, als die eigne Begeisterung.

Der Bund der Priester mit dem Machthaber ist so alt wie die Religion. Die Schergen der Souveraine sind die Krieger. Sechs= bis siebentausend Mann Cavallerie, die mit Köcher, Bogen und Gewehr bewaffnet waren, folgten unmittelbar auf die fromme Avantgarde. Sie wurden von einem Manne befehligt, dem der Haufe abgöttische Verehrung erwies. Er trug ein gelb atlassenes Kleid mit Zobel gefüttert und war um die Lenden gegürtet. Ein dunkel karmoisinrother scharlachartiger Mantel, der zum Theil sein Atlaskleid bedeckte, ging um den Leib herum, das Ende aber ruhte auf der linken Schulter, so daß der rechte Arm frei war. Er trug einen runden Hut, der mit einem gelben glänzenden Firniß bezogen war, und rothe Stiefeln von bulgarischem Leder. Dieß war der General der tibetanischen Truppen, die aus Kalmücken bestanden. Er hieß der Bruder des Dalai Lama und war es in der That, dem Fleische nach.

Wer hinter der Vorhut die erste Stelle hatte, könnte ihn für den Ehrenplatz halten. Es war billig, daß der chinesische Correspondent ihn behauptete. Unser Freund trat in einer angemessenen Umgebung auf, die den Stolz ihres Führers theilte. Ich erwähne hier nichts von der Garderobe;

denn wäre dies Häuflein in sackleinenen Kleidern aufgetreten, so würde es im Gefühl seiner Souverainetät dennoch das Haupt am kühnsten erhoben haben. Aus der Mitte des diplomatischen Corps ragte ein langer Bambusstab hervor, welcher die Vollmacht des Correspondenten als kaiserlich chinesischen Umba's enthielt. Die Tibetaner sahen mit betrübter Scheu auf diese Akte ihrer politischen Abhängigkeit.

Der chinesische General hatte in Lassa scheinbar nur die Mission des Schutzes für den Correspondenten; es war also natürlich, daß er ihm nachging. Er befehligte seine Cavallerie, die nach ihrer Art mit Feuergewehr, Säbel, Helm und papiernen Harnischen bewaffnet war. Der Oberst Tschu-Kiang ritt dicht hinter dem General, überall, wo er ein schönes auf ihn blickendes Auge vermuthete, sein Pferd zum Courbettiren stachelnd. Seine Person kennen wir, aber die Verzierungen seines Rosses sind uns neu. Das Thier, das er ritt, war mit großen karmoisinrothen Quasten und anderem prächtigen Geschirr geschmückt und mit einer Menge Glöckchen an einem Halsbande behangen, die, so wie es sich in langsamen Schritten bewegte, harmonisch klangen. Uebrigens war der Körper des Pferdes von den vielen seidenhaarigen Kuhschwänzen, die auf beiden Seiten hingen, kaum zu sehen. Ich kann den Sonnenschirm nicht übergehen, der am Halse des Pferdes befestigt war und den zarten Teint des Reiters gegen die bräunenden Sonnenstrahlen schützte. Selbst in der heißen Jahreszeit ist die Hitze in Lassa erträglich, aber der Oberst wußte, wie schön ihm die Bewegungen seines Armes standen, wenn er sich mit einem Fächer Kühlung zuwehte und hatte also diesen Fächer nicht vergessen. In dieser Coquetterie ließ er sich nur stören, wenn er zuweilen einen interes-

santen Gegenstand, ein durch ein Fenster blickendes Mädchenauge belauschen wollte. Er hielt sich dann mit vieler Grazie seine Brille vor die Augen, die er nach chinesischer Sitte an einem Bande im linken Ohrzipfel trug.

Jetzt folgten verschiedene Gruppen, welche mancherlei Staats-Insignien, Fahnen und Standarten führten; nach ihnen kreischende Instrumente und zwei mit reichen Decken belegte Pferde, deren jedes zwei runde Wannen trug, die mit brennendem wohlriechendem Holze gefüllt waren.

Ein Priester-Senior trug in einem Kästchen die Gebetbücher und einige der vorzüglichsten Götzenbilder. Hinter ihm wurden neun prächtige Pferde geführt, die mit einem Gegenstande beladen waren, der ein sonderbares Attribut der Gottheit ist. Aber auch unsere Künstler sind von der Nacktheit, mit welcher die Griechen ihre Götter bekleideten, zurückgekommen. Wir sind schon lange gewohnt, die bildlichen Darstellungen unserer Gottheiten nicht ohne Kleid zu lassen, und man wird es daher nicht auffallend finden, daß jene neun Rosse die Garderobe des Gottes der Tibetaner trugen.

Die irdische Hülle des Allerheiligsten ist jetzt an uns vorüber. Die Pulse stocken, die Herzen beben, die Kniee wanken und mit heißen Thränen sinkt der Gläubige nieder. Er hat kein Auge mehr für die vielen hundert Diener, die zu der nächsten Umgebung des Herrn der Heerschaaren gehören, für die großen goldenen, mit sinnbildlichen Figuren geschmückten Gefäße, welche zwei Männer auf ihren Schultern tragen und die das gewöhnliche Geschenk des Kaisers von China an den neuen Lama bilden; kein Auge mehr für jene Seligen, die an den Stufen seines Thrones stehen, um die Bittschriften zu empfangen und die Almosen auszutheilen.

Denn in diesem Augenblicke theilen sich die Wolken-Vorhänge des Himmels, die Donner und Blitze rollen und zucken unter dem Fuße des Allmächtigen; die Heiligen mit goldenen Kronen stimmen den Lobgesang an und die Schöpfung lauscht entzückt dem Preise seiner Herrlichkeit und großen Gewalt.

Du stehst auf von dem Boden, der deine leisen Seufzer und stillen Gebete gehört hat; eine wilde Menge drängt sich dem Zauber nach, den du nun empfunden und mit deinem geistigen Auge geschaut hast. Du weißt nichts von dem prächtigen Thronhimmel, der seinen Tragsessel beschattete; nichts von den sechzehn Chinesen, die zum Zeichen der Huldigung deinen Heiland auf den Schultern trugen. War er jung? War er ein Greis? Flossen Locken über seine Stirn? Strahlte freundlich sein Auge? Oder wurde Trübsinn und Wehmuth von seinen Wimpern beschattet? Hielt er die Hände gefaltet oder hob er sie auf zum Lichte der Sonne? Dein Auge war geblendet und dennoch hast du ihn von Angesicht geschaut. Dein Auge sah ihn und dennoch legte sich auf deinen Mund ein geheimnißvolles Siegel, das weder die Neugier eines Andern, noch das Gelüst deiner eignen Erinnerung je lösen wird.

Die Barrièren der Priester lösen sich auf und drängen sich hinter der Queue der Procession her. Erst am späten Abend gelangt der Zug an den Palast des Lama. Die Menge harrt mit Sehnsucht, daß auf den Thürmen desselben die Fahnen aufgesteckt werden, welche den Moment bezeichnen, da sich der Herrscher auf seinen Thron niederläßt. Ein donnerndes, weit in den Bergen nachhallendes Freudengeschrei wirbelt in der Luft und bringt einem Thale nach dem andern die freudige Kunde von dem erschlossenen Jenseits.

Du aber, frommer gläubiger Beter, schlägst dein Auge zu Boden und kehrst in Frieden zu deinen häuslichen Mauern zurück. Dein Mund zittert von inbrünstigem Gebet. Du versammelst deine Söhne und Töchter und lehrst sie die Tugenden, die den Menschen zieren, die Weisheit, die der Anker seines Lebens ist, und die Hoffnungen, die einst über das brechende Auge und über die erblassenden Lippen eine schmerzlose, freudige Heiterkeit gießen!

Fünftes Kapitel.

Der junge Gott.

Schüler.
Wer ist der, durch den der Geist thätig? Wer ist der, durch dessen Macht der ursprüngliche Lebenshauch wirksam? Was ist, durch dessen Macht die menschliche Rede sich gestaltet? Wer ist der Gott, durch dessen Macht Gesicht und Gehör ihr Amt verrichten?

Lehrer.
Das Ohr des Ohres, die Intelligenz der Intelligenz, das Wort des Wortes, der Lebenshauch des Lebenshauches, das Aug des Auges.

Kena-Upanischad des Sama-Veda.

Es war an dem Morgen, der auf Tibet's glücklichsten Tag folgte. Die Einwohner von Lassa kehrten zu ihren gewohnten Geschäften zurück. Die Straßen pflegten in der Frühe immer von ihrer theologischen Bevölkerung befreit zu sein, denn die Priester waren des Morgens in ihren Klöstern mit mannichfachen Hantirungen beschäftiget und erst wenn die Sonne höher stand, trafen gewöhnlich die geistlichen Herren auf den Spaziergängen und Plätzen ein, um ihre reichlichen und kostbaren Mahlzeiten zu verdauen.

Aus den Werkstätten tönte der Hammer und das feilende Eisen; die Zimmerleute richteten Häuser auf, die Maurer füllten die Fugen und die Steinmetzen arbeiteten an dem Ehrendenkmale, das dem verstorbenen Regenten gesetzt werden sollte; denn in Tibet, einem Lande ohne alle geschichtliche Erinnerung und ohne die Materialien und Kenntnisse, welche eine solche nur erhalten können, konnte es nicht auffallen, daß man die Geschichte in solchen kostbaren Denkmälern, die die Stelle der Buchstaben und Declamationen vertreten, aufzeichnete. Es ist erstaunlich, daß das civilisirte Europa mit seiner historischen Kunst, seiner besoldeten Historiographen, seinen tausend Bibliotheken, den historischen Werken des In- und Auslandes, dennoch die Sitte der steinernen Denkmäler von den barbarischen Völkern fortwährend entlehnt. Thaten die in den Annalen der Geschichte verzeichnet sind, bedürfen doch keines Marmors, um sie zu verewigen!

Nur in der Gegend, wo am gestrigen Tage die Procession ihren Weg genommen hatte und über Nacht das weiße Spalier abgebrochen war, herrschte eine ungewöhnliche Unruhe. Neugierige Müßiggänger, verspätete Nachzügler trieben sich auf dem geweihten Boden herum, um ihr Mißgeschick zu beklagen oder die Mildthätigkeit der Betenden in Anspruch zu nehmen. Tibet leidet, wie alle hierarchisch regierten Länder, an einer unzähligen Menge von Bettlern. Dies ist die natürliche Folge einer zahlreichen Priesterschaft. Wo man eine ansehnliche Anzahl von Menschen beim Nichtsthun in den besten Umständen leben sieht, da gewöhnen sich auch die Fleißigen an eine gewisse Trägheit und die Faulen an einen völligen Müßiggang.

Die größten, obschon privilegirten Müßiggänger sind bekanntlich in allen Staaten die Soldaten. Sie hatten ihre

Kasernen verlassen und einen Ort aufgesucht, der ihnen die meiste Abwechselung gewährte. Einige Rotten waren aber zu einer andern Absicht an diese heilige Stätte gekommen. An ihrer Kleidung und ihrer tatarischen Gesichtsbildung erkannte man die kalmückischen Reiter, welche von dem Bruder des Dalai Lama befehligt wurden und den Kern der tibetanischen Truppen bildeten. Diese wilden Söhne der mittelasiatischen Hochsteppen sind die eifrigsten Anhänger des Lamaismus und es ließ sich daraus ihre Verzweiflung erklären, daß sie, die den gestrigen Zug an der Spitze eröffnet hatten, durch Erfüllung ihres Dienstes um die höchste Seligkeit gekommen waren, um den Anblick des jungen Lama. Sie warfen sich jetzt, um doch wenigstens etwas von seiner Nähe zu empfinden, auf den Stellen nieder, die sie von seinem Baldachin gestern beschattet glaubten. Wie ungewiß mußten die Armen sein, ob sie die rechten gefunden hatten?

Unberufene Zuschauer mischten sich in diese Handlungen, indem sie den Kalmücken bei Auffindung der geweihten Fußstapfen beistehen wollten. Hier wollte der Eine den rechten Ort bemerken, hier der Andere. Da sollte das Pferd mit den Pantalons des Dalai Lama gestanden haben, dort vermaß sich einer hoch und theuer, daß der erste der Baldachin-Träger seinen Fuß eingedrückt hätte und also zwei Schritte davon die Stelle sein müsse, über welcher der Angebetete einen Augenblick geschwebt. Besonders mischten sich die Chinesen, theils Soldaten, theils Diener von der Gesandtschaft in den Streit. Ihr Vorwitz war genug, ihnen den Beruf dazu zu geben, ihr Eigendünkel trat immer mit einer Autorität auf, die entscheiden sollte, und ihren hämischen, satirischen Charakter konnten sie da am wenigsten verläugnen, wo

sie ihn ungestraft zeigen zu können glaubten. Die chinesischen Cavalleristen, längst mit den kalmückischen in gespannten Verhältnissen, trieben offenbar mit den letzteren, die jetzt in einer so demüthigen Stellung sich im Staube wanden, ihren Spott. Sie riefen die Kalmücken bald hieher, bald dorthin, wollten hier einen kleinen Flecken in der Erde bemerken, dort schrieen sie, müsse der Lama Athem geholt haben, so daß sich der Fußboden davon aufgekräuselt hätte, kurz, sie trieben ihre mit vielfältigen Bemerkungen vermischten Spöttereien so weit, daß die Kalmücken derselben endlich überdrüssig wurden und sie mit Schlägen erwiederten.

Die feigen Chinesen wußten diesen Angriffen nichts entgegenzusetzen als Schimpfreden, mit denen sie ihr ganzes, von Herrn Klaproth herausgegebenes Wörterbuch erschöpften; dazu kam, daß sie im Handgemenge mit den kräftigen, nicht dickbeleibten Kalmücken wenig gewinnen und nur Alles verlieren konnten. Ein zerrissener Aermel hätte ihnen von ihrem Befehlshaber Stockprügel, der Verlust des Zopfes den Abschied zugezogen. Ihr Rücken war daher am meisten verwundbar und ihr Zopf zwang sie, ihn nicht zu kehren und tapfer zu sein. Die Kalmücken setzten den Religionsspöttern hart zu. Die Einwohner nahmen ihre Partei und die Chinesen ihre Zuflucht zu einem abscheulichen Geschrei. Obgleich sie damit ihre Kameraden nicht herbeiziehen konnten, von denen vorauszusehen war, daß sie von dem Schauplatz der Verwirrung eilen würden, um ihre Zöpfe in Sicherheit zu bringen, so erreichten sie damit doch, daß sie sich selbst zum Widerstande anfeuerten und ihn mit besserem Muthe leisteten. Aber die Kalmücken schwangen nur um desto kräftiger ihre siebensträhnigen Peitschen, die sie um den Leib trugen und

wurden darin von Lassa's Lazaronis unterstützt. Der Tumult nahm zu, das Aufruhrgeschrei verbreitete sich durch die Stadt, Alles lief neugierig aus den Häusern und der Auftritt würde die ernstlichsten Folgen nach sich gezogen haben, hätte eine neue Erscheinung ihm nicht ein wirksames Ende gemacht.

Ein Mann in langem, fliegendem Haare, mit Thierfellen nur halb gekleidet, warf sich unerschrocken unter die kämpfenden Parteien. Seiner gewaltigen Körperkraft gelang es, die Erbittertsten in die Reihen der Ihrigen zurückzudrängen und jedem neuen Angriff in die Arme zu fallen. „Unverschämte Fremdlinge," rief er, „wer hat euch die Thore dieser heiligen Stadt geöffnet, um sie mit euern Worten und Gewaltthätigkeiten besudeln zu lassen? Habt ihr in euern Salzwüsten die Sitten zurückgelassen, die euern Eltern die Achtung ihrer Freunde erwarben? Und ihr, Chinesen, seid ihr deshalb hiehergekommen, um die Laster, welche die Luft um den grünen und gelben Fluß verpesten, in unsre Berge zu verpflanzen? Ihr zur Rechten, warum beschlagt ihr nicht eure Pferde? Ihr zur Linken, warum nehmt ihr nicht eure Schreibfedern zur Hand, schickt euern Tanten Grüße und den Pagodenvorstehern und Mandarinen eures Orts die Neuigkeiten, die euch verdächtig scheinen und von euch ausspionirt sind? Stört die Ruhe dieser heiligen Gegend nicht, von der ihr eine Handvoll Erde nehmen solltet, um sie einst in euer Grab legen zu lassen!"

Die Menge wich ehrerbietig von dem kühnen Sprecher zurück. Die Kalmücken befolgten heulend den Rath, den er ihnen am Schlusse gegeben hatte, und verzogen sich; die unberufenen Zuschauer gingen an ihre Arbeit und die Chinesen,

lächelnd nach ihren geretteten Zöpfen fühlend, kehrten in die Casernen zurück, um ihre Cameraden mit Prahlereien und Lügen zu bedienen.

Die besänftigende Dazwischenkunft war vor einem Manne ausgegangen, den wir schon einmal in einem nächtlichen Gespräch mit Gylluspa kennen lernten und ihn von seinen wilden, phantastischen Tänzen, die er vor Hali-Jong und seinen Brüdern ausführte, den Schamanen nannten. Wir wollen ihn auch ferner mit diesem Namen bezeichnen, obschon ihm Einiges fehlte, um denselben ganz zu verdienen. Er eilte, von den scheuen Blicken der Menge verfolgt, der Gegend der Stadt zu, in welcher die Burg des Lama lag.

Wir haben von Maha Guru, dem jüngern Bruder des Schamanen gehört und mußten die sonderbare Ausdrucksweise bewundern, mit der der ältere Bruder von ihm sprach. War es nicht, als erwies er ihm eine göttliche Ehre? Diese Frage ist jetzt nicht mehr zweifelhaft, denn Niemand anders als Maha Guru war der neue Dalai Lama.

Die Lehre von der Seelenwanderung ist der einzige Erklärungsgrund für den merkwürdigen Cultus, der auf dem höchsten Gipfel der Erde herrscht. Die Annahme, daß die, einen sich auflösenden Körper verlassende Seele wieder einen neuen Sitz zu suchen hat, um ihre Fortdauer zu sichern, erlaubte die Anbetung eines Menschen, auf den sich die Fülle des göttlichen Geistes herabgelassen hätte. Der Dalai Lama ist kein Papst, kein Stellvertreter der Gottheit, sondern diese selbst, der Schöpfer und Erhalter der Welt, der Lenker der Himmelsbahnen, der Spender unserer Lebensloose, der Richter über böse und gerechte Handlungen. Die Tibetaner sehen die Hülle ihrer Gottheit geboren werden und sterben, aber in

dem Augenblicke, da der Körper von dem Geiste bewohnt wird, der ihnen der Höchste ist, unterscheiden sie auch das Aeußere und Innere nicht mehr, sondern halten die vergängliche Kleidung der Gottheit wie von ihr selbst durchdrungen und untergetaucht in den Glanz ihrer unsterblichen Seele. Sie kennen die Eltern, Brüder und Verwandten ihres Gottes, aber wie zärtlicher Empfindungen sie fähig sein mögen, so schätzen sie in dieser Rücksicht die Bande des Bluts für das Geringste. Die Priester lehren, daß die Geister alle nur Ausflüsse einer und derselben Seele seien, daß wir alle unsre Großmutter in dem Prinzip des Guten und Großen finden. Wer ist in dieser Kindschaft bevorzugt? Da gibt es keine Einschränkung auf Raum, Volk, Religion; sondern die Guten sind alle untereinander Brüder und Väter. Dies ist nach der Weisheit von Tibet die wahre Aehnlichkeit und Verwandtschaft.

Wenn Gott seines Körpers überdrüssig wird, ihn verläßt und stirbt, so vertritt ein erfahrener Mann interimistisch seine Stelle und sorgt für die Auffindung eines neuen Körpers, der sich zur Aufnahme der Gottheit eignen dürfte. Ich drücke dies Geschäft nur von seiner praktischen Seite aus, während die metaphysische erhabener ist. Denn die Priester sollen ja nur lauschen, wo sich die entschwundene Gottheit hingeflüchtet hat; sie sollen die Geisteskräfte der Tausende von tibetanischen Kindern untersuchen und überzeugt sein, da die Weltseele wieder zu finden, wo sie die meiste Empfänglichkeit, Lebhaftigkeit, Geistesschärfe antreffen. Ein Kind, das in seinem ersten halben Jahre schon laufen konnte, mit einem Jahre alle Zähne hatte und den Namen des Vaters und der Mutter aussprechen konnte; ein Knabe, der im dritten Jahre die vier Species begriffen hatte und im vierten eine leser=

liche Hand schreibt, der im sechsten Antworten gibt und Urtheile äußert, die eines Erwachsenen würdig sind — da finden wir den Gott wieder, der eines alten runzligen Körpers müde, sich in ein frisches, junges Leben flüchtete und von hier aus die Erkennungsscenen vorbereitete. Die Priester fallen vor einem solchen Kinde nieder, heben den Gott aus den Windeln, hüllen ihn in ihre weiten Kutten und bringen ihn in eine einsame Gegend, wo er der ihm gebührenden Ehre und eines sorgfältigen Unterrichtes genießt. Hier bleibt er so lange, bis es ihm gefällt unter die Menschen zurückzukehren oder bis der Augenblick erscheint, wo ihn das gesetzliche Alter zu seiner Wiederkunft verpflichtet.

Daß sich Gott aber zuweilen auch Rücksichten unterwarf, bewies sein Wiedererscheinen in Maha Guru. Wir wollen keineswegs seine Legitimität antasten, obschon damit in unserem Falle wenig Gefahr verbunden ist; aber wir sehen aus der Geschichte seiner Berufung, daß zuweilen eine Empfehlung auch in dieser schwierigen Aufgabe half. Tibet war lange in der betrübtesten Verzweiflung. Die Priester reisten vergeblich im Lande herum, um den heimlichen, verborgenen Gott zu entdecken. Sie legten den Kindern auf den Landstraßen verfängliche Fragen vor, die sie aus dem Stegreif beantworten sollten, erhielten aber zu ihrem Schrecken immer nur Antworten, die entweder sehr dumm herauskamen oder deren Salz mit vieler Erde versetzt war. Da sagte der General der kalmückischen Kavallerie zu den obersten geistlichen Behörden, als die Boten von ihren Examinationsreisen mit wiederholten schlechten Erfolgen zurückkehrten: „Warum haltet ihr euch nur in den Umgebungen von Lassa? Die Seele Gottes ist beflügelt; glaubt ihr, daß sie von einem dreistün-

digen Fluge schon müde ist? Geht nach Tassissudon, steigt auf die Mauern von Dukka Jeung und lauscht dort nach dem, was ihr nicht finden könnt!" Die Priester sandten an den bezeichneten Ort und trafen einen Knaben, der schon zum Jüngling reifend, von den gewöhnlichen Offenbarungen, in denen sich Gott zeigte, dem Wuchs und Alter nach sehr verschieden, dem Geiste und Verstande nach aber gewiß Niemand war, als der Heilige, den sie als verschollen schon beklagt hatten. Von Stund' an wurde Maha Guru, dem jüngeren Bruder des Kalmückengenerals und des Schamanen, göttliche Ehre erwiesen, ihm der Sitz auf einem Schlosse bei Lassa eingeräumt und seiner reifen Bildung nichts mehr gegeben, als die ihm noch fehlende theologische Richtung. Man würde sich eines sehr falschen Ausdruckes bedienen, wenn man Maha Guru's zunehmende Göttlichkeit ein sich Zurechtfinden in seiner neuen Würde nennen wollte. Nein, er war nicht der letzte, der an sich glaubte, er trat überall mit dem festen Bewußtsein seiner Allmacht auf und wenn ihn je ein Zweifel beschlich, so betete er zu sich selbst und sein inwohnender Geist schlug den widerspenstigen Leib zu Boden.

Maha Guru's Brüder waren seine eifrigsten Anbeter, obschon sie in ihren Wünschen sich trennten. Keiner von beiden zweifelte, mit dem wahren Schöpfer des Himmels und der Erden einst Versteckens gespielt zu haben; aber während der General die verstorbenen Eltern und sich selbst am meisten deßhalb glücklich pries, beklagte der *mittlere* Bruder, der Schamane, daß ihm Maha Guru einen solchen Streich gespielt, und wünschte seinem Bruder, aus später zu erklärenden Gründen, die nackte, sterbliche Menschheit wieder, die ihm einst so nahe stand und deren Schicksal er thei-

len durfte. Er wußte, wie vergeblich diese Wünsche waren, und gerieth dadurch in einen Zwiespalt mit sich, der Welt, der Gottheit, den wir uns nicht erklären können, weil er auf, für uns zu sonderbaren Voraussetzungen beruht. Er durchstreifte die Gebirge seines Landes und suchte der Erinnerung an seinen vergötterten Bruder zu entfliehen, die ihm doch überall folgte, in den Gesteinen, den Quellen, den Sternen des Himmels, in den Werken dessen, dem er nirgends aus dem Wege gehen konnte. Auf Alles, was er sah und hörte, auf Alles, an das er seine Klagen richtete, hatte Maha Guru seinen Stempel gedrückt. Niemals können die beiden Pole der Liebe und des Hasses sich näher gelegen haben. Was er anbetete, das mußte er fürchten, und was er mit heißer Liebe umfing, das stieß er in demselben Augenblicke mit Unwillen von sich. Dieser Zustand grenzte an Verzweiflung. Er entzog sich Monate lang dem Anblicke seines Bruders, der ihn zwar zur tiefsten Anbetung aufforderte, wie den General, ihn aber den leiblichen Bruder nicht vergessen machen konnte. Hier war Hingebung und Freundschaft ein Verbrechen geworden. Er irrte nach den Auftritten, in denen er seinem beklommenen Herzen Luft machte, in den Wäldern und Bergen umher, warf sich in toller, fanatischer Entzückung unter die wilden Schwärme der wandernden Fakirs, in welcher Umgebung wir ihm zum ersten Male begegnet sind.

Der Schaman hatte seinen Bruder früher nur als Gott gesehen, heute sah er ihn als Dalai Lama. Er war unter den Dienern wohlbekannt und tief verehrt. Kein Hinderniß stand seiner Audienz entgegen.

Vor dem Audienzzimmer trat er in einen großen, hohen, länglichen Saal, der von einer Colonnade umringt war und

durch eine Oeffnung über dem Mittelpunkte erleuchtet wurde. Die Luft, das Licht und die Wärme der Sonne werden dadurch hereingelassen, daß man ein bewegliches, unmittelbar vor der Oeffnung befindliches Dach von ihr wegnimmt. Die Säulen der Colonnade waren karmoisinroth gemalt und reich mit Gold geziert, so wie auch die Spitzen der obern, sich schlängelnden Bogen mit verschiedenen symbolischen Wappen geschmückt. Die Wände waren blau gemalt und mit zwei breiten, rothen Streifen eingefaßt, durch welche ein gelber hinlief. Der Fußboden bestand aus einer Composition von braunen und weißen Kieseln, die mit Erde vermischt war und einen hellen starken Glanz annimmt.

Ich sagte, dies Zimmer habe sich vor dem Audienzsaale befunden. Nein, er ist es selbst. Durfte ich mich in der Nähe einer solchen Erscheinung, wie sie vor unsern Augen steht, erst auf eine Beschreibung der vier Wände einlassen? Wir sind an den Stufen, die auf den Götterberg führen. Der Thron steht in einer Nische, einige Fuß über dem Boden erhaben, umringt mit Kissen von gelbem Atlas, die auf jeder Seite mit seidenen Fransen von verschiedenen Farben und reichem Brocat geziert waren. Am Fuße des Thrones standen dünne Kerzen von der Mischung, wie sie in den Tempeln als Weihrauch zu brennen pflegten, und Vasen mit wohlriechendem Holze, das, langsam verbrennend, den Saal mit feinen Düften erfüllte.

Maha Guru? Wär' er allein gewesen, dann hätt' ich des Schamanen Eintritt in den Saal nur mit Farben schildern können, die aus dem Blau des Himmels, dem Weiß der Gestirne, dem Roth des Abends und Morgens gemischt sein mußten; aber er war nicht allein. Maha Guru saß in

menschlicher Gestalt auf den gelbseidenen Kissen, seinen Bruder, den frommen General, dadurch beglückend, daß er die allmächtige Hand auf seine Kniee legte. Der Schaman stürzte nieder, küßte die Stufen des Thrones, die er mit heißen Thränen benetzte.

Maha Guru war ein schöner, mannhafter Jüngling, mit einer blendend weißen, durch seine eingeschlossene Lebensart zart erhaltenen Haut, dunkeln Augen und schwarzem, langgekämmtem Haare, das unter einer viereckigen Mütze in den Nacken floß. Er war in ein gelbseidenes, mit chinesischen Golddrachen durchwirktes Gewand gehüllt. In seinen Mienen wehte eine sanfte Milde, die Vertrauen erweckte, ja nach der Freude über das Wiedersehen seines lang vermißten Bruders machte sein Antlitz und sein Benehmen einer Schüchternheit, einer Schamhaftigkeit Platz, die dem hochgestellten Jünglinge zur Ehre gereichte, ihm aber nichts mit der Majestät des olympischen Jupiters Gemeinsames gab.

Der Schaman hatte die in Tibet gewöhnliche Begrüßungsformel, welche in einem Auswechseln seidener Schärpen besteht, an diesem Ort für nicht anwendbar gehalten; aber sein Bruder kam ihm darin zuvor, ergriff eine weißseidene Binde und überreichte sie dem Verlegenen, der diese Höflichkeit nicht erwiedern konnte. Der General gab dem, was der Schaman darüber empfand, Wort: „Wie glücklich sind wir, mein Bruder!" sagte er; die Hand des Himmels reicht sich uns durch die Wolken, daß wir den warmen Puls der Gottheit fühlen können."

Der Schaman schwieg, aber Maha Guru entgegnete: „Du rühmst dich eines Vorzugs, Theurer, den der Himmel Jedem gewährt. Ihr seid nur lebhafter von ihm durchdrungen, weil

ihr mir näher steht. Aber gehet hinaus in die Welt und lauscht auf ihre Werke, ihr Thun und Treiben, und ich weiß, ihr werdet mich in Allem wieder erkennen. Dies ist der ewige Verkehr, den ich mit meiner Schöpfung unterhalte. Ich bin zugegen, wenn die Mutter an der Wiege ihres Kindes Gebete in den Himmel sendet; ich begleite den Jüngling in die Welt, wenn sein Geist sich Nahrung sucht und sein Herz von großen Entschlüssen anschwillt; der Vater des Hauses, zu den Göttern auf seinem Herde betend, weiß, daß ich ihm die Kraft dazu verleihe, und der sterbende Greis streckt die Hand nach mir aus, um seine Seele die Wege wandeln zu lassen, die ich ihr zeige. Nein, meine Brüder, ich bin keiner von den vornehmen Göttern, die sich durch den Umgang mit den Menschen besudelt glauben, die nicht selbst hinuntersteigen, um ihre Angelegenheiten ins Reine zu bringen, sondern ihre Gesandten, ihre Propheten, ihre Söhne schicken, unter deren unerfahrenen Händen sie immer schlechter gerathen müssen. Ich bin selbst gekommen."

„Du sprichst von dem Wunder deiner Allgegenwart," sagte der Schaman; „aber die Weisen lehren noch etwas Anderes. Sie zeigen auf die Pflanze, den Stein, das Thier, und nennen sie alle deine Offenbarungen. Aber wie? dann wärest du ja unterthan, nicht nur deinen eigenen Gesetzen, sondern auch denen, welche Menschen über dich verhängen. Wo ist die Gränze, mein Bruder, da ein Eichbaum noch ein todtes, blättertreibendes Holz ist, das ich fälle und in den Ofen werfe, wenn du ihm sein Leben gibst und seinen Tod doch nicht hindern kannst?"

Maha Guru antwortete und sprach: „Ich bin der Herr der Schöpfung, ihr Meister und kann nicht mein eigenes

Werk sein. Aber wie der Künstler seinen Schöpfungen sich hingibt, ihnen Alles einprägt, was seine Seele erfüllt, wie ein Kenner sich vor sie hinstellt und in ihnen den Geist des Schöpfers wieder findet, nicht anders der, welcher die Erde wie einen Thonball in seiner Hand hält. Nur der Gute wird jedoch den Stempel erkennen, den ich auf alle mein Werke gedrückt habe."

„Aber wie soll ich es verstehen," fragte der General, „daß die Schöpfung ein vollkommenes Werk ist und sich dennoch in ihr eine Abwechslung findet, die uns Neues und oft Besseres bringt? Welche Dinge führen uns nicht die Fremdlinge über die Gebirge zu? Daß ich nur von meinem Fache spreche, wie verschiedenartig sind die Bewegungen auf dem Pferde bei uns und ihnen, wie sonderbar sind die Handgriffe des Exercitiums! Sie haben sogar die beschwerlichen Lunten nicht mehr, mit denen wir unsere Gewehre abbrennen. Wenn ich dies bedenke, so scheint mir die Schöpfung noch unvollendet. Wirst du sie vollenden?"

„Oeffne dein Ohr," sagte Maha Guru, „ich werde dich mit Wahrheit bedenken. Sage zuvörderst nichts von den unglücklichen Fremden, die meine Gebote verlassen haben und falsche Götter anbeten. Ich verlieh ihnen einst Schärfe des Geistes, Beweglichkeit der Phantasie und schöne, grüne Thäler, die reizender sind, als mein treues Volk von Tibet auf seinen Bergen eine Vorstellung davon hat. Aber diese Gaben steigerten ihren Uebermuth und dem Uebermuth folgte das Schicksal auf den Fersen. Sie sind eingegränzt in enge Städte, aus denen sich der Rauch nicht herausfinden kann; sie haben schlechte Nahrung und das Bedürfniß der Kleidung können sie nur mit großen Opfern befriedigen. Ihr Geist strengt

sich an, während ihre Herzen verwildern; sie machen Erfindungen, die die Vorwelt nicht kannte. Sie lernten die Elemente bezwingen und den Himmel ersteigen; aber ach, die Erfolge ihrer Entdeckungen haben der Freude nicht entsprochen, die sie empfanden, als sie ihnen zum erstenmale gelangen! Denn welches ist das Loos, das ihre Fortschritte unaufhörlich begleitet? Sie sind der Zahl nach weit geringer als wir und unsre Nachbarn; aber sie werden beherrscht von Königen und von den Brüdern der Könige und von ihren Schwägerinnen. Diese vernichten morgen Alles, was sie heute gewonnen haben; es ist eine alte Feindschaft, die eine Schlange in die Herzen der Könige gesäet hat. Das Elend in jenen Ländern ist groß, aber Alles, selbst die Erleichterungsmittel des Elends müssen dazu dienen, es zu vermehren. Ihre Vorfahren kannten nichts von den Fortschritten der Bildung und die Laster, die auf ihnen lagen, waren geringer, als sie jetzt sind. Denn wenn die Feinde dieser Völker vernehmen, daß wieder ein großer Geist ein Element bezwungen hat, so bedrücken sie ihn, daß er von Stund an seines Fundes nicht froh werden kann; denn jede Erleichterung ist für sie nur ein Grund, die Zügel schärfer anzuziehen. Ach du unglückliches Volk, warum verließest du mich!“

Der Schaman küßte weinend die Füße seines Bruders; denn in diesem Bilde sah er die Folgen eines Zweifels an dem einzigen Gotte. Maha Guru aber fuhr fort: „Die Schöpfung ist nicht mein Leben, sondern nur eine Beschäftigung meines Lebens. Die Welt ist meine göttliche Thätigkeit. Nehmt das kunstvolle Uhrwerk, das im Vorhofe dieses Palastes hängt! Der Zeiger und das Zifferblatt sind die Welt; wer wollte sagen, daß die Räder und Wellen auch

zur Welt gehören? Aber das Eine schreibt dem Andern Gesetze vor und keines besteht ohne das Andere. Die Welt wird auch niemals untergehen, wie Irrlehrer behaupten; denn kann ich jemals sterben? Können unsere Weiber aufhören, Kinder zu zeugen, in deren Leibern ich meinen Sitz nehme? Ich sage euch aber, die Welt ist vollkommen, weil sie keines Menschen Werk ist und ich sage euch wiederum, die Welt ist unvollkommen, weil ich noch lebe und noch unzählige tausend Jahre zu leben gedenke."

„Zu den größten Unvollkommenheiten dieser Welt," bemerkte der General, „gehören unter andern die kurzen Gewehrläufe meiner Cavallerie. Je länger sie sind, desto weiter tragen sie; du solltest sie abschaffen, mein Bruder!"

„Wenn es nicht zu viel kostet," sagte der Herr des Himmels, setzte aber nach einer Pause hinzu: „dies ist nicht die einzige Unvollkommenheit, es gibt deren in den sechszehntausend Königreichen der Welt noch unzählige; ja, in der Harmonie des Weltsystems ist noch Vieles nachzubessern. Tretet hinaus in die geheimnißvolle Stille einer Mondnacht. Dies Flüstern in den Zweigen, dies Säuseln im Winde, dies Glühen der Käfer, diese wunderbaren Laute, die ich in den Tagen, da ich noch Mensch war, vernahm, hielt ich damals noch für einen seligen Traum der Schöpfung, für einen leisen Monolog der Gottheit, die lustwandelnd sich in die Bewunderung ihrer selbst vertieft. Nein, daß ich euch nichts verschweige, diese Töne, diese Stimmen, die schallend durch die Luft klingen, kommen von dem sausenden Webstuhle der Zeit und von den Schlägen, die auf das eherne Firmament des Himmels fallen. Einer frommen und reinen Seele wird es nicht entgehen, daß Gott in diesen Stunden an seinen Werken feilt."

Die Brüder staunten über diese Mittheilungen und das Herz des Schamanen jubelte; denn er fühlte, daß ihm die Göttlichkeit seines Bruders immer näher rückte. „Dann geschieht es wohl auch oft,“ fragte der General, scheu zu Maha Guru aufblickend, „daß sich Gott von seinen Werken ausruht, da er sie ja im Nu vollenden könnte?“

„Du sprichst die Wahrheit,“ antwortete der, welcher über sich selbst unstreitig die beste Auskunft geben konnte. „Es gibt Menschen, die man die Ruhepunkte der ewigen Schöpfung nennen darf. Die Gottheit vergaß ihnen die Gaben zu verleihen, die sie allen Sterblichen schenkte; aber weil dennoch die Fülle der Allmacht auf ihnen ruhte, so erhielten sie einige Vorzüge, die sie im außerordentlichen Grade besitzen. Manche erhielten ein Herz ohne Tugenden, aber Gaben des Geistes, die Erstaunen erregen. Eben so scheint an der körperlichen Bildung Vieler vergessen zu sein, daß sie zu den Menschen gehören sollten, aber in diesen mißgestalteten Formen wohnt oft eine unbeschreibliche Güte des Herzens und noch öfter eine solche Fülle geistiger Vermögen, daß jedem Buckligen das Vorurtheil entgegen kommt, er sei der scharfsinnigste Denker. An diesen Menschen sieht man es, daß die Schöpfung ohne einen Plan angelegt ist.“

„Wie?“ rief der General, „dann wäre ja Gott planlos zu Werke gegangen.“

Man mußte dies Wortspiel in der tibetanischen Sprache hören, um darüber lachen zu können. Die Brüder thaten es mit Wohlbehagen. Aber so schnell die beiden ältern ihre Lachmuskeln in Bewegung gesetzt hatten, so schnell blieben sie ihnen krampfhaft stehen; denn das Außerordentlichste, das

sie nur geahnt, daß sie als Lästerung von sich gewiesen hätten, hatte sich in diesem Augenblicke ereignet. War es möglich, daß Gott über den Witz eines Menschen lachen, daß er überhaupt lachen konnte?

Maha Guru sah das verlegene Erstaunen seiner Brüder und wußte die Ursache davon, ohne sie zu errathen. „Ihr seid betroffen, mich lachen zu sehen?“ fragte er mit einem liebenswürdigen Ausdruck von Milde und Leutseligkeit; „warum sollten die Götter über euch nicht lachen, da ihr ihnen so oft Gelegenheit gebt, über euch zu weinen? Ich habe gelacht, als auf mein erstes Wort eine Welt entstand; denn ich gestehe, diese erste Probe meiner Macht überraschte mich. Ich habe gelacht, als mich die Philosophen bald im Wasser, bald in der Luft, bald im Feuer suchten. Ich weinte, als die Menschen anfingen bös zu werden und sich von mir abwandten; aber lächerlich erschien es mir, als sie ein Wesen erfanden, das sie seit dem Urbeginn der Tage mit mir in Kampf stellten und das böse Princip nannten, um ihr schlechtes Herz damit zu entschuldigen. Ach! wie lächerlich war es, als man mich mit dem Lichte verglich, das ohne Schatten gar nicht denkbar wäre, und daraus einen urweltlichen Gegner meiner Macht herleitete, von dem ich euch versichern kann, daß er nicht existirt. Wie vieles Andere hat mich nicht ergötzt! So wie mich überhaupt die Thorheiten meiner Feinde betrüben, so haben mir die Albernheiten meiner Freunde doch immer den größten Spaß gemacht. In meinem Namen sind Tausende getäuscht worden und eben so viele haben sich selbst betrogen; man hat die schlechte Poesie in meinem Namen befördert und in neuester Zeit hat man sogar eine Politik auf meinen Namen getauft. Aber

am schallendsten schlug mein Gelächter immer an die Wölbung des Himmels, wenn es einem Sterblichen einfiel, mein höchst eigenes, wohlversichertes Dasein zu läugnen. Dann rief ich alle meine Genien um mich her, versammelte die Wolken, die Winde, befreite die Nymphen aus ihren Bäumen und Quellen und alles lärmte und tobte mit Spott und Neckerei; die Sphären fuhren lachend zusammen, der Erdboden schüttelte sich, daß es eine Freude war, bis der unglückliche Verfolger entweder in den lachenden Chor mit einstimmte und von den Menschen in ein Tollhaus gesperrt wurde, oder sich verzweifelnd von einem Felsen ins Meer stürzte. Diese Seelen werden dann im Jenseits meine besten Freunde, sie schlagen sich über ihre Dummheit vor den Kopf, seitdem sie Nektar und Ambrosia von meinen Realitäten überzeugt haben; sie schämen sich, wenn sie einst geglaubt hatten, mich durch ihr Läugnen zu reizen; ja die Atheisten bilden dort oben meine Leibgarde, die mich nie verläßt und für eine launige Unterhaltung sorgen muß."

Die Brüder sahen ein, daß man nicht besser umgehen könne, als mit Göttern; sie fingen allmälig an, in diesem Himmel einheimisch zu werden, sprachen ohne Rückhalt und nur den General überfiel einige Male der Zweifel, ob diese Seligkeit nicht ein höherer, jenseitiger Zustand sein könnte; ob sein Körper über dem vielen Sprechen nicht vielleicht unversehens gestorben und er hinübergegangen sei in die Ewigkeit, ohne von seinem Tode etwas zu spüren. Aber diese Besorgnisse verschwanden gänzlich, als ein Diener mit einer großen metallenen Theekanne hereintrat, sich dem Dalai Lama demüthig näherte, einigen Thee vorher in seine eigene hohle Hand goß und sie hinunterschlürfte, zum Zeichen, daß dem

himmlischen Meister und seinen Gästen nichts Vergiftetes kredenzt werden sollte.

Die Tibetaner trinken ihren Thee unstreitig von besserer Güte als wir, aber in einer Mischung, der wir kaum unsern Beifall schenken würden. Was soll man von einem Thee sagen, der mit Mehl, Butter und Salz versetzt wird? Diese abscheuliche Mixtur wird jedem in einer flachen, lakirten Tasse präsentirt, die der Empfänger auf seinen Fingerspitzen ruhen läßt, um sie allmälig auszuschlürfen. Es versteht sich von selbst, daß die dem Trinken vorangehende Libation, die von einem langen murmelnden Gebete begleitet wird, nur von den beiden ältern Brüdern geopfert wurde. Maha Guru senkte, während sie zu ihm beteten, sein Haupt und spiegelte es nachdenklich in der trüben Fläche des Thee's.

Als diese Ceremonie beendigt war und die Tassen durch eine geschickte Bewegung der Zunge gereinigt und mit seidenen Läppchen umwickelt wurden, begann der wißbegierige General wieder aus der vor ihm sitzenden Quelle alles Wissens zu schöpfen und seinen Bruder um einige Erläuterungen seiner jüngsten Worte zu fragen. „Wie versteh' ich es, mein großer Meister," sagte er, „daß du von den Werken der Lüge wie von einer Frucht sprichst, deren Samen aus Niemands Hand gestreut wird? Ich bin gewohnt, in den Dingen die Erfolge von ihren Anfängen herzuleiten. Wenn ich daran nicht unrecht thue, wer flüstert uns die Handlungen der Bosheit ein?"

Maha Guru mußte das wissen und er antwortete: „Es ist eine alte lügenhafte Fabel, daß die Welt aus Liebe und Haß entstanden. Der Widerspruch ist niemals der Anfang der Dinge gewesen. Merk' auf die Worte der Weisheit, die

mein Mund dir verkünden will! Es gibt nichts Böses auf der Welt, sondern nur Verwirrung im Guten. Wo sollte der Gott seinen Ursprung genommen haben, welcher mit feindseligen Ansprüchen und widerwärtigen Handlungen gegen mich aufträte? Nein, es ist die Liebe selbst, die zuweilen den Schein des Hasses annimmt, um ihre Werke zu befördern. Ihr könnt dies nie begreifen, wenn eure Sinne an jener Liebe fest kleben, die ihr beschwört, um euer Treiben zu segnen; ich rede von derselben Liebe, welche die Leidenschaften des Menschen fesselt, ihm sein Bewußtsein raubt, ihm die Augen des Geistes aussticht. Die Gottheit liegt noch immer in diesen alten Banden. Dieselbe Begierde, welche die Götter auf die Erde trieb, um sich mit den Töchtern derselben zu vermischen, währt noch fort, obschon die Freude an dem Anblick der Schönheit, als die Schöpfung noch jung war, als die Götter von den irdischen Wesen noch überrascht wurden, gegen eine lange Gewohnheit längst verschwunden ist. Aber Maja lebt noch immer fort, die alte Kupplerin des Himmels, welche die lodernden Liebesbrände auch in die Herzen der Götter warf. Sie ist die Göttin der Verwirrung, des Unverstandes, des Truges; sie nimmt dem Regierer der Welt die Zügel aus der Hand oder blendet ihm so die Augen, daß er auf Augenblicke sie fallen läßt. Gibt es eine Liebe, welche die Schöpfung belebte, so gibt es auch ihre Thorheit, ihre Kopflosigkeit, ihre Schwärmerei, kurz die ganze süße Verwirrung der Leidenschaft, welche ein alter, von Propheten genährter Wahn Haß genannt hat. Nein, meine Brüder! laßt den Glauben an ein böses Princip und fürchtet nicht, daß ein uralter Erbfeind auf meine Schultern steigen könne; nur ein Gegner droht dem Herrn der Welten, er sich selbst."

Den Schamanen hatten diese Worte aus tiefem Nachdenken geweckt. „Lebt Syllusya's Bild noch in seiner Seele?" fragte er sich selbst; „ist sie es, deren Macht er fürchtet?" Er schwankte, ob er dem Allmächtigen die aufgetragenen Grüße bestellen durfte; ob er Erinnerungen wecken sollte, die dieser vielleicht schon verloren hatte oder welche ihn in Kreise zurückzögen, von welchen er sich für immer getrennt haben mußte. Und ohne zu erwägen, daß ihm Niemand in dem Verlauf dieser Gedanken hätte folgen können, rief er aus: „Ach, es wird niemals eine Vergangenheit für ihn geben, die kürzer wäre, als der Anfang seines göttlichen Lebens. Er hatte nie eine Jugend, deren Widerschein sonnenhell in seinem Gedächtnisse leuchtete. Die Sphären-Harmonie ist jetzt sein Liebesgeflüster, das Leuchten der Sterne sein Liebäugeln, die Züge der Wolken seine Umarmungen."

„Ja, du mächtiger Löwe," sagte der General zu Maha Guru, „wer könnte würdig sein, dich in seine Arme zu schließen? Du hast dir die Natur zu deiner Braut gerichtet und die weiten Räume der Welt als die Kammer, in welche du sie führen willst. Und wir, dem Leibe nach deine Brüder, stehen an der Pforte lauschend, wie du die Glücklichste umfängst, mit ihr kosest und mit deinen Allmachtsküssen den Bund besiegelst. Die Sitte unserer Väter verlangt es, daß des einen Bruders Gattin auch das Bett der andern Brüder theile; du wirst es deinen sterblichen Freunden nicht wehren, daß sie den Saum vom Kleide deiner hohen Braut küssen; daß sie die Stellen erblicken, wo du sie an deine Brust drücktest; daß sie wenigstens an uns vorüberrausche und einen Blick des Erbarmens auf die sündigen Anbeter deiner Herrlichkeit werfe. Dürfen wir diesen Theil an deiner Liebe nehmen?"

Maha Guru senkte das Haupt, legte die Arme unter die Brust und schwieg. Dann erhob er sie und streckte sie aus mit himmelwärts gerichteten Augen und rief begeistert: „Sie kommen, die Boten der Liebe, die Vögel und Bäche des Waldes, die Blumen und Quellen der Gebirge, mit ihren klingenden, duftenden Grüßen. Hörst du ihren leisen Tritt über das schwellende Gras? Hörst du das Murmeln der Blätter im Walde, wie die Heilige an ihnen vorüberzieht? Siehst du das Leuchten dort weit in der Ferne, die goldenen Strahlen, den Wiederglanz ihres Stirnbandes, ihres Gürtels? Sie ist es mit den dunkeln Locken, den funkelnden Rubinen, die auf ihr schwarzes Haar gesäet sind. Beflügle deine Schritte, geliebtes Mädchen; denn ermattet sinken mir die Arme, da sie sich nach dir ausstrecken! Verwehre mir nicht den Saum deines Kleides, die Spitzen deiner Finger! ziehe deinen Fuß nicht zurück, daß ich ihn auf mein gebücktes Haupt setze! Du fliehst mich, Geliebte? Du kennst ihn nicht mehr, den Freund deiner Jugend, seitdem er König der Welten geworden ist? Bei meiner Allmacht, bleib zurück! Gylluspa, gehorche deinem Gotte!"

Maha Guru lag mit ausgestreckten Armen auf seinem Polsterthrone. Der Schaman, jeden Ausdruck seines Bruders nachempfindend, berührte mit seiner Stirn den Boden und stieß einzelne Worte aus, die seine zwischen Freude und Schmerz wechselnden Gefühle bezeichneten. Der General der Kalmücken endlich war, erstaunt über diesen Ausbruch der Begeisterung, aufgesprungen, um so mehr erschrocken, als in diesem Augenblicke ein Besuch in den Saal getreten war.

Es war der chinesische Correspondent, der mit seiner schönen Schwester Schü-King vor den Thron des Lama ge-

treten war und ihm das Opfer seiner Huldigung darbringen wollte. Maha Guru kehrte sogleich wieder in die Lage zurück, die seiner Würde gebührte, und hörte, während noch der Schaman in leisem Murmeln dem Fußboden seine Gedanken anvertraute, die Anrede, die der Correspondent in den zierlichsten Ausdrücken an ihn richtete. Wir ersparen uns die Pein, sie hier wieder zu geben. Es war ein Gemisch von den unverschämtesten Schmeicheleien, die gegen die beigefügten Erklärungen des chinesischen Kaisers, dem Lama seinen Schutz zu sichern, und gegen die Anerbietungen seines Gesandten auffallend abstachen. Bei aller Lüge, die in dieser langwierigen Rede herrschte, war aber dennoch eine gewisse Scheu vor dem Glauben, welcher ein ganzes Volk an den Angeredeten kettete, nicht zu verkennen. Wie leicht konnte hinter diesem Glauben eine Wahrheit stecken, die sich an dem Läugner derselben empfindlich hätte rächen können?

Schü-King spielte bei dieser Audienz eine Rolle, die ihrem Charakter entsprach. Sie drehte, auf einem seidenen Kissen sitzend, ihren bunt bemalten Fächer in tausend Wendungen und setzte den jungen Gott durch ihre Coquetterie nicht wenig in Verlegenheit. Sie empfand ein sichtliches Wohlgefallen an Maha Guru's frischem Ansehen, an seinen bescheidenen Sitten, seinem sanften und milden Ausdruck in der Rede und wenn sie gegen das Ende der Audienz aufhörte in ihren eiteln, gefallsüchtigen Bewegungen, so dürfen wir mit Recht schließen, daß der junge Gott einen tiefern Eindruck auf sie gemacht hatte.

Die Höflichkeiten des Correspondenten waren nur die Präliminarien weiterer Verhandlungen gewesen, in denen er gleichsam andeuten wollte, unter welchen Voraussetzungen ein

Dalai Lama sich wohlbefinden und der Duldung des chinesischen Kaisers gewärtigen könnte. „Ich höre mit Bedauern," fuhr er fort, auf den Kalmückengeneral die giftigsten Blicke schießend, „daß vor kurzer Zeit in den Straßen dieser Hauptstadt die Söhne des himmlischen Reiches einer Mißhandlung ausgesetzt gewesen sind. Es ist beklagenswerth, daß Tibet die Fremdlinge der Wüste in seine Thäler ruft, um von ihnen einen Thron vertheidigen zu lassen, dessen Schutz nur dem Sohne des Himmels gebührt; aber es ist eine sträfliche Vermessenheit, die Diener des mächtigsten Kaisers angreifen zu lassen und ihn zu beleidigen, indem man seine Gnade mit Undank belohnt."

„Was ist geschehen, das die Gränze des Gesetzes überschritten hätte?" fragte bestürzt der General.

Der Correspondent erzählte den am Morgen stattgehabten Auftrit, wurde aber von dem Schamanen unterbrochen, der seine falschen Angaben berichtigte und seine Uebertreibungen milderte.

Der Kläger behauptete, die Verletzung des Rechtes wäre so weit gegangen, daß es ihm schwer ankomme, darüber zu schweigen. „Wie," sagte er zum Schamanen, „du willst das Uebertreibung nennen, was du selbst für so wichtig gehalten hast, dich hineinzumischen? So viel ich höre, ist bei der Rauferei ein Zopf verloren gegangen und ein anderer schwebt noch in der Gefahr, abgenommen zu werden. Man muß einen solchen Verlust zu würdigen wissen, um darüber Worte zu verlieren. Ich werde den Ausgang des zweiten Zopfes abwarten und unfehlbar darüber an den chinesischen Thron berichten, wenn er verloren geht."

Maha Guru, der die Tyrannei der Chinesen wohl fühlte, seufzte, und Schü=King war entzückt, wie schön dem Jünglinge sein schwermüthiger Blick stand.

Der Correspondent konnte in seinen Beschwerden kein Ende finden. Er hatte sie alle auf einer Papierrolle verzeichnet, die er im linken Rockärmel versteckt hielt und immer noch weiter hervorzog, obwohl sie schon lang auf der Erde lag. Sein ganzer Leib schien mit diesem Verzeichniß umwickelt, das bis auf das letzte Ende mit Erinnerungen, Klagen, Vorwürfen bedeckt war. Seine letzten Bemerkungen faßte der gefürchtete Mann in diese Worte: „Ich beklage den Herrscher dieser Lande, gleich bei seinem Regierungsantritt in einer Umgebung zu stehen, die sich seiner Autorität bedient, um eigenmächtige Handlungen zu beschönigen. Im Kloster der schwarzen Gylongs sind, wie ich höre, gesetzwidrige Unordnungen vorgefallen. Ein Gotteslaͤugner, ein Religionsspötter wird aus den südlichen Gegenden dorthin citirt und bis zu seiner Verurtheilung in gefängliche Haft gebracht. Wie weitläufig ich dieß dem Allwissenden erzählen muß! Am Morgen nach der Ankunft jenes Elenden und vor seiner verdienten Hinrichtung] erscheint jener Mann, welcher durch die Ehre, neben dem Dalai Lama zu sitzen, auch Verbrechen entschuldigen will, die er vorgibt in Gottes Namen zu begehen. Ich frage dich, kecker Knabe (er meinte den Schamanen) warum du den schwarzen Gylongs ihr Opfer geraubt hast? Im Namen meiner Mission, wohin hast du den grauen Sünder verborgen? Gib ihn heraus, oder du ladest den Rachezorn eines Mächtigen auf dich!"

Die Unverschämtheit des Correspondenten ging weit. Er mischte sich in Dinge, die ihn nicht berührten. Wie von einem

heiligen Feuer ergriffen, loderte Maha Guru auf und donnerte mit mächtigen Worten auf den unberufenen Unterhändler, den geistliche Angelegenheiten nicht betrafen, ein: „Wer sind die schwarzen Gylongs? Diener, die meinen Befehlen gehorchen! Wer bist du, chinesischer Correspondent? Ein Narr, der mit seiner irdischen Weisheit den Himmel erklettert, um vom Glanz der ewigen Sonne geblendet, in die Tiefe zu stürzen. Wer ist der Gottesläugner? Ich kenne sie nicht, die mich nicht kennen und dürste nicht nach dem Blute derer, denen ich Verzeihung gewähre, daß sie mich an meiner Liebe verstehen lernen. Weiche zurück, du lästiger Rabe, den ich nie mehr in diesen Mauern krächzen hören mag. Glaubst du, Schwachkopf, den Himmel in deinem Sacktuch zu fangen? Wehe, wehe über den Lästerer, der dem ewigen Gesetz Gesetze geben will!

Und der Donner rollte über dem bebenden Zimmer und Blitze zuckten schlängelnd vom Dache herunter, das sich öffnete und den Himmel in rothen Zornesflammen leuchtend zeigte. Ein geisterhaftes Flüstern rauschte durch den Saal und die Wände fingen an, sich zu bewegen. Die Umstehenden fielen zitternd vor dem zornigen Gotte zu Boden und als sie die Augen aufschlugen, hatte ihn eine Wolke umhüllt, daß er ihrem Anblick entzogen war.

Sechstes Kapitel.

G y l l u s p a.

> Eines Morgens riß sich mein Pferd vom Pfahle los und floh in die Ebene. Ich lief ihm den ganzen Tag nach und als die Sonne verschwunden war, hört' ich noch nicht auf, zu laufen, sondern ich lief drei Tage und drei Nächte, und wie ich den Schwanz meines Pferdes in der Hand hatte, zog es mich in die Wohnung der Götter. Ich ruhte meine Glieder aus in einem Stalle des Himmels. Was waren da für Pferde!
>
> Erzählungen aus der Wüste.

Wir sind jetzt endlich auf den Punkt gekommen, zu unsrer ersten Bekanntschaft, den Schicksalen Hali-Jongs, wieder zurückzukehren.

Wir verließen ihn im Gefängnisse, kaum dem tumultuarischen Ausbruch eines priesterlichen Fanatismus entronnen. Wenn solche Menschen, wie sie ihn empfangen hatten, seine Richter sein sollten, so blieb für ihn nichts mehr zu hoffen übrig.

Hali-Jong befand sich in einem finstern Kerker, der am Tage nur durch einige spärliche Oeffnungen an der obern Wand erleuchtet wurde. Die erste Nacht, die er hier auf

einem Strohlager zubrachte, schwand ihm unter Vorstellungen über seine Lage, welche jetzt gerecht zu werden anfingen. Erst am frühen Morgen löste ein erquickender Schlaf die Brust von ihren lastenden Ketten.

Am folgenden Tage wachte er über einem Wortwechsel auf, der in der Nähe seines Kerkers geführt wurde. Er unterschied sehr bald die in Streit begriffenen Stimmen und hoffte aus dem Näherkommn der ihm wohlbekannten, auf einen für ihn so wohlthätigen Besuch seiner Brüder und Gylluspa's schließen zu dürfen. Aber da es wieder still wurde und er nur noch in der Ferne ein Klagen und Schluchzen hörte, so wußte er, was ihm hernach ein eintretender Mönch, sein Kerkermeister, bestätigte. Seine Lieben hatten ihn begrüßen und sich nicht eher wieder von ihm trennen wollen, bis der hereinbrechende Abend sie aus den heiligen Mauern vertrieb; aber die grausame Strenge der Vorsteher des Klosters hatte sie daran verhindert. Einige Speisen mußten die Stelle der besorgten Ueberbringer derselben vertreten.

Das Fest des neuen Lama verhinderte die schwarzen Gylongs, noch an diesem Tage ein solennes Ketzergericht zu veranstalten. Hätte Hali-Jong darum gewußt, so würd' er nicht jene knarrende Thürangel für den Boten seines entschiedenen Looses gehalten haben. Gegen Abend hörte er hastige Tritte seinem Aufenthalte nahen, der Riegel vor der Thüre wurde zurückgeschoben und eine Person trat ein, die zu erkennen die Dämmerung verhinderte.

„Rüste dich eiligst, diesen Ort zu verlassen,“ sagte der Fremde, und Hali-Jong, der diese Wände nur zu seinem Tode zu verlassen gewärtigte, zögerte, seinen Winken zu folgen.

So mögen mich die Götter behüten!" sagte der Gefangene, als ihm der Andere deutlich von Flucht gesprochen hatte; „entweder ist dein Rath nur eine Falle, die mir die Väter legen, oder die Gefahr wird um so größer, wenn wir ihr entrinnen wollen und auf der Flucht ergriffen werden. Wer bist du auch, daß mein Schicksal dich erbarmte?"

„Wir entweichen," entgegnete eilig der Fremde, „ohne deßhalb zu fliehen, weil deine Wächter dich diesen Ort verlassen sehen werden. Säume nicht länger, damit wir die Rückkehr der Vorsteher vom heutigen Feste vermeiden."

Hali=Jong besann sich jetzt nicht länger, raffte seine Kleider zusammen und folgte seinem Führer, in dem er und wir den Schamanen erkennen. Der Weg ging durch dicht gedrängte Straßen, in denen sich Hali=Jong ohne Begleiter verirrt hätte. Sie folgten dem Zuge, der über das Gebiet der Stadt hinausströmte und den Palast des Dalai Lama belagerte, um die endlich auf seinen Zinnen erscheinenden Fahnen mit einem donnernden Geschrei zu empfangen. Sie wandten sich aber von der Fronte dieses großartigen Gebäudes, das selbst einer kleinen Stadt glich, ab und verfolgten eine Reihe von Seitengebäuden, an deren äußerstem Ende sie inne hielten und durch eine kleine Thür in das Innere der großen Wohnung des Dalai Lama traten. Hier wies der Schaman seinem Schützling ein abgelegenes, aber bequemes Zimmer an, das er unter keiner Bedingung verlassen zu wollen versprechen mußte.

Der Schaman hatte Alles an die Rettung Hali=Jongs, die er Gylluspa versprochen, zu setzen, wenn er sie gegen eine so mächtige Partei, als die Priester waren, durchsetzen wollte. Obschon ihm seine Würde, als Bruder des Höchsten, alle

Wege öffnete, die er einschlagen mußte, um Hali-Jong einstweilen zu sichern, so durften ihm doch überall die Fanatiker folgen und zuletzt ihr Opfer wieder zurückfordern, wenn es der Spruch des Lama ihnen nicht entzogen hatte. So war die Rettung, die er dem Ketzer angedeihen lassen konnte, nichts mehr als ein Aufschub der Strafe, die nur durch höchsten Spruch abwendig gemacht werden durfte. Wie vieler Verantwortung er sich dabei aussetzte, bewies ihm der jüngste Vorfall mit dem Correspondenten. Sei es nun, daß das System der Spionage, welches dieser Mensch über ganz Lassa verbreitet hatte, ihn von den kleinsten Abweichungen der gewöhnlichen Ordnung der Dinge in Kenntniß setzte oder daß ihm die Gylongs von den eigenmächtigen Eingriffen des Schamanen in diese Ordnung Nachricht gegeben hatten, so war es ferner unumgänglich, den Dalai Lama von diesen Verwickelungen zu benachrichtigen. Der Schaman hätte dies gern vermieden, weil er wohl einsah, wie schwer es dem Bruder ankommen würde, gleich durch seine erste Regierungshandlung den Eifer der Zeloten gegen sich aufzuwiegeln. Aber was ließ sich Anderes thun?

Den Laien ist der Dalai Lama nur zu gewissen Stunden des Tages zugänglich. Alle übrigen muß er im Gebete und Regieren mit den höchsten geistlichen Würdeträgern zubringen. Selbst dem Bruder war es dann unmöglich, zu dem ängstlich bewachten Gotte Zutritt zu finden. Dieser Umstand mußte seinen Planen sehr ins Licht treten. Was er befürchtete, traf auch zu.

Die geistlichen Herren drangen auf Maha Guru mit Verwunderungen über die im Namen Gottes begangene Be-

freiung eines Gottesläugners ein. Der Lama wußte aber selbst von der Angelegenheit nicht mehr, als daß sein Bruder diese Befreiung vorgenommen hätte, und wie entrüstet er darüber war, daß ihm dadurch die Geistlichkeit mit ihrem Argwohn und ihrer immer regen Verdächtigung auf den Rücken kam, so war er doch begierig auf die Umstände, die seinen Bruder zu solchen Eingriffen in die Vorrechte der Inquisition bewogen haben mochten. Selbst, wenn er von diesen mehr gewußt hätte, so würde er zwischen den Wünschen des Herzens und des Mitleids und den Forderungen der großen Kirchenlichter einer schwierigen Wahl nicht ausgewichen sein. Da er aber von dem Urheber des himmelschreienden Verbrechens nichts wußte, nach seiner Person und Herkunft sich nicht erkundigt hatte, so hatte er, um die harte Zurückweisung der chinesischen Anmaßungen wieder gut zu machen, noch an demselben Abend den drängenden Priestern versprochen, dem Gange der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen und von seinem Bruder die Auslieferung des entführten Verbrechers zu verlangen. Er hatte damit mehr versprochen, als er leisten konnte. Denn wenn er die Person erfuhr, um deren Leben es sich handelte, wie konnte er sie denen ausliefern, unter deren Händen man bald sein Leben aushauchte!

Die ersten Augenblicke, da es den Laien gegönnt war, den Lama zu sprechen, hatte der Schaman schon benutzt. Jetzt verließ er ihn und Maha Guru blieb mit einem zerrissenen Herzen und mit unsicheren Entschlüssen auf dem Throne seiner Herrlichkeit zurück. Welche Dinge hatte er vom Bruder erfahren! Derselbe Verbrecher, dessen Schicksal er preisgab, wenn er sein Versprechen wegen der Auslieferung erfüllte

war der Vater eines Wesens, das ihm über Alles theuer und werth war. Gylluspa selbst, ein Gedanke, der sonst nur schwache Fäden in seiner verwickelten wunderbaren Laufbahn zog, trat jetzt wieder mit der ganzen Macht, die in der Erinnerung und in der Ueberraschung der Nähe liegt, vor seine Seele. Er fürchtete das Wiedersehen und sann darüber nach, wie es für Hali-Jong zu einer Abwendung seiner Gefahren machen sollte. Wie Gylluspa begegnen? Darüber fand er bei sich nur dämmernde Beschlüsse und wir sehen in ihm einen Gott, der etwas auf die lange Bank der Zukunft schiebt, um davon nicht in Augenblicken gedrängt zu werden, da er zu Mißgriffen vielleicht sehr empfänglich war.

Der Schaman kehrte von seinem Bruder ohne einen andern Erfolg zurück, als den, ihn durch seine Mittheilungen überrascht zu haben. Weil er wohl einsah, daß Maha Guru zu willenlos war, um in dieser Sache einen festen Entschluß zu fassen, so beschloß er so auf ihn zu wirken, daß er in einer Uebereilung sich dem Clerus gegenüber stellte und diese Uebereilung so zu machen, daß er sie nicht widerrufen konnte. Er gab daher dem Wunsche Hali-Jong's nach einer Audienz beim Herrn der Heerschaaren nach und führte ihn vor den Lama, von dem sein Schutzbefohlener aber nicht wußte, daß er an ihm einen ehemaligen Bekannten wieder finden würde.

Hali-Jong trat vor Maha Guru mit aller Zerknirschung seiner Lage, seines Verbrechens, seiner Anbetung vor dem Heiligsten. „Wehe mir!" rief er aus, „ich hoffte noch einst in meinen alten Tagen vor den Löwen des Weltalls zu treten; aber ich ahnte nie, daß ich statt der erwarteten Belohnung meiner Tugenden mich im Staube meiner Verbrechen

winden müßte. Ich liege wie ein Wurm vor dir, der nichts zu erwarten hat, als von dir zertreten zu werden."

Maha Guru erkannte die Züge des alten Herrn wieder, dem er oft bei seinen wunderlichen Fabrikationen mit kindischer Neugier zugesehen hatte. Hali=Jong scherzte damals gern mit dem jungen Buben, gab ihm hundert sonderbare Namen und lief zuweilen, um ihn zu schrecken, mit einem glühenden Eisenstabe hinter dem Schreienden her. Wie oft hatte er die Streitigkeiten geschlichtet, welche zwischen Maha Guru, seinem älteren Bruder, und den vielen Kindern der Fabrik oft mit blutigen Köpfen ausbrachen. Wie oft hatte er in der Art eines spaßhaften, gutmüthigen alten Vaters die früh keimende Neigung zwischen Gylluspa und Maha Guru zu einer Heirath ausgelegt und bedauert, daß der wilde Störenfried, der ältere Bruder, gegen sein Verdienst, durch die hergebrachte Sitte, dann an diesem glücklichen Bunde Theil nehmen durfte. Und dennoch hatte die Zeit und sein Schicksal alles aus seinem Gedächtnisse, was das Bild des jungen Maha Guru zurückrufen konnte, verwischt. Seine Erinnerung reichte nicht weiter, als der Anfang seiner entdeckten Strafbarkeit. Am wenigsten konnte er seinen jungen Freund an diesem Orte, in dieser Umgebung wieder zu finden erwarten.

Nachdem sich der Lama über die näheren Umstände des in Frage stehenden Versehens unterrichtet hatte, frug er Hali=Jong nach allen Dingen, von welchen dieser nie geahnt hätte, daß sie einem Fremden bekannt sein könnten. „Wie groß bist du in deiner Herrlichkeit!" rief er erstaunt aus; „dein Auge reicht weit über die Länder und Meere und nichts bleibt ihm verborgen. Du kennst meine Niederlassung (ach, daß sie mich wieder hätte!) ohne sie gesehen zu haben. Du

weißt die Anzahl der Schornsteine, die den Rauch aus meinen Feueressen leiten. Sogar die Sprossen auf den Leitern, die zu meinen Taubenschlägen führen, hast du gezählt!"

Maha Guru lächelte über die Täuschung, die den Alten blendete. „Wie leben deine Brüder?" fragte er; kann sich Hili-Jong noch immer nicht an die Schafsfelle gewöhnen? Wie ist's mit Holi-Jong's linkem Auge, das er sich einst durch glühendes, spritzendes Metall verbrannt hat? Er verschmähte es damals, sich heilen zu lassen."

„Großes unendliches Wesen!" stammelte der Gefragte, den diese Kenntniß seiner häuslichen Angelegenheiten erstaunen machte; „was darf ich dem Allwissenden sagen, daß er nicht schon weiß? Jetzt darf ich hoffen, daß du meinem gerechten Wandel Glauben schenkst. Du wirst die Büchse kennen, die ich, mit heiligen Gangessande gefüllt, unter meinem Haupte des Nachts liegen habe. Du wirst die frommen Amulette, welche mir heilige Waller von Jagarnaut gebracht, in meiner Behausung wohl gesehen haben; ja, es kann dir auch nicht unbekannt sein, um wie viel leichter meine Geldtruhen geworden sind, seitdem ich unermeßliche Summen darauf verwandt habe, daß sich in Alahabad für meine Rechnung jährlich zehn Büßende kasteien."

Maha Guru ließ diese Anpreisungen eines gottheiligen Wandels den er zu würdigen wußte, und fragte: „Du sprichst aber nicht von Gylluspa. Wie viel Zoll braucht sie noch, um so groß zu sein, wie du?"

Hali-Jong riß die Augen auf. Er stand wie versteinert über die Kenntnisse, die sein König und Meister von seinen Angelegenheiten hatte. Gylluspa's Name konnte für ihn nicht besser erwähnt werden. Er glaubte durch eine Schilderung

ihrer Tugenden seine Verdienste in ein besseres Licht zu stellen und schickte sich zu einem endlosen Redeschwall an. „Daß ich Euch ein Bild dieses Weibes entwerfen könnte!" rief er aus. „Soll ich von ihrer Mutter und ihrer Wiege und den glücklich überstandenen Kinderkrankheiten anfangen? Nein, man muß ihre Tugenden und Vollkommenheiten kennen, um die Verdienste ihres Vaters zu würdigen. Die Erziehung ist ein Werk des Beispiels und der Unterweisung. Gebt Gylluspa eine Cither in die Hand, welche Lieder wird sie singen? Lieder, die von ihr selbst verfertigt, nur den Preis der Mäßigung, der Natur und der Götter besingen. Daran erkennt man den Umgang, den sie gepflogen. Ihre Stimme im Gesang hat nichts von der weltlichen Frechheit, welche die chinesischen Komödianten über unsere Berge verbreitet haben, sondern sie ist nach Grundsätzen modulirt und nur der Ausdruck einer für das Schöne in der Kunst empfänglichen Seele. Allerdings ist dieses Alles nur durch dein Zuthun, großer Meister, so herrlich ausgeschlagen; aber ich habe verhindert, daß sie deine Wirkungen mißkannte; ich war es, der sie lehrte, nur deinen Preis zu erheben und in Liebessehnsucht zu dir zu vergehen. O, kann die Tugend einer Tochter nicht die Schuld eines Vaters tilgen?"

Maha Guru empfand nichts von dem Lächerlichen, das in den Schlußfolgen und Beweisführugen des Alten lag. Es genügte ihm, daß sie im Zusammenhange mit Gyllnspa, der unvergeßlichen Freundin seiner Jugend, standen und er hörte mit Entzücken auf die kleinlichen Ausführungen ihrer Vorzüge im Munde ihres Vaters. Er würde noch länger sich der Wonne dieser Erinnerungen hingegeben haben, hätte nicht ein neuangekündigter Besuch die schnellste Entfernung Hali=

Jong's, der von keinem Priester gesehen werden durfte, verlangt. Er winkte mit der Hand und der Ketzer verließ, nicht ohne einige Hoffnungen, den Saal.

Hinter dem Palaste des Lama liegt ein umfangreicher Garten und hier sehen wir Maha Guru einige Stunden später im Schatten der Bäume wandeln. Wie rauh und abwechselnd auch das Klima dieser hochgelegenen Gegend ist, so trifft man hier doch auf Pfirschen und Granatäpfel, ja selbst auf Orangen und Limonen. In der Mittr des Gartens stand ein großer Mangobaum, dessen Zweige von den reifenden Früchten herabgebogen waren.

Ein lustwandelnder Gott! Das ist eine Scene aus den ersten Tagen der Schöpfung. Freudig müssen dem Herrn der Welten die Augen geglänzt haben, als sein erstes Meisterstück vollendet vor ihm lag. Damals, als sein Bart über den vielen Kummer, den ihm die Erde verursacht hat, noch nicht grau geworden war, oder wie die Juden und Heiden lehren, als die Götter noch Wohlgefallen hatten an den Töchtern dieser Erde, gingen sie wohl unter den Bäumen und labten ihr Auge an den Blüthen und Früchten, die an den Zweigen herunterhingen. Die Weiber kamen dann oft zu ihren Männern und die Jungfrauen zu ihren Vätern, wonnetrunken, daß sie hinter einem blühenden Gesträuch einen Gott erblickt hatten oder daß er ihnen auf einem grünen Wiesenplan begegnet, sie mit kosenden Worten verführt und in einer heimlichen Grotte unsterblicher Umarmungen gewürdigt hätte. Die Väter und Männer jauchzten über diese Botschaften freudig auf, errichteten einen Altar und opferten Brandopfer des Dankes und der Anbetung. Die Söhne und Enkel aber wuchsen heran und ragten mächtig im Volke als

unverwundbare Helden hervor, beschützten und vertheidigten Troja, stahlen das goldene Vließ, gründeten Städte und Königreiche und säuberten die Erde von giftigen Ungethümen. Das waren die alten Götter und ihre lustwandelnden Spaziergänge. Die neuen Götter sind alt und mürrisch; sie legen keine Sorgfait mehr auf ihren Bart, seitdem er grau geworden ist, sie leiden an Hypochondrie und scheuen das Tageslicht. Die Menschen haben sich auch längst daran gewöhnt, sie auf ihren Ausfahrten nicht mehr zu sehen. Denn als ein Unglück, der Tod, damit verknüpft war, daß man einen Gott erblickt hatte, da hatte man auch das Auge für diese Erscheinung verloren und seitdem sind die Götter nicht mehr von Angesicht geschaut worden. Aber sollten sie nicht zuweilen noch auf die Erde herabsteigen und sich in den Räumen, die sie geschaffen, ergehen? Es gibt Augenblicke, im Leben des Alls, da man an eine solche göttliche Erholung glauben möchte. Aber ach, daß sie immer seltener werden! Die Räder der alten Maschine rosten immer mehr ein; wir hören die schreienden Töne, wenn sie einmal heftiger in Bewegung gesetzt werden. Das große Weltauge wird je älter, je schwächer. Es wird nach dem Glauben einiger jungen Philosophen noch dahin kommen, daß sich das Auge der Vorsehung einer Brille bedienen muß. Die große Schlange, deren Ring die Welt umgürtet, häutet sich nur noch mit den größten Anstrengungen und der Erdball hat auf dem Rücken der Schildkröte, die ihn trägt, sehr tiefe Eindrücke gemacht. Schon seit vielen Jahren sehen wir Gott in der größten Arbeit, die Vorsehung hat alle Hände voll zu thun und das Amt der Gerechtigkeit ist wegen überhäufter Geschäfte gänzlich den Richtern der Erde überlassen worden. Wie ist das

auch anders möglich? Die alten Götter wechselten unter einander ab und wer nicht die Wache hatte, ging auf die Erde zur Erheiterung, die ihm der langweilige Olymp nicht gewähren konnte. Wir haben alle Sorgen des Weltregiments auf einen einzigen Gott übertragen: wann kann er Zeit finden, fertig zu werden und ein Stündchen der Erholung zu widmen! Darum leben wir auch ein Leben so traurig, so umwölkt, während unsere Vorfahren sich im Glanz ihrer Götter sonnen konnten! Wann werden wir wieder die Geister der Natur in freudiger Aufregung sehen, weil ihnen der Besuch des Höchsten angekündigt ist? Wann wird meine Seele wieder untertauchen in die ganze, volle, wonnige Lust einer dämmernden Mondnacht? Und wann wird an das entzückte Ohr der Wonneschauer klingen, wie der Gott lustwandelnd unter den Zweigen vorüberzieht?

Maha Guru lag unter dem duftenden Mangobaum und verfolgte die Aussichten, welche sich seinem Auge darboten. Der Garten lag tiefer als seine Umgebung. Es führten terrassenförmige Stufen, die in den Felsen ringsherum gehauen waren, von mehreren Seiten in ihn hinein, so daß er ohne Einfriedigung Jedem zugänglich war. Die oberhalb der Terrasse führende Landstraße war mit Fußgängern, Reitern, Fuhrwerken belebt. Welcher Reisende hätte sich so in der Nähe seines Gottes geahnt?

Dort wagte Jemand, vom Wege in den Garten herabzusteigen Es war ein Weib, tief in weite Kleider gehüllt, doch nicht verschleiert. Sie maß besorgt ihre Schritte, blickte zuweilen ängstlich um, stand dann wieder still und mußte daher Maha Guru's Neugierde auf das Lebhafteste spannen.

Er stand auf und ging der Kommenden, deren Absicht er nicht begreifen konnte, entgegen.

Dieser majestätische Wuchs, diese schönen, trotz der Verhüllung erkennbaren Glieder, dieser vorsichtige, aber doch eigene Gang waren dem Gotte nicht unbekannt. Es bedurfte nicht einmal der Nachricht, daß Gylluspa in Lassa sich befände, er würde sie in der Fremden erkannt haben. Gylluspa erschrak, als ihr ein Mann den Weg vertrat. Sie war hieher gekommen, um den Aufenthalt ihres Vaters, der in dieser Gegend liegen sollte, aufzusuchen.

Die Liebe hat ihre Erkennungszeichen, die auch nach vielen Jahren noch untrüglich sind. Ein scharfer Blick, ein Erstaunen, ein halber Zweifel und zuletzt die süßeste Gewißheit! Die Liebenden lagen sich in den Armen, ehe sie noch sicher sein konnten, sich nicht getäuscht zu haben. Dem Pizzicato der ersten Umarmung folgte ein trunkener Staccatokuß, bis sich die Freude des Wiedersehens, die Wonne der Ueberraschung, die Seligkeit der heitersten Hoffnungen in eine langaushaltende Fermate auflösten. Gylluspa sah in Maha Guru nur den Freund ihrer ersten Jugend wieder, dessen Nähe für sie in dieser Gegend nichts Auffallendes hatte, da sie den Schamanen hier wußte. Maha Guru selbst aber vergaß, was er sich und dem Himmel schuldig war; die Erde hatte ihn wieder; nur der Mensch kann eine jauchzende Freude empfinden.

Jede Europäerin würde ihrem wiedergefundenen Liebhaber den Vorwurf gemacht haben, warum er wenigstens bei seiner langen Abwesenheit nicht an sie geschrieben hätte? In einem postenlosen Lande geschah das nicht und Gylluspa unterließ

es, von der Vergangenheit zu reden, mit Entschlossenheit der Gegenwart in die Zügel fallend.

Sie setzten sich im Schatten des Mangobaumes nieder, mit verschlungenen Händen, den Sehkreis nur in dem engen Raume des wechselseitigen Auges suchend. Gylluspa erhob ihre melodische Stimme und fragte Maha Guru, warum nur sein Bruder in die Herberge gekommen sei und nicht auch er, der ihr unzählige Male willkommener?

Jetzt erst fühlte Maha Guru, in welche Lage er gekommen. Wenn ihm auch die stumme Sprache des Blicks, der Umarmung, des Kusses nicht fremd war, weil der Mensch, wo er sich ihrer bedient, immer an das Gebiet des Himmels streift, so überraschten ihn doch diese naiven Fragen, die eine lauschende Priesterschaft, an den Dalai Lama gerichtet, für blasphemische Ketzerei erklärt hätte. Was sollte er antworten?

Zum Glück behandelt die Liebe das Gespräch immer nur sehr geringschätzig. Sie wirft oft drei Fragen mit Einem Male auf und wartet die Antwort so wenig darauf ab, daß sie dieselbe, wenn sie wirklich erfolgt, für eine ihr vorgelegte neue Frage hält. Darum konnte Gylluspa eine Frage auf die andere stellen, ohne daß es ihr auffiel, wie ungenügend die Antworten waren, die Maha Guru darauf gab. Als sie aber auf die Schicksale ihres Vaters und die Hoffnungen kam, welche Maha Guru's Wiedererscheinen für die Zukunft in ihr rege gemacht hatte, da war es ihr um unumwundene, leserliche Ausdrücke zu thun, die sich bis jetzt in seinen Reden noch nicht gefunden hatten.

„Dein Bruder,“ sagte Gylluspa, „will meinen Vater durch den Schutz des größten aller Götter, den er für sich

in Anspruch nehmen muß, retten. Er hat ihn auch deshalb in den Palast des Dalai Lama verborgen, wo ich ihn aufsuchen wollte. Du wirst mich zu ihm führen und wenn ich auch nur unter seinem Fenster einige Worte sprechen darf: sie werden hinreichen, um ihm auf Augenblicke einen Trost zu verschaffen. Dein Bruder hat doch den Ort vor dir nicht geheim gehalten?"

„Meine theure Gylluspa," antwortete Maha Guru, „mir ist nichts verborgen. Mein Auge sah Alles, meine Hand war bei Allem zugegen; du wirst den unglücklichen Mann wiedersehen, den du deinen Vater nennst."

So konnte noch immer ein Gott sprechen, ohne sich etwas zu vergeben.

„Dürfen wir hoffen," fragte Gylluspa, „daß sich der Herr des Himmels seiner schlechtbestellten Sache annehmen wird? Dein Bruder sagte, daß bei ihm von deiner Verwendung Alles abhienge!"

„Nichts kann hierin gegen meinen Willen geschehen," entgegnete der Gott. „So groß das Verbrechen ist, dessen Hali-Jong bezüchtigt wird, so streng der Gang der Gerechtigkeit, den er ohne Widerrede machen muß: so wird doch die Einsicht seine Unschuld erkennen oder die Gnade ihm seine Schuld vergeben. Gylluspa, habe Vertrauen zu deinem Freunde und lege die Sache ganz in seine Hand!"

Die besorgte Tochter konnte mit dieser Erklärung sich zufrieden geben. Alle Hindernisse auf der luftigen Bahn der Träume und Erwartungen, die Maha Guru's Liebe in ihr weckte, waren damit aus dem Wege geräumt. „Noch ehe der Schnee die Thäler verschüttet," sagte sie, ihre Arme um den Geliebten schlingend, „wird das dumpfe Gemurmel des

Pa=Tschien wieder an unser Ohr schlagen. Du kannst an diesem Ort nicht zurückbleiben wollen, da ich nichts von einer Würde höre, die du hier bekleidest. Du bist weder Zumpun, noch Zempi, noch trägst du Waffen, daß ich den Krieger in dir vermuthen könnte. Warum wolltest du nicht in die verödeten Hallen deines väterlichen Wohnsitzes nach Dukka Zeung zurückkehren? Die rauhen Wintertage würden dich nie abhalten, deinen Weg nach Paro zu nehmen; von grauem, Alles verhüllendem Nebel umgeben, würden wir nur Muße finden, unsre Augen auf uns allein fallen zu lassen. So wahr ich diesen Kuß von dir auf meine Stirn empfangen habe, du kannst in Lassa nicht bleiben und wirst mit meinen Vätern zu den Gräbern der deinigen zurückkehren."

„Ich bin überall," sagte Maha Guru, „wo dein Athem die Luft belebt!"

„Wir suchen die Orte wieder auf, welche die Heiligthümer unserer Erinnerung sind."

„Sie sind meinem Gedächtnisse noch nicht entschwunden. Die Liebe ist die Ewigkeit und im Reiche der Unsterblichen gibt es nur den Frühling."

„Was werd' ich Dir Alles zu zeigen haben," fuhr Gylluspa mit kindischer Freude fort; „Vorhänge hab' ich gewebt, welche die Thaten der Götter darstellen und du sollst mir das Zeugniß geben, daß ich die rechten Momente wählte und in den Gruppirungen mit Geschmack verfuhr. Auch in der Kunst der Verse hab' ich Fortschritte gemacht, obschon sie den deinigen nicht gleich kommen werden. Eine Reihe von Oden ist an den zukünftigen Dalai Lama gerichtet, die andern an dich, von dem ich sicher weiß, daß er die Mängel in der Form auf die Rechnung des Herzens setzen wird."

„Du solltest diese beiden Reihen," fiel Maha Guru ein, „in einen Band leimen."

Sei es nun, daß Gylluspa dieser hingeworfenen Bemerkung nicht nachdenken wollte oder daß sie ein Geräusch hinter den Blättern des Gebüsches davon abbrachte, sie fuhr in ihren Schwärmereien ungestört fort: „Auf einem großen Gemälde hab' ich Narrain, von seinen Freundinnen umgeben, gemalt, wie sie den Anfang des Frühlings feiern. Es stellt eine Scene des Himmels dar, aber die Personen sind dem Feste entnommen, wie wir es oft zusammen gefeiert haben. Du selbst bist der jugendliche Gott, der Meister der Musik und des Tanzes, der Spender der Freude und der Schönheit, wie du mit den aus der Blume Julba zusammengekugelten Blättern auf mich, als die Göttin deiner Wahl, wirfst. Alle andern Huli's zeigen lachend auf die scharlachrothen Flecken welche die Kugeln auf mein Gesicht gefärbt haben."

In demselben Augenblicke wurden die traulich Kosenden durch ein lautes Geschrei aufgeschreckt. Der älteste Bruder Maha Guru's, der Kalmückengeneral, sprang auf sie ein, trat schützend vor den Lama und drängte sie ins Gebüsch hinein. Zu gleicher Zeit zog am obern Rande des Gartens ein Detaschement chinesischer Cavallerie vorüber, der Oberst Tschu-Kiang an der Spitze und der Correspondent in einem Palankin in der Mitte. Die zärtliche Gruppe unter dem Mangobaum war von dort oben vollkommen sichtbar und in der That streckte sich der Correspondent aus seinem Tragsessel mit langem Halse hervor, die Brille an die Augen drückend und eine im Garten des Dalai Lama so auffallende Erscheinung mit unbeschreiblicher Neugier fixirend. Hatte er Maha Guru in dieser Lage erkannt, so ließ sich von einer solchen

Entdeckung leicht eine Anwendung erwarten, die selbst ein Gott zu fürchten Ursache hatte.

Der General war in Begleitung mehrerer hohen Beamten erschienen, die zwar nicht Zeugen der göttlichen Umarmungen, aber nicht wenig erstaunt waren, in diesem Bereiche auf ein Weib zu stoßen. Gyllussa begriff von diesen Auftritten nichts; sie erschrak vor der geheimnißvollen Art, wie man Maha Guru begegnete; kein anderes Gefühl würde in dieser Lage ihre Scham über die plötzliche Dazwischenkunft zurückgedrängt haben; aber diese augenblickliche Umgebung, diese Zwei- und Dreideutigkeit der Mienen, der Bewegungen hatte für sie etwas so Auffallendes, daß sie regungslos die Blicke wiedergab, welche die Männer verwundert auf sie warfen. Es ließ sich wohl nicht umgehen, daß sie endlich durch die sie umgebenden, zuletzt in Andacht sich auflösenden Umstände auf eine Vermuthung kam, die zu tödtlichem Schrecken ihr bald bestätigt wurde. Mit einem Schrei des Entsetzens sank sie zu Boden; ihr Auge rollte, die Haare lösten sich flatternd am Winde und ein phantastisches Gemurmel legte sich wie Schaum vor den Mund einer Wahnsinnigen.

Die griechischen Heroinen, welche in grauer, mythischer Vorzeit der Ehre einer göttlichen Liebe gewürdigt wurden, standen mit den Göttern längst auf dem Fuße einer weitläuftigen Schwägerschaft oder in sonstigen Beziehungen, die ihnen die Zärtlichkeiten des Himmels nicht so schrecklich machten. Die Götter erschienen auch nicht im glänzenden Gefolge ihrer Heerschaaren; sie zogen sich die Flügelschuhe von den Füßen, nahmen die Gestalt eines Dritten an oder huschten in allerhand spaßhafte Verwandlungen. Danaë sah ihren Gott als goldenen Regen, Leda als einen wollüstigen Schwan, Europa

als einen wedelnden Stier. Diese Incognito's waren selbst in jener, an göttliche Erscheinungen gewöhnten Zeit so nothwendig, daß Semele, als ihr Jupiter einmal nicht durch das Hinterpförtchen, sondern mit sechs Pferden in glänzender Carrosse, mit betreßten Mameluken, seine Aufwartung machte, wie sie es wünschte, augenblicklich des Todes erblich. Was soll man daher von einer Lage sagen, wo ein Mädchen in ihrem Freunde nicht nur den Abgott ihrer Schwärmerei, sondern in der That den Gott ihrer Andacht wiederfindet! Wenn das Weib in Europa an einem glattgescheitelten, hagern, verklärten Candidaten der Theologie schon sehr wenig hat, was hatte Gylluspa an einem Wesen, das die Theologie selbst war? Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß eines Dalai Lama der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte gänzlich unwürdig und ihm verboten ist.

Gylluspa erwachte aus ihrer Bewußtlosigkeit in den Armen des Schamanen.

Siebentes Kapitel.

Der Bote von Teschulumbo.

Der blaue Gott floh auf einen Kokosbaum; aber der rothe folgte ihm und legte Feuer darunter an.
Ceylonesische Mythe.

An einem schönen milden Tage versammelten sich die Bewohner von Lassa zu den Vorbereitungen einer Abendunterhaltung. Die Eingänge eines befestigten Hauses waren von dichten Haufen belagert, die, so neugierig sie sich an die Thüren drängten, doch für den Augenblick, da sie geöffnet wurden, auf dem Sprunge standen. Endlich hörte man ein dumpfes Brüllen hinter den hohen Portalen, dann das Zurückschieben großer eiserner Riegel und die Menge wich schleunigst denen, die durch das Thor gelassen werden sollten, aus dem Wege. Ein langer Zug von wilden, die Erde stampfenden, brüllenden Stieren kam jetzt zum Vorschein. An dem kleinen Kopfe, den gekrümmten Hörnern, dem starken Halse, der tiefen Brust und den kurzen Vorderschenkeln erkannte man indische Raçe, die für öffentliche Belustigung vom Staat unterhalten wurde. An den muthigen Sprüngen, den rol=

lenden Augen, dem wedelnden Schweife sah man die Kampf=lust, mit welcher sich diese Thiere zu durchbohren drohten Nach vielen von den Führern überstandenen Fährlichkeiten kamen diese Gyalstiere an dem Orte an, wo sie Proben ihrer Kühnheit, Gewandtheit und Körperstärke ablegen sollten. Im Bereich eines großen Zirkels wurden sie, an Pfählen befestiget, durch die Neckereien der Matadore zur Kampflust gereizt. Rings um diesen innern mit lockerer Erde belegten Raum erhoben sich Estraden, welche von einer unabsehbaren Zuschauermenge besetzt waren.

Dies war keineswegs eine Belustigung für den Pöbel, sondern die vornehmsten Chargen von Lassa hatten sich in angemessener Umgebung zu dem bevorstehenden Schauspiele eingefunden. Auf einem hervorstehenden, mit Vorhängen be=deckten Erker finden wir auch den chinesischen Correspondenten, seine Schwester Schü=King und ihren schmachtenden Anbeter, den Obersten Tschu=Kiang. Sie beherrschten die ganze Um=gebung, die scheu und ehrfurchtsvoll zu den Gewalthabern dieser Loge heraufblickte. Alle drei nahmen mit der vor=nehmsten Herablassung die Huldigungen an, welche ihnen durch demüthige Verbeugungen und unzählige andere Com=plimente dargebracht wurden. Zu den Gründen, welche den Obersten bestimmten, sich nach aufgeblähter Pfauen=Art in die Brust zu werfen, kam insbesondere noch das Wohlgefallen, das er an sich selbst empfand. Er warf die Oberlippe we=niger aus despotischer Laune, als in der Absicht sich von der wohl erhaltenen Schwärze seiner gefärbten Barthärchen zu überzeugen. Er saß unbeweglich mit dem untern Körper, um die anmuthigen Falten seiner reichen Gewänder nicht zu verwischen; nur den Kopf setzte er in eine unaufhörliche Be=

wegung, damit sein Zopf recht oft an den Rücken schlug und die Aufmerksamkeit eines Kunstkenners und Geschmackverständigen errege.

Der Correspondent stand in einem beständigen Verkehr mit seinen Stiefeln. Bald hatte er einen Bericht zu lesen, bald eine kleine Note niederzuschreiben und hiezu mußte seine Fußbekleidung als Bureau dienen. Die Dinte ging ihm aus und er bat den Obersten, ihm aus seinem Stiefel etwas vorzuschießen. Dieser freute sich, seinem ersehnten Schwager gefällig sein zu können.

Schü-King sah diesem Vorschusse lachend zu und sagte dann zu Tschu-Kiang: „Ihr seid ein Gelehrter, Oberst, wie würdet ihr sonst Dinte im Stiefel tragen? Sagt mir doch gleich, wo das Vaterland dieser abscheulich wilden Stiere zu finden ist!"

Dem Obersten fehlte nichts als Anerkennung. Er zupfte nicht verlegen an den Aermeln, strich nicht mit der Hand über die Stirn, sondern fuhr dreist mit einer Antwort heraus: „Sie wissen, Schü-King," sagte er, „daß ich in frühern Jahren Reisen gemacht habe. Ich spreche nicht davon, daß ich in Su-Tscheu war. Meine Sitten verrathen es, daß ich an dem Sitz der feinsten Moden, des besten Geschmackes der zierlichsten Sprache und der geistreichsten Theater gewesen bin. Was soll man von Su-Tscheu Andres sagen, als daß ein junger Mann von gutem Ton dort gewesen sein muß, um sich mit Anstand in glänzenden Zirkeln zu bewegen?"

„Aber die Stiere?" fiel Schü-King ein.

„Ich werd' Ihnen Alles sagen, was ich weiß," entgegnete der Oberst, „und Sie werden finden, daß man nicht mehr wissen kann. Auf der Insel Haian, im Flusse Tha, traf ich

schon auf eine Sorte, die mit dem vorstehenden Vieh einige Aehnlichkeit hat; aber die Milde des Klima's benimmt ihr jenen Muth, jene verwegene Tollkühnheit, die sich hier findet und mich immer —"

Der Oberst stockte, denn obschon er sonst gleich bei der Hand war, wo es Eigenlob galt, so besann er sich doch einen Moment, ob es in dieser Verbindung auch angebracht war. Schü-King benützte daher diese Pause und ergänzte seine abgebrochene Rede mit den Worten: „Und welche Sie immer so lebhaft an Ihre eigenen Vorzüge erinnert. Aber Ihre Reisen interessiren mich, Tschu-Kiang."

Jetzt nahm der Oberst den Mund voll. „Von Ngao-Men aus," fuhr er fort, „kam ich in ein Land, das zu meiner Verwunderung noch von keinem Bürger des himmlischen Reiches gesehen worden. Welche Dinge traf ich da an! Die Ströme sind dort so reißend, daß man vergebens über sie Brücken schlägt. Man kann nur durch Schwimmen über sie wegsetzen. Bedenkt, mit welchen Anstrengungen ich Meilen weit geschwommen bin, um ein jenseitiges Ufer zu erreichen! Laßt mich von den Unthieren, von den Schildkröten und Seekrebsen, welche diese Ufer so unsicher machen, schweigen, denn ich würde euch nur das Geringste sagen von dem, was mir noch begegnet ist."

„Sie spannen meine Neugier, Oberst," bemerkte der Correspondent, der seine Feder hinters Ohr steckte und wie Schü-King aufmerksam zuhörte.

„Der Reiz der Neuheit," fuhr Tschu-Kiang fort, „liegt nicht so sehr in den Erlebnissen, als in der Schilderung. Man muß dergleichen darzustellen wissen, um es anziehend zu machen. Das Land, wovon ich eben sprach, wird von

dem neuen, das ich darauf betrat, durch eine Mauer getrennt, die weder von Holz noch von Backsteinen, sondern von glänzend polirtem Stahl und riesenhoch ist. Sie werden mich nach der Ursache dieses sonderbaren Materials fragen und ich bin im Stande, Ihnen darüber befriedigende Auskunft zu geben. Weil dieses Land von den dichtesten Wäldern bedeckt ist, so können die Sonnenstrahlen es wenig erreichen. Es ließe sich deshalb eine pechschwarze Finsterniß und eine unausstehliche Kälte erwarten, wenn durch jene, in schräger Richtung gebaute Stahlmauer nicht die Sonnenstrahlen aufgefangen und durch riesenhafte Reflexe über das Land verbreitet würden. Ich bewunderte, daß die Menschen in jenem Lande schon auf diesen gescheidten Einfall gekommen waren, da ich unfehlbar durch die Angabe einer ähnlichen Vorrichtung mir ein unsterbliches Verdienst erworben hätte. Dennoch fand ich vielfache Gelegenheit, die Einwohner durch meine Kenntnisse, durch meine scharfsinnigen Bemerkungen und meine feinen Sitten in Erstaunen zu setzen."

„Warum umgehen Sie aber nur die Weiber?" fiel Schü-King ein, „auf die Sie doch gewiß unvergeßliche Eindrücke gemacht haben?"

„Ich kann nicht sagen," entgegnete der Oberst lächelnd, „daß ich in dieser Rücksicht unglücklich gewesen bin. Die Frauen haben in jenem Lande das auffallende Vorrecht, bei dem Anblick einer Mannsperson, die ihnen gefällt, sich augenblicklich öffentlich von ihrem Manne loszusagen und dem, welcher sie bezaubert hat, die Ehe anzutragen. Sie können sich leicht denken, was bei solchen Sitten durch mein plötzliches Erscheinen herbeigeführt wurde. Ich war vor Liebkosungen meines Lebens nicht mehr sicher. Summende Bienenschwärme

von verliebten Weibern folgten mir über die Straßen, durch die Städte und Felder. Ich versichere Sie, daß ich niemals in diesem Grade die Uebelstände, die mit der Schönheit verknüpft sind, empfunden habe. Es war auch in Folge eines allgemeinen Aufruhrs, daß ich jenes Land verließ. Kein Mann war seiner Frau mehr sicher; die Weiber brachen mit Ungestüm aus den Häusern, sobald ich mich nur in den Straßen blicken ließ; alle Geschäfte und Handwerke blieben stehen, den König hatte sein ganzer Harem im Stiche gelassen und ich war nahe daran, als ein Opfer der Erbitterung und der Eifersucht zu fallen, als ich glücklicher Weise die Gränzen dieses Landes erreicht hatte. Auf der Gränze blieb die ganze Weiblichkeit stehen, blickte mir händeringend nach und ich schwöre Ihnen zu, daß viele vor meinen Augen am gebrochenen Herzen starben und andere sich selbst den Tod gaben. Sie hatten Recht; denn was war ihnen das Leben ohne mich?"

„Wie verändern sich doch die Umstände," sagte Schü-King spottend: „In jenem fabelhaften Lande liefen alle Weiber Ihnen und in Peking liefen Sie allen Weibern nach!"

„Angebetete Schü-King," erwiederte der Oberst, „ich berichte nur, was ich erlebt habe. Als ich das Land der unglücklichen Liebe verlassen hatte, kam ich in das Gebiet der sogenannten Schwanzmenschen. Ja, sollte man wohl glauben, daß es Leute gäbe, welchen die Natur wie den Affen hinten Schwänze ansetzte! Es sind erstaunliche Dinge, die mir begegnet sind. Wenn Sie erwägen, daß sich bei jenen Menschen alle Lebenskraft in ihren Schwänzen concentrirt, daß der Verlust derselben für einen Unglücklichen dieser Art tödtlich ist, so können Sie die Sorgfalt abmessen,

mit welcher sie ihre Heiligthümer behandelten. Sie trugen Futterale darüber und mußten, wenn sie sich setzen wollten, immer vorher ein Loch in die Erde graben, um ihren Schwanz hinten hineinzustecken. Lesen Sie die Reisebeschreibungen der ausgezeichnetsten Mandarinen, Sie werden nie etwas von diesen Menschen bei ihnen antreffen. Ich kann aber sagen, daß es sonst Leute waren von wissenschaftlicher Bildung; sie wußten die Talente nach Würden zu schätzen und sie waren bald darüber einverstanden, daß ich in meiner Heimath zu den Meistern gehörte. Ich denke noch mit Vergnügen an die Lobsprüche, welche sie meinem Styl und meiner Handschrift ertheilten."

„Wie?" rief der Correspondent, „diese Schwanzmenschen redeten chinesisch?"

„Nein," antwortete vornehm der Oberst; „sie besaßen keineswegs die Sprache des Himmels. Man hat keine Vorstellung von diesem wunderbaren Volke, wenn man es nicht gesehen hat."

„So reden diese Menschen also gar nicht?" meinte ächt chinesisch Schü-King.

Der Oberst schwamm in Entzücken, daß er um Dinge gefragt wurde, die so gescheidten Leuten, wie er vor sich hatte, unbekannt waren. Er sah nachlässig auf die Frager herab, maß sie mit geringschätzigen Blicken, brachte dann seine Kleider in Ordnung und begann nun erst mit wichtiger Miene die verlangte Aufklärung zu geben. „Man muß dies gesehen haben," sagte er, „um darüber so zu sprechen, wie ich es thun werde. Die Schwanzmenschen haben allerdings dieselben Redewerkzeuge, wie die Chinesen, ja ich muß sogar

zugeben, daß sie sich derselben wie wir bedienen, obschon die wenigen Worte, die in ihren Dictionären stehen, nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der Sprache des himmlischen Reiches haben. Wo bekommen sie also die Worte her, die ihnen noch fehlen? Ich bin in dem Lande gewesen, ich kenne die Schwanzmenschen wie sie sind. Es ist lächerlich zu glauben, daß sie sich die Worte entgehen lassen, für welche sie keine Laute haben. Behüte! Sie haben eine andere Sprache, die in stummen Gesten besteht und in welcher man es zu einer seltenen Vollkommenheit bringen kann. Ich kann mich davon selbst als Beispiel anführen. Es ist hier nicht davon die Rede, daß man die nothdürftigsten Wünsche und Gedanken in einigen unbeholfenen Fingerzeigen ausspricht, daß man, um Brod zu haben, auf eine Aehre, um Fleisch zu haben, auf einen Hammel zeigt. Nein, es gibt darin Stufen, die zu einer unbeschreiblichen Präcision führen. Sollte man es glauben, daß man durch Schnellen der Finger, durch Umkehren der Hand, durch Berühren der Nasenspitze eine Rede halten kann, die von den Gebildeten als vortrefflich beklatscht wird? Allerdings muß dies Alles mit einer seltenen Gewandtheit und mit gewissen feinen Kunstgriffen geschehen, deren Auseinandersetzung mich zu weit führen würde. Ich kann nur so viel sagen, daß ich den Ruhm einer phantasiereichen und numerosen Diction, der mich noch nie verlassen hat, auch hier zu behaupten wußte. Alle Welt war erstaunt. So tiefsinnig, so gedankenreich, so blühend war noch nie mit Fingern gespielt worden."

Ein Freudengeschrei unterbrach die Lügenberichte des eitlen Gecken. Die Matadore und Picadore hatten sich mit großen, beschlagenen Stöcken rings um das Schlachtfeld her-

umgestellt und die Stiere wurden jetzt von entgegengesetzten Seiten losgelassen. Sobald sie ihre Freiheit fühlten, bohrten sie mit ihren Hörnern den Rasen auf, schlugen aus und schienen von den stärksten Symptomen der Wuth befallen. Sie griffen sich nicht sogleich an, sondern gingen an einander vorbei, betrachteten sich seitwärts; und wie ein ins Wasser fallender Tropfe immer größere Kreise zieht, näherten sie sich immer mehr dem Mittelpunkte, den es zu erobern oder zu erhalten galt. Wenn sie sich so gewendet hatten, daß sie sich gerade gegenüber standen, so rannten sie ungestüm mit den Köpfen an einander; die Hörner verwickeln sich, alle Muskeln treten an den ringenden Thieren hervor, der Boden zittert unter ihren Füßen und es kracht entsetzlich, wenn sie mit ihren felsenharten Stirnen zusammenstoßen. Hier und da sinkt einer der kämpfenden, die Wärter springen hinzu fangen den Sieger mit Seilen, ziehen ihn zurück und retten den bedrängten Schwächeren. Es kam in allen diesen Anläufen niemals zum Aeußersten; denn diese Stiere, so schwer aus dem Süden zu transportiren, wollen erhalten sein und Tibet ist ein kirchliches Land, das nicht nach Blut dürstet.

Diese Scene erneuerte sich zu wiederholten Malen. Die Chinesen, die langweiligsten Geschöpfe der Welt, wurden nicht sobald durch das Einerlei einer solchen Belustigung gelangweilt, sondern sie hatten Lust, bis auf den letzten Mann und den letzten Stier auszuharren, als hätten sie Geld für ihre Sitze gezahlt.

In der ersten verschnaufenden Pause hätte der Oberst sehr gern seine fabelhaften Reisen weiter gelogen; aber wie begierig auch seine beiden Zuhörer darauf gewesen sein möchten, so verhinderte sie doch alle am Sprechen und Hören ein

neues Geschrei, das an einer andern Seite ausgestoßen wurde. Man lachte, klatschte mit den Händen und dazwischen hörte man eine laute gellende Stimme: „Wo geht der Weg nach Peking?“ Das Getümmel kam der Loge des Correspondenten näher und spie endlich einen kleinen, vom Kopf bis zum Fuß rothgekleideten Mann aus, in dessen spaßhaften Begrüßungen und auffallender Kleidung die Bewohner von Lassa sogleich einen Lustigmacher aus den südlichen Provinzen erkannten. Der religiöse Norden von Tibet muß solcher Freuden und Würzen des Lebens entbehren, während man im Süden des Landes bei allen theologischen Disputen, Kasteiungen und Ceremonien noch immer einige Stunden fand, in denen man sich gern den Späßen eines gutmüthigen, alten Narren hingab. Doch kannte ihn Jedermann, wenn sich ein so seltener Vogel ins Hochgebirge verflogen hatte.

Der Anstand verlangte, daß der Lärm abnahm, als sich der Ankömmling dem Sitze des Correspondenten näherte. Die drei Inhaber dieser Loge erschraken aber nicht wenig, als der bestäubte, unheimliche Gast unter beständigem Ausruf: „Wo ist der Weg nach Peking?“ zu ihnen über Bänke und Barrieren sprang und ohne weitere Förmlichkeiten meldete, daß er Peking hier gefunden zu haben glaube. „Nein, mein guter Freund,“ konnte sich der Oberst doch nicht enthalten zu bemerken, „Sie finden hier weder Peking noch Nanking. Dieser große Stern am himmlischen Reiche, der Correspondent des Sohnes, zeichnet sich durch seine Weisheit aus und man hat die Weisheit bis jetzt immer nur in Koang-Tscheu-Fu gesucht; und was mich anbetrifft, so hoffe ich durch mein Benehmen und meinen Anstand zu beweisen, daß ich in Su-Tscheu gewesen bin!“

„Der Herr Oberst sprechen die Wahrheit,“ fiel der Correspondent ein; „wenn Euer Weg nach Peking geht, so wendet Euch an jenen Mann dort zu Pferde, der sich General der chinesischen Garnison nennt. Einen Mandarin und einen Lümmel aus Peking erkennt man schon an dem Ungeschick, mit dem er die Theetasse hält.“

„Was kümmert's mich,“ antwortete der Rothrock, „daß ihr in Eurem Lande erst Reisen machen müßt, um Verstand zu bekommen? Ich seh' an dem Staube, der in der Blume der Mitte sitzt, daß ein Körnchen dem andern gleicht. Eure Kleider sind alle von Seide, Eure Kerzen von Wachs, Eure Löffel von Horn und Eure Reichthümer bestehen aus Worten. Was kümmert das mich? Ich suche einen Mann, der sich den Correspondenten des Mittelpunktes der Erde nennt.“

„An Euren gewaltthätigen, ungewogenen Worten,“ sagte der Gesuchte, „hör' ich, daß Ihr niemals die Ehrien Meng-Tse-Tschu-Hi's, des Königs der Wissenschaften, gelesen habt; was wollt Ihr von mir?“

„Zieht einmal die Falten Eures Gedächtnisses auseinander!“ entgegnete der grauhaarige Schalk; „wo leben in der Welt Eure Freunde? Kann ich aus Wampu kommen? Nein, ich bring' Euch kein Rindfleisch! Kann ich von Luk-Tscheu kommen? Nein, ich bring' Euch keine Zobelpelze! Kann ich vom Vorgebirge Lessep kommen? Nein, ich habe für jene Dame, in der ich Eure Schwester erkennen möchte, weil sie, wie Ihr, auf der rechten Seite stärker ist, keine Perlen zu Ohrringen mitgebracht, um damit die linke Seite zu beschweren und die Gleichmäßigkeit der Schönheit herzustellen. Ihr würdet mir dies Alles und unter Andern meine Grobheit

vergeben, wenn mich Euer bester Freund, der Sohn des Himmels schickte, um Euch eine Pfauenfeder zu überbringen."

Es konnte für den Correspondenten keinen wohlgefälligeren Klang geben, als den Orden der Pfauenfeder. Alle seine Gedanken hingen an diesem Symbol der höchsten Auszeichnung. Er hatte sich schon tausendmal auf den Moment vorbereitet, wo ein Abgeordneter des Kaisers vor ihn treten und seine Mütze mit dem schönsten Schmucke zieren würde. Es war einleuchtend, daß in dem angekommenen Fremden dieser Augenblick noch nicht erschienen war; aber dennoch erhob sich der Correspondent unwillkürlich von seinem Sitze; ein schamhaftes Roth fuhr über seine Wangen, er senkte bescheiden das Haupt, als würd' ihm die Pfauenfeder in der That an die Mütze gesteckt.

„Nein, so würdig Ihr jetzt schon solcher Auszeichnung sein möget," sagte der Kleine, „so komm' ich doch jetzt in Angelegenheiten, die erst zu Ende gebracht werden müßten, um Euch jene zu sichern. Ich bringe Euch Grüße aus einer Gegend, die Ihr nie gesehen habt und überbringe Euch Freundschaftsversicherungen von einem Manne, den Ihr noch besser werdet kennen lernen, als Ihr ihn bereits kennt. Ich bin Dhü-Kummuz, und trage die Kleider, welche mein Herr, der Statthalter von Teschulumbo, ablegt."

Diese Nachricht machte auf den Correspondenten einen sehr angenehmen Eindruck. Und während er sich nun in einen Schwall von Höflichkeiten gegen den Abgeordneten eines so ehrenwerthen Mannes vergaß, fragte Schü-King den Obersten, ob auch Teschulumbo auf der Charte der von ihm besuchten Länder läge?

Tschu-Kiang war überall gewesen. „Es dürfte schwer fallen," sagte er, „ein Land zu entdecken, das von mir nicht besucht wäre. Teschulumbo! Was soll ich nicht Teschulumbo kennen!"

„Wie sind die Menschen dort? fragte die Angebetete, „haben sie nur einen Kopf? Sitzen ihnen die Hände am Rücken? Tragen sie Kleider mit zwei Näthen? Reden Sie, Oberst, ich höre Sie gern von Ihren Erfahrungen sprechen."

„Es liegt Alles in der Darstellung," entgegnete der eitle Chinese; „die Frauen besitzen in jenem Lande eine kolossale Leibesbeschaffenheit, während die Männer sich durch ihre unbedeutende, schwächliche Statur auszeichnen."

„Wahr gesprochen," fiel Dhü-Kummuz ein, der mit dem Correspondenten in vertraulichen Unterhandlungen begriffen war, aber doch zuweilen sein Ohr für die neben ihm geführten Gespräche hinhielt. „Daher rühren auch in unserem Lande die unehelichen Mißverhältnisse. Die starken Weiber haben an ihren Männern noch lieber, daß sie einige Schwächen besitzen, als daß sie schwach sind."

„Nun, Schü-King, können Sie sich denken," fuhr der Oberst fort, „welche Triumphe ich in Teschulumbo gefeiert habe."

„Ich hörte einmal von Ihrem Stallmeister," sagte Schü-King, „daß Sie einst eine Prinzessin vom Tode errettet und sich dann tödtlich in sie verliebt haben. War das in jenem Lande?"

„Dies Ereigniß hat einen Schein von Wahrheit, doch sind die Verhältnisse anders," antwortete der vorsichtige Liebhaber, der bald durch seine Rodomontaden Schü-Kings Gunst verscherzen konnte. „Nein, ich betete alle an und daher im Grunde keine."

„Es gibt eine Leidenschaft mit untergeschlagenen Beinen,“ ergänzte Dhü=Kummuz, der rothe Schalk von Teschulumbo.

„Was Ihr mir da für Dinge erzählt!“ rief Schü=King unwillig. „Ich will von den Merkwürdigkeiten, die Euch aufgestoßen sind, hören; von Affen, die ihre Schwänze am Kopfe haben und von Bäumen, die dreierlei Früchte tragen. Tschu=Kiang, Ihr seid ein starker, tapferer Held, aber wenn es in einem Lande Frauen gibt, so habt Ihr für Alles den Kopf verloren.“

„Einem Löwen der sich verliebt, hängt man leicht eine Schelle ins Maul,“ sagte Dhü=Kummuz und unterbrach damit den Obersten, der sich eben anschickte, mit einigen extravaganten Unwahrscheinlichkeiten die Neugierde der gelangweilten Dame zu befriedigen. Die Verhandlungen des Correspondenten mit dem Boten des Statthalters waren zu wichtig, als daß sie hier unter freiem Himmel weiter fortgeführt werden durften. Die Gesellschaft brach daher noch vor Beendigung des Stiergefechtes auf und Dhü=Kummuz begleitete sie.

In der Wohnung des Correspondenten angekommen, übernahm es der Oberst, den Gegenstand seiner Anbetung durch improvisirte Länder= und Völker=Kunde zu unterhalten, während Leang=Kao=Tschu mit seinem wichtigen Gastfreunde in ein abgelegenes Zimmer sich begaben und ihre Unterhandlungen zu Ende pflogen.

„Ich wiederhole dir,“ begann der Correspondent, „daß meine Absichten den Planen deines Herrn in die Hände arbeiten.“

„Das Interesse schließt die Freundschaften,“ bemerkte Dhü=Kummuz.

„Nein, mein Alter," fiel jener ein, „ich fühle Hochachtung für den Statthalter und schätze die Einsichten, die ihn meinen Werth erkennen ließen. Mein großer Lehrer Yong-Tschu sagte aber schon: Willst du rasch fahren, so halte deinen Pferden ein Brod vor; willst du schneller, so halte ihnen zwei, und willst du aus zehn Stunden eine machen, so gib dem einen die Aussicht auf Heu, dem andern auf Hafer."

Solche Redensarten fielen in Dhü-Kummuz Handwerk und er sagte deßhalb: „Das sind Worte der Weisheit. Man erkennt in Euch den Lebensphilosophen."

„Ich versichere dich, alter Kauz," fuhr der Lebensphilosoph fort, „daß meine Weisheit noch von meiner Vorsicht übertroffen wird. Ich habe ein sehr feines Auge für falsch gewobene Rathschläge und sehe es schon am Rollen der Würfel, ohne sie zu berechnen, ob sie falsch sind."

„Der Statthalter besitzt sehr viel kluge Leute in seiner Umgebung," sagte der Abgeordnete; „was ich zuerst zu ihm sprach, ist ihm von diesen Allen bestätiget worden. Ich sagte: unser Freund und Gönner, der chinesische Correspondent in Lassa, kann durch unsere Aufrichtigkeit vielleicht gewinnen und sollt' es nur die Pfauenfeder sein; durch unsere Treulosigkeit wird er aber nichts verlieren. Darum rath' ich zur Ehrlichkeit. Und diesen Rath hat man befolgt. Das sind die schlauesten Füchse, die ihre Gruben mit zwei Eingängen versehen. Ihr gehört zu ihnen."

„Ich bin ein Sohn des Mittelpunktes der Erde," erwiederte der Correspondent; „ich kenne die feindseligen Absichten, welche die herumgezogenen Kreise gegen ihr himmlisches Centrum beseelen. Die Bosheit der Tibetaner gegen ihre großmüthigen Beschützer zeigt sich in Spuren, die nie ver-

narben, weil sie durch frische immer wieder ersetzt werden. Was wir als Gnade euch schenken, das nehmt ihr wie ein Joch, welches euch aufgedrungen wird. In meinen tibetanischen Zuständen, die einen fortlaufenden Artikel der Pekinger Hofzeitung bilden, hab' ich alle diese Elemente auseinandergesetzt, die China bei euch zu beobachten, damit ich nicht sage, zu fürchten hat. Leset jene Muster publicistischer Ausführungen und ihr werdet sehen, daß ihr in mir keinen Mann trefft, der sich in Dinge einließe, ohne zu wissen, wen sie alles interessiren. Auf wen darf der Statthalter rechnen? Wer leitet in Lassa die Gemüther, die ihm zugewandt sind?"

„Wo denkst du hin, Weisester?" rief der schlaue Dhü-Kummuz; „welcher Kaufmann wird dir einen Mantel verhandeln und dir die Löcher zeigen, die er heimlich zugeflickt hat? Aber noch mehr, wird er Dem einen alten Rock für einen neuen verkaufen, von dem er weiß, daß er so gut wie er ein Schneider ist? Nein, einem so alten Fuchs den Pelz abzugewinnen dürfte den Hühnern wohl schwer fallen. Lassa ist Lassa und Teschulumbo Teschulumbo. Der Statthalter drückt hier Niemanden die Hand, als dir und denen, die ihm von dir empfohlen werden."

„Darin ist kein Arg," sagte befriedigt der Correspondent. „Nun ich weiß, worauf ich mich verlassen darf, werd' auch ich mit dem nicht zurückhalten, was dein Herr von mir zu erwarten hat. Aber ich seh' es dir grauköpfigem Schelm an, daß du in den Schuhsohlen, unter deinem Mützendeckel, auf dem Rücken oder sonst wo noch Briefschaften versteckt hast, die an einen Mann gerichtet sind, den einige unglückliche Menschen für höher halten als mich, ohne zu wissen, daß sie damit einen gelinden Grad des Hochverraths begehen und es

wenigstens durch zehnjährige Gefängnißstrafe und Abbitte vor dem Bilde des Kaisers büßen müssen; an einen Mann, der, wenn man ihm zehn Fragen aus Lao-Tse vorlegt, nicht eine beantworten kann; an einen Mann, der seine Weisheit in seinen Sporen sitzen hat und sie Niemanden einprägen kann, als einem alten Gaul, den er obenein noch schlecht reitet; an einen Mann, was sag ich? — ist es denn ein Mann? Die Weiber sind ihm alle aus seinem Harem entsprungen. Einen Mann? Was nennt er denn einen Mann? Ja, und wo blieb' ich denn stehen? So oft ich an einen Esel denke, fangen mir selbst die Ohren an zu wachsen."

Wir wissen, daß der Correspondent von Ming-Ta-Lao, dem General und Mandarinen der fünften Classe, spricht. Wie er selbst sagte, der Gedanke an diesen Mann konnte ihn um seine eigenen bringen.

Als aber Dhü-Kummuz den Namen des Mannes, um den es sich handelte, erfahren hatte, sagte er: „Von wem sprichst du? Ming-Ta-Lao? Nennt sich so in Lassa vielleicht eine Blattlaus? Soll dieser Hund erst geboren werden oder fallen ihm schon die Haare aus? Oder heißt vielleicht ein Zwitter so, der des Nachts den alten Weibern die Betten wärmen muß?"

„Vortrefflich, mein Freund," rief die Hände zusammenklatschend der entzückte Correspondent. „Du schilderst jenen Unwürdigen in lebensgroßen Zügen. Du kennst ihn und kannst ihn doch nicht aufsuchen wollen; denn der Weise spricht: die Dummen pflegen sich zwar oft der Klugen zu bedienen, aber die Klugen können die Dummen nie zu etwas brauchen. Wische dir aber jetzt dein Ohr rein, damit du meine Rathschläge vernimmst! Wenn auch das Ei selten klüger ist als

die Henne, so findet es sich doch oft, daß es brauchbarer ist, als die zähe Mutter, die es legt. Mein guter Freund, ich bin mit dem Henkel an einem Topfe zufrieden und nenne den Deckel eine Anmaßung. Jenes Unwesen, das sich hier den General der chinesischen, für mich bestellten Ehrengarde nennt und zwar um so leichter, als er es in der That ist; ist auch für uns unwesentlich. Wir bedürfen dieses Menschen nicht. Aber sein Regiment hat allerdings einen Ehrenplatz, wie vor meiner Thür, so jetzt in meinen Absichten. Der Oberst desselben wird für uns die Stelle des Generals vertreten. Ich werde von demselben tapfern Degen, welchen du vorhin —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Correspondenten.

„Der Herr Oberst Tschu-Kiang," hieß es im Munde eines Dieners, der den Kopf halb zur Thür herein steckte, „sind plötzlich von so heftigen Ohnmachten befallen worden, daß Fräulein Schü-King augenblicklich befohlen haben, ihn nach Hause zu bringen."

„So, so," brummte der zukünftige Schwager, der den geschnürten Obersten eben als einen löwenartigen Helden schildern wollte und das ironische Lächeln des Dhü-Kummtz wohl bemerkte. „Ich kann die Versicherung geben, daß der Oberst trotz seiner Ohnmachten ein Ehrenmann ist. Die Truppen lieben ihn seiner Leutseligkeit wegen und würden jedem Befehle Folge leisten, den er mit Energie zu geben weiß. Kommt es auch nicht zum offenen Kampfe, so erlangen wir durch unsere Truppen doch, daß die kalmückischen Reiter in Schach gehalten werden. Das Ding mit der Ohnmacht ist doch sehr verdrießlich. Wir müssen uns morgen weiter besprechen. Du sollst in meinem Hause wohl aufgenommen sein."

Dem Dhü-Kummuz kam die Einladung nicht gelegen. „Wollt ihr mir meinen Mantel bezahlen, wenn er mir in der Herberge gestohlen wird?“ fragte er. „Ich kann in Eurem Hause nicht wohnen, weil Ihr mich zu großmüthig behandeln werdet. Ihr werdet mich auf seidene Kissen betten und ich habe sehr viele Vorliebe für einfaches Stroh. Außerdem ist Euer Haus klein und den Harem hat man von allen Seiten in der Nähe. Einen Tibetaner, einen Gläubigen, der die herumschweifende Liebe für die wahre Liebe hält, müßt Ihr von dem Ort der Verführung entfernen, selbst wenn er auf dem Kopfe schon verschimmelt ist. Ich gehe in die Herberge.“

Der Correspondent wollte das nicht zugeben und erklärte offen: „Ich lasse dich, so lange du in Lassa bist, nicht aus meinen Augen. Ich muß die Gewißheit deiner Ehrlichkeit haben, die du mir erst dann giebst, wenn du hier Niemanden als mich kennst.“

Dhü-Kummuz mußte nachgeben, um jedem Verdachte auszuweichen. Als er dem Correspondenten in das für ihn bestimmte Gemach folgte, schnitt er hinter dem Zopf seines Wirthes ein sehr saures, böses Gesicht. Wie geräumig und wohnlich das Zimmer war, in welches der Correspondent seinen Gast führte, so wenig schien doch dieser Lust zu haben, die Anweisung desselben zu acceptiren. Als Dhü-Kummuz mit dem grünen Schimmer, welcher durch eine Taftlaterne von dieser Farbe im Gemach verbreitet wurde, allein war, bog er die aus Meermuscheln bestehenden Fenster zurück, maß die Entfernung derselben vom Fußboden, die nicht bedeutend war und warf in den dunkeln Hof seine spähenden Blicke. Nur in einem abgelegenen Hinterhause brannten noch einige Lichter; es war der Harem des Correspondenten.

„Kann ein Bekenner des großen Lama," sprach Dhü-Kummuz zu sich selbst, „in dem Hause eines Mannes Wohnung machen, der die Rolle eines Weibes spielt? Welch lästerliches Volk, das chinesische! Diese Menschen machen ihre Männer zur Jagd für ihre Frauen. Ich besitze sehr viel Anhänglichkeit an meine Berge und behaupte, daß meine Frau, die vier Männern neben sich einen Platz einräumt, sich selbst und diese Vierzahl auf das trefflichste bedient, daß aber vier Frauen auf einen Mann nur des letztern Untergang sein können."

Durch eine Halle, die zum Hofe führte, ließen sich Fußtritte vernehmen. Der Hof wurde hell. Der Chinese ging in seinen Harem, von Bedienten begleitet, welche Fackeln vor ihm hertrugen. Auch zu diesen Besuchen bedurfte er seines Pompes, auf welchen er, nach der Lehre der Weisen, allen Werth legte.

Selbst, wenn Dhü-Kummuz ein weniger feines Ohr gehabt hätte, so würde er den Aufruhr gehört haben, welcher bei Ankunft des Weiberdespoten in dem Bereich seiner Sklavinnen ausbrach. Tausend Stimmen schienen lebendig zu werden. Die Jungen zwitscherten, die Alten belferten, die Aufseher fuhren mit Schimpfreden und dem Stocke darunter. Dann lachten die Einen, die Andern heulten und riefen den Schutz ihres gemeinschaftlichen Ehemannes an oder bedeckten ihn mit Vorwürfen. Hier ruft man nach Limonen, dort quält man um einen neuen Shawl, die Eine will Rosinen, die Andere Stecknadeln; die letzte nennt den Correspondenten Herzväterchen, indem sie seine Taschen untersucht und als sie diese leer findet, verwünscht sie ihn als einen alten Papa, dem man den Zopf abschneiden müsse. Und ihn selbst

den Vielgeliebten, wer konnte ihn verkennen, an den zärtlichen Verkleinerungswörtern: mein Töchterchen, mein Schneckchen, mein Himmelchen! und an den moralischen Sentenzen, welche er aus allen Philosophen citirte, um damit seine süßen Artigkeiten zu würzen. Endlich nahm der Lärm ab. Der Haushahn schien seine Wahl getroffen haben. Alles wurde still.

Dhü-Kummuz hielt es jetzt für die angemessenste Zeit, sich aus der Wohnung des Correspondenten zu stehlen. Ein herzhafter Sprung aus dem Fenster brachte ihn in den Hof, den er mit leisen Tritten durchschritt. Am untern Ende führte ein Säulengang zu Nebengebäuden, die von einer hohen Mauer begränzt wurden. Die daneben aufgestellten Pallisaden erleichterten es dem Boten von Teschulumbo, die Mauer zu überschreiten.

Wir sind in Lassa schon so orientirt, daß wir trotz der Dunkelheit die Richtung angeben können, welche Dhü-Kummuz einschlug. Er suchte den Palast des Lama auf und war darin, obschon Fremdling, so bewandert, daß er sich weder durch die Unsicherheit bei der Wahl der Scheidewege, noch durch das Bellen der herumstreifenden großen Wachthunde, von dem richtigen Pfade abbringen ließ. Zuletzt war ein fernes Licht in den Hintergebäuden des Palastes der göttlichen Regentschaft sein Führer. Er stand vor einem Fenster, trat auf den Stein, welcher unter ihm lag, und sah durch das ölgetränkte Papier, welches die Stellen unserer Glasscheiben vertritt, in das Innere einer matt erleuchteten Wohnung.

Es befanden sich drei Personen in dem Zimmer und bildeten eine stumme Gruppe, wenn man die zuweilen anschlagenden Töne einer Guitarre nicht hören wollte. Dies Instrument lag in dem Schooß eines Mädchens, dessen Schönheit

mit der Trauer, die aus seinen Mienen sprach, einen wehmüthigen Contrast bildete. Sie hielt das dunkellockige Haupt in dem weißen Lilienarm, den sie auf einen steinernen Altar setzte. In einen solchen trüben Schleier kann sich die Anmuth nur hüllen, wenn durch die geheimen Flügelthüren der Seele ein scharfer, eisiger Zugwind weht.

Zu den Füßen des jungen Weibes saß auf dem glatten Fußboden ein greiser Alter, um dessen Scheitel, wie eines Trauernden, das Haar in langen Schneeströmen fluthete. Er verwandte kein Auge von seinen geschäftigen Händen, die mit einem wahnsinnigen Eifer an kleinen Figuren arbeiteten, von denen schon ein großer Theil fertig vor ihm aufgepflanzt stand. Nur zuweilen hielt er den halbvollendeten Klotz, den er gerade unter dem Messer hatte, mit der linken Hand in die Höhe, betrachtete ihn von allen Seiten und schien das Ebenmaß durch die Perspective der Fernsicht zu prüfen; dann verzog sich seine Miene in ein freundliches Lächeln, das ihn aber nur unwillkürlich zu überfliegen schien, weil er, so wie er sich darauf ertappte, wieder die jämmerlichsten Gesichter schnitt und in seiner Arbeit mit derselben Angst und Behächtigkeit fortfuhr.

Im Hintergrunde des Gemachs lag auf einem Ruhebette eine männliche, in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt, welche stumm in die geheimnißvolle Scene sah und abwechselnd ihre Blicke auf dem Mädchen oder am Fenster ruhen ließ, als erwartete sie einen Besuch. Dieser war auch in Dhü-Kummuz unstreitig eingetroffen; denn nach einem leisen Klopfen sprang der dritte auf und begrüßte den Ankommenden durch das Fenster. Dhü-Kummuz wünschte vor der Thür eine Fortsetzung der Bewillkommnung, weil er die Um=

gebung dieses abgelegenen Häuschens für verdächtig hielt. Der Schaman (denn dieser war der Heraustretende) wunderte sich über diese Aeußerung seines alten Freundes, konnte aber nicht läugnen, ein Flüstern hinter den Wänden gehört zu haben, das er bei so tiefer Windstille doch unmöglich für das Schrillen des Zugwindes halten konnte. Die beiden Freunde gaben sich aber bald darüber zufrieden, weil ihnen die Freude des Wiedersehens nicht Zeit zu Untersuchungen ließ und den Boten aus Teschuluumbo ohnehin die Kürze der Nacht drängte, in den Mittheilungen, die er dem Schamanen zu machen hatte, kurz zu sein.

„Dein Brief," sagte Dhü-Kummuz, indem sie sich allmälig von der Wohnung des Schamanen entfernten, „hat mich in Erstaunen versetzt, aber zugleich auch so sehr erfreut, daß ich den ehrgeizigen Planen des Statthalters gern die Hand bot und gegen den Correspondenten wenigstens zur Hälfte ehrlich sein werde. Ich habe daraus zwar wieder gelernt, daß die Freundschaft uns besser macht, aber ich fürchte, man wird uns desto ärger mitspielen, je aufrichtiger wir sind."

„Worauf du dich immer allein verlassen willst," antwortete der Schaman, „deine Afterphilosophie des Trugs hat im Grunde nur dich betrogen; denn bist du bei all deinen scharfsinnigen Planen und verschlagenen Gedanken mehr geworden als ein Narr? Du befindest dich vielleicht wohl dabei, aber weil du nun schon seit Jahren nichts mehr getragen hast, als rothe Kleider, so haben deine Sinne einen verkehrten Gang genommen. Du scheinst zu verlangen, daß wir Narren sind, aus dem Grunde, weil du die Hosen dazu trägst! Was gefällt dir an meinen Rathschlägen nicht?"

„Wenn ich einen schwarzen Rock weiß nenne,“ sagte Dhü=Kummuz, „und es darauf wieder läugne, daß er weiß ist, so kann er so viel Farben haben, als ein Chinese deren am Leibe trägt, nur nicht schwarz. Nein, mein Freund, aus zwei Widersprüchen wirst du niemals etwas schaffen, am wenigsten das, worauf du die Fäden ausspanntest. Vergiß jedoch nicht, daß ich nur prophezeien will. Meine Dienste stehen für dich überall in Bereitschaft und deine Schuld ist es, wenn sie dir nichts nützen.“

„Dhü=Kummuz schwieg und nach einer Pause nahm der Schaman das Wort: „Ich kenne das Mißliche dieser Angelegenheit,“ sagte er; „aber weil wir auf so viele Nummern setzen, so ist es über allen Zweifel gewiß, daß wenigstens eine nicht fehl schlägt. Wir befördern einen schlechten Plan, um einem bessern dadurch Vorschub zu leisten. Wir geben zu, daß der Eine auf das Unglück des Andern sinnt und führen die unglücklichste Katastrophe herbei, um sie alle zu beglücken.“

„Du willst jedem Etwas nehmen,“ entgegnete Dhü=Kummuz, „und sie alle zufriedenstellen. Gegen diese Maxime kann der nichts einwenden, welcher die Ereignisse beobachtet hat; aber du mußt deine Menschen kennen, ob sie die Geschenke aus deiner Hand nehmen und die ihrigen zum Dank dafür hineinlegen werden.“

„Was glaubst du von deinem Bruder, unserm Hochheiligsten? Wann waren deine Gedanken die Seinigen? Wann hat die Schwäche eines Menschen auf die Kraftlosigkeit eines Gottes speculirt? — Ach, du Guter, wie kannst du deine Wünsche einem himmlischen Wesen unterschieben, weil du glaubst, es sei in seinem eignen Willen nicht ent=

schlossen! Du willst die Sehnsucht eines Allmächtigen erfüllen und Wünsche befriedigen, die er sich gleichsam selbst nicht zu gestehen wagt. Man sieht, daß du der Tage nie vergessen kannst, wo du Maha Guru um Fleisch betrogst oder ihn mit Schlägen bewillkommnetest, wenn er deine Tauben zu füttern vergaß."

Die Zumuthung solcher Frevel mußte für den frommen Schamanen schrecklich sein. Er hielt dem Sprecher die Hand vor den Mund und rief erschrocken aus: „Sprich in meiner Nähe nicht solche Lästerung! Bleibt uns denn mehr übrig, als die Rathschlüsse des Himmels zu erforschen? Ich will dem Höchsten einen Dienst erweisen, den er sich selbst leisten könnte, wenn er an den Opfern der Liebe nicht Wohlgefallen hätte. Ist die Frucht unsrer Anstrengungen reif, so mag er sie brechen oder sie mit dem Stamme in den Pfuhl der ewigen Strafe werfen."

Darauf folgte dann eine genauere Besprechung der im Werke befindlichen Umtriebe, die auf den sonderbarsten Plan hinausliefen.

In dem Leben des Dalai Lama streift das Göttliche an das Menschliche. Wir haben früher gesehen, wie die Wahl und die Erziehung des künftigen Herrn des Himmels mit Machinationen und Intriguen jeder Art verknüpft sein kann und es wird nicht auffallend erscheinen, daß namentlich die Priester weit weniger von der wahrhaften Göttlichkeit ihres Zöglings durchdrungen sind, als der gemeine Haufen der Laien. Der Clerus sieht den Gott in Windeln, im Bohlrock, er corrigirt die Sprachfehler, die er macht, ruft den Schneider, der ihm Maß nehmen muß, und sorgt dafür, daß seine Schuhe stets zu rechter Zeit besohlt werden. In den

Antichambres ist von jeher die wahre Größe der Helden nicht gesehen worden. Hier schrumpften sie zusammen zu den ordinärsten Menschen und selbst von den christlichen Priestern wissen wir ja, daß sie von ihrem Gott ganz andere Geheimnisse erzählen können, als wir dummen Exoteriker in dem Urtext lesen. Um wie viel mehr ist der Dalai Lama den Verwechselungen seiner Würde ausgesetzt; er, den ein Oberpriester alle Tage aus- und ankleiden muß! Daher ist es allein erklärlich, wenn in dem Kopfe eines ehrgeizigen Beamten der Kirche der Gedanke entstehen konnte, den gegenwärtigen Schöpfer der Welt von seinem ewigen Throne zu stoßen, sich für die wahrhafte Incarnation der Ewigkeit auszugeben und einen Plan zu offner Empörung einzuleiten. Dieser Geistliche war der Statthalter von Teschulumbo.

Der chinesische Correspondent setzte alles an die Pfauenfeder. Er kannte die Politik des Cabinets von St. Peking und verstand auf das vollkommenste die Absichten, welche der Sohn des Himmels schon seit einem Jahrhundert mit dem Lande Tibet hegt. Es fehlte diesem nur an einer Gelegenheit, das über Tibet ausgelegte Netz anzuziehen und als eine willkommene Beute dem Mittelpunkt der Erde einzuverleiben. Dies war der Grund, warum sich der Correspondent auf die Plane des Statthalters einließ; denn entweder gelang es, den Thron des Himmels in dem Augenblicke, da sein Besitzer dafür kämpfte, für China in Beschlag zu nehmen oder sich dem siegreichen Usurpator so sehr zu verbinden, daß er die ihm gewordene Hülfe nur mit einer an völlige Unterwerfung gränzenden Erkenntlichkeit erwiedern konnte. Solche geschickte Machinationen mußten aber dem Correspondenten von seinen Behörden reichlich belohnt werden.

Die Verrätherei des Chinesen mußte für den Statthalter von Teschulumbo in so weit erwiesen werden, als dieser aus der Revolution Nutzen zog, der sich gleich blieb, gleichviel, ob sie fehlschlug oder wenn sie gelang. Dhü=Kummuz war ein schlauer Kopf, der im Durchschauen von Betrügereien ein geübtes Auge hatte. Wie gern er auch seinem Herrn folgte, selbst um eine verrätherische Handlung zu unterstützen, so suchte er doch den Antheil, welchen der Chinese an den künftigen Erfolgen haben wollte, so ungewiß als möglich zu machen; wie sehr mußte er aber erstaunen, als auch der Schaman, der leibliche Bruder des Dalai Lama, in die Reihe der Verschwörer trat, an die Absichten des Statthalters und den Sturz des Regenten Interessen knüpfend, die selbst für das Land der Sonderbarkeiten, für Tibet, auffallend waren! Er wollte Maha Guru den Donnerkeil und die Blitze seiner Allmacht entreißen, ihn auf seine Schulter nehmen und den Menschen wieder zurückgeben. War dies die Handlung eines Atheisten? Der Unglaube wurzelt immer in dem Egoismus und das persönliche Interesse bestimmte den Schamanen zu dem gewagten Schritt, den er vorbereitete.

Gylluspa war der Preis, um den ein Frevler den Himmel erstürmen wollte. Den Besitz eines Weibes schätzte der Schaman höher als die Verwandtschaft mit dem Weltenschöpfer. Er gab den Blick in alle Sterne des Firmamentes für das Auge einer Angebeteten. Gylluspa aber, welche durch den Anblick ihres Gottes nur heftiger daran erinnert wurde, mit wie heißer, sterblicher, menschlicher Liebe sie ihn umfing, würde niemals den Wünschen seines Bruders Gehör gegeben haben, ohne Maha Guru zu besitzen. Sie war zwar nicht in der Lage, wie die Europäerin, den minder Bevorzugten

als einen Vermessenen mit etwas gemachtem Pathos zurückzuweisen; aber diese kleine tibetanische Prüderie wollen wir an ihr entschuldigen, daß sie dem Schamanen erst dann einen Finger ihrer Hand geben wollte, wenn sie auch Maha Guru besitzen konnte. Was blieb dem Schamanen übrig? Er mußte seinem Bruder das Scepter der Weltregierung entreißen, ihn in eine irdische Hütte führen, den Glanz der Gottheit von ihm streifen und ihn in menschlicher Nacktheit zeigen. Erst dann konnte er der Umarmungen Gylluspa's gewiß sein, wenn ihm Maha Guru darin vorangegangen war. Wir berichten eine Geschichte, die sich weder an der Themse, noch an der Newa, sondern in Tibet zugetragen hat. Eine legitime Hahnreischaft ist das mittelasiatische Duell, und die Entsagung der Europäer würde in Tibet verlacht werden. Der Schaman konnte sich Gylluspa nur durch den Bruder erwerben.

Während Dhü-Kummuz und der Schaman noch in vertrautem Gespräch auf- und abgingen, wiederholten sich jene verdächtigen Zeichen eines irgendwo gestellten Hinterhaltes, dessen Absicht sich wohl errathen ließ. Als jetzt in der Ferne Feuergewehre durch die Nacht blitzten, blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß es auf einen Ueberfall der friedlichen Wohnung, welche Hali-Jong und seine Tochter beherbergte, abgesehen war. Der Schaman stürzte auf den Eingang zurück, den er aber schon besetzt fand. Wie er im Innern des Hauses Gylluspa's Hülferuf hörte, suchte er sich durch die Schergen der priesterlichen Gewalt den Weg zu bahnen; aber die chinesischen Soldaten, welche sich an ihren Zöpfen sogleich erkennen ließen und von einigen Mönchen angefeuert wurden, fielen über ihn her und nahmen ihn fest. Dhü-Kummuz traf dasselbe Schicksal.

Diese Scene machte Lärm. Die Chinesen müssen sich ohnedieß durch übermäßiges Geschrei erst zur Tapferkeit begeistern und die Vorschriften der anführenden Priester, die das geräuschloseste Verfahren bezweckten, waren bald überschritten. Die im Palast des Lama aufgestellten Wachen mußten aufmerksam werden und in demselben Augenblicke, wo Hali-Jong mit seiner weinenden Tochter gefesselt aus dem Hause geführt wurde, kam ein Piket kalmückischer Reiterei herbeigesprengt, um diese nächtlichen Ruhestörungen zu untersuchen und sie beizulegen.

Der Schaman wandte sich sogleich an den Anführer dieses Trupps: „Du treuer Sohn des Höchsten!“ rief er, „dein Muth muß ein Verbrechen deines unwachsamen Auges wieder gut machen. Welche Dinge geschehen in dem Palaste der ewigen Gnade? Gib mir dein Schwert, daß sich der Bruder des Lama aus den Händen der unreinen Fremdlinge rette!“

Der Befehl des Anführers verschaffte dem Schamanen und Dhü-Kummuz augenblickliche Befreiung; als sie aber jene auch für Hali-Jong und seine Tochter verlangten, trat der Ketzerrichter der schwarzen Gylongs hervor und schrie mit kreischender Stimme: „Ihr unreinen Blattläuse auf dem Baume des Lebens, wage Niemand der ewigen Gerechtigkeit in den Arm zu fallen! Sind eure Pallasche so weise, daß sie künftighin das wahre Dogma von den sectirerischen Neuerungen unterscheiden sollen? Ich rathe euch, euren Degenscheiden die Klingen und der Kirche ihre Ketzer zu lassen!“

Die erneuerten Versuche des Schamanen, dem dumpfheulenden, wahnsinnigen Hali-Jong die Freiheit zu verschaffen, fruchteten nichts; denn der geisterbleiche Großinquisitor hob seinen Knochenarm so hoch, wie seine Stimme, und begleitete

mit den furchtbarsten Gesten diese Worte: „Gegen die Löwen wollen die Wassermäuse zu Felde ziehen? Ihr müßt noch nie gehört haben, welche Stufe in der Ordnung des Himmelreichs die schwarzen Gylongs einnehmen. Als die Welt geschaffen wurde und sich der große Werkmeister von seiner Arbeit eine Stunde ausruhen wollte, da übergab er Gya, seinem obersten Engel, das angefangene Werk zur Hut und Gya ist der Stammvater der schwarzen Gylongs. Unsre Arme können sich in Schlangen verwandeln, unsre Zunge gleicht dem Stachel einer Viper und mit den Augen vermögen wir zu tödten, wie der Basilisk; warum seid ihr so lüstern, uns in flammenden Zorn zu versetzen? Ja, ihr kalmückischen Cavalleristen! Unter den dreißigtausend Königreichen der Erde waren eure unfruchtbaren Steppen von Gott die verfluchtesten. Kein Halm wehte in eurem Lande, kein Vogel flog durch eure verpestete Luft, kein Quell rieselte aus euren Bergen, ehe ihr euch zu dem großen Gott wandtet, der mit seinem Haupte an die Sterne reicht und mit seinem Fuße einen Büchsenschuß weit von hier wurzelt. Seit ihr auf dem Wege, von ihm jetzt wieder abzufallen? Haben eure Vettern daheim die Götzen zerschlagen? Habt ihr den Ganges-Sand in eure unheilige Fläche vergossen? Was seid ihr in die Partei eines Sectirers übergetreten, der die Heiligen an ihren Nasen beleidigte und ihren Oberlippen nach eigener Erfindung eine ketzerische Verlängerung anbildete? Weicht zurück, Cavalleristen, oder eure Seelen werden einst vergeblich einen leeren Sitz suchen, in den sie hineinfahren könnten."

Schon bei den ersten Worten dieser imposanten Anrede waren die Kalmücken von ihren Pferden gesprungen und in ein so lautes Geheul ausgebrochen, daß die Zureden des

Schamanen nichts mehr fruchteten und Hali-Jong ungehindert von den geistlichen Vätern und ihren Helfern abgeführt wurde. Gylluspa war nicht zu vermögen, sich von dem unglücklichen alten Manne zu trennen.

Dhü-Kummuz hatte sich längst entfernt. Es mußte ihm Alles daran gelegen sein, von den Chinesen nicht erkannt zu werden. Er kehrte ungehindert auf dem Wege, wie er das Haus des Correspondenten verlassen hatte, wieder in dasselbe zurück. Er hätte nur von Einem Wesen bemerkt werden können, von der Schwester seines Wirthes. Schü-King war ein starkes Weib, aber im Kampf mit männlicher Schönheit konnte sie auf Augenblicke unterliegen. Wir können es, ihrem Charakter vertrauend, auf das bestimmteste voraussagen, daß die beim Anblick Maha Guru's in ihr auflodernde Leidenschaft einer baldigen Einsicht weichen wird, aber noch befand sie sich in dem süßen Traum der Erinnerung an jenen göttlichen Jüngling, den sie im Zorne noch reizender fand, als in dem ruhigen Genusse der ihm dargebrachten Huldigung. Sie war auf einen kurzen Zeitraum, der noch währte, aus ihrem Charakter gefallen. Sie konnte die geheimen Unterhandlungen ihres Bruders nicht ertragen, ohne sich um deren Inhalt zu bekümmern. Sie konnte sich von Tschu-Kiang ethnographische Vorlesungen halten lassen, ohne dabei zu bemerken, daß sie abscheulich von ihm belogen wurde. Ja, sie konnte sogar drei Fliegen in ihrem Zimmer leiden, ohne für jede dem Oberhofmeister eigenhändig ein Dutzend Bambusprügel aufzuzählen. Kurz, sie war sehr nachgiebig und duldsam geworden, ging früh zu Bette, schlief spät ein und stand auf, als die Sonne schon im Zenith war. Sie hätte den an ihrem Fenster vorüberschleichenden Dhü-Kummuz wohl hören können, aber sie hörte ihn nicht.

Achtes Kapitel.

Das Gericht.

> Kauft bei meinem Nachbar keine Shawls; sie sind so schlecht gewebt, daß man Erbsen durchwerfen kann.
>
> Scene auf dem Markte von Kaschemir.

Um Hali-Jong's Seele hatte sich der Schleier eines leidenden Trübsinns gelegt, den auch die neue Veränderung seiner Lage nicht von ihr zog. Keine Hoffnung belebte dies gedrückte Gemüth, das auch keine Furcht mehr kannte. Das Ungewisse seines Verhältnisses war so weit in den Hintergrund getreten, daß er auch von der plötzlichen Wendung desselben zu einem unglücklichen Ausgange keine Vorstellung hatte. Die Schnitte, welche er, ohne zu ermüden, in unzählige Holzblöcke machte, waren die Furchen, in welche er seine matten Sinne versenkte. Er lebte in jenen Gestalten, die unter seiner kunstreichen Hand geboren wurden, und empfand unausgesetzt nicht nur die Freude eines alten Meisters, dem seine Werke noch immer trefflich gelingen, sondern auch die Wonne seiner jungen Schöpfungen selbst, in welchen er mit Leib und Seele aufging.

Die erste Wohnung, welche den Vorsteher der Götzenmanufactur von Paro aufgenommen hatte, dasselbe alte Gefängniß, dem Hali-Jong durch die fruchtlosen Bemühungen des Schamanen auf einen kurzen Zeitraum entzogen worden, öffnete sich jetzt wieder diesem unglücklichen Opfer des Fanatismus. Gylluspa konnte durch nichts vermocht werden, eine bessere Lage zu suchen; ja selbst die Drohungen der Priester, deren Gesetz dem Frauenzimmer im Kloster den Aufenthalt über Nacht verbietet, hielten sie nicht zurück, mit ihrem Vater das Gefängniß zu theilen. Sie sah ein, wie wohlthätig der Trübsinn Hali-Jong's auf ihn wirkte, weil er durch ihn verhindert wurde, das Mißliche seiner Zukunft zu fürchten. Sie wußte aber auch, daß dieser schlummernde Zustand des alten Mannes ihn sogleich verlassen würde, wenn er außer dem Kreise einer kurzen Gewöhnung versetzt werden sollte, wenn sie aufhörte, seine tägliche Umgebung auszumachen. Die Unglückliche! In welche Welt war sie getreten. Sie war nicht nur in ihren Erwartungen, sondern selbst in ihren Ahnungen getäuscht worden. Das Schicksal ihres Vaters hatte eine Wendung genommen, welche ihr niemals erklärlich geschienen hätte. Die Aufopferung des Schamanen fruchtete nichts. Ihre Liebe zu Maha Guru stand auf der Gränze zwischen einer religiösen Tugend und einem Verbrechen. Sie fühlte nur zu gut, daß die Wünsche ihres Herzens sie auf die letzte Seite zogen.

Die hölzerne Götterwelt, welche Hali-Jong um sich her gezaubert hatte, belebte seine Phantasie mit den seltsamsten Illusionen. Diese Heiligen schienen ihm oft im Vollgenuß ihrer Göttlichkeit zu leben, sie sprachen mit ihm und dankten ihm für die Mühe, die er sich gäbe, um ihnen anständige

Kleider zu verschaffen. Hali=Jong sprang dann auf und verbeugte sich tief, unaufhörlich die Danksagungen zurückweisend und sich auf seine Pflicht und Schuldigkeit berufend. Zuweilen schien es ihm auch in Folge einer merkwürdigen Verwechselung, daß das Schnitzmesser nicht in seiner Hand läge, sondern daß der halbvollendete Gott im Gegentheil ihn zwischen den Beinen halte und ihn aus dem Groben herausschneide. Dann pflegte er zu Gylluspa's großem Entsetzen zu rufen: „Jeder Schnitt eine Stufe höher auf den Berg des Himmels! Was fährt mir da unter die Arme? Soli legt den Finger in meine Seite und spricht den Zaubersegen über mein Gedeihen. Was hab' ich mir ein Pferd gekauft? Ein Thor, der dafür hundert Schafe ausgab und jetzt an den Füßen geschnitten wird, daß er wie eine Wolke über alle Berge fliegen kann! Hinein, ihr kunstreichen Dewtas, mit euren lebenschaffenden Messern, hinein in die Haut eines alten Esels, die von euch geritzt bald ihre Furchen ausglätten wird und jugendlich, götterkräftig, frühlinggeboren die alten Runzeln Lügen straft! Die Oberschenkel nicht zu dünn, mein großer Schöpfer, damit ich in deinem Himmel meine Schritte länger nehmen kann! Die Haare auf dem Scheitel nicht zu stolz, damit ich nicht am Giebel der hohen Pforte einen Schaden stifte! Ach, welch ein Glück, unter der warmen Hand eines Gottes von den Fesseln der irdischen Materie erlöst zu werden!" Konnte Hali=Jong bei diesen großartigen Täuschungen sich nicht einmal mit sich selbst verwechseln? Wer hemmte das Eisen, wen es statt in die Fasern eines werdenden Götzen in seine eigene Brust fuhr? Ja, konnt' er im Uebergenuß seines Entzückens nicht plötzlich aus seiner Haut herausfahren und todt in Gylluspa's Arme zurücksinken?

Eines Tages saß Hali=Jong wie gewöhnlich auf dem Fußboden, phantasirend über seine Hölzer, die er mit zärtlichen Blicken betrachtete. Er hatte seinen Schöpfungen jetzt wieder eine ganz neue Seite abgewonnen. Er führte in Gedanken eine große Schlacht auf, welche den guten Göttern von den bösen geliefert wurde. Die Waffen, deren sich die Geister bedienten, und die Wunden, die sie damit schlugen, waren wiederum aus seiner Sphäre entnommen und erinnerten an die Dinge, welche in seinem Gedächtnisse doch jetzt so weit zurückgedrängt waren. Aus dem Kampfgeschrei, das er selbst ausführte, ersah man, was in seiner Seele vorging. „Wir haben das große Welt=Ei gelegt," rief er im Ton der guten Götter; „wir haben den zehntausend Elephanten, welche die Erde tragen, ihre Rüssel gegeben und lassen das Mennigkraut wachsen, womit sich die Tugendhaften bemalen. Nennt eure Verdienste, die ihr euch um die große Sylbe Om erworben habt. Ha, ihr schweigt? die Gebirge sind vor euren Mund getreten, daß Niemand eure Worte hört."

Es wurde im Gemache gesprochen. Hali=Jong glaubte, die bösen Geister wollten nicht Ruhe geben, und er fing daher wieder an: „Eure Lästerzungen, mit denen ihr des Nachts auf den Bergen unsre Gläubigen beschwatzt, sind noch nicht verstummt? Was habt ihr an uns auszusetzen? Kennt ihr jene Bücher, in welchen die Lehre von der Symbolik des heiligen Antlitzes der wahren Tradition gemäß behandelt wird? Nimmermehr, denn in euren Gesichtsbildungen liegt der Stempel der Neuerung und der Bosheit. Ihr werft die Oberlippe auf und versteckt eure Unterlippe wie die Schlange ihren Stachel. Eure Nasenlöcher weiten sich auf, wie zwei furchtbare Abgründe, aus denen Pest und Krieg und Un=

glaube heraufschlängeln. Eure Nasenspitze ist von ihren Winkeln so weit entfernt, daß man einer Reise bedarf, um von dem einen in den andern zu kommen. Was sagen wir guten Götter von den Augen der bösen? Liegen sie nicht so tief, als wollten sie sich in euer Gehirn verkriechen? Hat man je solche Augen gesehen, die eher zum Hinterkopfe gehören! Naht euch nicht denen, welche approbirt sind! Schon euer Hauch könnte die Regelmäßigkeit unserer Formen in Unordnung bringen!"

Es waren drei Personen in das Zimmer getreten, in denen die weinende Gylluspa ihre drei übrigen Väter begrüßte, Hali-Jong aber seine Brüder nicht erkannte. Seine Einbildungskraft war im Gegentheil von dem Kampfe der guten und schlechten Formen so sehr ergriffen, daß er in den theuern Ankömmlingen nur für die Vertheidiger der letzten einen Succurs sehen wollte. Er wehrte sie mit beiden Händen zurück und überschüttete sie wegen ihrer verbrecherischen Absichten mit entrüsteten Vorwürfen. „Gelobt sei diese Stunde!" rief er, „denn jetzt hab' ich jene Riesen, welche den Berg Simnu unterwühlen, vor mir. Seid ihr gekommen, um die Verhältnisse der von mir entworfenen Gesichtsbildungen zu zerstören? O, ich kenne euch längst! Ihr seid mir Tag und Nacht erschienen und habt meine Sinne durch Gaukeleien blenden wollen, damit ich abweiche von meinen alten Thonknetungen und auf eure neue ruchlose Proportionenlehre schwöre. Ihr waret es, die ihr falsche Modelle in meine Manufactur brachtet und, auf der That ertappt, kaum mit heiler Haut davon kamt. Ich habe das Geheimniß erfunden, die Kunst in Einklang mit der Tradition zu bringen! Sehet her, hier stehen jene Gebilde, welche bestimmt sind, für den Erdkreis einst normal zu werden!"

Inzwischen hatte sich kurz nach dem Eintritt der Brüder von Neuem die Thüre geöffnet, einige Priester im schwarzen festlichen Aufzuge mit gelben viereckigen Mützen traten ein und näherten sich dem wahnsinnigen Hali-Jong mit feierlichen Schritten.

Durch die offene Thür sah man lange Reihen von Mönchen, die sich weit durch die Gänge zogen und ein Spalier bildeten, das von murmelnden Gebeten wiederhallte. Mit einem Schrei des Entsetzens gewahrte Gylluspa diesen Anblick; die Brüder fielen zu Boden und selbst Hali-Jong schien von der auffallenden Zurüstung betroffen. Es schien, daß jetzt der Augenblick herangekommen, der über Hali-Jong's Schicksal entscheiden sollte.

Der erste unter den hereingetretenen Mönchen wandte sich an den ihn anstierenden, auf dem Fußboden sitzenden Verbrecher. „Ich preise mich glücklich," sagte er, „den Göttern zur Sühne jenen Elenden zuzuführen, der sie so unverzeihlich beleidigt hat. Stehe auf und folge den Dienern der ewigen Gerechtigkeit."

Der Angeredete, welcher von den ihm gemachten Vorwürfen nichts begriff, erhob sich mechanisch und folgte den Priestern, von Gylluspa und seinen Brüdern unterstützt. Er sah befremdet auf die langen Reihen, die er passiren mußte, lachte über die Verwünschungen, welche zuweilen ausgestoßen wurden und die er für einen andern als ihn bestimmt hielt. Die Mönche schlossen sich hinten der Gruppe an und begleiteten sie über mehrere Gemächer, Höfe und Stiegen, bis zu jenem großen, unterm Dache befindlichen Saale, in welchem Hali-Jong einst dem grausamen Gerichte, das über seine verfehlten Statuen gehalten wurde, beigewohnt hatte.

Der eiserne, uns wohlbekannte Kessel bildete den concentrischen Mittelpunkt für zahlreiche Peripherieen, welche sich rings bis zur Wand und dem Dache terrassenförmig herumzogen. In der Mitte befanden sich einige Erhöhungen, welche für die Ankläger, die Richter und den Angeklagten bestimmt waren. Der Großinquisitor nahm den höchsten Sitz ein, Hali-Jong den tiefsten; auf den ersten Stufen, die zum Kessel führten, ließen sich Gylluspa und ihre drei trübseligen Nebenväter nieder. Die unabsehbare Anzahl der neugierigen und fanatischen Mönche nahm hinter den Schranken des Gerichts auf den Sitzen der Estrade ihren Platz.

Diese Einnahme der Sitze geschah mit dem lautesten Schreien und Toben, wie es der Würde der Handlung wenig angemessen war. Erst als sich der Sturm etwas gelegt und die Neugier der Mönche über ihre Schwatzhaftigkeit gesiegt hatte, ja nachdem mehrere der überlauten Geistlichen von ihren Vorstehern mit scharfen Beweisen notirt oder wohl gar mit kleinen Disciplinarstrafen belegt waren, konnte endlich die feierliche Sitzung ihren Anfang nehmen. Der Großinquisitor hob die Hand in die Höhe und Niemand wagte noch einen Laut von sich zu geben. Man hörte nur das unterdrückte Schluchzen Gylluspa's und das ängstliche, beklommene Seufzen ihres Vaters, der von allen diesen Zurüstungen noch keinen Begriff hatte.

Die Vorlesung der Anklageacte bestand in nichts Anderm, als dem Vorzeigen eines blauen Götterbildes. Die Priesterschaft machte den Schluß, daß man dies nur zu sehen brauchte, um zu wissen, um welches Verbrechen es sich handelte. Der Vorsitzer des Gerichts hob die Statue in die Höhe, hielt sie dem Angeklagten vor und fragte ihn mit feierlicher Stimme,

ob er dies ketzerische Wesen in seiner rechtgläubigen Hand wohl erkenne?

Hali-Jong bedurfte nur dieses Anblicks, um aus seinen starren Träumen aufzuwachen. Obschon mit ihm das Licht der Vernunft nicht wieder zurückkehrte, so erhielt er doch für die Dinge, welche um ihn her geschahen, ein haltendes Bewußtsein; er konnte an ihnen Theil nehmen. Die blaue Statue in der Hand des Anklägers war ihm keinen Augenblick fremd; er entriß sie ihm, drückte sie an seine Lippen und umschloß sie mit beiden Armen. „In einer so glänzenden Versammlung," rief er mit einem Complimente aus, „soll ich dich, mein Pozio Cenrest, wiederfinden? Als du in die Welt kamst und den Namen Geia-Thrix-Thengo annahmst, lehrtest du deinen Völkern die schönste aller Künste. Hab' ich dich nicht so ciselirt, daß deine Kunst sich dir zur Huldigung darbringt? Kann man dich immer nur in der Gestalt eines männlichen Affen darstellen? Nein, ich gab in dir den schönen Knaben wieder, auf dessen Ruf sich die Erde mit Menschen bevölkerte, der ihnen Gesetze verlieh und die Geheimnisse der Kunst erschloß. Wo find' ich eine Pyramide von eilf Schädeln, auf welcher du nach deinem alten Wunsche nur stehen wolltest? Wo das Geschmeide und den grünseidenen Mantel, der nach derselben Vorschrift stets um deine Schultern gehängt sein soll? Du verdienst diese Ehre; denn es ist kein Fehl an dir."

„Deine Zunge lästert," fiel der Ankläger ein; „wer lehrte dich, daß aus dem geschwänzten Affen ein schöner Knabe zu bilden sei? Die Tradition. Wer erlaubt dir aber, von den Bestimmungen des zehnten Kanons im siebenundachtzigsten allerheiligsten Concile abzuweichen und an der Nase Pozio's

die aufgeworfene Formation, den Stempel der alten Geschichte seines Cultus, mit einer glatten, auslaufenden, schönen, aber unheiligen, untraditionellen, pseudocanonischen Nase zu vertauschen?“

Hali-Jong hob sein weißes Auge gen Himmel, blickte dann wieder auf die Umgebungen, welche erwartungsvoll seinen Worten horchten, drückte den Gott, welcher den Stempel seiner Fabrik trug, an die Brust und sagte dann feierlich: „Ja, mein Pozio, aus dem Kopfe dieses alten Mannes, der dich mit seinen Küssen bedeckt, bist du entsprungen! Ich höre da, daß man an deinem jugendlichen Körper die Nase des Affen vermißt. Solche Worte sind aus dem Munde eines begeisterten Freundes der Götter nicht gekommen. Das ist noch der alte Wahn jener Barbaren, welche die Kunst zu einer Dienerin der Religion, nicht zu ihrer Freundin und Schwester machen. Die Zeit der Fratzen und des Götterschreckens ist vorüber. Wir leben durch die Wohlthat des Himmels; aber nicht um Furcht zu erregen, sondern um Liebe zu gewinnen, spendet man seine Gaben. Wer für den Himmel, wie ich, eine geheime Leidenschaft empfindet, wird ihn mit lang auslaufenden, von der Wurzel bis zur Spitze und dem Knorpel wohlgemessenen, nicht mit aufgestülpten Nasen bevölkern.“

Hali-Jong hatte früher, wie wir wissen, im Zustande ausreichender Besinnung nichts so sehr zu seiner Rechtfertigung vermieden, als sich auf die Interessen der Kunst zu berufen. Im Gegentheile hatte er entweder die Thatsache seiner plastischen Neuerungen geläugnet und sie auf die Rechnung des Zufalls geschoben, oder er hatte jede böswillige

Auslegung derselben durch die Aufzählung seiner Verdienste um die Religion, durch seine bezahlten Pilgrimsfahrten zu hintertreiben gesucht. Wie viel Ganges-Sand hatte er nicht sonst in die Augen seiner Ankläger gestreut! Jetzt war darin die auffallendste Veränderung eingetreten. Er ging nicht nur auf sein Verbrechen ein, sondern entschuldigte es auch durch Gründe, welche ihm jede Rechtfertigung vor seinen Richtern abschnitten. Es schien, als wollte er untergehen, ein Märtyrer der Kunst und des guten Geschmacks.

Die Zeichen des allgemeinen Entsetzens hinderten den Götzenfabrikanten nicht, in seinen artistischen Rettungen fortzufahren. Er äußerte Grundsätze, die eines Reformatoren würdig waren. „Ihr staunt über den Inhalt meiner Reden?" rief Hali-Jong; „nur Die können staunen, welche vom Geiste nicht ergriffen sind. Als die erste Menschengeneration auf die Erde gepflanzt war, gingen die bösen Geister daran, sie den guten zu rauben und von ihren Früchten ihren nimmersatten Leib zu nähren. So fuhren die Seelen aller ersten Menschen in das verfluchte Leben der abtrünnigen Engel. Was hatten nun die guten von ihren Geschöpfen? Es mußte ihnen Alles daran gelegen sein, die ausgeflogenen Vögel wieder einzufangen. Sie mußten auf Mittel sinnen, sich bei der Menschheit ihrer Zukunft zu versichern. Sie mußten sich in Donner und Blitz hüllen, in Schlangengewinden mit pestträufelnden Fingern unter die Empörer treten, um durch Schrecken diejenigen wieder zu gewinnen, welche sie durch ihre Güte und Milde verloren hatten. Von diesem Augenblicke zeigten sie sich auch nicht mehr in den Lüften und Wolken, sondern ließen sich in den rohesten Stoffen darstellen, um als ungeheure Erzmassen, Holzblöcke, Steinkolosse auf den

Gehorsam der Ihrigen zu wirken. Daher schreiben sich die mißgestalteten Formen, welche Jahrtausende lang die Phantasie der Völker mit Ungethümen, ihr Herz mit Schreckbildern, ihren Geist mit furchtsamen Gedanken befruchtet haben. Kahle Schädel sollen jugendlichen Göttern stehen! Fürchterlich rollende Augenräder glotzen auf den Untertheil des Antlitzes herab, der bald einen abscheulichen Vorsprung bildete, auf dem ein Priester bequem sitzen konnte, bald so tief eingebogen war, daß man im Zweifel stand, wo das Kinn aufhörte und der Hals anfing. Was soll ich von dem Fundament dieser mißgebornen Köpfe sagen, von denen Jedermann weiß, daß sie einen Bauch, zwei verschränkte Arme und zwei übereinandergeschlagene Beine vorstellen sollen? Auf allen Wegen erblickten wir diese grauenhaften Bildungen, die wie zusammengeronnene Glieder aussehen und im letzten Falle noch den Anblick mehrerer, in einander verwickelter Schlangen darbieten. Die Priester, immer gewohnt das Wahre zu verfehlen, legten in diese Zufälligkeiten einen scheinbar tiefen Sinn und nahmen die Auswüchse der Natur für dasjenige, was sie am meisten bezeichne. So ist eine Symbolik entstanden, welche sich noch da erhalten hat, als schon lange die Götter von ihrer alten Maxime, durch Furcht auf die Liebe zu wirken, zurückgekommen waren. Ihr fragt, wie ich hinter diese Inconsequenz gekommen bin?"

„Wir fragen nichts, du Elender," schrie die ganze Versammlung, und von den hintersten Bänken sprangen schon die Eifrigsten herüber, um den Frevler in Stücke zu zerreißen. Aber der Großinquisitor hob seine Hand und Hali-Jong, die entstandene Pause benützend, fuhr mit unerhörtem Gleichmuth in seiner Vertheidigung fort. Es ist dabei merkwürdig, daß

die Tibetaner, wenn sie wahnwitzig werden, fast wie Europäer sprechen.

„Die Götter haben ihr Schicksal in unsere Hände gegeben," sagte Hali-Jong. „Sie waren es, die unsern Seelen den feinen Sinn des Geschmacks und unsern Händen die künstlerische Fertigkeit verliehen. Was sprachen sie damit aus? Ihren Wunsch, sich würdiger Darstellungen zu erfreuen. Sie können nie gewollt haben, daß sich die Schönheitsformen nur auf den Wellen finden, die über die Flußbetten hingleiten. Sie haben die Schwäne nicht deßhalb geschaffen, damit nur an ihren Hälsen die Zauberlinien der Anmuth lebten. Sie bauten die Himmelsveste nicht, um die Sterne nur in der gelungensten Wölbung schweben zu lassen. Sie gaben Allem seine eigenthümliche Form, um ihre eigene Größe dadurch zu feiern. Ja, würden sie den Menschen als ein Muster der regelmäßigen Schönheit hingestellt haben, wenn sie nicht gewollt hätten, daß ihre eigene Herrlichkeit durch diese Formen widerstrahle? Lag die Frömmigkeit, auf welche die Götter rechneten, nicht von jeher darin, daß man sein Theuerstes daran setzte, um ihnen zu gefallen? Wird der ein wohlgefälliges Opfer bringen, welcher vor den Altar seines Hausgottes ein Lattichblatt stellt und doch die Mittel besitzt, ihm eine Lotosblume zu reichen? Wer eines Rosses entbehren kann, wird keinen Hund verkaufen, um seinen Heiligen mit einem neuen Kleide zu beschenken. Wer sich auf die fünfzeilige Strophe versteht, wird die Götter nicht mit dem eintönigen Versmaß der vier Glieder besingen. Das ist auch in der Kunst die neue Lehre, für welche ich sterben will. Soll ich darüber weitläuftig sein? Ich kenne einen Allmächtigen, vor dem sich Millionen im Staube beugen wollen.

Diese Millionen beschwören meinen Thon, meinen Bossirgriffel, meine Steinkohlen, daß ich ihnen das Bild dieses Großen zaubere: Meine Seele erbebt vor der Wonne dieser Schöpfung; sie fühlt die Nähe des Darzustellenden, der nur noch geträumtes, geahnetes Bild, ein flüchtiger Gedanke meiner Phantasie ist; ich verschließe mich in tiefe Einsamkeit und trete erst nach dem Kreislauf vieler Monde wieder hervor. Ich ziehe den Schleier von meiner Schöpfung und die Millionen halten die Hand vor ihre geblendeten Augen. Würd' ich meinem Gott den Schädel eines Affen gegeben haben, wenn ich sein Haupt mit den Mähnen des Löwen bedecken konnte? Soll ich ihm die schwarzen Augen des Kalbes geben, wenn ich die Farbe dazu den lieblichsten Blumen entnehmen kann? Ruchloses Beginnen! Von deinen Gaben gib ihm dir reichste, die theuerste, die du für Alles nicht verschenken würdest! Das schönste Kleinod aber ist das, was wir an uns besitzen; wer vermöchte sich selbst in einen Schrein zu verschließen! Lasset uns Götter schaffen nach der Menschen Ebenbild! Wenn es keine Gränzen mehr zwischen dem Himmel und der Erde gibt, dann wird die Frömmigkeit ihre reinsten Opfer darbringen!"

Hali-Jong stand mit emporgehobenen Armen da, wie ein verklärter Seher. Der Gott Pozio Cenrest war ihm entfallen und das Gericht mit seinen zahllosen Beisitzern blickte ihn einen Augenblick mit stummer Bewunderung an. Als er aber am Schluß seiner ekstatischen Peroration dem philosophischen Atheismus das offenbarste, unumwundenste Wort geredet hatte, da brach der Sturm mit erneuerter Wuth los und nur die seltene Mäßigung des Großinquisitors verhinderte es, daß jene Aeußerung für ein Geständniß seiner

Schuld und deßhalb für seine Verurtheilung gehalten wurde. Die Gewissenhaftigkeit verlangte, daß derselben noch einige nähere Erörterungen vorangingen.

Der Großinquisitor begann diese mit folgenden Worten: „Die Kirche ist unveränderlich. Alles, was diese Eigenschaft beeinträchtigen könnte, muß sie unterdrücken. Aus den Reden dieses Unglücklichen vernahmen wir alle, wie frevelhafte Folgerungen die sogenannte Vollendung der Kunst nach sich zieht. Was verstehen diese Neuerer unter Verbindung der Religion mit der Kunst? Sie wollen der einen ihre Würde entziehen, um damit die Blöße der andern zu bedecken. Sie setzen die Wahrheit der Ewigkeit in die Schönheit des Augenblicks und machen die Götter zu einer Sache des Geschmacks."

„Den Menschen wollen sie als das Maß aller Dinge anbeten," fuhr der Oberrichter fort; „zwar ist der Mittelpunkt der allein seligmachenden Lehre die ewige Menschwerdung Gottes; der große Lama würdigt den Leib seines unsterblichen Geistes, aber wer hätte je die Sünde begangen, diese flüchtige Hülle eben so zu schätzen, als das ewig in Gott Wiederkehrende? Nein, das allein Anbetungswürdige liegt in Dingen, die wir nicht sehen, also auch nicht nachbilden können."

„Wir sind die spätgebornen Enkel einer alten Zeit," sagte ein zweiter Beisitzer des Gerichts. „Wir schaffen die Götter selbst nicht, sondern die Vergangenheit überliefert sie uns mit den Formen, welche ihnen einst gefielen, mit der ganzen Geschichte ihrer alten Verehrung, an welcher nur die Lüge etwas ändern kann. Die Tradition ist das heiligste

Buch unseres Glaubens, auf dessen Blättern in unvergänglichen Zügen die Gebote der Frommen stehen. Wer könnte von ihnen abweichen, ohne Schaden an Seele und Leib zu nehmen?"

„Die Kunst," fiel ein Dritter ein, „ist nur ein schwacher Nothbehelf der Religion; man kann ihr keinen schlechteren Rath geben, als ihrer Meisterin Gesetze vorzuschreiben. Das ewige Dogma steht unerreichbar. Die Rücksichten eines sonderbaren Geschmacks, den die Neuerer geltend machen wollen, verschwinden vor den Bestimmungen, welche die Religion darüber ertheilt. Kann die Nachahmung der Natur mehr sein, als das tiefsinnige Symbol, welches der Künstler nur nach der Angabe des Priesters zu fertigen hat? Ja, der Priester ist allein jener wahrhafte Künstler, welcher den Göttern wohlgefällt."

Der Großinquisitor nahm wieder das Wort: „Diesen Aeußerungen meiner hochweisen und demüthigen Collegen," sagte er, „geb' ich meinen ungetheilten Beifall. Sie halten die beiden Sphären, die erhabenste und die aufrührerische, mit entschiedener Festigkeit auseinander. So muß es sein, wenn Tibet sich des Schutzes seiner Götter ferner noch erfreuen will. Unsere Wohnhäuser werden schon seit langer Zeit bequemer und annehmlicher gebaut, als die Tempel, welchen wir ihre ehrwürdige alte Bauart lassen. Hierin Geschmacklosigkeit sehen zu wollen, ist eine Blasphemie, für die man eine neue Kirchenstrafe erfinden sollte. Warum bleiben wir bei den alten Stockwerken, bei den auslaufenden Runddächern, bei den Kuppeln und vergoldeten Säulen? Weil wir den Wohnungen der Götter ihre schönste Zierde, die Bedeut-

samkeit der kleinsten Einzelheit, nicht entziehen wollen. Durch einen Vorhof drücken wir den ersten Grad der Wiedergeburt aus, durch einen Vorhang die verborgene Wunderkraft des Allmächtigen. Eine Gallerie mit acht Nischen sind die acht Stufen der Läuterung. Die Seitenfenster in dem Vorzimmer bedeuten die sündhaften Rückblicke auf die irdische Vergangenheit; die Dachfenster in den innern Gemächern sind die sehnsüchtigen Hinneigungen nach dem Jenseits. Dies ist die tiefe Symbolik unserer Tempel und alle Baumeister des Erdkreises sind gehalten, von derselben nicht abzuweichen!"

Derjenige Richter, welcher dem Großinquisitor zunächst saß, führte diese Auseinandersetzung so fort: „Dieselbe Bewandniß hat es mit der heiligen Götterplastik. Hier ist nichts ohne eine Erklärung, nichts ohne praktische und dogmatische Anwendung. Jedes Haar auf dem Haupte eines Gottes hat die Kirche gezählt; denn an ein jedes knüpft sich eine Reihe der lehrreichsten Erfahrungen aus der Geschichte des Dargestellten. Willst du, Abtrünniger, deinem Durga zwei Ohren geben, wenn die Tradition dich lehrt, daß ihm im Kampfe mit den Racusses das linke abgehauen ist?"

Dies Beispiel war so schlagend, daß die für das verlorne Ohr Durga's begeisterte Menge in Verwünschungen ausbrach, welche Hali-Jong mit theilnahmlosen Blicken aufnahm. Der Oberrichter, den Eindruck seiner Beispiele verfolgend, fuhr fort, deren mehrere zu geben: „Wie willst du die Fußsohlen des mächtigen Tschuptschu bilden?" — rief er; „du wirst sie glatt und eben ciseliren, Unverschämter, und unsere Nachkommen um die Erinnerung des glorwürdigen Factums betrügen, daß Tschuptschu's Fuß auf seiner Flucht aus Butan

hinter Bukadewar eine tiefe Kluft hinterließ, weil er einer Schlange den Kopf zertreten wollte. Wärest du nicht im Stande, den Biß der Schlange durch deine künstlerischen Grundsätze ungesehen zu machen?“

„Er hat den Schlangenbiß von Bukadewar geläugnet!“ schrien tausend Stimmen durcheinander und Manche zerrissen vor Entsetzen ihre Kleider.

„Ein Schwanz am Leibe eines Menschen,“ fuhr der Oberrichter fort, „ist freilich ein Ding, das man in Tibet vergeblich suchen möchte. Würde nach diesem Grundsatz ein Atheist nicht immer bereit sein, dem Gott Perampor seinen Schwanz zu nehmen, den er, wie die Tradition meldet, mit so wohlgefälliger Freude getragen hat? Unsere Nachkommen werden dann nichts mehr wissen von den zehntausend frommen Affen, welche Perampor aus einem Walde zu Hülfe kamen, als ihn die Racusses in einem Hinterhalt angriffen. Sie werden es nicht mehr hören, daß der Gott zum Andenken dieser Rettung für beständig einen Schwanz zu tragen sich entschloß.“

„Wehe, wehe dem Mörder unserer heiligen zehntausend Affen!“ war das Klagegeschrei, das an Hali-Jongs Ohr, ihm unverständlich, drang.

„Der menschlich schönste Gott ist unstreitig Narrain,“ begann auf's Neue der Oberrichter; „aber die heilige Legende weiß, daß er dicht unterm rechten Ohrzipfel ein Muttermal hatte, das in seiner Geschichte eine große Rolle spielt. Nimmt man ihm aus falschen Rücksichten dieses Mal, woran soll ihn nach tausendjähriger Abwesenheit seine Mutter Nazzim wieder erkennen?“

„Wenn sich die Götter untereinander selbst zu erkennen aufhören," rief eine Stimme, „wie sollen die Menschen mit ihnen bekannt werden?"

Die Menge gab dieser Logik Beifall und verlangte den Tod eines Menschen, dessen Leben nur eine Kette von groben Gotteslängnungen gewesen sei. Die Miene, welche Hali-Jong zu diesem bösen Spiel machte, konnte nicht besser sein. Er schien sogar zuweilen zu lachen, als wäre das Ganze der Verhandlung eine Faree, die ohne Zweck aufgeführt würde und am wenigsten ihn beträfe. Der Großinquisitor besaß Einsicht genug, diese Apathie zu bemerken und sie zum Theil richtig zu erklären. Was hatten alle die Bemerkungen des geschwätzigen Oberrichters mit Hali-Jongs Verbrechen zu thun? Sie hielten sich nur auf der Oberfläche der Geschichte und trafen nicht einmal auf die begangenen Versehen zu. Hatte denn Hali-Jong je die Attribute seiner Gottheiten, ihre Hörner, ihre Warzen, ihre Muttermale, ihre Schwänze, ihre Ziegenfüße außer Acht gelassen? Nein, nur gegen die Proportionen war er eigenmächtig verfahren. Auf den kleinen Flecken des Gesichts zwischen der Nase und der Oberlippe concentrirten sich die Verbrechen, mit denen er den Hals verwirkt hatte. An dieser Stelle war Hali-Jong empfindlich und von ihr mußte man reden, um von ihm Antwort zu erhalten.

Der Großinquisitor übernahm es, die Ausschweifungen des Oberrichters wieder auf die fragliche Gegend zurückzulenken: „Weil die Priesterschaft die heiligen Bücher bewahrt," sagte er, „so dürfte es trotz der Vermessenheit ketzerischer Bemühungen dennoch möglich sein, daß die alte Legende, der Mythus der Ueberlieferung, erhalten wird. Aber was durch

dieselben unendlich größern Gefahren ausgesetzt ist, bleibt die Symbolik des übersinnlichen, unerklärlichen Dogma's. Ich gehöre nicht zu jenem, auf dem hundert und neunzehnten Concil verdammten Schisma, welches die Irrlehre verbreitet hat, daß der Kopf allein schon hinreiche, einen würdigen Begriff von den Göttern zu geben, sondern ich glaube im Grunde meines Herzens an den Rumpf, wie an die Wesentlichkeit des Kopfes. Dennoch ist es über allen Zweifel gewiß, daß die Extremitäten der Götterleiber nur zu Versinnlichung ihrer mystischen Zufälligkeiten, ihrer geringfügigen Abenteuer, ja ihrer kleinen Consequenzen bestimmt sind. Das Antlitz aber ist der Spiegel ihrer höchsten Vollkommenheit. Hier knüpft sich an jeden Zug eine Reihenfolge der ernstesten Betrachtungen. Hier etwas ändern, heißt die Nägel ausziehen, welche den Himmel über der Erde festhalten. Die Götter wissen Alles. Was heißt das? An ihren Augen darf sich nicht die entfernteste Beschränkung zeigen. Wie? wenn es dem Frevler dort zu meinen Füßen einfiele, das Auge der Götter mit dem Augenliede halb zu überziehen oder sie mit den Wimpern der Menschen zu überschatten? Kann Pozio nur in die Werkstätte der Tischler sehen und nicht auch in die der Posamentirer? Wenn die Hulis dem Narrain den Rücken zukehren, kann er dann nur ihren schönen Nacken bewundern und nicht auch die Busen, die sich ihnen wölben? Nein, es heißt die Allwissenheit läugnen, wenn auch nur eine Linie des Augenliedes aus der Höhle hervorsieht. Es ist uns allen bekannt, daß den Göttern die Allgegenwart in der Nase steckt. Perampor macht den Weg durch die dreizehntausend Königreiche der Erde früher, als ich einmal „Hui" sage. Es ist also einleuchtend, daß hier Alles auf die Kürze

ankommt. Eine verlängerte Nase würde an Perampor ausdrücken, daß er in der That einige Zeit braucht, um diese Reise zu machen. Nicht weniger würde das Wunder der Allgegenwart durch eine Nase in Zweifel gesetzt werden, an der beide Flügel schlaff herunterhängen. Was soll ich von den Verhältnissen sagen, in welchen die einzelnen Theile des Antlitzes zu einander stehen müssen? Es hat Irrlehrer gegeben, welche behaupteten, daß die Allmacht niemals ein Werkzeug des göttlichen Zornes sein könnte. Heißt es nicht diesen falschen Propheten Vorschub leisten, wenn man die Zähne der Götter durch den Mund, die Drohung durch die Kraft Alles ins Werk zu setzen, verbirgt? Wenn das Kinn die Liebe, die Stirn aber die Gerechtigkeit bezeichnet, so darf in der Proportion dieser Theile nicht die kleinste Eigenmächtigkeit herrschen, da unsre heiligen Bücher sehr genau das Maß bestimmen, wie weit die Geduld und die Nachsicht der Götter reichen. Es ist eine alte Streitfrage, ob die Allgegenwart die Folge der Allmacht ist. Die heiligen Lehrer Tibets haben sie längst bejaht und deßhalb verordnet, daß der Mund der Götter immer mit vollen Backen gebildet werde, weil auf diesem Wege die Nasenflügel anschwellen und gleichsam einen leichten Schwung bekommen. Gegen dieses tief berechnete Gebot hast du, unglücklicher Vorsteher der Götzenmanufactur von Paro, am meisten gefehlt, ungerechnet, daß seit zehn Jahren aus deiner Fabrik physiognomische Neuerungen kamen, die zuletzt den Zorn des Himmels herausforderten. Sieh her, du falscher Prophet, dies sind die abscheulichsten Vorboten des Vernunftgottesdienstes, welchen du einführen willst! Die wahren Urbilder dieser Jammergestalten fordern Rechenschaft und dein religionsspöttisches Leben als gerechte Sühne."

Bei diesen Worten trugen die Klosterdiener eine Reihe von Standbildern in den Saal, die wir für etruskische Ausgrabungen gehalten hätten. Sie machten dem Geschmack Hali-Jongs Ehre. Unter rauschendem Gelärm wurden sie vor ihren Verfasser hingestellt und der Großinquisitor fragte ihn, ob er sie als die seinen anerkenne? Hali-Jong gerieth, wie immer, beim Anblick seiner Schöpfungen in überschwengliche Freude. Er umarmte sie, wischte den Staub aus den Fugen, hielt sie gegen das Licht, um sie in der Fernsicht zu prüfen, brachte sie dann in einen Kreis zusammen und, sich selbst in die Mitte stellend, antwortete er auf die wiederholte Frage des Großinquisitors mit folgender Erklärung: „Bin ich aus meiner eigenen Haut geboren? Der Fromme wird daran zweifeln, obschon er mich immer den Sohn meines Vaters nennen mag. So erkenn' ich zwar in allen diesen Formen mich selbst als den Werkmeister an, welcher sie gebildet; aber sind sie mehr als Eingebungen eines höhern Willens? An diesen Bildern ist kein Fehl!"

„Zerschlagt sie, siedet sie, macht sie dem Erdboden gleich!" war die tausendstimmige Erwiederung auf dies freie Selbstlob.

„Ihr seid für die Schönheit nicht empfänglich," sagte Hali-Jong; „man muß euch eine Süßigkeit zu kosten geben, um auf immer euren Gaumen dadurch zu reizen. Ich will euch nichts von den tiefen Gesetzen, die über das menschliche Angesicht walten, verschweigen, und sie erklären, wie sie dem empfänglichsten Forscher, dem Freunde der Natur, erschienen sind. Die Bildung des Kopfes ist die erste Folge der Zeugung, deßhalb ist seine Gestalt die des Anfangs: er ist eirund. Alle Dinge der Anschauung, alle Ereignisse des Lebens, kommen

auf die heilige Dreizahl zurück: Geburt, Leben, Tod; Anfang, Mittel, Ende. Deßhalb wurde das menschliche Antlitz in drei gleiche Theile gelegt, während ein größerer oder kleinerer Theil ein Zeichen der Unschönheit ist. Vom Scheitel der Stirn bis zum Auge ist das erste Drittel. Die Stirn ist die weite öde Fläche, auf welcher noch kein Gras der Erkenntniß wächs't, kein Berg der Erfahrung sich erhebt, kein Thal der Erholung von gehabten Anstrengungen liegt. Nur das Auge wölbt sich in der Tiefe, der Spiegel einer menschlichen Seele und das Symbol der ersten Lebensregungen, des Empfängnisses fremder Eindrücke. Die Welt geht dem Bewußtsein auf. Die zweite Lebens-Anfangsstufe drückt sich durch das zweite Drittel des Gesichts aus. Zwischen den Augen erhebt sich die Nase und scheint unter der Oberfläche tief in der Seele zu wurzeln. Sie ist es, welche keck die Heimath verläßt und den ersten Ausflug in die Welt macht. Diese liebenswürdige Unverschämtheit, mit welcher das Kind die Dinge der äußern Erscheinung betrachtet und weit über seinen Verstand in Alles die Nase steckt, kehrt nie wieder; es sei denn, daß bei einzelnen Personen das Kinn eben so weit hervorragt, ja wohl noch weiter geht, als die Nase. Diese Menschen mit den ungeheuren Kinnbacken werden deßhalb auch allgemein als lieblose, dreiste, hinterlistige Gesellen gefürchtet. Sie erinnern lebhaft an die Physiognomie der Affen. Wir sind noch auf dem zweiten Drittel des Gesichts und kehren von unsrer Excursion dahin zurück. Das Vordrängen der Nase ist nur Frühreife, nur die Anregung zum eignen Denken und daher der beständige Sitz der Phantasie. Das Innere dieses Knorpels ist hohl, es ist am äußersten Ende nicht einmal mehr durch einen Knochen unterstützt. Vielmehr wird durch das

Nasenbein der Weg in die Thalgegend, welche sich um den Backenknochen verbreitet, gebahnt und eine weite Fläche zieht sich zu der wichtigsten Partie in dem zweiten Drittelfelde. In der ersten Region lernten wir sehen, in der zweiten hören. Die frühe, vorschnelle Weisheit der Nase wird durch die geschärfte Thätigkeit des Ohres wieder gut gemacht. Es ist nicht ohne Grund, daß sich von diesem Gliede immer ein Doppelexemplar findet; denn überhaupt sind die auf die Bescheidenheit, die Belehrung, das Walten der innern Thätigkeiten berechneten Gliedmaßen zwiefach vorhanden, wie das Auge und das Ohr, die beiden Hauptorgane der leidenden Zustände. Nach der vollendeten Ausbildung dieser beiden ersten Gesichtsdrittel, sollen wir erst wagen, in das letzte Drittel herabzusteigen und uns dem Mund und unserm Kinn anzuvertrauen. Die wahrhafte Symbolik des menschlichen Antlitzes drückt sich darüber folgendermaßen aus: Der Mund wird von der Nase beschattet. Er sieht an den Nasenlöchern die innere Hohlheit des rücksichtslosen Hineintappens in die Welt; er hat zur Warnung dies beständige Beispiel vor sich, wie weit die Vermessenheit gehen kann, wenn er durch wohlerwogene Worte den Ausschweifungen nicht Einhalt thut! Das Kinn endlich ist der Ausdruck der höchsten menschlichen Vollendung. Um diesen Hügel spielen alle Verhältnisse, die im Leben nur zusammentreffen, an seiner Wölbung unterscheidet der Unterrichtete die Charaktere früher, als am Auge. Die Bedächtigkeit im Reden und Handeln, die Abgeschliffenheit des Betragens, alle Tugenden des geselligen Umganges lassen sich am Kinn absehen. Man kann eine gewölbte Stirne für das Zeichen eines tiefen Denkers halten; man kann an dem kleinen Ohr die verschmitzte Laune des Schalks

erkennen; man kann endlich aus den Falten, die sich um die Nasenwinkel bergen, auf gewisse Eigenthümlichkeiten im Umgange schließen; aber nichts ist für den Menschenkenner bezeichnender, als das Kinn. Hier lagern sich alle Tugenden und Laster im seltesten Vereine. Nichts ist hier offen, frei, hingegeben, sondern alles zugerichtet für das gewöhnliche Bedürfniß des Lebens. Die Tugend hat hier ihre Anspruchslosigkeit zwar nicht aufgegeben, aber sie will nicht als solche gelten, sondern nur um des schönen Scheins willen, der dadurch auf die Gewohnheit der Gesellschaft fällt, ihre Werke üben. Am Kinn ist die Tugend nicht mehr ihrer Güte wegen, wie am Auge da, sondern um ihrer Schönheit willen, und das Laster, das sich an der Nase offen gibt, ist hier verbannt, weil es häßlich ist. Beim Kinn beschwört man das Mitleiden, eine Tugend, die auf den geselligen Umgang einen so blendenden, wohlgefälligen Schein wirft. Die Folge der Convenienz ist die Protection, die Gefälligkeit, die Dienstbereitwilligkeit, kurz die Grundlage aller gesellschaftlichen Höflichkeit, und deßhalb wird man immer bei dem Barte, welcher das Kinn bedeckt, seine Versprechungen geben. Weil man nur durch ein empfehlendes Kinn einen tüchtigen Ritt durch die Welt macht, so ist es ganz natürlich, daß die Kinnbacken die Form eines S p o r n s haben. Was läßt sich nach diesen Erläuterungen noch von den Bestandtheilen des Mundes Triftiges sagen? Die Ober- und Unterlippe gehören zweien Welten an, die wie Himmel und Erde auseinander liegen. Die Oberlippe liegt fast noch in jenen Reichen der Unbefangenheit, wo das Auge nur zu sehen, das Ohr nur zu hören hat, wo man ihre Weisheit der Nase darum verzeiht, weil sie der Sitz der Phantasie ist. In der Oberlippe ist

noch Jugend, ungefesselte Begierde, die ganze Ansteckung des Gliedes, welches über ihr liegt, und weil sie noch ohne Gesetz und Regel verfährt und mit sich selbst nicht im Klaren ist, so hat die Natur ihren Zwiespalt auch dadurch bezeichnet, daß sie aus zweien, durch ein verführerisches Grübchen getrennten Theilen besteht. Der eigentliche Reiz des Kusses liegt in der Berührung der Oberlippen und nur die erste, stürmische, geschlechtsüberraschte Jugend vermag überhaupt aus dem Kusse die höchste Seligkeit zu trinken. Die sentimentale, entsagungsselige platonische Liebe ist auch nur bei weit auseinander stehenden Lippen möglich. Hier hat sich das Herz noch nicht zu dem Verstande gefunden, das Gefühl ist noch in der Gährung begriffen, die Rücksichten legen noch kein Gewicht in die Wagschale der Entschließungen und man sollte sich nicht eher verheirathen, als bis man die Lippen zu schließen versteht; denn die Unterlippe fesselt das Gefühl an die Umstände, unter denen es ihm erlaubt ist, sich zu äußern. In ihr ligen die Uebergänge zu der kalten Berechnung des Erlaubten und Schicklichen, zu den Geboten, welche die Sitte, die Mode und der gute Ton vorschreiben, zu den Grundsätzen, welche man entweder selbst annehmen muß, oder man gezwungen ist, an andern zu berücksichtigen, kurz zu der weltlichen Klugheit des Kinns. Bei jenen Menschen, welche über ihre Leidenschaften zu siegen wissen, wird auch die untere Lippe die obere beherrschen; sie wird nicht schlaff herunterhängen und noch weniger von der obern nach der Sitte sinnlicher, unerfahrener Gefühlsmenschen überbissen werden. So liegt in den unscheinbarsten Einzelnheiten ein tiefer Zusammenhang. Dies ist die wahre Mystik der Gesichtsbildung, für welche ich mit Freuden untergehe. Sie auch auf die Götter

anzuwenden, was hinderte mich daran? Da ist kein Unterschied als der der Unsterblichkeit; denn auch die Götter wurden jung geboren und gesäugt an den Brüsten einer Ziege oder einer Hirschkuh oder einer Wölfin. Auch sie zogen auf Erfahrungen aus und ließen sich in Abenteuer ein, zu denen sie ihrer ganzen Götterkraft bedurften, um aus ihnen mit unversehrter Haut herauszukommen. Auch zu ihnen traten die Leidenschaften und die Liebe warf sie zu Boden. Auch ihre Küsse waren schneller als ihre Ueberlegung. Der Eine erfreute sich nicht immer der Vorzüge des Andern. Zorn und Milde wechselten hier schneller ab; da verdrängten sie sich, dort blieb nur für eines derselben Raum. Ich kenne die Geschichte meiner Götter und nach ihr hab' ich eines Jeden Gesichtszüge modellirt. Konnt' ich anders? — Nein. Hier stehe ich; ich bin bereit, mit meinen Werken zu Grabe zu gehen."

Der arme Hali-Jong! Mit dieser langwierigen Begeisterung für eine Lichtseite der Kunst glaubte er die Anklagen des Fanatismus zurückzuweisen. Seine Sache war verloren. Die Mönche begleiteten jede seiner Auslegungen mit einem Zetergeschrei, das immer mehr anwuchs und ihm zuletzt ein nothwendiges Schweigen auferlegte. Die Wahnsinnigen, welche die Ansteckung fürchteten, waren von ihren Sitzen aufgesprungen, stürmten die Schranken und fielen über den überwiesenen Verbrecher her, dem seine Götterwelt nur einen schwachen Schutz gewährte. Der Großinquisitor konnte der Erbitterung keinen Einhalt mehr thun; Hali-Jong hatte sich durch seine Rede über die drei Drittel des Gesichts selbst verurtheilt und es war nur eine leere Förmlichkeit, daß er noch über den Ketzer den Stab der Verdammung brach.

In dieser merkwürdigen Verhandlungsscene gaben Gylluspa und ihre übrigen Väter stumme, regungslose Zuschauer ab. Die Vertheidigung, deren sich Hali-Jong bediente, war für sie so unverständlich, daß die Zeichen des Erstaunens über seine seltsamen Reden durch die Hoffnung, er möchte durch sie vielleicht seine Unschuld erweisen, gemildert wurden. Die entrüstete Art jedoch, wie man seine Auseinandersetzungen allgemein aufnahm, konnte ihnen den Erfolg derselben schon unzweifelheit machen.

Niemand mußte von dem drohenden Ausgange Hali-Jongs mehr ergriffen sein, als Gylluspa. Sie hatte den Vater am äußersten Rande des Verderbens gesehen, als sie ihn gegen Alles geschützt glaubte, um wie viel weniger konnte sie auf Rettung hoffen, wo Alles schon verloren schien. Mit Recht dachte sie an die Anstrengungen des Schamanen, von dem sie wußte, daß er nichts unversucht lassen würde, wenn es sich um die Erhaltung eines ihr theuren Kleinods handelte. Aber sie hatte Ursache, auf die Fruchtlosigkeit derselben zu schließen, nachdem die vorangegangenen Bemühungen alle fehlgeschlagen und selbst der Schutz des Dalai Lama ohne Erfolg beschworen war. Was blieb Gylluspa von dem Dalai Lama zu denken übrig? Sein sterblicher Theil war derselbe Freund, der Alles für sie gewagt hätte. Und selbst in der Fülle seiner Gottheit hatte er nicht verschmäht, sie mit der alten Liebe zu umfangen. Konnte ihre bedrängte Lage ihm verborgen sein, dem Allwissenden? Konnte dem Allmächtigen die Macht gebrechen, ein rathloses, unschuldiges Opfer, das zuletzt doch nur ihm dargebracht wurde, vom Tode zu retten?

Die Lage Gylluspa's war aber noch eigenthümlicher, als wir es beim ersten Anblick errathen können. Ihre Liebe zu

Maha Guru blühte mit frischen, leidenschaftlichen Farben in ihrem Herzen. Sollte man glauben, daß diese Neigung mit den Wünschen, welche ihre kindliche Hingebung für das Wohl Hali-Jongs hegte, im vollsten Widerspruche stand? Das Wiedersehen Maha Guru's hatte ihrer lange unbefriedigten Sehnsucht verständliche Worte gegeben, sie mußte sich in den Armen ihres Jugendfreundes gestehen, daß in ihm ihre Träume und Gedanken lebten. Aber die Umstände, unter denen sie ihn wieder sah, seine himmlische Beförderung mußten sie in eine Verzweiflung stürzen, welche mit dem Maße ihrer Liebe wuchs. Es war ein Verbrechen, daß Gylluspa ihren König und Meister mit Liebe umfing? Was stand ihr also mehr im Wege, als Maha Guru's Lamaität? Es war hier nicht von unwesentlichen Standes- und Rangesverhältnissen die Rede, nicht von dem sogenannten Urtheile der Welt, über welches sich Liebende bald hinwegsetzen, ja vielleicht nicht einmal von dem festen Gedanken an die Möglichkeit, Maha Guru zu besitzen; sondern Gylluspa, ihrer tibetanischen Bildung folgend, schien sich über die Sündhaftigkeit einer solchen Neigung Rechenschaft ablegen zu wollen. Sie schauderte vor einem Herzen, das sich dem Höchsten, Allerheiligsten mit sinnlicher Inbrunst nahte. Was mußte daraus folgen? Ihre Liebe ließ sich nicht wegläugnen, wohl aber die Hindernisse, die ihr entgegenstanden. Gylluspa's Seele wurde von Zweifeln zerrissen. War Maha Guru in der That jener Träger des Erdballs, der allen Ursachen und Wirkungen seine Gesetze gibt? Warum vermochte der, welcher das Haar auf den Häuptern aller Menschen gezählt hat, nicht das Leben eines Einzigen zu retten? Warum konnte es Anmaßungen geben, für die er keine Blitze hatte, um sie zurückzuschmettern?

Hier brachen sich die Interessen, welche für den Vater und den Geliebten nicht mehr dieselben waren. Die Rettung Hali-Jongs schien seiner Tochter die Götterprobe, von welcher die Unglückliche bald wünschte, daß sie Maha Guru bestünde, bald, daß sie gegen ihn zeuge. In jenem Falle war ihr Vater gerettet, in diesem ihre Hoffnung auf Maha Guru. Der Preis, um welchen ihr dann das Leben ihres Vaters erkauft schien, war die Entsagung einer glühenden Leidenschaft und die Verzweiflung des Schamanen; der zweite Preis, um welchen sie ihre Liebe rettete, war der Tod des Vaters. Blieb ihr in diesem fürchterlichen Dilemma etwas Anderes übrig, als aus dem Kampfe der schrecklichsten Momente zu fliehen und ihre zitternde Seele in die dunkle Kammer der regungslosesten Apathie zu bergen?

Es war wie Nacht um Gylluspa. Dämmernde Gestalten gaukelten an ihren gefangenen Sinnen vorüber. An ihr Ohr schlug es, wie das dumpfe Gemurmel eines fernen Stromes. Wenn sich ihr Auge öffnete, entluden sich die Strahlen als Blitze, welche durch die schwarze Finsterniß fuhren und im Vorüberflug eine theure Gegend erleuchteten. Gylluspa war in dem Thale von Paro, mit ihren Blicken die fernen Zinnen von Dukka Jeung verfolgend. Eine Fahne wird auf der höchsten Kuppel aufgesteckt, ihr Herz pocht in freudigeren Schlägen. Ein Nachen fährt über die blauen Wellen des Pa-Tschieu, er landet und eine Schaar von Jünglingen entsteigt ihm, der herrliche Maha Guru an ihrer Spitze. Die Mädchen von Paro versammeln sich und die Tänze des Hulifestes beginnen. Die rothen Kugeln verfolgen die jauchzenden Mädchen, aber Maha Guru's Blätter färben nur Gylluspa's Wangen. Wo blieben die Gespielen? Sie verschwinden lachend

und die Liebenden wandeln einsam an dem Ufer des Pa-Tschien. Weiße Lotosblumen schwimmen auf den stillen Wassern, sie entwurzeln sie dem schlammigen Boden. Sie knien in der Götzenhalle von Dukka Jeung. Die schönste Lotosblüthe duftete vor dem ehernen Bilde Mahamuni's. Wer zählt die stillen Seufzer, welche den jugendlichen Herzen entquillen! Wer die frommen Gelübde, welche sie mit ihren Lippen besiegeln! Die Thränen in Gylluspa's brennenden Augen brechen die Bilder und verrücken sie ineinander. Der Götze Mahamuni ist entschwunden und in dem Kelche der Lotosblume schlummert ein göttergleicher Knabe. Soll sie den Traum der Pflanze stören? Ihr Auge ruht mit Entzücken auf den blendenden Gliedern des Knaben, sie spielt in seinen dunklen Locken und Maha Guru erwacht aus dem betäubenden Blüthendufte. Warum löst aber das Entzücken des Wiedersehens die Fesseln der Zunge nur zu Schmerzenslauten? Hat sich je die Ueberraschung ringender Umarmungen bedient? Gylluspa träumte von einem Kampfe mit Maha Guru. Ihre Küsse waren nur Eroberungen, die sie bald machte, bald zurückschlug. Ihr Busen hob sich mit einer Heftigkeit, die für Wonneschauer der Liebe zu stürmisch, ja eine Anstrengung der Verzweiflung war. Sie sah ein Schwert zucken. Führte der Geliebte den Griff? Lag es in ihrer Hand? Wehe! ein blitzender Schein war der Vorbote eines purpurrothen Blutstrahls, der aus Maha Guru's durchbohrtem Herzen fuhr.

Gylluspa lag in den Armen ihrer klagenden drei Väter. Mit einem Schrei des Entsetzens und dem gebrochenen Auge war sie zurückgesunken. Das ferne Rauschen, das sie im Traume gehört, war zu einem mächtigen Strome angewachsen,

der sich über ihre betäubten Sinne ergoß. Die frischhälsigen Trompeten stießen ihre zerschmetternden Disharmonien aus; die Paukenschlägel wirbelten auf den unermeßlichen Kalbsfellen und die metallenen Becken wurden zusammengeschlagen, daß die Wölbungen des Saales zitterten. Die Priester aber erhoben ihre Stimmen zu einem unsäglichen Freudengeschrei und riefen sich über die Schranken wechselseitige Grüße zu und beglückwünschten die Götter, daß sie ihnen einen Tag des Wohlgefallens bereitet hätten. Ein blutiger Rumpf diente ihren entzückten Fingerspitzen zur Zielscheibe. Hali-Jong war nicht mehr.

Neuntes Kapitel.

Eine geheime Reise.

Lauter rothe Füchse sehet,
Schwarze Raben sehet ihr,
Böse Zeichen, wo ihr gehet;
Freunde, wohin gehet ihr?
Laßt uns bleiben, laßt uns bleiben,
Weil zurück die Zeichen treiben!

Schi-King.

Wer einem Reisenden, dessen Wegen wir noch weiter zu folgen gedenken, auf der Landstraße begegnete und das geübte Auge eines Menschenkenners besessen hätte: welche Auslegung würde dieser wohl dem gemessenen Ritte, dem ängstlichen Blicke, der scheuen Rede desselben gegeben haben? Leute, deren Beobachtungsgabe nicht weiter reicht, als wo sie eine Abweichung von ihrer hergebrachten Sitte bemerken, einen Löffel falsch gehandhabt, einen Gruß sonderbar erwiedert sehen, waren in der That schon oft von dem eigenthümlichen Benehmen unsers Reisenden überrascht worden. Wo er einen Ort verließ, sahen ihm die Bewohner mit langen Gesichtern nach, steckten die Köpfe zusammen und verwunderten sich über die auffallenden Anomalieen von dem landesüblichen

Herkommen, welche sie an dem Fremden bemerkt hatten. Der Eine behauptete, jener Merkwürdige hätte Messer und Gabel ganz natürlich am Leibe gewachsen gehabt und Alle, die ihn gesehen, gaben ihm darin Beifall; denn er hatte durchaus nach einem Besteck nicht gefragt und sich ohne weiteres der langen Fingernägel zum Zerschneiden und Halten der Speisen bedient. Der Andere schwur bei allen Heiligen, dem Fremden hätten die Beine gefehlt und alle Welt konnte diesem Urtheile nur beistimmen; denn der abenteuerliche Mann hatte da, wo jeder in Tibet seine Beinkleider trägt, einen großen, faltigen, seidenen Rock, der seine Mängel gleichsam verbergen sollte und war so schwach auf den Füßen, daß ihn sein Diener immer aufs Pferd mehr tragen, als führen mußte. Wie kann er aber Füße besitzen, wenn es ihm an Beinen fehlt? O traue man doch den Tibetanern nicht so scharfsinnige Schlußfolgen zu! Jedermann war damit einverstanden, daß jene in der That vorhandenen Füße entweder nur falsche gewesen wären oder wegen ihrer übergroßen Kleinheit als wirkliche, eigenbeinige Füße gar nicht gerechnet werden konnten.

Bei solchen Beobachtungen ließ es sich auch nicht anders vermuthen, als daß der Reisende, wenn der Schwanz seines Pferdes über das Heck der Dörfer hinaus war, eine förmliche Mythologie in seinem Rücken zurückließ. Mit dem zufallenden Heck schloß sich für die Landbewohner eine himmlische Erscheinung, die sie ihres Besuchs gewürdigt hatte, und an die wenigen Kupfermünzen, welche der Fremde in seiner Herberge für Nachtquartier, Nüsse, Käse, Streu und Futter für seinen Gaul hinterließ, knüpften sich Erzählungen, welche bald ins Sagenhafte und Ungeheure übergingen und die ihre werth-

losen Urheber zu Midasschätzen ausprägten. Wär' es ein gewöhnlicher Reisender gewesen, so würd' ihm bei dem gänzlichen Mangel an Fremdenbüchern in Tibet zwar die Erinnerung und die Tradition ein unverloschenes Andenken gesichert haben, aber seine Kanonisation vielleicht erst um einige Monden später eingetroffen sein. Wir sagten jedoch schon, daß es kein gewöhnlicher Pilger war und werden es daher erklärlich finden, wenn ihn beim letzten Wiehern seines Rosses, das man im Thale noch hören konnte, die Tradition schon zum Gotte gestempelt hatte und ihm von der ewig jungen Sage schon in den Fabeln und Mythen ein Platz zugewiesen war, als hätt' er ihn vor tausend Jahren schon in Besitz genommen.

Die tibetanischen Dörfler sind aber auch consequent in ihren Phantasieen. So rasch sie im Vergessen sind, so schwer kommt ihnen das Erinnern an. Wen sie, ehe noch die Tassen ausgewaschen sind, aus denen er seinen Morgenthee getrunken, schon zum Gott gemacht und um tausend Jahre zurück in die Vergangenheit geschoben haben, können sie den noch als jenen irdischen, übernachteten, zahlungsquitten Menschen ansehen, wenn die Tassen schon so weit gekommen sind, daß sie an der Luft abtrockneten? Wir müssen es ganz in der Ordnung finden, daß sie den Diener, welcher in das Dorf zurückgesprengt kam, um ein von seinem schon kanonisirten Herrn vergessenes Necessaire zu holen, mit verwunderten Augen ansahen und seinen Verstand eben so in Zweifel zogen, wie er mit lärmenden Worten ihre Ehrlichkeit. Sie hatten über den Herrn des treuen Dieners schon den Moderduft einer tausendjährigen Vergangenheit verbreitet, wie konnte ihnen ein vermißtes Necessaire anders klingen

als für unser Ohr die Scheere der Atropos oder Thors Hammer? Kurz, sie wollten eben so wenig etwas von einem eben aus dem Dorfe gerittenen Reisenden als von einem verlorenen Gegenstande wissen, den sie ohne Zweifel wieder hätten herausgeben sollen.

Der Diener tobte und fluchte. Er durchsuchte die ganze Herberge und beschrieb den Umstehenden, die ihn ruhig suchen ließen, was sie sich unter dem Necessaire seines Herrn zu denken hätten. Es handelte sich um einige Zahnstocher, Ohrlöffel, Bartbürsten, welche in ein Ganzes gebunden, der kaum fünfhundert Schritte vom Dorfe harrende Besitzer noch gestern am Ohr getragen, über Nacht jedoch abgelegt hatte, um sich beim Schlafen keine Runzeln, deren er vielleicht schon genug besaß, in die Wangen zu drücken. Bei der Abreise mußte er nach der Aussage des Suchenden vergessen haben, diese Hülfsmittel zur feinen Lebensart wieder einzuhenken. Er schwur darauf, daß sie auf diesem Tische liegen geblieben seien und der Wirth, der zugleich der Priester des Dorfs war, wie in Polen die Krüger oft auch die Rabbiner sind, setzte eben so hohe Betheuerungen für seine Behauptung dagegen, daß seit Jahren kein irdisches Wesen bei ihm eingekehrt sei, daß aber die Signalements, welche der Diener von seinem Herrn gebe, sehr lebhaft die Erinnerung an eine alte, uralte Sage und an einen Helden, der in ihr die Hauptrolle spiele, wecke. Die Umstehenden bestätigten die Geschichte von einem Gotte, der in den Localsagen dieses Ortes lebe und durch ein angebornes Besteck eben so merkwürdig wäre, als durch den gänzlichen Mangel von Beinen, der jedoch, wie der Wirth und Priester hinzufügten, den Besitz kleiner, unbedeutender Füße nicht ausschlösse.

Der arme Diener war um so mehr zu beklagen, als er sich am Ziele seiner Mission befand, das Necessaire richtig in den Händen des Wirths erblickte, aber sein Verlangen darnach als einen Tempelraub abgewiesen sah. Der Gegenstand seiner Reclamation, hieß es, befinde sich an hiesigem Orte schon seit undenklichen Zeiten, werde als heilige, urweltliche Reliquie verehrt und hätte schon so viel Segen seit Jahrhunderten in der Umgegend verbreitet, daß man ihr denselben ohne einen allgemeinen Aufruhr nicht entziehen könne. Diese weißen Stäbchen, welche der unberufene Fremdling mit dem Namen eines Zahnstochers zu belegen wage, seien die Lanzen, mit welchen der in Frage stehende Gott von den Pygmäen verfolgt worden siebentausend Meilen weit; jene an dem oberen Ende ausgehöhlten Plättchen hätten niemals mit einem menschlichen Ohre in Berührung gestanden, sondern es seien Ruder, welche ein Pilger aus dieser Gegend am Ganges gefunden und seit langen Jahren im Geruche standen, daß mit diesen die Pygmäen über den heiligen Fluß geschifft seien, als sie vor dem mehrfach besprochenen Gotte die Flucht ergriffen. Als der verschmitzte Wirth endlich auf das Werkzeug kam, welches der Diener seinen Bartwichser genannt hatte, drängten sich alle neugierig heran, um dieses in Tibet neue Instrument zu sehen. „Ein Bartwichser?“ rief man durcheinander: „welcher fremden Sitte soll dieses Wesen Vorschub leisten? Seit wann wachsen in Tibet die Haare am Kinn so reichlich, daß man daraus einen Luxusgegenstand machen kann? Dieser Mensch muß aus fremden Ländern sein. Verwegener, wie darfst du dich in unsere Thäler einschleichen?“ Für den Diener nahm diese boshafte Scene eine Wendung, die mit seinem Verderben hätte enden

können. Er ergriff seine Reitgerte, eilte zum Hause hinaus und schwang sich ohne Verzug auf sein Pferd. Die Tibetaner verfolgten den Diener eines Mannes, den sie eben unter die Götter versetzt hatten, um ihn desto besser berauben zu können, mit Schimpfreden und fernhintreffenden Steinwürfen.

Der im Thal harrende Reisende würde sich unzweifelhaft nach seinem endlich herbeieilenden Diener umgesehen haben, wenn sein Pferd nicht mit dem Entblättern eines Ahornbaumes zu emsig beschäftigt gewesen wäre. „Der Instinct der Thiere," sprach der gelehrte Reiter vor sich hin, „kann zur Leidenschaft werden, wenn man ihm seine Richtungen abschneidet. Ich bedarf zu meiner weiten Wanderung eines frommen Trägers; ein hartnäckiger wäre mir durchaus zuwider." Ja, als der Diener seinem Herrn die schlechten Erfolge seiner Nachfrage gemeldet hatte, hütete sich dieser wohl auf das unwillige Zucken, das diese Nachricht über sein Antlitz sandte, eine in äußerliche Gebärden übergehende Entrüstung folgen zu lassen, sondern seine Philosophie und sein grasender Klepper waren für ihn Grund genug, über diesen Gegenstand nicht mehr Worte zu verlieren, als die folgenden: „Unter allen Lehren, welche für Reisen zu empfehlen sind, ist keine passender, als der Spruch Lao-Tse's: Wenn dein gesatteltes Pferd im Stalle wiehert und doch erst über viele Meilen sein Futter findet, so besuche noch einmal deine Nachbarn, welche ein Handwerk treiben und laß dich über das Nöthigste ihrer Kunst unterrichten! Hab' ich also an dem Necessaire etwas verloren? Nein, mein guter Ho-Po, die nächste Eiche muß uns das Material liefern, es durch unsere Geschicklichkeit zu ersetzen."

Der Sprecher war um so mehr beruhigt, da endlich sein hungeriges Roß von dem Baume abließ und zu einem sanften Trabe sich gestärkt hatte. Dieser Trab kam dem Reiter wie gerufen; denn die Aeußerung Ho=Po's, daß er an dem Bartwichser fast für einen Fremden erkannt sei, versetzte ihn doch in mehrfache Besorgniß. Er nahm seine Brille vom Ohr, wandte sich mit vielem Bedacht auf dem Rücken seines Pferdes um und forschte, ob er gar einer Verfolgung ausgesetzt sei. Die hinter ihm waltende, kaum von einem Vogel oder dem Rauschen eines Blattes gestörte Ruhe der Gegend mußte ihm die genügende Beruhigung geben.

Ho=Po trug etwas auf dem Herzen. Er drehte und wandte sich auf seinem Thiere, griff den Zügel bald kürzer, bald länger, öffnete zuweilen die halben Lippen und ließ dann wieder von der hemmenden Zunge die vorwitzige Oeffnung verlegen. Endlich faßte er sich aber doch ein Herz und brachte die schwebenden, von keinem dreisten Luftzuschuß der Kehle unterstützten Worte hervor; „Ja, aber — wenn sonst mein Herr durch Tibet reis'te, so gingen seinem Zuge Herolde voran, die silbergestickte Mäntel trugen und ein Schwert auf jeder Hüfte, die täglich einen Tacis Zulage bekamen und alle acht Tage einen Sei Reis und wenn sie Frauen hatten, noch einen halben mehr: und jeder Träger ihres Palankins wurde in einen neuen Seidenrock mit eingenähten Drachen gekleidet, der ihnen zwar nicht geschenkt wurde, aber mit einigen Tacis doch vergütet." —

Nachdem sich der vornehme Herr durch einige spähende Blicke von der Abwesenheit jedes unberufenen Zuhörers überzeugt hatte, lächelte er sehr herablassend und beglückte Ho-Po durch eine zwiefache Gnade. Denn einmal war er so

zuvorkommend, das Ende jener Bemerkungen vorwegzunehmen, als der Diener schon beim Anfang stecken blieb, und sodann so milde, ihm seine Verwunderung gar nicht zu verdenken. Er sagte also in seiner dialektischen Manier: „Deine abgebrochenen Reden dienen mir zu Stufen, welche mich an das nördliche Ende der Blume des Metalls führen. Hier wohnt eine Secte, welche den Eigennutz als das größte aller Laster verdammt. Glänzende Thorheit! Sieht der Diener nicht seinen Schmuck im Glanze seines Herrn? Schon auf dem ganzen Wege, Ho-Po, seh' ich dir's an, wie sich deine Seele betrübt, daß sie von dem geschmackvollen Faltenwurf seidener Gewänder nicht wie sonst umwallt wird. Darin liegt eine Aufopferung; denn würdest du deinen Drachenrock umhaben, wenn nicht auch um meine Hüften die Schildkrötplatten lägen, in meinem Rücken der Storch und auf meiner Mütze die weiße Perle säße? Ja, Ho-Po, deine Seele athmet nur Hingebung für deinen Herrn."

Ho-Po wußte weder, warum ihn sein furchtsamer Herr mit solchen Zärtlichkeiten liebkos'te, noch welches in dieser Erklärung die Antwort auf seine bescheidene Frage sein sollte; doch fühlte er, wie verbindlich der Inhalt derselben für ihn sei, und küßte sich mit der Schwärmerei eines Verliebten die Fingerspitzen.

Auf einige Zeit durfte er nicht erwarten, daß sein Herr wieder zu reden beginnen werde; denn dieser hatte so eben aus einer blechernen Kapsel eine Art Betel in den Mund gesteckt, woran er vielleicht eine Stunde kauen wollte. Die Reise war langwierig genug, als daß sich der Eine gegen den Andern zu sehr zu beeilen brauchte.

Endlich machte der ausgesogene Betel weitern Erklärungen wieder Platz. „Ich will dich hinter den Schleier dieser Reise," hieß es in dem duftenden Munde des Herrn, „so weit blicken lassen, als es sich mit meinen heiligsten Verpflichtungen verträgt. Die Erklärungen, welche ich darüber dem Sohne des Himmels schuldig bin, sind nicht die, welche ich zur Beruhigung eines Dieners gebe. Ich glaube zu meinen Freunden zu gehen und doch könnten die schmählichsten Mißhandlungen unser Willkommen sein. Wird man uns übel begegnen? Nein, Ho-Po, wir dürfen uns wohl mit den besten Erwartungen tragen; denn längst heißt es in dem alten Spruche: dein Feind drückt dir die Hand, wenn du ihm versprichst, seinen verlornen Ring zu suchen."

Die Chinesen (denn sieht nicht Jeder, daß wir zwei Söhne dieser Nation vor uns haben?) sind die langweiligsten Leute. Abgemessen in ihren Bewegungen, weitläuftig und doch nichtssagend in ihren Reden, können sie einen Tag verbrauchen, um sich über die Schleife eines Zopfbandes zu verständigen. Sie fangen mit den Maulbeerbäumen an, kommen endlich auf die Seidenwürmer, umgehen keine Metamorphose derselben und wenn die Sonne am Horizonte längst verschwunden ist, sprechen sie vielleicht noch immer erst von dem Webestuhl, der dem fraglichen Seidenbande das Dasein gab. Diese Kunst der Weitläuftigkeit macht einen Theil ihrer Jugendstudien aus und tritt im männlichen Alter in den Dienst einer immer zum Trug bereiten Verschlagenheit. Man wird es daher so natürlich finden, wie Ho-Po selbst, daß er erst dann über Zweck und Plan dieser geheimnißvollen Reise einige stark schattirte Erläuterungen erhielt, als die Nacht einbrach, oder um chinesisch zu reden, als die

dreibeinige Kröte Hampha das himmlische Gestirn verschlungen hatte.

Das Ziel der heutigen Reise war das Ufer des Erechumbo, eines unter dem Namen des Buremputer uns bekannteren Flusses. Man konnte nach Teschulumbo keinen bessern Führer wählen, als den Lauf dieses Stromes, dessen Nebenfluß, Painom-Tschien, den Fuß der Residenz des Tesch u-Lama bespülte.

Es war keine geringe Verlegenheit für die Reisenden, daß sie die hereinbrechende Nacht mit dem nächst erwarteten Rastorte in falsche Berechnung gebracht hatten. Die Unsicherheit des Weges gesellte sich zu seiner steigenden Unbequemlichkeit. Kein Dorf, keine Hütte, keine Einsiedlerwohnung in der Nähe, um die eben so ermüdeten als ängstlichen Reiter aufzunehmen. Dazu machte es die rauhe Witterung, der steinichte Boden, der auf unabsehbare Strecken von zerschieferten Felsstücken gebildet schien, gänzlich unmöglich, unter dem Schutze des freien Himmels sein Nachtlager zu suchen. Ho-Po hatte noch weniger Ausdauer, als sein Herr. Der weichliche Chinese jammerte über seine vor Frost erstarrten zarten Hände, die er nicht einmal durch den Hauch des Mundes erwärmen konnte, weil sie mit dem Lenken des ermatteten Pferdes hinlänglich beschäftigt waren. Ueberdies sah er sich zuweilen ängstlich um und machte endlich seinen Herrn auf ein anhaltendes Geräusch, das bald vor, bald hinter ihnen wäre, aufmerksam. „Ich hab' es längst bemerkt," antwortete dieser, es sind Schichten zerbröckelter Steine, die wir durch unsere Bewegungen zum Herunterstürzen bringen."

Ho-Po hatte ganz Recht, wenn er deshalb anmerkte, daß man um so behutsamer auftreten müßte. Doch fügte

er hinzu, daß er das Geräusch mehr vor, als hinter sich höre. „Man sollte fast glauben, daß du die Wahrheit sprächest,“ sagte der Herr; „ich täusche mich vielleicht nicht, wenn ich annehme, daß wir dicht in der Nähe des ersehnten Flusses sind.“

Ho-Po rief erschrocken aus: „Und wenn wir gar in den Fluß, ohne es zu wissen, hineinritten!“

„Fürchte nichts, mein Sohn,“ hieß es zur Beruhigung; „der Unerschrockene denkt in dem Augenblick der Gefahr immer an den Moment, wo er sie überstanden hat. Das ist das ganze Geheimniß des Muthes.“

In der That hatten die Reisenden längst die Oeffnung des Gebirges hinter sich und wateten durch ein Meer von Kieselsteinen, welches der oft sehr hoch austretende Buremputer zurückzulassen pflegt. Bald blitzten auch wie von einem hin- und herbewegten Spiegel einzelne Strahlen des Flusses durch das Dunkel der Nacht; das Getöse einer durch tausend Hindernisse sich hindurchdrängenden Wogenmasse schlug immer vernehmbarer an das Ohr und erreichte endlich eine Kraft, daß man von der Riesengewalt des Stromes einen Begriff hatte, noch ehe man ihn in unzähligen Krümmungen durch sein zerrissenes Bett stürzen sah.

Der Anblick dieser in ihrer ungebändigten Wildheit so großartigen Natur mußte die Hülflosigkeit der Verirrten vermehren. Das Geräusch des Stromes machte es ihnen unmöglich, sich über ihre Lage zu verständigen und es blieben ihnen daher nur die kläglichen Mienen der Verlegenheit übrig, mit denen sich beide wechselseitig betrachteten. Weniger ihr Muth, als die Noth zwang sie dennoch zu den letzten Anstrengungen. Sie führten ihre Rosse am Zügel und ver-

folgten das Ufer, das sich in einer endlosen, wüsten Einförmigkeit ausdehnte. Das Bett lag mit dem Strome in einem hartnäckigen Kampfe; denn es vergönnte diesem nur ungern den Durchgang. Kleine, aus dem Flusse hervorragende Inseln waren die Siegestrophäen, welche der Boden aufsteckte und deren Grundvesten die ungestümen Wogen vergebens niederzureißen suchten. Wie diese stillen, unbeweglichen, mit üppiger Vegetation bedeckten Inseln des Flusses spotteten, so auch unserer Wanderer, die unter ihnen Bäume, Hütten und Obdach genug vermutheten und bei dem Mangel jedes Uebergangs und jeder Verbindung von diesem Schutze keine andere Empfindung hatten, als daß sie ihn schmerzlich vermißten.

Es ist historisch erwiesen, daß unser chinesisches Reisepaar am Buremputer in jener Nacht weder erfroren ist, noch gezwungen wurde, den Morgen unter freiem Himmel abzuwarten. Wie mißliche Folgen sich auch für Beide an den endlichen Schutz, welchen sie antrafen, anknüpften, so ist es doch gewiß, daß er ihnen auf einige Stunden von einer einzeln am Ufer stehenden Hütte gewährt wurde.

Die rechte Freude über diesen Fund konnte nur Ho-Po's Herr empfinden, welcher sich durch tröstenden Zuspruch und Citate aus allen Kapiteln des Schi-King noch wach genug dazu erhalten hatte. Ho-Po wußte nicht mehr recht, was er that, als er über die ermüdeten Thiere wollene Decken ausbreitete und sich selbst auf diese Unterlage gebettet hätte, wenn ihn sein Herr nicht aufgefangen und seinem Fall die Richtung in einen Winkel der Hütte gegeben hätte. Dieser selbst wagte erst dann sein Auge zu schließen, als jedes Theilchen seines Körpers vor den Einflüssen der Nachtluft

durch Umhüllungen geschützt war. Draußen sangen die Wogen des Burremputer Wiegenlieder, welche einem Riesen die Augenlieder geschlossen hätten.

Es währte jedoch nicht lange, so wurden die Schlafenden von einem heftigen Lärm geweckt. Die vom Tageslichte schon matt erhellte Zufluchtsstätte war mit Bewaffneten angefüllt. Die Pferde, welche den Eingang verlegten, waren aufgerissen und standen vor der Thür, von einigen andern Männern gehalten. Fremde, den Beiden unverständliche Laute drangen auf sie ein und schienen sie eben so um ihr Hiersein zu befragen, als sich über die Unverständlichkeit ihrer Rede zu verwundern. Die Mienen, von denen sie begleitet wurden, ließen keineswegs auf friedliche und freundliche Absichten schließen.

Ho-Po erwartete Alles von der Würde und dem Stande seines Herrn, dieser dagegen war zweifelhaft, ob er nicht vielleicht Alles verlöre, wenn beide bekannt würden. Schon auf der ganzen Reise hatte ihn die Verbindung des Urtheils und der Gefahr, welche den Burremputer zum besten Wegweiser und zugleich zum unsichersten machte, gepeinigt. Dieser Fluß war weit berüchtigt durch seine räuberischen Bewohner, welche ein Gewerbe daraus machten, in niedrigen, langen, schmalen, oft mit dreißig bis sechzig Rudern versehenen Booten den vorüberfahrenden Schiffen aufzulauern und welche auf ihren Streifzügen auch die in den Flußebenen entdeckten Reisenden mit Ueberfällen nicht verschonten. Waren sie diesen bewaffneten Menschen als Opfer ihrer Tollkühnheit in die Hände gefallen? Wenigstens schien man draußen die Pferde schon als eine willkommene Beute zu betrachten.

Die Ueberfallenen waren nicht nur der Plünderung ausgesetzt, sondern sie wurden auch ihrer Freiheit beraubt und

gefangen genommen. Ihre Besorgnisse mußten um so mehr zunehmen, als sie von den Bewaffneten eben so wenig in ihren Bitten und Versprechungen verstanden wurden, als die Drohungen und Verwünschungen dieser von ihnen. Sie mußten ihren Drängern in ein Boot folgen, das am Ufer des Buremputer angelegt war; die Thiere wurden von einigen Andern das Ufer entlang geführt und sie selbst flogen pfeilschnell auf dem unsichern Spiegel des Flusses hin.

Unter diesen Umständen mußt' es den Gefangenen schon zur Beruhigung gereichen, daß die Schifffahrt ihre Richtung nach jener Gegend hin nahm, welche sie selbst suchten. Auch ließ die Bewaffnung ihrer Führer eher darauf schließen, daß sie sich unter Kriegern, als unter Räubern befänden. Dazu kam die zunehmende Belebung der Ufer des Flusses, welche zahlreiche Gruppen ausmachten, die aber immer nur dieselbe Scene vorstellten. Hier hatten sich mehrere Menschen um ein Feuer versammelt, an welchem sie ihre Nahrungsmittel zubereiteten; dort standen Feldhütten, welche in der Eile aufgebaut sein mußten. An seichten Uferstellen wurden Pferde in den Fluß geführt, deren Reiter neugierig dem vorbeieilenden Schiffe nachsahen. In andern Gruppen beschäftigte man sich mit Bogenschießen und Steineschleudern, in weitern Entfernungen mit dem Abbrennen schwerfälliger Lunten-Musketen. Und wenn man erwog, daß alle diese wiederkehrenden Scenen immer dichter und enger zusammen traten, daß die Zahl der Bewaffneten immer zunahm, so blieb kein Zweifel mehr, daß sich unsere Reisenden unter einem Kriegerstamme befanden, der von dieser Seite in Tibet eingebrochen sein mußte oder sonst mit militärischen Bewegungen in Verbindung stand. Ha-Po, der am entgegengesetzten Ende

des Bootes saß, warf seinem Herrn verstohlene Blicke zu, welche dieser sich auslegte, je nachdem er selbst mehr Angst oder Hoffnung empfand.

Der Spiegel des Bettes wurde jetzt von zahllosen Kähnen durchschnitten, welche auf eine weite Strecke hin den Buremputer bedeckten. Sie sammelten sich alsbald um die neuen Ankömmlinge und begleiteten sie unter verworrenem Fragen und Forschen nach dem gemachten Fange in eine Bucht, welche einen leidlichen Hafen zum Landen bildete.

Unsere Reisenden, deren Schwerfälligkeit im Gehen uns schon bekannt ist, wurden aus dem Fahrzeuge gehoben und von dem Anführer der Rotte, welche sie zu Gefangenen gemacht hatte, zum Nachfolgen ermahnt. Alles was sich in der Nähe befand, strömte zusammen und erschreckte durch seinen abenteuerlichen Aufzug, die tumultuarische Bewaffnung und den wilden, gebräunten Anblick der trotzigen Stirnen die zitternden Chinesen, welche den Fremden eben so sonderbar schienen, als sie diesen. Ho-Po war in Verzweiflung, seinen Herrn so wenig geachtet zu sehen; denn die Huldigungen, welche dieser zu empfangen gewohnt und vielleicht auch berechtigt war, pflegten doch sonst auch auf ihn selbst übertragen zu werden.

Endlich langte der immer mehr anschwellende Zug vor einem Zelte an, welches unzweifelhaft von dem Befehlshaber dieser Kriegerschaaren bewohnt wurde. Ho-Po's Herr hatte sich noch kurz zuvor alle Fälle überlegt, welche durch die Vermuthungen über seine Person eintreten könnten. Er fand im Grunde unter ihnen nur den einen gefährlichen, daß er im Falle von Kriegsläuften für einen Kundschafter angesehen würde, ein Verdacht, der in dem zweiten Falle bedenklich

wurde, daß er sich durch das Nichtverständniß seiner Sprache davon nicht reinigen konnte. Wie beruhigend war es daher für ihn, bei dem Befehlshaber, vor den er jetzt gerettet war, einen Dolmetscher anzutreffen, der, wenn auch nicht das Chinesische, doch das Tibetanische leidlich verstand!

Die Gefangenen standen vor einem kleinen Manne von wildem, kriegerischem Aussehen, der sich nachlässig auf seinem erhöhten Polster streckte und bald mit einem großen Hunde, der ihm zur Linken saß, bald zur Rechten mit seinen glänzend polirten Waffen spielte. Dies struppige Haar, diese kleinen zusammengedrückten Augen, diese scharfgezeichneten Brauen, endlich die strengen Furchen, welche sich durch das dunkle Antlitz zogen, waren nicht gemacht, den Chinesen Vertrauen einzuflößen. Doch besaß Ho-Po's Herr eine gewisse Entschlossenheit und so viel Gewandtheit des Geistes, daß er augenblicklich die Freiheit seiner Person erhalten hätte, wenn ihm die Geläufigkeit der Rede zu Hülfe gekommen wäre. So aber blieb ihm nichts übrig, als durch das Gewicht seiner Erklärungen jeden weitern Widerstand niederzudrücken und er gab sich daher ohne Weiteres als den in Lassa residirenden Correspondenten des Mittelpunktes der Erde zu erkennen.

Wir glauben in dem Frühern diesen Mann so kenntlich gemacht zu haben, daß in dieser Angabe für uns nichts Auffallendes mehr liegen wird.

Der Befehlshaber richtete sich betreten auf und war zweifelhaft, ob er die rothsaffianene Mütze vom Scheitel ziehen oder den Gefangenen für eine so vermessene Lüge peitschen lassen sollte. Diese Ueberlegung gab dem Correspondenten Zeit, die Folgen, welche sein Geständniß haben

konnte, in Erwägung zu ziehen. Befand er sich unter Leuten, die gegen die Tibetaner freundliche Gesinnungen hegten und deßhalb den Haß der Chinesen mit diesen theilten? Oder konnte ihnen seine Gefangennehmung erwünscht erscheinen, auch wenn sie mit offener Gewalt die Gränzen ihrer Nachbarn belagert hielten? Konnte er in diesem Falle hoffen, von dem Statthalter in Teschulumbo, dem sein versteckter Besuch galt, ausgelös't zu werden oder überhaupt mit ihm in Verbindung zu treten? Ho-Po wollt' es durchaus nicht in den Kopf, daß man den Namen und Stand seines Herrn erfuhr und nicht sogleich die Stirn im Staube vor ihm badete.

Schon war der Befehlshaber nahe daran, sich dafür zu entscheiden, daß er eine Lüge gehört hätte und das Zeichen zum Wegführen des Gefangenen zu geben, als vor dem Zelte ein plötzlicher Tumult entstand und die Aufmerksamkeit des Richters in Anspruch nahm. Boten stürzten herein und überbrachten die Nachricht, daß sich bei den Vorposten eine Gesandtschaft eingefunden hätte, welche den General zu sprechen verlange. Diese Sache war von größerer Wichtigkeit, als die Bestrafung eines Lügners. Der Correspondent wurde mit seinem Diener in einen Winkel des Zeltes verwiesen, wo er sich heimlich flüsternd durch den Dolmetscher über die Lage, in welcher er sich befand, unterrichten konnte.

Die aus mehrern Personen bestehende Gesandtschaft trat in das Zelt. Es handelte sich um die Vermittlung eines Friedens zwischen dem Lama von Teschulumbo und den nipalesischen Gränzvölkern, welche das Gebiet des ersten mit unausgesetzten Einfällen beunruhigten und in Folge ihrer Tapferkeit oft glänzende Siege errangen. Wenn der Statthalter seinem frühern Vorsatze, den Thron des Dalai Lama zu

stürzen, noch treu war, so konnte ihm nichts unbequemer sein, als an der Ausführung desselben durch einen zweiten Kampf verhindert zu werden. Hingegen ließ sich aus dem Gange, welchen die Verhandlungen mit diesem ersten Haupte der Nipalesen nahmen, vermuthen, daß der Statthalter aus dem Frieden nicht nur den Vortheil der Ruhe und fernern Nichtverhinderung ziehen würde, sondern auch den der Unterstützung und gewonnenen Theilnahme.

Wie wichtig waren alle diese Dinge für den Correspondenten! Er, der über diese Verhältnisse zuerst berechtigt war, seine Stimme abzugeben und wenigstens verlangen konnte, über sie unterrichtet zu werden, mußte sie in einer Lage erfahren, die ihm jetzt erst unerträglich wurde, nachdem er einsah, daß sie ihn unter diesen Umständen nicht länger mehr peinigen konnte. Er trat unerschrocken aus seinem Rückhalte hervor und hatte, ehe er drei Schritte machte, einen Schlag im Rücken. Er kam von Freundeshand, wenigstens von der Hand eines Bekannten. Dhü-Kummuz, der geistliche Hofnarr und Diplomat von Teschulumbo, stand verwundert vor dem Correspondenten, den er eher in Pe-Tschi-Li, der nördlichsten Provinz von China, als am Einflusse des Poinom-Tschieu in den Buremputer vermuthet hätte. „Seh' ich recht?“ rief er erstaunt aus; „hab' ich einen verflogenen Falken oder den verirrten Jäger vor mir? Ein Chinese müßt ihr sein und ich schwöre, Ihr seid der Vornehmste, den es in Tibet gibt. Solltet ihr nicht der Mann sein, bei dem ich eingemachte grüne Bambusstängel mit gebackenen Hirschschwänzen einst gegessen habe?“

Der Correspondent nickte nur freundlich, denn er wünschte, daß Dhü-Kummuz, auch ohne deßhalb von ihm ersucht zu

werden, in seinen Wiedererkennungen fortfuhr und den Glauben an die Identität seiner eigenen Aussage mit der Wahrheit in dem Befehlshaber, der sich durch seinen Dolmetscher von allen Worten den Sinn wiedergeben ließ, bestärkte. Als aber dieser hinter dem Erstaunen mit dem Verdachte herkam und die einfache Frage: „Wie kann man den Freund im Lager seines Feindes antreffen?“ mannigfach variirt hatte, da trat er schnell mit seiner Erklärung hervor, daß er gefangen hieher aufgetrieben sei und gab damit eine Thatsache an, die ihm von zehntausend Menschen bestätigt werden konnte.

„Wie konnt' ich an euch zweifeln!“ sagte Dhü-Kummuz. „Schon die Länge eures Bartes mußte mich von euren redlichen Gesinnungen überzeugen. Wo ihr willkommen seid, wird es euch auch nie an Bequemlichkeit fehlen. Euer struppiger Bart beweis't mir aber, daß ihr die Scheerbeutel der nipalesischen Barbiere nicht zu commandiren hattet.“

„Ich habe die Beschwerlichkeiten einer langen Reise nicht gescheut,“ entgegnete der Correspondent, „um deinen Herrn von Angesicht zu sehen.“

„Du bist kurzsichtig,“ fiel der Diener des Statthalters ein; „und wolltest daher die Schrift im Auge des Lama in der Nähe lesen. Ich hoffe, daß du unter dem glänzenden Style dieser Schrift auch aufrichtige Gedanken erkennen wirst.“

„Nicht Mißtrauen trieb mich über eure todten Berge,“ berichtigte der Correspondent; „was kümmern mich die Augen deines Herrn! Ich wollte seinen Entschluß beflügeln, ihm die Länge seiner Termine abschneiden und seinen Soldaten

das Blei aus den Schuhsohlen nehmen. Doch wende jetzt deinen Einfluß an, mich von diesem Orte zu befreien!"

Es war hohe Zeit, daß sich diese beiden endlich verständigten; denn dem Befehlshaber wurde die Episode zu weitläufig und er verlangte, daß man in den Friedenspräliminarien endlich fortfahre. Dhü-Kummuz nahm es auf sich ihm und dem Correspondenten zu gleicher Zeit zu dienen. „Der streitige Punkt der wechselseitigen Auslieferungen," begann er mit schneller Rede, „kann jetzt vortrefflich ausgeglichen werden. Ihr sprecht einen Ersatz von acht Ochsen und neunzehn Schafen an, welche euch von den Unsrigen gestohlen sein sollen. Wie sehr wir bereit sind, die Zahl der Schafe anzuerkennen, so ist es doch unmöglich, daß wir uns auf die der Ochsen verstehen. Sieben sollen euch nach dem Spruche des Statthalters vergütet werden; ich erlaube mir, in seinem Namen euch auch den achten noch zu versprechen, wenn von eurer Seite dieser achtungswürdige Mann dafür ausgeliefert wird. Ich denke, der Handel wird euch nicht gereuen."

Dieser Vorschlag fand auf nipalesischer Seite ungetheilten Beifall, aber ein Officier, der sich von Ho-Po eine Viertelstunde lang Schreibunterricht hatte geben lassen, brachte den Diener zur Sprache und nun verlangten die Nipalesen wenigstens noch ein Schaf zum Ersatz für diesen Gefangenen. Dhü-Kummuz wies diese Zumuthung ernstlich zurück: „Ein Diener gehört zu seinem Herrn," sagte er: „wie der Aermel zum Rock, der Henkel zum Topf, das Rad zum Wagen, die Thür zum Haus, kurz wie der Schweif zur Kuh. Wir sind unsers Handels einig. Der Friede ist hergestellt, wir können des Nachts unsre Lichter löschen, die Bombardiere von den Kanonen und die Kanonen von den Wällen nehmen. Wir

erlauben euch, auf dem Spiegel des Burenpuler zu fingen und zu brennen, die Luft zu plündern und die Heerden zu stehlen, mit welchen wir euch verköstigen wollten. Eure Bogen bleiben gespannt, eure Musketen geladen und die Steine in euren Schleudern. Die Ziele, welche es zu treffen gibt, werden euch bekannt werden, noch ehe die Sonne dreimal über uns ihr feierliches Rad geschlagen hat. Bis dahin mögt ihr an eure Weiber denken oder für eure Schwestern Liebesbriefe schreiben. Wir gehen.“ Der Correspondent erhielt seinen Diener und seine Pferde zurück und unter der Gesandtschaft einen Platz, der seinem Ansehen gebührte. Sein Incognito war einmal aufgedeckt und es blieb unmöglich, es von Neuem anzunehmen. Er glaubte sicher zu sein, daß seine Ankunft in Teschulumbo nicht früher in Lassa bekannt würde, als bis er selbst die Nachricht davon überbrachte. Dhü-Kummuz machte sich ein besonderes Geschäft daraus, aller Welt den überraschenden Fund mitzutheilen. Wie ein wohlriechendes Wasser sprengte er tausend Schmeicheleien auf der Landstraße, welche sie zogen, aus; es duftete rings von solchen Parfüms, daß sich Ho-Po und sein Herr wie in einem Meere von Rosenblättern wälzten.

Schon den ersten tibetanischen Vorposten rief der Schalk zu: „Die Patrouillen haben eure Wachsamkeit immer loben müssen; denn wenn sie euch anriefen, so schliefet ihr doch immer nur auf Einem Ohr. Jetzt bringen wir den Frieden und ihr mögt in Ruhe euch auf beide legen. Habt ihr aber noch etwas Frische in euren Augen, so reißt sie auf, so weit wie Suppenteller; denn wir haben eine Merkwürdigkeit bei uns, die unbezahlbar ist und uns im Grunde doch nicht mehr als einen fetten Ochsen kostet.“

bieten könnte. Wenn Einer vom Volk an einem Mandarinen vorübergeht, so muß er sich so tief neigen, daß er ihm nur bis an das Knie reicht. Ihr müßt einsehen, daß dies nicht unbillig ist; denn es ist von einem seltenen Geiste die Rede. Was wäre das Weltall ohne die Mandarinen! Es gäbe keine scharfsinnigen Antworten auf witzige Fragen mehr, keine Räthsel mehr, die bis ins Kleinste geheimnißvoll sind und von feinen Köpfen doch errathen werden; die nützlichsten Dinge, z. B. die Entscheidungen über den guten Ton und die Complimente, würden mit den Mandarinen verloren gehen. Man kann wohl sagen, daß der Welt daraus ein großes Unglück entstehen würde."

Der Correspondent hätt' es bei weitem lieber gehabt, Dhü-Kummuz wäre bei seiner Persönlichkeit stehen geblieben. Dieser Wunsch ließ sich errathen und der Sprecher genügte ihm auch sogleich mit Folgendem: „Auch unter den besten Dingen muß man einen gewissen Vorrang anerkennen, welchen eines vor dem andern hat. Ich gestehe, daß ich wohl mit einem der vorzüglichsten Mandarinen zusammenzutreffen das Glück hatte. Der Kaiser spricht von diesem Manne immer nur mit einer leisen Verneigung des Hauptes auf die linke Seite der Brust; eine Ehre, die er weniger seinem Range als seinem unermeßlichen Verstande zollt. Das ist aber auch etwas Einziges an diesem Manne. Erzählt ihm eine Historie und nach fünf Minuten wird er sie rückwärts wiedergeben und in derselben Zeit mit dem Vortrage fertig werden, wie ihr von vorne! Gebt ihm von einem Gedichte die Reime und er weiß den Text so vortrefflich auszufüllen, daß es sich vom Original nur durch seine größere Vollkommenheit unterscheidet. Dieser Mann hat alle Länder der Erde gesehen.

Er weiß von den Riesenvögeln fremder Welttheile zu erzählen, wie von den Schwalben vor seiner Hausthür. Die auswärtigen Könige erklärten sich oft den Krieg, wenn ein Fürst den Mandarin vermochte, in sein Gebiet früher zu kommen, als in das eines andern. Sie hätten es alle gern gehabt, er wäre im Lande und zur Rechten des Königs geblieben. Ach, was hätten die fremden Völker nicht für einen solchen Minister gegeben? Er würde alle auswärtigen Feinde durch einen schöngeistigen Zweikampf besiegt und somit viel Blut und Geld erspart haben. Er hätte die Könige zeichnen und dichten und die Königin so vortrefflich tanzen gelehrt, daß sie damit das Glück aller ihrer Unterthanen begründet hätte. Ich muß euch aber sagen, daß ihr auch in meinen Augen schlechter Koth seid, seitdem mich jener Mann zweimal umarmt und zu öfterm seinen Freund genannt hat. Ihr werdet einsehen, daß dieser Stolz gerecht ist und ich euch nicht ohne Grund verachte."

Inzwischen war aber schon das Gerücht verbreitet, daß sich der mehrfach geschilderte Wundermann in eigner Person unter diesem Zuge befände. Das Wogen und Drängen nahm zu und Dhü-Kummuz versprach, der Neugier zu gewähren. „Seht her!" rief er, indem er sein Pferd anhielt und den Correspondenten an sich vorbeireiten ließ: „Wer auf dem ganzen Erdboden kann mit so viel Einbildungskraft im Sattel sitzen? Wem ist es möglich, mit diesem Scharfsinne den Steigbügel von den Rippen des Pferdes entfernt zu halten? Ich schwöre, der Klepper selbst empfindet, daß ihm das Licht der Vernunft auf dem Rücken brennt. Und zum zweiten Male schwör' ich, daß Euer Stumpfsinn ohne Gränzen ist. Denn es bedarf nur etwas kurzer Ohren, um einzusehen,

daß ich das Glück habe, neben dem Correspondenten des Mittelpunktes der Erde, neben dem in Lassa residirenden Gesandten von China zu reiten."

Jetzt brachen unzählige Stimmen in unzählige Huldigungen aus. Wie im Triumphe zog der Correspondent in Teschulumbo ein, nachdem die vielen vergoldeten Traghimmel und Thürmchen dieser Stadt schon aus der Ferne vom Sonnenlichte beschienen, den Kommenden entgegengeglänzt hatten. Der Gefeierte rückte zuweilen stolz an seinem Hute und blickte Dhü-Kummuz mit einem Ausdrucke an, der eben so sehr seine Zufriedenheit bezeichnete, als er für eine Gefälligkeit, zu der den Schalk nichts verpflichtet hatte, an Dankbarkeit zu gränzen schien. Dhü-Kummuz erwiederte diese zufriedenen Mienen mit bescheidenem Lächeln.

Im Innern seines Palastes hatte der Teschu-Lama seine vertrautesten Freunde und die von seinen Planen unterrichteten Beamten versammelt. Es war ein Mann, in dessen Mienen nichts an den Priester erinnerte, als ein leichter Ausdruck von strenger Vorsicht, der sich zuweilen bis zu einem schlauen Blicke steigerte. Seine ganze Erscheinung erinnerte eher an einen Krieger, als an den Mann des Friedens. Es schien, als hätte die Priestermütze, welche sein Haupt bedeckte, nur den kriegerischen Helm auf einen Augenblick verdrängt und als müßte aus dem seidenen Atlasmantel, der seinen Leib umfloß, die Spitze eines Schwertes oder Dolches hervorblinken. In seinen Bewegungen war nichts von der feierlichen Würde, die einem Priester und Untergotte ziemte, sondern es beherrschte ihn eine Lebhaftigkeit, die mit seinen Empfindungen und Gedanken in Wechselwirkung stand.

Die Nachricht von dem gemachten Friedensschluß war hier noch nicht angekommen. Die Ungewißheit darüber störte daher jede Berechnung der Zukunft, welche von den Einen unter den Versammelten gemacht und von den Andern geprüft wurde. Wir würden durch die Mittheilung des Protokolls dieser Verhandlungen einen groben Verstoß gegen die Kunst der Anlage einer Erzählung begehen; denn da wir längst von dem glücklichen Ausgange jener Friedensanträge unterrichtet sind, so kann in den Chancen der Zukunft, wie sie auch ohne dieselben eintreten sollten, für uns durchaus kein Interesse liegen. Es genügt anzumerken, daß aus allen vorangegangenen Entschließungen ein unbedingtes Vertrauen auf die eigene Kraft und die Gunst des Glückes sprach.

Geraume Zeit vor der Rückkunft der Gesandtschaft trat ein Mann unter die Versammelten, dessen Theilnahme an den Planen des Statthalters uns vor einiger Zeit noch überraschte, an die wir uns aber gewöhnt haben, seitdem wir sie zu rechtfertigen suchten. Der Schaman beugte vor dem Teschu-Lama sein Knie und überreichte ihm zum Zeichen seiner Huldigung eine weiße Schärpe, die der Statthalter seinerseits mit einer grünen an den Schamanen auswechselte. Die Ceremonie wurde um Vieles verkürzt, weil Alles auf die Nachrichten des Schamanen begierig war und es diesen eben so sehr drängte, sie mitzutheilen. Er kam auf geradem Wege aus Lassa, einem Orte, dessen kleinste Verhältnisse in Teschulumbo interessirten und in weitläufige Anschläge gebracht wurden. Seine Miene verrieth, daß er etwas von Bedeutung mitzutheilen hatte.

„Beklagt nicht die Beschwerlichkeiten, welche ich auf dieser Reise zu überwinden hatte;“ begann er dankend gegen

die zuvorkommenden Herren. „Ich hatte Euch eine Nachricht zu hinterbringen, die meine Schritte beflügelte. Ihr wißt, wie aufrichtig ich an Euren Entschließungen Theil nehme und daß ich noch nie unterließ, alles hierin Erwägungswerthe zu Eurer Wissenschaft zu bringen. Es handelt sich jetzt um nichts Geringes. Unsere chinesischen Bundesgenossen standen während der ganzen Zeit, seit sie sich für uns erklärten, unter meiner Aufsicht, ich fürchte, daß sie mit Verrath umgehen."

„Diese Besorgnisse haben einen Schein der Wahrheit," hieß es allgemein; aber der Statthalter sagte, daß man sie rechtfertigen müsse.

„Habt Ihr des Nachts über Eure Thüren wohl verschlossen?" fuhr der Schaman fort. „Laßt Ihr Eure Worte an Orten erschallen, wo das Echo nicht zum Verräther werden kann? Die Chinesen liegen unter Eurem Bette, wenn Ihr schlafen geht; sie stehen hinter Eurem Rücken, wenn Ihr zu Tische sitzt. Wißt, daß seit einigen Wochen der Correspondent aus Lassa verschwunden ist."

Man sah den Sprecher fragend an; denn was bestimmte ihn, daraus zu vermuthen, daß der mächtige Bundesgenoß die unermeßlichen Berge überstiegen und daß er sich in diesen Gegenden aufhalte?

„Die Reisen des Correspondenten selbst," fuhr der wohlunterrichtete Bruder Maha Guru's fort, „haben nichts Auffallendes, wohl aber ihre Richtung. Es ist seine Gewohnheit, alle Jahre einige Reisen im Umkreise von Lassa zu machen und sich über die Verhältnisse zu unterrichten, welche er tibetanische Zustände nennt. Er schreibt dann jeden Namen auf, wo er glaubt, nicht mit gebührender Achtung empfangen

zu sein, und schickt endlose, mit Namen bedeckte Papierrollen nach Peking, wo sie in die Liste der Verdächtigen eingetragen werden. Er kostet die Suppe in den Bauernhäusern und beurtheilt, je nachdem sie mager oder fett sind, den Wohlstand Tibets, den er zuletzt immer als eine Wohlthat des chinesischen Schutzes zu schildern weiß. Aber diese Züge geschehen mit dem größten Aufwande, mit allem erdenklichen Gepränge und werden Wochen lang vorbereitet. Diesmal ist der Correspondent in Begleitung eines einzigen Dieners verschwunden. Obschon er nach einer entgegengesetzten Seite die Stadt verließ, so gelang es doch meinen Nachforschungen, seinen Wegen bald auf die Spur zu kommen. Er ist in der strengsten Verläugnung seiner Würde und seiner Geburt hierher gereis't und erst vor einigen Tagen verschwanden seine Fußstapfen, die ich von Dorf zu Dorf zählen konnte. Steckt das Licht Eurer Vernunft auf und die Absichten dieses Mannes werden hell werden. Er befindet sich längst in Eurer Umgebung, um Euch zu belauschen. Sein Mißtrauen ist eben so gefährlich als seine böse Absicht und ich glaube, großer Lama, daß ihn die letzte bewog, sich in deine Nähe zu schleichen.“ Der entrüstete Statthalter erhob sich von seinem Sitze und zerriß zum Zeichen eines feierlichen Schwures sein Kleid. „Kein Winkel dieses Landes,“ rief er, „soll undurchsucht bleiben. Wir wollen die Dienste eines Bundesgenossen nicht mit der Gefahr erkaufen, von ihm betrogen zu werden. Es ist leichter, sich eines Wolfes zu erwehren, als eines Betrügers, der unter der Maske der Freundschaft sich in unsere Seele einschleicht. Ich sende nach allen Gegenden meine Boten aus; wenn die Schlange in unserer Gewalt ist, so wollen wir ihr die giftigen Zähne ausbrechen.

Kann sie uns dann nichts mehr gegen Andere nützen, so sind wir doch sicher, daß sie uns auch nichts schadet."

Die Polizeibeamten, welche durch diese Erklärung ihres hohen Gebieters hinlänglich beauftragt waren, verließen augenblicklich den Saal, um ihre tausendarmigen Kräfte in Bewegung zu setzen. Es galt, einem unterirdischen Mineur durch Gegenminen zu begegnen. Aber die Botschaft, welche in der Luft auf dem ersten frischen Windhauche anlangte, machte alle weiteren Anordnungen unnütz. Unzählige Kehlen riefen sich die Nachricht von der Ankunft des mächtigen wunderbaren Chinesen zu und brachten sie auch bald in das Innere des Saales, wo der Statthalter von seinen Vertrauten noch umgeben war und sich von dem Schamanen Aufklärungen über seinen Bruder geben ließ. Kurz darauf drängte sich die Gesandtschaft in den Saal und der Correspondent stand vor dem Teschu-Lama, noch ehe dieser sich in dies plötzliche Erscheinen des Gefürchteten zu finden vermochte.

Der Correspondent, durch den triumphirenden Empfang der Bevölkerung von Teschulumbo daran gewöhnt, seinen Rang und seinen Stolz zu behaupten, erwartete von dem Lama eine Bewillkommnung, welche sowohl seiner in Lassa befindlichen Vollmachtskapsel entsprach, als auch dadurch bestimmt wurde, daß der Statthalter seiner bedurfte. Dieser selbst dagegen sah in dem Correspondenten nur einen auf Verrath ertappten falschen Freund und würde ihn auch sonst im Bereiche seiner Statthalterschaft niemals mit den Ehren überhäuft haben, welche die Eitelkeit als nothwendige Huldigung anspricht. Dhü-Kummuz endlich war mit dem Wiedersehen seines Freundes, des Schamanen, so beschäftigt, daß sein küssender und geküßter Mund keine Zeit fand, die stei-

genden Mißverständnisse durch Angabe der ihm bekannten Thatsachen, wenn nicht zu heben, doch zu mildern.

„Ich habe dich eines Morgens," begann der Chinese zum Statthalter gewendet mit verdrießlicher Stimme, „bei deiner ersten Tasse Thee überraschen wollen; der Zufall hat gewollt, daß ich in meinen Eigenschaften früher erkannt worden bin, und ich erstaune, daß du mir zum Empfange nicht einmal einen Finger deiner Hand reichst."

„Ich preise das Geschick," entgegnete der Statthalter, „daß es mir günstiger ist, als deinen hinterlistigen Anschlägen. Ich habe lange gelebt und schon in tausend Augen geblickt, um die Herzen zu prüfen, aber noch hab' ich keines gefunden, dessen Wimpern so viel Falschheit beschatteten, als die deinigen."

Jetzt fiel dem Correspondenten das ganze Gewicht seines Wagnisses aufs Herz. Er hatte seinen Rücken freigegeben und jede Zunge war ungefesselt, ihn mit Schmähungen zu bedecken. Er versuchte es, seinen Zorn zurückzuhalten, weil er wußte, wie unmächtig er war; er berief sich auf seine Redlichkeit, seine Aufopferung, die ihn hierher getrieben, und die Umstände, welche ihm das versteckte Auftreten zur Pflicht machten. Aber der Statthalter wollte an den Umständen nur die Eigenschaft bemerken, daß sie ihn zur Ehrlichkeit gezwungen hätten.

„Ein Dieb," sagte er, „der einen Mantel gestohlen hat, wirft ihn gern der zitternden Armuth um, wenn ihm die Häscher schon auf den Fersen sind. Ihr verhindert mich, daß ich Euch als einen Freund behandle."

„Haben die Dohlen jemals gegen das Stehlen geeifert?" fiel der Correspondent mit Gebärden ein, die von Wuth

überschäumten. „Seit wann stellen sich die Mörder auf die Dächer und predigen Menschenliebe? Haben sich die Feldhühner untereinander je Vorwürfe gemacht, daß sie nicht besser singen? Wo sind jene Tugenden, auf welche du fußest, wenn du mir ein Verbrechen vorwirfst? Steht dein Land nicht in Aufruhr? Dem Priester ziemt es, den Saamen der Eintracht zu streuen. Du gürtest dich aber mit dem Schwerte und willst die Spuren deines Weges mit Blut bezeichnen. Deinem göttlichen Meister setzest du ein Messer an die Kehle und willst die Getreuen morden, die sich für ihren König und Herrn aufopfern! Bei meinem Haupte, was vermagst du, Elender, gegen mich, den du betrogen hast?"

Der Gott des Entsetzens flog durch den Saal und hielt Jedem die Kehle zu, daß er regungslos, stumm und erstaunend auf die beiden Männer sah, welche sich drohend gegenüber standen. Der Correspondent war zu weit gegangen, als daß Dhü-Kummuz' Dazwischenkunft zur nähern Verständigung noch hätte einlenken können. Der Teschu-Lama hatte sich hoch von seinem Sessel aufgerichtet und den Blicken, die seine Augen schleuderten, folgten diese niederschmetternden Worte: „Ich hörte von einem Gecken, welcher sein graues, verschimmeltes Haar in Salben badete. Ich hörte von einem alten Narren, der sich für ein violettes Band, einen milchweißen Knopf, für eine Feder aus dem Schweif eines Pfauen, um seine Nächte betrügt. Ich hörte von einem Verleumder, der des Nachts unter den Fenstern seiner Nachbarn lauscht und in den Morgenvisiten aller Welt verfängliche Neuigkeiten bringt. Aber was waren diese Dinge gegen diejenigen, welche ich später erfuhr? Da sah ich einen Dieb, der seine Freunde umarmt und ihnen die Taschen ausräumt; einen Lügner, der

sich in das Schlafzimmer seiner Bekannten schleicht, ihnen die Hausschlüssel unterm Kopfkissen wegnimmt und sie den Räubern zum Fenster hinauswirft; einen Schurken, der sich vor die Thür eines Gartens, in welchem man seine Vettern und Schwäger ermordet, Wache stellt und den Vorübergehenden sagt, er stehe hier, um ihre schönen Kleider zu bewundern und den Armen recht viel Almosen zu geben. Dieser heimtückische Gesell mischt sich in eine heilige Angelegenheit, an welche er nicht denken kann, ohne sie zu verunglimpfen. Wir wollen einen Thron stürzen, nicht weil uns sein Glanz blendet, sondern weil ihn die Schwäche gebaut hat. Wir wollen der Gottheit nicht Hohn sprechen, sondern ihr eigener Wille hat uns berufen, ein Trugbild ihrer Herrlichkeit zu vernichten. Unsere Schwerter sind Zornesflammen, welche der Himmel in unsere Hand gegeben. Wessen Sohn bist du, daß der Stachel deiner giftigen Zunge in mein heiliges Antlitz löckt? Kann man dem eine Blöße vorwerfen, der auf dem Wege ist, die Kleider des Dalai Lama anzuziehen? Wenn auch in den nächsten Monden erst die Blitze des Himmels in meine Hand gegeben sind, so ist sie doch jetzt schon stark genug, dich zu zerschmettern. Diese Thäler bleiben dein Gefängniß. Nenne dich blind; denn du wirst die Heimath niemals wieder sehen!"

Der Teschu-Lama verließ den Saal, und alle Anwesenden folgten ihm bis auf den Correspondenten und Dhü-Kummug. Dieser trat auf den verzweifelnden Chinesen zu und schlug ihm vertraulich auf die Schulter. „Verfluche meinen Herrn tausendmal," sagte er, „und du wirst ihm dennoch danken müssen, daß er mich zum General-Polizeimeister gemacht hat. Die Vögel werden durch Lockvögel gefangen und die

ganzen Spitzbuben durch halbe. Die Gefängnisse verdanke mir Vieles, eben so die Gefangenen, wie du selbst sehen wirst. Du hast mir in Lassa Herberge gegeben und ich will die Gastfreundschaft an dir erwiedern. Mein Haus ist geräumig, meine Gärten hab' ich noch nicht messen lassen, weil es mich zu viel kosten würde, meine Felder tragen so viel Korn, daß ich mit dem daraus gebackenen Brode alle bösen Mäuler in Teschulumbo stopfen kann. Du wirst die fröhlichsten Tage bei mir genießen und nichts zu thun haben, als rauchen, Betel kauen, die Nägel zierlich beschneiden und nichts zu lassen, als das Entlaufen."

Noch glühte der Correspondent vor Zorn; als er aber die Thränen seines Dieners Ho-Po rinnen sah, da lösten sich die krampfhaft gespannten Nerven, das heiße Blut hörte auf, ungestüm zu wallen, und er sank wie vernichtet über seine auf der Reise vergebens abgerissenen Schuhsohlen zusammen. Dhü-Kummuz ergriff seinen Arm und geleitete ihn in seine Wohnung, die dem Chinesen, wie es schien, für den Rest seines Lebens angewiesen war. Wenn der Statthalter auch seine Aufwallung bereute, wie wollte er sie wieder gut machen? Konnte er hoffen, den Thron von Lassa sicher zu behaupten, wenn er sich gegen den Repräsentanten der chinesischen Macht so übereilt vergangen hatte? Weil der Teschu-Lama jetzt Alles zu fürchten hatte, blieb für den Correspondenten wenig mehr zu hoffen übrig.

Zehntes Kapitel.

Opium.

Dieser Weiber Augen leuchten,
Daß sie mir wie Sonnen deuchten
Oder Fackeln hell in Brand.
Doch der Schiller dieser Seide
Macht die Farb' an ihrem Kleide
Ungewiß und räthselhaft.

Schi=King.

Nach der schrecklichen Katastrophe Hali=Jongs erwachte Gylluspa in sechs Armen, die sich sorgfältig mit ihr beschäftigten. Sie war nicht verwais't; denn ihre übrigen drei Väter traten jetzt mit denselben Verpflichtungen auf, welche der todte Bruder vor allen gegen sie übernommen hatte. Sie hatten sie von den Stufen des steinernen Altars, wo Hali=Jong als Opfer gefallen war, in diese einsame Zelle getragen, welche ihnen die Priester anwiesen. Sie umstanden das schönste Kleinod ihrer schwindenden Schätze und betrachteten die ohnmächtige Gylluspa mit Blicken, aus welchen wechselnd das Entsetzen der erlebten blutigen Scene und die Besorgniß für ihre Tochter sprach. Auch von Gylluspa's Seele stiegen allmälig die verhüllenden Nebel und die Er=

innerung trat in so lebensgroßen Zügen vor ihr Bewußtsein, daß sie keiner Aufklärung über das Geschehene bedurfte, sondern sich ganz dem Schmerz darüber hingeben konnte. Die Klage, in welche diese Unglücklichen ausbrachen, war lang, stürmisch, leidenschaftlich; ein schluchzendes Schweigen löste sie ab, bis mit dem fester auf die Zukunft gerichteten Blicke endlich eine aushaltende, stille Pause eintrat.

Die Zukunft brachte vor allen Dingen eine neue Ordnung der Familienverhältnisse. Obschon sich nichts natürlicher ergeben konnte, so begann doch der älteste unter den Brüdern darüber noch folgende Erklärung zu geben. „Wir sind im Ungewissen," sagte Heli-Jong, „über die Wendung, welche unsere Angelegenheiten in den nächsten Augenblicken nehmen werden. Aber einige Verhältnisse gibt es, welche sich durchaus nicht anders bestimmen lassen. Ja, Gylluspa, unwiderruflich bin ich jetzt in die Rechte Hali-Jong's getreten und darf mich hinfort deinen ersten und bevorzugten Vater nennen. Wenn ich früher nur hinter den Vorhängen deines Schlafzimmers auf deinen Athem lauschte, so darf ich jetzt unerschrocken hineintreten und dir die Decke auf die Brust ziehen, wenn deine heftigen Träume sie herunterschoben. Des Morgens beim Ankleiden darf ich dir die Kraft meiner Hände leihen, um deinen Gürtel stärker anzuziehen. Wenn du aus deiner Kammer heraustrittst, so werden deine ersten Grüße mich beglücken. An der Jahresfeier meiner Geburt mußt du mich in der fünfzeiligen Strophe besingen, da du es sonst nur vierzeilig thatest. In deinen Gebeten an die Götter nehm' ich den Ehrenplatz ein; und wenn ich nach meinem Tode früher nur in den Leib einer Waldschnepfe fahren sollte, so werden jetzt deine Wünsche darauf gerichtet sein, mir die

Wohnung eines Geyers oder eines Bisamthieres zu erflehen. O Gylluspa, man kann nicht glücklicher sein, als eines solchen Wesens, wie du bist, berechtigter Vater zu werden."

Die übrigen Brüder fühlten, daß auch sie durch diese Promotion um eine Stufe höher gerückt waren und sie umarmten daher Gylluspa mit wahrhaft zärtlicher Inbrunst. Heli-Jong fuhr aber in den Manifesten beim Antritt seiner neuen Herrschaft fort. „Ich war von jeher gewohnt," sagte er, euch Allen mit Liebe zu begegnen. Ich finde es nicht für angemessen, von dieser Gewöhnung, die meinem Charakter so sehr entspricht, zurückzukommen. Wenn mir sonst beim Guß in unserer Fabrik siedendes Metall in's Auge spritzte, so seid ihr noch immer mit einem fürchterlichen Geschrei mir zu Hülfe gelaufen, habt mir die Augen mit Salben bedeckt, die Vorhänge des ganzen Hauses zusammen getragen, um mir den Lichtreiz zu entziehen und Tage und Nächte an meinem Lager durchwacht. Ich kann an diese Ereignisse nicht denken, ohne von dem Andenken an meinen unglücklichen Bruder, an seine treue Hingebung und stete Aufopferung auf das schmerzlichste bewegt zu werden. Ach, meine Lieben, welch gränzenloses Unglück ist uns begegnet!"

Solche Erinnerungen rissen alle Schleusen der kaum gedämmten Thränenbäche wieder auf. Der ungeheuerste Schmerz warf sich wieder auf diese treuen Menschen, zerraufte ihnen das Haar, zerrang ihnen die Hände, daß ihr Leib regungslos nur dem Gewichte ihres schweren, öden Hauptes nachsank. Nach einer allmählig wieder eingetretenen Beruhigung nahm Heli-Jong von neuem das Wort und sagte: „Noch umschließen uns diese finstern Räume, die uns so Vieles gebraut haben; meine Hoffnung steht aber darauf, daß sie uns

nicht Alles entrissen. Die Thüren dieses Klosters werden für uns keine Riegel haben und an den Thoren von Lassa werden uns keine Schergen erwarten, um den friedlichen, der Heimath zugewandten Leidträgern die Straße zu verlegen. Wir werden die Orte wiedersehen, welche wir mit den schönsten Hoffnungen betraten. In sieben Tagen nähern wir uns den heimischen Thälern. Keine Rauchsäule, die von den Essen aufsteigt, keine zückende Flamme, welche zuweilen aufschießend die finstern Wolken erhellt, wird uns am Horizonte erscheinen, sondern einsam ziehen wir in die einsamen Räume ein. Es wird lange währen, daß wir uns an dies schmerzliche Wiedersehen gewöhnen. Jeder Winkel des Hauses wird uns an einen unersetzlichen Verlust erinnern. Aber der beste Arzt ist die Zeit und die beste Trösterin die Gewöhnung. O, richtet euch auf, meine Lieben! Tausend Hände müssen bald wieder geschäftig um uns walten. In den Wäldern tönt die Axt, in den Schachten der Gebirge der Hammer, auf dem Ya-Tschien kommen Floßhölzer herab, welche die Essen mit Holz und die Glühöfen mit Metall versorgen. Die alten, verurtheilten Modelle werden bald durch neue ersetzt sein. Fleiß, Kunstfertigkeit und Achtung vor dem religiösen Gesetze werden sich in die Hände arbeiten. Kurz, wenn wir auch nicht vergessen lernen, so werden wir uns doch an die Erinnerung, wie an eine Beruhigung, gewöhnen."

Hoffnungsschwellendes Schiff! Ein Windstoß erhebt sich in widriger Richtung und du bist genöthigt, deine rauschenden Segel zu streichen!

Noch hätte das Echo der letzten Worte Heli-Jongs kaum verklungen sein können, wenn in der kleinen Zelle ein Echo befindlich gewesen wäre, als sich die Thüre öffnete und eine

Anzahl Priester hereintrat. Sie hatten sich vielleicht noch nicht einmal von dem Blute des Armen gereinigt, der hier beweint wurde. Die Priester machen nur dann viel Umschweife, wenn sie sich über die Geheimnisse, als deren Wächter sie bestellt zu sein glauben (da sie doch ihre Ergründer sein sollten), aussprechen müssen; wo sie aber zu befehlen und anzuordnen haben, da sind sie rasch zu Werke und sparen die weitläuftigen Vorbereitungen. Der Führer der Deputation trat vor und erklärte den Brüdern, daß es zwar den menschlichen und göttlichen Gesetzen angemessen, einen Hochverräther am Dasein Gottes bis ins dritte und vierte Glied zu bestrafen, nicht nur seinen Namen auszurotten, sondern auch den Namen derer, die denselben mit ihm führen, seine Brüder, Schwestern und Freunde zu züchtigen, weil sie alle insofern an seinem Verbrechen Theil haben, als sie es nicht verhinderten. „Aber dennoch," fuhr er fort, „weiß es alle Welt, daß die Kirche nicht nach Blut dürstet. Der Orden der schwarzen Gylongs hat immer geglaubt, daß die Strafe eben so zur Belehrung als zur Sühne dienen müsse. Begangene Verbrechen lassen sich nicht ungeschehen machen; aber wenn sie noch im Werden sind, so kann man ihnen vorbeugen. Erkennet daraus die liebevollen Absichten, welche die Kirche mit euch, die ihr dem Verderben schon fast anheim gefallen seid, hegt! Ihr wollt zurückkehren zu euren gewohnten Beschäftigungen? Wer stellt aber uns und euch sicher, daß sich an die kaum abgebrochene Kette von Vergehen keine neuen knüpfen? Wir dürfen nicht zugeben, daß ihr diesen Ort verlaßt, ohne Belehrungen von uns empfangen zu haben. Ich selbst bin mit diesem Geschäfte beauftragt; ich eröffne für euch eine Reihe von Vorlesungen über die

traditionelle Götterbildung; bereitet euch zu einer Prüfung vor, die ihr im Angesichte des ganzen Klosters bestehen müßt, worauf erst eure Rosse gesattelt und die Thore dieser heiligen Stätte euch geöffnet sein dürfen. Da eure Tochter gewohnt war, die Malereien an den Göttern auszuführen, so darf sie sich dieser Unterweisung nicht entziehen. Macht euch auf und folgt mir in die neue Wohnung, die euch künftig beherbergen soll!"

Die Brüder kannten nichts von Einwendungen gegen den Willen eines Priesters. Sie ergaben sich friedlich in den Aufschub ihrer Abreise und folgten ihrem Lehrmeister, bei dem der anvertraute Unterricht nicht wenig Kenntnisse und nicht wenig Stolz darauf voraussetzen ließ.

Gylluspa, in einen weiten Schleier gehüllt, schwankte ihnen nach. Der Schmerz machte sie stumm; ja selbst dem Gefühl versagte eine deutliche, verständliche Sprache. Sie wußte nicht, was sie verloren, aber auch, was ihr wiedergegeben war, blieb ihr unbekannt. Zuletzt schien es ihr wohl eines festen, anhaltenden Gedankens werth, daß sie in Lassa blieb; sie hing an ihm einen Augenblick, aber als er in ihr Herz schlug und wie ein Feuerstrahl sie erwärmte, da blickte sie auf; ihr Auge fiel in den Hof und auf ein Grab, in welches Priester eine blutige weiße Hülle senkten. Widerhallte vorher Maha Guru's Name noch in ihrer Seele, so stieß sie ihn jetzt zurück; denn selbst ein liebendes Herz mußte seine draußen prangende, kraftlose Allmacht mit Unwillen erfüllen. Wir überlassen Gylluspa auf einige Zeit ihrer Trauer, der Sorgfalt ihrer Väter und den klagenden Tönen ihrer Laute, dieser schwachen Tröfterin des Schmerzes.

Schü=King war das Gegenbild Gylludpa's. Diese würde in Augenblicken der Gefahr niemals mit fester Entschlossenheit haben auftreten können, wenn sie auch wie jene die Situationen und die Mittel dazu besessen hätte. Schü=King handelte energisch, wenn sie in den Fall kam, es thun zu müssen. Von ihren Lippen war der Uebergang zum Arme schnell, wenn es galt, ihre Worte ins Werk zu setzen. Wenn die Frauen in den Lauf der Dinge eingreifen, so handeln sie oft mit mehr als männlicher Entschlossenheit, weil sie keine Rücksichten kennen und die Schmeichelei ihnen die Verantwortlichkeit zu einer unbekannten Verpflichtung gemacht hat.

Es war billig, daß der Correspondent während seiner Abwesenheit die ganze Verwaltung seiner häuslichen Angelegenheiten dem wachsamen Auge seiner Schwester anvertraute. Aber er empfahl ihr beim Abschiede noch mehr. Er entwarf ihr ein Bild des Zustandes, in welchem er die Angelegenheiten Tibets und Lassa's zurückließ, und wurde von Schü=King darin oft unterbrochen, weil sie bald eine seiner falschen Angaben zu berichtigen, bald über Verhältnisse, die selbst dem Bruder noch zweifelhaft waren, die richtige Auskunft zu geben hatte. Sie kannte die Eifersucht, mit welcher ein Kloster das andere verfolgte, die üblen Nachreden, welche die verschiedenen Orden der Geistlichkeit hinter sich herstreuten; sie war vollkommen unterrichtet über den Zustand des Heers, wo ihr selbst die Statistik der Sattelgurte nicht unbekannt geblieben war, ja bis auf die kleinsten Erlebnisse des Tags erstreckte sich ihre Kenntniß; sie wußte, welche Frauen im Umkreise binnen drei Monaten niederkommen mußten, welche Eheverlöbnisse eingegangen waren und auf wie lange Zeit der Nachbar im dritten Hause zur Linken sich

Brod gebacken hatte; kurz der Correspondent konnte mit der gerechtesten Beruhigung die Thore der Stadt verlassen. Er umarmte seine Schwester mit aller Zärtlichkeit und gab ihr die Versicherung, daß zwischen diesem Abschiede und der Accolade des Wiedersehens nur der kurze Zeitraum einiger Wochen liegen würde.

Daß diese Reise ihrem mächtigen Bruder gefährlich sein könne, fiel Schü-King erst da aufs Herz, als die Wochen immer von neuem anfingen, ohne am Schluß die Reisenden zurückzubringen. Tschu-Kiang, der verliebte Oberst, lief jeden Morgen in der Frühe, sobald er nur mit seiner Toilette fertig geworden war, in das Haus seines gehofften Schwagers, weil er bestimmt darauf gerechnet hatte, daß er diese Nacht, dann diese, dann wieder eine Nacht, endlich eingetroffen sei. Aber die Thürsteher schüttelten schon in der Ferne den Kopf, so daß ihm recht bang wurde und ihn nur die Complimente der Dienerschaft daran erinnern konnten, sich zu fassen und aufrecht zu halten. Und wenn er des Tages über zu den Füßen Schü-Kings saß, so trieb ihn jedes Geräusch auf der Gasse ans Fenster oder eine plötzliche Ahnung und Caprice seiner Angebeteten zwang ihn, auf der Stelle bis in die fernsten Dörfer zu reiten, weil sie den Bruder dort eben angekommen glaubte. Dem Obersten mußte daher Alles daran gelegen sein, daß der Correspondent endlich wieder in seinen Wirkungskreis zurückkehrte.

Das Ausbleiben des Ersehnten wurde zuletzt so auffallend, daß die einzige Beruhigung nur noch darin lag, daß man ihn aufgab. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, wurden die verschwiegensten Diener ins Vertrauen gezogen und über das

Land nach allen Richtungen geschickt, um die Spur des Verlornen zu entdecken. Schü-King aber rief eines Morgens den Obersten dicht in ihre Nähe, zerriß ihm die auf seiner Schulter mit Zierlichkeit gelegten Epaulettes von seidnen Atlasbändern und sagte: „Ich legte mich gestern mit schwankenden Entschlüssen nieder, über Nacht sind sie gereift und ich stand mit einem festen, unwiderruflichen Vorhaben auf. Das Regiment von Tibet ist eine Eroberung geworden, die Jeder machen kann. Ich kenne die Gedanken einiger übermüthigen Menschen, welche wir zu fürchten haben, wenn wir die Zügel in Händen behalten wollen. Wer will mich hindern, im Auftrage meines Bruders zu handeln, wenn meine Thaten von Entschlossenheit und mein Wille von Muth zeugen? Ich mache mein Putzzimmer zum Mittelpunkt, um den sich Alles in Tibet bewegen soll."

Tschu-Kiang war nur geschaffen, fremde Gedanken anzuhören, nicht sie zu prüfen. Am wenigsten würde Schü-King von ihm eine Billigung der ihrigen verlangt haben. Sie fuhr in ihrem Selbstgespräche fort: „Die Klugheit," sagte sie, „kämpft nicht mit Pfeil und Bogen, sondern mit Worten, die von Drohungen begleitet sind, mit Handlungen, welche den Schein der Gefälligkeit annehmen, und mit Lügen, die zur rechten Zeit und in passender Verbindung angebracht werden. Die gewaltsamen Schläge schaden dem Hammer mehr, als dem Ambos. Durch weise und mäßige Berechnung sind alle Ziele erreichbar. Warum sollten diese Einsichten den Frauen versagt sein? Die Männer, welche so oft von ihren Weibern betrogen werden, dürfen sich wohl kaum rühmen, daß nur ihnen die List und die Kunst der Verstellung beschieden ist."

Darauf begann Schü-King mit einer ausführlichen Darstellung der Verhältnisse, wie sie überall vorlägen und welche Richtung sie ihnen geben müsse, um den Absichten ihres Bruders, auf den sie keineswegs noch zu hoffen unterließ, entgegen zu kommen. Nachdem sie dabei unzählige Male auf Ming-Ta-Lao, den General, zurückgekommen war, blieb sie beim Dalai Lama stehen.

„Dieser junge Mann," sagte sie mit sehr profanen Ausdrücken, „findet in seiner neuen Würde Alles, was sich in ihr nur suchen läßt, Bequemlichkeit, Ruhe, Gleichgültigkeit. Er hat nichts zu thun, als seine gnädigen Herablassungen zu studiren. Sein Leben ist eine fortwährende Uebung im Lächeln und kein Wunder, wenn er es in dieser Kunst so weit bringt, daß sein Anblick unwiderstehlich wird. Er hat mich zu wiederholten Malen gesehen, ich habe ihm schlecht verhehlt, wie zärtlich ich für ihn empfinde; ich will aber niemals wieder vor sein Antlitz treten."

Tschu-Kiang mußte Dinge hören, die ihn folterten; aber Schü-King fügte zu seiner Beruhigung hinzu: „Auszeichnungen, welche man für Jeden bereit hat, sind es für Niemanden. Ich verwünsche dieses Lächeln des Lama, mit welchem er jede Bauernfrau, welche ihre Eier auf dem Markte verkauft hat und die Stadt nicht verlassen will, ohne ihn zu sehen, von weitem beglückt. Die Gleichgültigkeit dieses jungen Menschen würde jede Andere herausfordern, mir macht sie ihn zuwider."

Der Oberst rückte selbst mit einer Geschichte heraus, die man sich seit längerer Zeit in Lassa erzählte und zum Theil auch Schü-Kings Ohr schon erreicht hatte. Es waren Ver-

muthungen über die Verhältnisse des Dalai Lama zu Gyllukpa, der Tochter eines wegen Ketzerei hingerichteten Verbrechers. Sie kamen der Wahrheit ziemlich nahe und waren hinreichend, wie sie den Verdacht der lauernden Priesterschaft schon erregt hatten, auch die Eifersucht eines ehrgeizigen Weibes zu steigern. Schü-King würde, wenn sie erfuhr, daß Maha-Guru, in ihren Augen der menschlichste Gott, den Reizen einer Andern den Vorrang gegeben hätte, ihn zwar nicht mit heftigerer Leidenschaft verfolgt, sich aber an dem Gegenstande seiner Hingebung empfindlich gerächt haben. Sie trug daher ihrem Anbeter auf, über diese Angelegenheiten weitere Erkundigungen einzuziehen.

Bei aller männlichen Energie mußte Schü-King doch dem Weibe unterliegen, wenn ihre Leidenschaften die Richtung auf Liebe und Besitz nahmen. Sie gerieth in einen Zustand der Erregung und schwankte zwischen den Umarmungen Tschu-Kiangs und der Theilnahme an einer Scene, für welche sie sich zuletzt entschied und der wir die nachfolgende Schilderung widmen. Der Oberst wurde entlassen; und Schü-King eilte, so schnell es der verjüngte Maßstab ihrer Füße erlaubte, in den hintern Hof, wo sie den Harem ihres Bruders betrat.

Im Harem war eine von vergoldeten Säulen getragene Halle das Gesellschaftszimmer der Frauen des Correspondenten. Hier mußten sie sich in der Frühe versammeln und die längste Zeit des Tages zubringen; denn die Chinesen wissen, daß die Einsamkeit den Frauen sehr schädlich ist, wenn man sie lebhaft, munter, gesellig erhalten will. Die Chinesen legen aber ihren Weibern auch noch andere Verbindlichkeiten auf. Sie

wollen sie, wenn sie sie überraschen, nicht von den Armen des Müßiggangs umfangen antreffen, sondern entweder mit kunstvollen Handarbeiten beschäftigt oder unter Büchern begraben oder den Schreibpinsel in der Rechten und ein Stück Papier in der Linken. Auch für die Abwesenheit des Correspondenten blieb es das strengste Verbot, von dieser gewohnten Ordnung der Dinge abzuweichen.

Nichts destoweniger mußte die Verzögerung der endlichen Ankunft des Verreis'ten auf die Strenge, mit der man in Beobachtung seiner Befehle verfuhr, zurückwirken. Die Augen der verschnittenen Aufseher wurden kurzsichtiger, ihre Erinnerungspeitsche wurde nicht mehr in Wasser getaucht, die Unterrichts= und Gebetstunden erlitten ansehnliche Verkürzungen und Scherz und Lust zog da ein, wo sonst nur eine Verläumdung, eine üble Nachrede, die Mißgunst und Eifersucht die Gemüther und Lungen in Bewegung setzte. Man rief sich Sänger von der Straße herauf, man bestellte sich Tänzerinnen, welche den Weibern vortanzten, da sie selbst durch ihre kleinen Füße daran verhindert wurden, und wenn sonst nur ein einziger Palankin dafür bestimmt war, die Frauen des Harems eine nach der andern abwechselnd spazieren zu tragen, so brachte man jetzt deren sechs und acht zusammen und zog in Karawanen auf das Land, ohne sich dabei durch den Schleier viel verhindern zu lassen, zu sehen und gesehen zu werden. Der Garderobe=Aufseher mußte die Festtagskleider herausgeben und als er sie zurück verlangte, wurde er von einem verabredeten Gelächter empfangen. Man hätte ihm die Augen ausgekratzt, wenn er die Zurückgabe ernstlich gewollt hätte. Er nahm aber ein Einsehen und befolgte die Maxime der übrigen Inspectoren, welche sich alle dem weib=

lichen Despotismus unterwarfen, den Morgen um sieben Uhr, den Abend um acht anfangen, die schriftlichen Pensa sehr verkürzen, die Gedächtnißaufgaben gänzlich fallen ließen und selbst für das Einschleichen männlicher Gesellschafter kein Auge gehabt hätten, wenn dies anders auch vielleicht nicht geschehen ist.

Schü-King sympathisirte mit jeder Licenz, welche über gezogene Schranken und Befehle sprang. So lange sie in den Unordnungen des Harems nur das Lüften einer pressenden lästigen Kleidung sah, so lange in ihr die erste Gebieterin des weiblichen Heerlagers noch verehrt wurde, gab sie gern den Ausbrüchen der Ungebundenheit und Freiheit nach. Sie warf den Mantel ihrer Nachsicht um die Ausschweifungen des weiblichen Sansculottismus. Dies that sie um so mehr, als sie eine Befriedigung darin fand, an ihnen Theil zu nehmen. Zuweilen gab sie sich den äußersten Anregungen hin, die auf die Phantasie und die verstecktesten Gefühle nur wirken können.

Jetzt eilte sie über die mittleren Höfe, bis sie schon aus der Ferne das Geräusch vernahm, das aus den Räumen des Gesellschaftssaales schlug und in den Höfen widerhallte. Man sang, man lachte, man klatschte in die Hände, in demselben Augenblick erhob eine Stimme ein Zetergeschrei, mehrere andere fielen ein, Parteien bildeten sich mit kreischenden Parolen; zu den Losungswörtern gesellten sich geschleuderte Nadelkissen, fliegende Fächer, zerschmetterte Stickrahmen, bis sich endlich die Aufseher dazwischen legen und vermitteln wollten. Dies war aber nur das Signal, um Alle zu vereinigen. Die Parteien bildeten einen Phalanx, wenn es die Inspectoren-

kette zu durchbrechen galt. Diese wich, suchte den Nacken zu gewinnen, die Zöpfe in Sicherheit zu bringen und Alles löste sich in ein schallendes Gelächter auf.

Schü-Kings Eintritt in den Saal gab diesen Scenen wieder eine neue Wendung. Alle Weiber drangen auf sie ein und überhäuften sie mit Liebkosungen und den zärtlichsten Grüßen. Die älteren Damen empfingen sie wie eine langjährige Freundin und die jüngeren, frische, liebliche Kinder, die noch von der Sonne des vorigen Sommers die Wellen des gelben Flusses beschienen gesehen hatten, drängten sich mit zutraulicher Hingebung an sie und küßten zärtlich die Säume ihrer weiten Seidenärmel. Jede wußte ihrer Gebieterin etwas zu erzählen, das sie ihrer Kenntniß für würdig hielt. Yeg-Yeg hatte zwei Stecknadeln gefunden und überschüttete vor Freude; Hong-Miang schlug die Hände zusammen, weil auf ihrem Zimmer die Blume Lan eine Knospe getrieben; Lo-Liang weinte, weil sich ihr Schoßhündchen einen Splitter in den Fuß geritzt und am Wundfieber kranke; Ye-King sagte mit schelmischen Augen, daß sie von einem Tempel der Pu-Kieu oder der allgemeinen Hülfe geträumt und daß sie der Himmels-Königin Weihrauch geopfert habe.

So flossen unendliche Redeströme von mehr als dreimal fünf Lippen und selbst der Schmerz wurde eine Seligkeit, seitdem er sich aussprechen ließ. Allmälig aber stockten die Zungen, man fing an, sich auf die Sprache der Augen zu beschränken und betrachtete, in die verschiedensten Gruppen zertheilt, abwechselnd bald die Genossinnen, bald Schü-King, welche ihre stummen Blicke mit Schweigen erwiederte. Es schien, als würde allgemein etwas erwartet, das Eines gegen

das Andere nicht auszusprechen wagte. Schü-King weidete sich nicht an den bittenden, sehnsüchtigen Mienen ihrer Umgebung, sondern sie schien dieselben Wünsche zu theilen, vor ihrer Erfüllung aber zu erschrecken. Diese Erfüllung lag jedoch in ihrer Hand. Ein Kahlkopf stand schon lange an der Pforte, wie auf dem Sprunge, um augenblicklich die Befehle seiner Gebieterin ins Werk zu setzen. Alles blickte, während Schü-King niedersah und den wogenden Busen hielt, auf den verschmitzten Eunuchen, der mit verfänglichen Gebärden die zitternden Winke erwiederte und nur auf Schü-King wies, als den Schlüssel eines Himmels voller Seligkeiten. Endlich hob diese ihr Haupt, sah nach der Thür, fixirte den lauschenden Diener und warf ihm so verliebte, schmachtende Zeichen zu, daß er hinaus flog und die Weiber in banger Erwartung zurück ließ.

Nach einigen Augenblicken kehrte der Eunuch mit einer großen hölzernen Rundplatte zurück, welche er auf den Händen trug. Es war ein Pfeifenbesteck, das in sechszehn rings herumlaufenden Löchern eben so viel Pfeifen von feinstem, chinesischem Porzellan und in der Mitte eine glühende Flamme enthielt, an welcher sich der Tabak anzünden ließ. Dieser Moment war der ersehnte, von Schü-King erflehte; ihm sollten noch größere Seligkeiten folgen. Die Weiber nahmen hastig von dem Brett eine Jede ihre Pfeife, sahen mit einem lüsternen Blick auf den gelben angefeuchteten Inhalt des Kopfes, griffen nach einem Hölzchen und waren bald von balsamischen Rauchwolken umhüllt. Aber welche sonderbaren Stellungen nehmen unsere Freundinnen an! Sie haben Eine für die Andere das Auge und jede Rücksicht verloren. Hat man je in einer lang ausgestreckten Stellung

Tabak geraucht? Diese Frauen verstehen das vielleicht nicht besser oder sie haben eine andere Absicht, die wir nicht errathen können. Sie aber darum zu fragen, möchte schwerlich Erfolg haben; denn mit dem ersten Zuge aus der dampfenden Pfeife scheint bei Allen jede Theilnahme an der Außenwelt verschwunden. In dem duftenden Wolkennebel herrschte eine geheimnißvolle Stille. Alle Worte waren von der Zunge verbannt und selbst wenn die Rauchende auf einen Augenblick die Pfeife vom Munde nahm, blieb sie lautlos und hatte für ihre Nachbarin weder eine Frage noch Antwort, wenn sie wäre verlangt worden. Doch bald zogen durch dieses Schweigen einzelne Laute, die von allen Stimmen nach einander aufgefangen und wiedergegeben wurden. Es waren Seufzer der Erwartung, ein entzücktes Ach der Ueberraschung. Ein seliges, freies Athmen entrang sich der tiefsten Brust; dieser Hauch schien seine Wolkenarme auszubreiten und die ganze Welt der Erinnerungen und Hoffnungen zu sich heranzuziehen. Es war, als stürbe dieser Athem an der Größe seiner Sehnsucht einen seligen Tod. Denn auf Augenblicke trat das Schweigen wieder ein, die Pfeifen dampften glühender, die Wolken stiegen undurchsichtiger.

Diese Abwechselung kehrte zu öfteren Malen wieder; doch verkürzten sich die Intervalle zwischen den Pausen und der leisen, athmenden Musik dieser in Seligkeiten aufgelösten sechszehn Weiber. Die Entzückungen wurden anhaltender, die innere Lust machte sich mit lauten Worten kund, der Tabak in den Pfeifen verglomm, die Chinesinnen lagen mit ausgestreckten Armen und geschlossenen Augen auf ihren Polsterkissen. Die einzelnen Worte in dem Munde der Einzelnen gewinnen einen Zusammenhang; die tollsten Phantasieen

schwirren durch den Saal; Nord und Süd, Feuer und Wasser, Liebe und Entsagung verwirren sich in einander; es gibt keine Wünsche, keine Hoffnungen, keine Träume mehr; die Götter steigen von ihren Wohnungen herab und öffnen alle Seligkeiten aller Himmel.

Yeg-Yeg, dieselbe, welche vor einer halben Stunde über zwei gefundene Stecknadeln sich die Hände vor Freude wund klatschte, war vielleicht die schönste unter den Weibern des Correspondenten; die jüngste war sie ohne allen Zweifel. Ihre Träume rannen zuerst zu einem vollständigen Sinne zusammen. Ein Gott sprach aus ihrem Innern, nur bediente er sich ihrer hellen, zarten, kindischen Stimme, so daß die ungeheure Gewalt der Empfindung und Vorstellung gegen den Ton, in den sie ausbrach, seltsam lächerlich abstach. „Ach, wie schnell,“ rief sie, „tragen mich die Flügel durch die Tage und Nächte, welche ich brauchte, um in diese kalten Gegenden zu kommen! Ich fliege wie der Vogel Peng, welcher hunderttausend Li in einem Fluge macht. Ich sehe Wogen, weiß wie der Schnee, bis zum Himmel hinaufblitzen; die tausend Blumenbeete von Lo-Yang entfalten, von diesem Schnee benetzt, ihre Kelche. Ach, diese gelben Fluthen sind das Bett meines heimathlichen Hoangho-Flusses. Ich sehe dich wieder, Tschang-Kong, die Leuchte meiner Seele! Ich zweifle nicht daran, daß du jetzt dein Examen bestanden und die Würde eines graduirten Doctors erlangt hast. Du warst in allen Königreichen, welche der nasse Gürtel desselben Flusses umgibt, der Fleißigste. Ja, mein Geliebter war so fleißig, daß er durch seinen Eifer ein eisernes Dintenfaß aufgerieben hätte. Er hat alle klassischen Schriftsteller studirt! Er war wie der Wurm, der mitten in Büchern lebt und es

nie satt wird, sie zu verzehren. Auch die Nächte verwandte er auf seine Studien; wenn er kein Licht bezahlen konnte, so las er bei dem Dämmerscheine des Schnees, der durchs Fenster fiel; oder im Sommer bei dem funkelnden Lichte, welches der Glühkäfer um sich verbreitet. O wie selig bin ich, daß ich meinen treuen Freund, den Doctor, in meine Arme schließe!"

Die Worte, welche ihre Nachbarin aussprach, kamen etwa auf folgende Phantasie zurück: „Es müßte gar keinen neunten Himmel geben, wenn ich mich nicht jetzt in ihm befände. Das muß wahr sein: mein Gemahl ist der schönste Mann in Peking und da Peking die Blume aller Städte ist, so ist er auch der schönste in allen Königreichen, deren Namen herzuzählen ich jetzt keine Zeit habe. Er ist Vicepräsident am Ober-Ceremonien-Gerichtshofe und hat ein System der feinen Lebensart herausgegeben, nach welchem ich mich hauptsächlich gebildet habe. Ach, dieser Mann lebte nur in Complimenten; selbst wenn er des Abends in meine Kammer trat, so löste er niemals meinen Gürtel, ohne mir etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Muß ich mich aber nicht überaus glücklich schätzen, daß der Vicepräsident jetzt hinter mir steht und die modische Art, meinen Zopf aufzustecken, mit dem Beifall eines Kenners beehrt! O, mein Tsoui, wie freue ich mich, daß ich deinen Tod ohne alle Ursache beklagt habe! Wie konnt' ich auch glauben, daß du an einer Leberverhärtung gestorben bist! Ich hielt mich eine Zeit lang für sehr verlassen und sang täglich nach der Arie des Chung-Hoa-Chi: mein Gemahl ist gestorben und seine ansehnliche Pension als Vicepräsident ist ihm nachgefolgt! Ich sehe aber, daß dies ohne allen Grund war, denn sonst würdest du mich nicht mit deinen Küssen bedecken!"

Eine Dolle erging sich ungefähr in diese Träume: „Gestern waren meine Thränen noch geröthet, wie die des Vogels Tu-Kiuen und wenn der Nord-Ostwind in meinen Ohren sauste, so verwünschte ich ihn. Ich war einst keine gewöhnliche Schauspielerin, wenn anders eine Anerkennung darin liegt, daß das Publikum sich nach der Vorstellung um meinen Palankin drängte, um mich in mein Quartier zu tragen. Die Schauspiel-Directoren hatten mich lieber als andere Liebhaberinnen, weil ich das Chinesische der Mandarinen vortrefflich sprach und nichts in meiner Stimme an den Dialekt von Fokien erinnerte. Aber mein Glück ruinirte mich. Ein Obertribunals-Rath hatte sich für meinen Anbeter erklärt und überhäufte mich mit Zärtlichkeiten, die ich nicht zurückweisen konnte. Ich liebte ihn auch mehr als meine Seele; denn ich schenkte ihm meine Seele. Dieser Freudenkelch wurde bald vom Schicksal vergiftet. An einem schönen Frühlingstage besuchte mich die Gemahlin des Obertribunals-Rathes, schlug mich mit einem Bambusstocke so jämmerlich, daß ich auf dem Rücken noch blaue Flecken davon trage, und machte ihrem Manne den Proceß. Ich mußte fliehen und habe meinen Liebhaber seit Jahren heute zum ersten Male wiedergesehen. Wie ich ihn anbete! Ich singe nach der Arie Ki-Sing-Tsao die Stelle, welche mir aus dem „westlichen Pavillon“ noch einfällt, das harmonische Geräusch der kostbaren Steine, welche an seinem Gürtel hangen, nähert sich immer mehr. Jetzt verbirgt das perlengeschmückte Gitterfenster die Pfirsichblüthe seines Antlitzes; jetzt läßt es mich ihn wiederschauen, den Helden aus dem Paradiese des Wou-Ling. Man könnte sagen: Dies ist der Obertribunals-Rath aus Peking, dessen Frau mich geschlagen hat; ich aber

sage: nein, es ist die Sonne, die im östlichen Meere glänzt; es ist ein edles Roß, unter dessen Sattel ich mich sehnsüchtig schmiegen möchte. Ach! Kiun=Chui, ich bin die glücklichste Schauspielerin, die jemals einen Mann gefunden hat, der ihre Reize zu würdigen versteht!"

Diese Exaltationen wurden durch Opium hervorgerufen, mit welchem der verrauchte Tabak angefeuchtet war. Die Betäubten brachen alle in die wahnwitzigsten Träume aus, in denen das Kühnste in Erfüllung und das Entfernteste in die Nähe trat. Es gab in ihren Phantasieen nichts mehr, dessen Besitz über ihren Wünschen hinausgelegen hätte; alle Scheidewände waren aufgehoben und die Seligkeit des Himmels war das Bett, auf welchem sie schwelgten. Eine völlige Abspannung folgte endlich diesen Phantasie=Ausschweifungen. Es währte nicht lange, so lag der ganze Harem in den tiefsten Schlaf versunken.

Elftes Kapitel.

Nahende Katastrophe.

> Ahriman ist der in Lastern verschlungene Gott mit langen Knien und langer Zunge, ein Nichts des Guten, der aus sich selbst lebt und ohnmächtig. Denn wenn ihn glühende Metallströme ausgebrannt, wird auch er heilig werden, Ormuzd loben und das himmlische Wort reden: Avesta!
>
> Vendidad.

Schütteln wir den Staub von unsern Füßen! Wir treten wieder dem Dalai Lama unter die Augen, die uns auf keinen Augenblick verloren hatten. Allem, wovon die Erzählung berichtete, als sei es in seiner Abwesenheit geschehen, wohnte er nach der Fülle seiner Allgegenwart bei; und nur die Rücksicht auf seine irdische Erscheinung verbot ihm, sich mit allen Ereignissen, von denen selbst eines gegen ihn gerichtet war, in Zusammenhang zu setzen. Menschliche Leidenschaften, welche Feinde gegen ihn werben wollten, mußten ihm ihrer Natur nach unverständlich bleiben. Das eigne Gelüst ist das Gewicht, welches der Mensch auf die Wagschale seiner Entschließungen legt; der Himmel legt das Schwert der Gerech-

rigkeit dagegen, wenn die Tugend von dem Verbrechen überwogen wird:

Maha Guru's Seele war zerrissen. Den Einklang seiner Wünsche und Gefühle störten die Hindernisse, welche sich jenen entgegenstellten, und mannigfache Eindrücke, welche diese verbitterten. So weit seine Hand auch reichte, so wußte er doch, daß sie nicht immer Schutz gewähren konnte, wenn sie darum angefleht wurde. Er sah, wie man seinem allwissenden Auge die Dinge in Wolkennebeln entzog. Ach, er fühlte es nur zu gut, daß es allmächtigere Banden gab, mit welchen ihn die Vermessenheit und die frevelhafteste Herrschsucht in willenlose Unthätigkeit schlug!

Die knechtische Verehrung, welche die nicht gerechnete Menge mit dumpfer Gedankenlosigkeit dem erhabenen Jüngling opferte, konnte ihm noch auf Augenblicke den Glauben an sich selbst wieder geben; aber zuletzt blieb sie doch ein zu schwaches Gegenmittel, um alle aufschießenden Zweifel niederzuhalten. Diese finstere Anbetung diente jetzt vielmehr dazu, den Contrast zwischen einem Scheine von Wahrheit und der offenbaren Lüge ins Licht zu stellen und Maha Guru's Lage ihm unerträglicher zu machen. Jede Anrufung seiner Allmacht war die peinlichste Erinnerung an seine Hülflosigkeit. Jede Präsumtion einer göttlichen Eigenschaft, welche den frommen Leuten vor seiner Herrlichkeit das Knie beugte, erregte in ihm ein Gefühl, das zwischen Verlegenheit und Entrüstung in unbestimmter Mitte schwankte. Maha Guru war zu lange dem Leben entzogen gewesen, die Gewöhnung an die gesellschaftlichen Kreise des menschlichen Zusammenlebens füllte einen so engen Raum seiner Jugendjahre, sein ganzes Dasein endlich war zu sehr von den Anschauungen der

Welt unter dem Gesichtspunkte des Himmels und seines Zusammenhanges mit dem Regimente desselben gefärbt, daß er nicht anders konnte, als auch in diesen feindseligen Verhältnissen, welche ihm seine Würde so ungenießbar und ungenossen machten, eine Phase der göttlichen Offenbarung sehen. Gewöhnt an die Geschichten der Götter und ihrer Kämpfe, hielt er dafür, daß die feindlichen Gewalten, welche jenseits der sieben Hügel oder der sieben Meere des Righiel Lumbo wohnen und den wunderbaren Baum Zampuh schon seit Jahrtausenden unterwühlen, auch gegen Ihn mit allen Irrungen und Täuschungen, welche den Göttern des Lichts nur zu Gebote stehen, ausgezogen seien. Die Unbehaglichkeit, welche ihn so peinigte, hielt er für den Drang und die Hitze eines Kampfes, in welchem er sich nothwendig befände; und er zweifelte nicht, bald die glänzendsten Siege über seine Feinde und seine eigne Unmacht davon zu tragen.

Bei diesem Glauben mußten dem Lama die Anmaßungen der Priesterschaft und die Zumuthungen der fremden Dränger in einem besondern Lichte erscheinen. Er ertrug alle Ausbrüche der Leidenschaften, welche in seiner unmittelbarsten Nähe sich um ihn her drängten und sich zuletzt meist ihn nur immer wechselseitig zum Opfer brachten, als gält' es eine der herbsten Prüfungen auszuhalten, die er in seinen Vorbereitungsjahren mit Unrecht glaubte schon hinlänglich bestanden zu haben. Er ahnete, daß eine höhere Macht seinem Verhalten bei diesen Kämpfen lauschte, und in Augenblicken wiedergekehrter, seliger Wonne wußte er, daß diese höhere Macht nur seine eigene unläugbare, unsterbliche Lamaität war. Wär' es den Menschen angeboren, für Götter gehalten zu werden, könnten sie jemals bei gewissen Regungen, die man

empfunden haben muß, um von ihnen zu reden, über diese Meinung in Zweifel gerathen? Um wie viel weniger konnte Maha-Guru seinem Gefühle mißtrauen, da er, ein Jüngling von hoher und edler Seele, in den Mysterien des Geistes forschte und den Regungen der Liebe und des Wohlwollens zugänglich war? Dazu kam, daß ihn das Vorrecht der allgemeinen Anerkennung als des Einzigen in seiner Macht traf. Es störte ihn niemals der Gedanke, daß aller Welt an dem Rechte, sich der Ewigkeit gleichzustellen, eine gleiche Theilnahme gebühre. Alle Erhebung der menschlichen Seele war nur für ihn da, nur ihm schlossen sich die Pforten des Himmels auf, er wußte nicht, daß die Offenbarung der Gottheit an alle menschlichen Wesen ergangen war. Darin liegt der Zauber, der den Wahn eines einzigen Menschen gefangen halten kann. Ueberall, wo eine gleiche Vertheilung der Gaben gelehrt wird, sind die Propheten selten. Die Gemeinschaftlichkeit setzt den Genuß der Güter in ihrem Werthe herab; und ich höre nur von Einem Besitz, welchem es noch nie geschadet hat, daß wir ihn mit Andern theilen müssen. Dies soll der Ruhm sein.

Der Schaman war vor seinen Bruder getreten. Ein langer Zeitraum lag zwischen der letzten Begegnung und diesem Wiedersehen und in keiner Zeit hätte sich für beide Beklagenswertheres ereignen können. Der Schaman hatte zwiefach den Glauben an seinen Bruder verloren. Er hielt ihn für Mensch genug, um ihm auch die letzten Lichtstreifen seiner Würde zu nehmen und sich mit seinen Feinden gegen ihn zu verbinden; und dennoch lag in ihm ein heftiger Groll, daß der Gott ein Wesen geopfert hatte, das zu retten nur die Folge eines Winks von ihm, nicht einmal eines Spruchs gewesen wäre.

Maha Guru wußte, welche Anklage in dem finstern Blicke des Bruders lag. Er wünschte, daß er sich gegen sie vertheidigen könnte; aber ach! es gab für ihn schon so viele Wünsche, deren Echo niemals ihre Erfüllung sein wollte.

„Was sind die Versprechungen der Mächtigen!" klagte der Schaman; „weil sie Allen gefallen wollen, so sind sie Jedem zu dienen bereit. Sie opfern dem Einen dieselben Menschen auf, welche sie dem Andern eben zu schützen versprachen. Ich ziehe die Gerechtigkeit der Götter ihrer Güt und Liebe vor."

Maha Guru seufzte tief auf; denn wie herrlich er auch antwortete, so ließ sich die Katastrophe Hali-Jongs doch nicht damit ungeschehen machen. Er antwortete aber gar nicht.

„Meine Tritte führen mich aus dem Gefängnisse Gylluspa's her," fuhr der Schaman fort; „die unversiegbaren Thränen werden der Armen das Licht ihrer Augen rauben. Kann es für sie einen Trost geben, da sie außer dem Tode ihres Vaters auch den ihrer Freunde zu beweinen hat? Jedes ihrer Worte ist ein sehnsüchtiger Seufzer um ihre Lieben, die für sie geschieden sind; und weil sie dennoch leben, eine Anklage, von der sich weder ich noch du reinigen können."

Der Dalai Lama ist Zeit seines Lebens im Gespräch nur zum Sitzen angewiesen, weil es für ihn keine Affecte geben kann. Maha Guru war vielleicht der Erste, welcher der Sitte Trotz bot. Der Schmerz jagte ihn vom Polster auf, er maß den Saal mit weiten Schritten und sank erschöpft in die Arme seines Bruders.

„O du theures Licht meiner Seele!" rief dieser, von dem Anblick erschüttert; „der Raum der Zukunft läßt sich nicht nach den engen Schranken der Gegenwart messen. Mit tau=

fend Möglichkeiten läßt er sich erfüllen; ein rascher Entschluß und wir schreiben uns selbst die Loose unserer Zukunft."

„Was können die Umstände von mir fordern," fragte Maha Guru, „um ihrer Meister zu werden? Ich gebiete nicht über das Reich des Todes und kann für Gylluspa den todten Vater nicht wieder ins Leben zurückrufen."

Der Schaman antwortete: „Aber dich selbst kannst du ihr zum Opfer bringen. Alle Reichthümer, welche dir zu Gebote stehen, magst du denen schenken, welche ihrer bedürftig sind. Gylluspa bedarf nur deiner."

„Was soll ich thun?" war des Gottes zweifelnde Frage.

„Zerbrich die Ketten, welche dich an den Himmel geschmiedet halten! Schleudre deinen Scepter über alle Sphären, daß sie zurückweichen und dir eine Straße bilden. Breite deinen Königsmantel über die Sonne, daß du auf ihm zur Erde niedersteigst! Der fürchterliche Augenblick der Weltschöpfung aus dem Chaos wird wiederkehren. Cenrest, der Gott des Schicksals, wird einen heftigen Sturm erregen und zahllose Wolken, die er herbeiruft, werden brausende Wasserströme entladen. Die vier großen Welten werden sich von dem All losreißen, die Menschenwelt wird auf die der Riesen, die Welt der Kühe auf die der seelenlosen Menschen fallen. Durch den Garten des Paradieses wird ein so rauher Wind wehen, daß die Blätter der Tangbäume verwelken und sich die Quellen der Unsterblichkeit trüben. Ich zittere vor diesem Tage und doch beschwör' ich dich, ihn herbei zu rufen!"

Das Gewölbe des Zimmers brach nicht zusammen, die Wolken des Himmels entluden keine Blitze, welche die fre=

velnde Zunge gelähmt hätten; sondern Maha Guru blickte nachdenkend vor sich hin und sprach, wie in einen Traum versunken: „Ich habe der Erde das Wort gegeben und sie hält mir nicht das ihrige! Kio, der Gott des Gesetzes, flog in den Leib der Lhamoghiuprul, trat dann durch die rechte Seite dieser Königin in die Welt und wurde hinfort Xaka genannt. Der Wanderungen, welche die Gottheit zu machen hat, sind unzählige."

Der Schaman nahm diese Aeußerungen von der menschlichsten Seite und suchte den Gedankengang seines Bruders zu ebnen, indem er sprach: „Wenn in dir ein Funke des göttlichen Lebens wohnt, so kann er dich nicht verlassen, selbst wenn du in die tiefsten Abgründe des Meeres stiegest. An diese Polster, welche dort aufgethürmt liegen und eher für einen Thron der Unmacht gelten könnten, ist die Majestät der Gottheit nicht geknüpft. Sie waltet überall, wo im Grase dein Fußtritt rauscht."

Der Augenblick war noch nicht erschienen, wo sich Maha Guru auf dem Wendepunkte des Entschlusses befand. Noch blieb seinem Bruder die süßeste Hoffnung unbenommen, noch hatte der Gott keine Schwäche blicken lassen. Zuletzt stieß aber die Unvorsichtigkeit des Rathgebers alle Erwartungen um. Es war die verfehlteste Maßregel, welche der Schaman nur einschlagen konnte, als er den preisgegebenen Zustand mit dem neuen, von ihm empfohlenen zu vergleichen anfing und den letztern mit Farben ausmalte, welche den irdischen Anschauungen, glühenden Leidenschaften und ungöttlichen Begierden entnommen waren. Der Schaman glaubte, daß seinen Bruder nichts mehr bestimmen würde, als ein Gemälde des künftigen, im gemeinschaftlichen Besitze Gylluspa's

genossenen häuslichen Glückes und begann deshalb: „O Maha Guru, du Endsylbe aller meiner Gedanken, wie mal' ich dir die Seligkeit, wenn ich dich, den Menschgewordenen, in Gylluspa's überraschte Arme zurückführe! Alle Vorwürfe, die sich seit diesen Tagen auf ihre rosigen Lippen gelagert haben, wird der sanfte Hauch deines Athems in berauschte bebende Küsse auflösen! Obschon ich früher, als du, den Leib unserer Mutter verließ, so gesteh' ich dir doch alle Rechte zu, die mir bei den Umarmungen unsers gemeinschaftlichen Weibes gebührten. Gylluspa wird dich ihren Augapfel nennen und mich nur die Wimpern, welche ihn beschatten. Sie wird mich mit der Sorgfalt eines reichen Mannes behandeln, welche dieser auf ein Schloß verwendet, das seinen Schatz gesichert hält. Alles, was euch Beide einen Tag über erfreute, werd' ich für die Nacht verwelkt, entknospet, zerrissen, verwittert erhalten. Ich darf mich aber dabei wohl befinden; denn ich kenne zwischen der Liebe zu Gylluspa und der Anhänglichkeit an dich keine Gränzen. Ich bin mit dem Schatten des Glücks zufrieden, wenn das Glück selbst auf dem Spiele steht."

Maha Guru war in diesem Augenblicke wieder mit Leib und Seele Gott. Wenn ihm vielleicht zuvor die Rathschläge seines Bruders vernehmlich geschienen hatten, so waren sie dies so lange, als sie sich an die Unmacht, die Zweifel und die Freiheit des Gottes anknüpften. Als sie aber für den Verlust der Unsterblichkeit eine Art von Ersatz boten, als der Schaman die Hand öffnete und in ihr nichts als der Vertrag einer idyllischen Ehe lag, als die dem Lama während seiner ganzen Erziehung zur Natur gewordene Gleichgültigkeit gegen das Fleischliche und Sinnliche ihn in den

gemachten Anerbietungen weder etwas Wünschenswerthes noch etwas Würdiges sehen ließ, da saß er längst wieder auf seinem Polsterthrone, das gelbseidene, drachengestickte Gewand um seine Schulter wallend, die Hände und die Füße übereinander geschlagen, die Mütze cylinderförmig über seinem Scheitel sich erhebend, sein Haar in steife, lange Zöpfe geflochten, um den verhüllten Hals ein Rosenkranz, von dem einzelne Kugeln aus dem Kleide hervorsahen, in allen seinen Gebärden und in seinem ernsten, tiefen Schweigen Dalai Lama, der sichtbare Gott der Tibetaner. Der Schaman schwankte. Noch klang das abgebrochene Gespräch in seinem Ohre wider und doch war Alles still und feierlich um ihn; die Wände schienen verwundert auf ihn herabzusehen, der unbewegliche, stumme Lama saß wie ein Pagode vor einem reuigen Verbrecher, der seine Gnade anfleht. Betäubt von dieser plötzlichen Veränderung warf er sich neunmal zu Boden, benetzte die Stirn mit dem Staube dieses heiligsten aller Heiligthümer und verließ den Palast, noch die Treppen auf den Knieen hinabrutschend.

Du standest einmal in dem Vorzimmer eines Ministers. Die Thür öffnete sich und der gnädige Wink des Kammerdieners rief dich zu dem allmächtigen Manne hinein. Du ließest es an Höflichkeit nicht fehlen, deine Verbeugungen waren eben so abgemessen, als der Zwischenraum, in welchem du dich von der rechten Hand des Fürsten hieltest. Aber in deinen Worten lag etwas Aufrechtes und Offenes, deine Gedanken waren höher, als das landesübliche Rekrutenmaß; du sprachst von den Resultaten, die du deinen Studien verdanktest, von einer gewissen Unabhängigkeit der Meinung, welche die einzige Fessel wäre, die du dir anlegen ließest und

verlangtest zuletzt, daß du in der Staatsmaschine eine Stelle erhieltest, die deinen Talenten und Einsichten angemessen wäre. Man kennt unsere Minister nicht, wenn man glaubt, der Mann hätte dich die Treppe hinunter werfen lassen. Er besaß Geduld genug, dich anzuhören, ja er ging noch weiter, er wollte deine Fähigkeiten für eine Sache gewinnen, die ihm besser schien. Das System, welches du in deinem Avertissement versteckt angegriffen hattest, war seine Ueberzeugung. Du warst damals noch blutjung, voller Ehrfurcht vor ergrauten Erfahrungen, hörtest mit Andacht auf die Lehren, die dem beredetsten Munde entflossen und schiedest mit gebrochenen Flügeln, gestutztem Kamme, jede einzelne Stufe der Treppe zählend. Der Concierge zieht den Thürdrücker auf, du stehest auf der offenen Straße und schöpfest endlich wieder freie Luft. Die Milchverkäufer riefen ihre Sahne aus, die Sandhändler streuten den Vorübergehenden mit gellender Stimme Sand in die Ohren, Carrossen flogen über das funkensprühende Steinpflaster, ein Tuchhändler reichte seinen Kunden mit freundlicher Miene eine Prise, ein Industrieritter suchte in seinen Rocktaschen und fand nur ein ungeheures Loch darin, ein freundliches Mädchen lachte hinter einem Fenstervorhange, eine weißbauchige Schwalbe schoß an den Häusern blitzschnell vorbei, ein Mann trug etwas Verdecktes unterm Arm, die Straßenrinnen waren alle mit Gras bewachsen, die Häuser hatten jedes seine Nummer auf einem blauen Schilde, du hattest einen Hut auf dem Kopfe und am linken Zehen drückte dich der Schuh und unterm rechten Arm war dir am Rock die Nath etwas aufgerissen, das Rauschen des alltäglichen Lebens gab dich dir selbst zurück, du hieltest dem Minister nicht Wort!

Der Eindruck, welchen Maha Guru's majestätische Weigerung auf den Schamanen machte, war bald verschwunden. Wenn die jüngste Unterredung irgend etwas in seinen Entschlüssen hätte wankend machen können, so ließ es die zurückgekehrte Gewöhnung des alltäglichen Lebens, gegen welches der Lama ein Fabel war, sogleich wieder in den Hintergrund treten.

„Wie beklag' ich es," sagte er zu sich selbst, „daß auf meinen Lippen der Zauber der Ueberredung nicht liegt! Ein friedlicher Act hätte der gewaltsamsten Katastrophe zuvorkommen können, die Erde würde nicht dies seltene Schauspiel erlebt haben, daß ein Bruder aus Liebe die Macht des andern untergräbt und eine sichere Hoffnung hätte einige wenige Menschen beglückt, die jetzt von der Zukunft nur die schwächsten Lichtstreifen sehen. Der Augenblick der Verwirrung, wenn er über diese sorglose Stadt hereinbricht, ist nicht in meiner Gewalt; die zweideutige Rolle, welche ich spiele, nimmt mir die Zeit, mich dann einem Geschäft ausschließlich hinzugeben. Die Rettung meines Bruders könnte die Rettung Gylluspa's verzögern. Welche Wahl bleibt mir noch übrig? Ich muß die letzten Versuche daran setzen, das Auge meiner Seele in Sicherheit zu bringen."

Der Schaman zog den Weg des Gesetzes seiner eigenen Willkür vor, weil er für die Folgen des erstern nicht einzustehen brauchte. Er ging in die Wohnung des Mannes, der während der Abwesenheit des Correspondenten mit dem größten Ansehen in Lassa bekleidet war, zu Ming-Ta-Lao, dem General der chinesischen Cavallerie. Der General befand sich nicht in seiner Wohnung. Die Diener meldeten, daß er auf dem Exercirplatze bei den chinesischen Kasernen militärischen

Uebungen beiwohne. Ein Anderer würde ihn dort schwerlich aufgesucht haben; aber der Schaman sagte: „So wahr die Tibetaner von den Affen abstammen, ich fürchte mich vor den Zöpfen der Chinesen nicht!"

Im Hofe der Kaserne war der General in der That beschäftigt, mehrere Pikets vor seinem Kennerauge ein Evolutionsmanöver machen zu lassen. Er schien nicht in jeder Hinsicht befriedigt zu sein, sondern hatte bald hier, bald dort etwas auszusetzen. Besonders gab ihm Oberst Tschu-Kiang mannichfache Gelegenheit zur Klage. Bald ritt ihm dieser zu schnell, bald zu langsam, dann schwenkte er ihm falsch, dann blieb er ihm zu weit hinter der Fronte, kurz des Generals Flügeladjutant war in beständigem Fluge, aus dem erbitterten Munde des Generals einen Vorwurf über den andern in des Obersten geärgertes Ohr zu tragen. Ja, der General war jetzt nahe daran, die freie Luft zum Ueberbringer seiner Erinnerungen zu gebrauchen und den Obersten im Angesichte des ganzen Armeecorps an den Pranger zu stellen.

Die Chinesen verlassen ihr Abschließungssystem auch im Auslande nicht. Das Erscheinen eines Fremden in dem Kasernenhofe wurde sogleich mit gezogenen Pallaschen empfangen. Einige reitende Wachtposten sprengten auf den Schamanen ein, um ihn aus dem Raume zu verjagen. Doch ließ er sich nicht zurückschrecken, verlangte den General zu sprechen und machte sich diesem in der Ferne so verständlich, daß er ohne weiteres zu ihm gerufen wurde.

„Ich müßte den Himmel wenig kennen," empfing der General den Ankömmling, „wenn mir seine Verwandten fremd wären. Du bist der Bruder des Lama und ich bin

darum immer erstaunt gewesen, wie du mit den Söhnen China's so vertraut sein kannst? Was erfährt man von deinem Freunde, meinem ehrenwerthen Collegen? Ich lasse mich herab, den Correspondenten meinen Collegen zu nennen, obschon ich ihm eben so an Verstand als an Rang überlegen bin."

Das auffallende Verschwinden des Correspondenten war Stadtgespräch. Ehe zwei Bekannte, welche sich begegneten, noch von ihrer Verbeugung sich aufgerichtet hatten, bestürmten sie sich schon mit der wechselseitigen Frage, ob über den Verschollenen noch immer nichts Gewisses verlaute. Der Schaman, in der demüthigsten Stellung vor dem General verharrend, sagte: „Es gehen über das Schicksal dieses Mannes mehrfache Gerüchte, die alle auf ein großes Unglück herauskommen. Er müßte sechs Körper haben, wenn er alle die Todesfälle erlitten hätte, welche man ihm nacherzählt. Gestern war er nach einer Aussage von einem Felsen gestürzt; nach der andern ist er bei Nacht in den Fluß Dsgangho hinein geritten, heute hat ihn die Sage aus allen diesen Fährlichkeiten gerettet, ihn dafür aber von einem wilden Stiere aufspießen lassen; sodann ist er unter einem Baum an seinem Zopfe hängen geblieben, als sein Pferd mit ihm durchging; auch behaupten Einige, die sich an dies letztere Gerücht halten, daß er weniger am Hängen als am Verlust seines Zopfes, den ihm seine Schwere ausgerissen, gestorben sei. Ich schweige davon, daß die Phantasie sogar Löwen und Schlangen in unsere kalten Gegenden gedichtet hat, um jenen Mann nur recht außerordentlich enden zu lassen. Dies ist Alles, was ich Euch über eine verschwundene Zierde des himmlischen Reichs mittheilen kann."

„Möge der Himmel ihm eine glückliche Verwesung schenken!“ sagte der General andächtig; „ich will nicht sagen, daß ich in des Mannes Stelle trete, obschon ich eben so geschickt dazu wäre, wie er ungeschickt, die meine zu übernehmen. Aber bis sein Nichts durch eine andere Leerheit ersetzt wird, hab' ich die Pflicht, den Sattel einstweilen von meinen Pferden zu nehmen und ihn auf die Riesenberge dieses Landes, das Rückgrat der Erde, zu legen. Alles wird gut stehen, wenn man dann nicht weiß, ob man das Pferd oder den Reiter mehr loben soll.“

„O du warst schon lange,“ entgegnete der Schaman, „der einzig weise Gedanke in einem Kopfe voller Verwirrung und Unklarheit. Die Söhne dieses Landes, welche mich an dich als ihre Zunge schicken, erwarten nicht nur vieles Gute von dir, welches das frühere übertrifft, sondern noch mehr Verbesserung dessen, was als schlecht und mangelhaft in der Verwaltung des Landes zu beklagen ist. Ich fordere dich auf, einige schreiende Mißbräuche durch deine Weisheit wieder gut zu machen.“

„Du liesest da nur die Worte ab, welche in meiner Seele geschrieben stehen,“ antwortete der General; „gib mir ein falsch gewebtes Stück Linnen, ich kann das verfehlte Gewebe nicht wieder herstellen, aber die Ursache des Fehlers wegschaffen, wenn sie an dem Webstuhle liegt.“

Der Schaman benutzte die eben so großmüthige als eitle Stimmung des Generals. Er entwarf in kurzen Zügen die Geschichte Gylluspa's und ihrer Väter, schilderte mit ergreifenden Farben Hali-Jongs blutiges Ende, den Schmerz Gylluspa's, die neue Verwickelung, in welche sie gebracht wäre und unterließ nicht, als die Veranlassung aller dieser Gewaltthätig-

keiten die Grausamkeit und die unbegränzte Herrschsucht des Correspondenten hinzustellen. Der General erschrak vor einem so entsetzlichen Berichte und sagte: „Ich würde zehn Gebisse und alle meine Sattelriemen dafür hingeben, wenn ich dem unglücklichen Vater jenes Mädchens seinen unschuldigen Kopf wieder geben könnte; das ist eine arge Erzählung! Sollte man glauben, daß um dieselbe Zeit, wo meine Pferde Hafer fressen und ich mir die Zähne ausstochere, solche Geschichten vorfallen, wie sie nur Rgeou Jangsieou, unser berühmtester Poet, beschrieben hat! Womit soll ich dir dienen?“

Der Schaman bat um einen schriftlich erlassenen Befehl, Gylluspa und ihre Väter in Freiheit zu setzen und um einen Geleitbrief für sie, wenn sie Lassa mit einem andern Aufenthalte vertauschen sollten. Die Chinesen sind zu nichts so schnell, als zum Schreiben. Ein Wink an die Adjutanten des Generals und ein Griff in den Stiefel, einige Momente für die Abfassung, einige Höflichkeiten von Seite der Umstehenden über den blühenden Styl des Generals, und die beiden verlangten Documente befanden sich in den Händen des Schamanen. Der General hielt es für passend, dem Bruder des Lama und seines militärischen Rivals, des Kalmückenchefs, das Geleite zu geben. Unter den zuvorkommendsten Ehrenbezeugungen verließ dieser den Hof und eilte freudig dem Kloster der schwarzen Gylongs zu.

Gylluspa's Väter horchten so eben mit andächtiger Hingebung auf die Vorlesungen, welche ihnen ein Obergylong über das tibetanische Göttersystem hielt. Er sprach von Urghien, dem vater- und mutterlosen Gotte, welcher aus einer Blume hervorgekommen und von dem materiellen Princip aller Dinge, Cenresi, welcher gleichfalls der Blume Pama

entsproß und noch kanonischen Vorschriften nie anders als mit zehn Häuptern abgebildet werden müßte. Er sprach von der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, welches erst durch Blicke (Gylluspa achtete zuweilen auf diese tiefsinnigen Worte), dann durch Lächeln, Küsse, Umarmungen und zuletzt erst durch Vermischung der Geschlechter bewirkt worden sei. Durch eine Incarnation Cenresi's traten die Menschen zuerst als Affen auf. Mit ihnen kamen die großen Weltherrschaften, fünf an der Zahl. Zuerst der König des Goldes, Weltbeherrscher auf dem Righiel; dann der König des Silbers, Herrscher nur von drei Theilen; der König des Erzes, Herr von zwei Theilen; König des Eisens im zweiten Zeitalter, wo die Menschen noch achtzigtausend Jahre lebten; und endlich ein fünfter König, den der Lehrer nicht nennen wollte.

Als der Gylong auf einige Abweichungen der mongolisch-kalmückischen Lehre übergehen wollte und die Blume Badma, die sechs Creaturreiche, den Luftelephanten und die sechs überirdischen Gebetsylben schon im Munde hatte, trat der Schaman mit eiligen Schritten ein. Es hieß ein großes Wagniß, dem Priester seinen heiligen Codex, den tangutischen Mani Gambo, zuschlagen. Aber die Verwunderung, welche der Erklärung des Schamanen, daß die Gefangenen in Freiheit gesetzt werden müßten, folgte, verhinderte den eifrigen Mann, den Voreiligen darüber zur Rede zu stellen. Er nahm von der Schrift des chinesischen Generals vorläufige Kenntniß und eilte, den Vorsteher des Klosters zur Entscheidung dieser auffallenden Forderung herbeizurufen.

Der Schaman hatte seit seiner Rückkehr von Teschulumbo Gylluspa und ihren Vätern schon viele Stunden gewidmet und sie auf einige Zeit das Oede und Einsame ihrer trauri-

gen Lage vergessen lassen. Obschon seine Gespräche die Beruhigung nicht geben konnten, welche er selbst nicht hatte, so machten sich doch auch hier alle jene seligen Folgen geltend, welche tröstend die Liebe, die Theilnahme, das Mitgefühl einer verwandten Seele begleiten. Hätte Gylluspa auf das Leben größere Hoffnungen gesetzt, so würden sie mit dem Wiedersehen ihres treuesten Freundes auch alle in ihre Seele wieder eingezogen sein und die neue Hoffnung mit ihnen, daß einige ihrer Aussichten zu verwirklichen in seiner Macht läge. Aber sie hatte für seinen Zuspruch kein Ohr, verstand nichts von den Folgerungen, welche er aus der Verwickelung sehr nahe vor der Thüre stehender Ereignisse ziehen wollte, und konnte sich am wenigsten in den Gedanken einer Entfernung von Lassa finden. Denn wenn unter der Asche aller zusammengesunkenen Berechnungen der Zukunft noch ein einziger Funke, der nicht Verzweiflung war, im Verborgenen glomm, so konnte er nur auf Maha Guru einen erhellenden Lichtstreifen fallen lassen, auf diesen unbeweglichen Pagoden-Gott, der sich von den Gipfeln des Berges Botala nur trennt, wenn er ihn zum ersten Male betritt und ihn für das letzte Mal verläßt. Daher die gleichgültige Aufnahme der Nachricht, welche der Schaman von ihrer Freilassung überbrachte. Sie hätte gezögert, diese Erlaubniß zu benutzen, wenn ihre Weigerung ohne die Rücksicht auf ihre Väter nicht eine Grausamkeit gewesen wäre.

Es ist ein alter Spruch, daß die Liebe grundloser ist, als das Meer. Ihr aber könnt diese Wahrheit nicht verstehen, die ihr in einer Mondnacht oder in einer heimlichen Jasminlaube Erhörung gefunden habt; die ihr schon in den ersten Tagen eurer Begegnung Euch gestehen konntet: ach

ja, wir sind Beide wie für einander geschaffen! deren Eltern die Freiwerber ihrer Kinder waren, und die schon in den Flügelkleidern sich verlobten und die Puppen zu ihren Kindern machten! Die glückliche Liebe hört zu schwärmen auf; es ist ihr nichts mehr unerreichbar und wer sie ergründen wollte, würde überall nur dieselbe Seligkeit, denselben Himmel finden, selbst wenn man noch tiefer, als das Meer, stiege. Sondern von euch gilt der Spruch, die ihr der Spott eurer Umgebung seid, mit denen Knigge umzugehen verbietet, weil ihr verliebt und unerträglich seid, die man immer auf den einsamsten Spaziergängen antrifft, die ihr mit euren Kleidern zu wechseln vergeßt und den Bart um einige Tage immer zu lang stehen laßt; von euch, gegen welche sich alle Waffen des Spotts, alle Unbequemlichkeiten des unzeitigen Mitleids, alle Zumuthungen altkluger Rathschläge kehren, wenn man von euch sagt, daß ihr an unglücklicher Liebe leidet. Unglückliche Liebe! ein belachtes Wort; ein Wort, das unter unsern Zeitgenossen denselben Klang hat, wie ein schlechtes Gedicht, ein Wort, das alle eure wohlmeinenden Freunde anspornt, euch in Zerstreuungen zu stürzen, die Ideen eures Kopfes zu bearbeiten, um Gegengewichte in ihm zu entdecken und das siedende Herzblut in unschädliche Theile zu lenken. Charlotte sagte euch, daß ihr ihr so zuwider seid, wie ein Gericht Linsen, und ließ euch, wie den verglichenen Gegenstand an jedem Dienstage, stehen. Sollt ihr euch todtschießen? Sollt ihr den philosophischen Gleichmuth wie eine Eisrinde um euer heißes, blutendes Herz legen? Sollt ihr wohl gar so stolz sein, jene Arme zu verachten, die euern innern Werth nicht zu würdigen wußte? Ich weiß nicht, wer euch das rathen kann. Und dennoch ist es alle Welt,

die mit Fingern auf euch zeigt, wenn ihr des Tags zweimal noch an Lottens Fenster vorübergeht, wenn ihr euch beim Tanze dreimal einen Korb geben laßt, wenn ihr Lottens jüngern Bruder bei seinem Heimwege aus der Schule erwartet, seinen Tornister mit Rosinen füllt und ihm tausend Grüße an die Schwester auf die Seele und eben so viel Küsse auf den Mund bindet, und wenn ihr zuletzt Lottens wasserholende Magd vom Brunnen bei Seite nehmt und sie fragt, wohin ihre Herrschaft morgen eine Partie machen werde, nach Königstein, Hessellohe, Gohlis, Tegel oder sonst. Ja noch mehr, Lotte verlobt sich vor euern Augen. Wie konnten Sie das thun, schöne Charlotte? Aber warum sollt ihr euch die letzten vier Wochen nicht noch schwarz kleiden? warum nicht ein Zimmer miethen, das dem ihrigen gegenüber liegt? Warum an dem letzten Abend nicht noch eine Serenade bringen, der ihr in einen dunkeln Mantel gehüllt, an die Wand des Hauses gedrückt, beiwohnt? Warum nicht alle diese Auswege, welche euch vor der Verzweiflung retten sollen, versuchen, ehe der letzte Augenblick der Hoffnung verschwunden ist und die ganze Fluth mühsam gedämmter Thränen und zurückgepreßter Wehmuth auf euch herein bricht, euch dem Todesengel auf einen Moment in die Arme gibt, daß die Rechnungen für Arzt und Apotheker ein großes Loch in euern Beutel fressen! Das ist nur Lotte und die Liebe, wie sie in den Mauern einer Residenz entstehen und vergehen kann. Aber übersetzt alle diese Züge, an deren Wahrheit nichts zu ändern ist, in erhabenere, ungewöhnlichere Umstände, deren Conflict großartigere Folgen zuläßt, und ihr werdet eingestehen, daß auch hier nichts verzeihlicher ist, als die Launen der unglücklichen Liebe, daß Gylluspa's Weige-

rung, einen Ort zu verlassen, wo nicht nur die Unmöglichkeit, jemals einen ihrer Wünsche befriedigt zu sehen, sondern noch mehr die gleichgültige Abgeschlossenheit Maha Guru's die unglücklichsten Eindrücke in ihr hervorrief, einem unläugbaren Zuge des Herzens entsprach. Dennoch bestimmte sie ein Blick auf ihre hülflosen, einem völligen Stumpfsinne ausgesetzten Väter, diesem Zuge — nicht zu folgen.

Der Lehrer der Mythologie kehrte mit dem Lama des Klosters und mehrern andern Obergeistlichen zurück, welche sich von dem wiederholten Eingriffe des Schamanen in den Gang der Gerechtigkeit überzeugen und die Urkunde, auf welche er sich stützte, in Augenschein nehmen wollten. Es ließ sich gegen einen Befehl von chinesischer Seite und wenn er von einer noch niedrigeren Charge, als der General besaß, gekommen wäre, nichts einwenden; die Herren erstickten ihren Zorn in einigen Ermahnungen, welche sie den Brüdern mit auf den Weg gaben, und befahlen ihnen, von ihrer Freiheit augenblicklichen Gebrauch zu machen. Der Schaman hatte die nöthigen Anstalten zur Abreise schon getroffen, so daß sich die Befreiten ohne weiteres auf die Reise begeben konnten.

Es lag keineswegs in der Absicht des Schamanen, seine Freunde vom Schauplatz der nächsten Begebenheiten gänzlich entfernt zu halten. Er billigte daher die Rückkehr nach Tassissudon nicht, sondern schlug einen nicht zu weit entlegenen, aber vor Unbequemlichkeiten, feindlichen Ueberschwemmungen sichern Ort zum einstweiligen Aufenthalte vor. Zur Provinz Dsang, deren Hauptstadt das uns wohlbekannte Teschulumbo ist, gehört in der Nähe der Stadt Mustun der See Palte, der eine Insel trägt, welche in einer Art Unab-

hängigkeit von der Verfassung Tibets lebt. Das mit Dörfern und Klöstern besäete Eiland wird nämlich von einem weiblichen Lama regiert, die ihren herrlichen, durch die reichste Pracht berühmten Palast gern von so schutzlosen Wesen, wie Gylluspa und ihre Väter, betreten ließ. Der Schaman gab die Richtung nach dieser Gegend an und versprach, die Lamaïne von den Ankömmlingen in Nachricht zu setzen und auf dem Wege überall ihren Empfang vorzubereiten. Ihn selbst rief die Entscheidung der Zukunft nach Teschulumbo.

Die fernen Schneerücken eines unabsehbaren Gebirgszuges wurden von der untergehenden Sonne schon mit einem magischen, rosigen Schmelze übergossen, als die kleine Karawane, welcher sich einige Diener und auf eine kurze Strecke der Schaman angeschlossen hatten, durch das westliche der fünf großen Thore von Lassa zog. Der trockene, kalte Hauch der Abendluft gab allen Gesichtern das frische Colorit, welches durch den Widerschein des glühenden Schnees noch gehoben wurde. Lagerte sich so der Schein der Freude und Heiterkeit in den Mienen der Reisenden, so konnte es nicht lange währen, daß diese Stimmung sich bald in Wahrheit auch in den Gemüthern einstellte. Die erwachende Theilnahme für das Gewöhnliche, Zufällige, außer uns Liegende ist bei Leidenden das beste Merkmal, daß sie ihren Schmerz wenn nicht überwunden haben, doch zu ersticken suchen. Man sprach vom Winde, von den Bergen, von einem Vogel, der über den Weg flog, von der Kleidung eines Wanderers, von dem Schritte der Pferde und wurde dabei so traulich, daß sich die Zwischenräume unter den Reisenden immer mehr verengerten.

Maha Guru's Bruder schied mit der hereinbrechenden Nacht. Er brachte seine Gefährten in eine bequeme Herberge, um-

armte Gylluspa (in Tibet kennt man das Sträuben nicht) auf das zärtlichste und setzte seinen Weg fort, während sich die Zurückgebliebenen dem Schlafe und dem Traume in die Arme gaben.

Die Rosse stehen schon seit uralten Zeiten mit der Sonne in geheimer Wahlverwandtschaft. Mit den ersten in die Morgendämmerung hereinbrechenden Strahlen weckte das Wiehern und Stampfen in dem Untergeschosse der Herberge seine flüchtigen Bewohner. In kurzem war Alles zur Weiterreise bereit und es klommen die Reisenden einen Gipfel hinan, den sie im Rücken liegen lassen mußten. Der Schaman hatte als ein trefflicher Fourier die Wege zu den Küchen, Kellern, Herzen und Händen der Menschen schon geebnet, so daß die Reise den Tag über mit der größten Bequemlichkeit zurückgelegt werden konnte. Seine Spur verschwand auch gegen Abend noch nicht; doch schien sie durchkreuzt von einer andern, welche eine Truppenabtheilung gezogen haben mußte. Nach einigen Erkundigungen ergab sich, daß ein Corps chinesischer Cavallerie des Weges gekommen sei, überall die schärfsten Nachforschungen gehalten und sich nach einem Zuge Reisender erkundigt habe, der mit dem gegenwärtigen derselbe wäre, wenn dieser aus weniger Personen bestanden hätte.

Wir wollen den Leser nicht durch eine weitläufige Spannung hinhalten. Kann man nach dem kaum Erwähnten anders schließen, als daß dies Kapitel mit der erneuten Gefangennahme Gylluspa's und ihrer Väter enden muß? Warum eine sorgfältige Ausmalung aller scheuen Blicke, welche die Reisenden um sich herwarfen? Warum alle Klagen und Verwünschungen aufzählen, welche sie über die neue Täuschung ihres Schicksals ausstießen, noch ehe sie eingetroffen war?

Um das Unglück wahrhaft rührend zu machen, kann man es nicht einfach genug schildern.

Es war der Oberst Tschu-Kiang selbst, der sich an der Spitze des Piquets befand und eine Nacht und einen Tag durch geritten war, um die Entschwundenen wieder aufzutreiben. Schü-King wollte dem General zeigen, welche Achtung seinen Befehlen gebühre! Der Oberst freute sich, zum ersten Male eine Waffenthat glücklich überstanden zu haben, die seine angebetete Braut zur Anerkennung und unfehlbar auch zum Danke verpflichten würde. Er sah ein, daß man ihn zu gewissen Dingen gebrauchen könnte und vorzüglich zu denen, für welche, wie er zu seinem Feldwebel sagte, der Muth eines Löwen und die Schnelligkeit eines Vogels erforderlich wären. Keiner meiner Leser aber wird dies Kapitel verlassen, ohne es herzlich zu beklagen, daß uns bei diesem Ausgange die merkwürdige Bekanntschaft des weiblichen Lama von Palte entzogen wird. Ob wir sie dennoch vielleicht noch machen werden, kann in der That Niemanden mehr interessiren, als den Autor dieser Geschichte.

Zwölftes Kapitel.

Das Exil.

Am Thor der Gräber auf dem Baume Mai
Tschi-Hiao der Vogel sitzt, und singt vom Sterben.
Chinesisch.

Kann man den Gedanken der Revolution, deren Entwickelung wir immer näher rücken, eine Unwahrscheinlichkeit nennen? Ich vermuthe, daß Einigen dies Ereigniß zu wenig motivirt erscheinen wird. Sie werden an den Planen des Teschu-Lama zweifeln, weil ich in der Mittheilung seiner Beweggründe zu karg gewesen bin. Dazu kommt, daß Jeder bereit sein wird, mir einen falschen Gedanken unterzuschieben. Er wird mich anklagen, daß ich die Revolution als das alleinige Werk des Schamanen hinstelle, und es sonderbar finden, um den Preis eines Weibes die bestehende Ordnung mit einem unsichern Wechsel zu vertauschen. Ich erinnere daher theils, daß die Entwürfe des Statthalters früher waren, als die Berechnungen des Schamanen, der sie adoptirt, weil er Nutzen aus ihnen ziehen mochte, theils weis' ich auf Tibets eigenthümliche Lage hin, welche ich in dieser Rücksicht zum Theil noch ans Licht zu stellen die Pflicht habe.

Ungeachtet der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, welche dem Dalai-Lama, als dem verkörperten Herrn des Himmels und der Erde, zugeschrieben wird, erheben sich doch häufig gegen die irdische Hülle seines Fleisches die feindseligsten Bewegungen. Die Reibungen zwischen dem Lama von Lassa und dem von Teschulumbo sind so alt, wie die ganze Theokratie, welche den Hintergrund unsers Gemäldes bildet. Bald beruft sich der Eine auf ein Versehen, das bei der Wahl des Andern begangen sei; bald wird der letzte Wille eines sterbenden Lama außer Acht gelassen und ein Anderer wirft sich zum Vollstrecker des umgangenen Testamentes auf; bald entstehen zwischen den einzelnen Herrschern, selbst nach Verjährung ihres Regiments, in Folge streitiger Befugnisse, eine Reihe von Feindseligkeiten, die oft mit dem völligen Sturze der schwächern Partei enden. Hiezu kommen von der einen Seite noch die Umtriebe der Fremden und von der andern gewisse Vorurtheile der Einheimischen. Die Intriguen des Cabinets von Peking haben schon oft dem rechtmäßigen Herrscher einen ungesetzmäßigen als Gegen-Lama entgegen gestellt. Und den Teschu-Lama wählten die Chinesen zu diesem Zwecke desto lieber, weil sie selbst vorgeben, daß dem letztern eine größere Heiligkeit beiwohne, als dem Dalai-Lama. Einige Mongolenstämme und die weißen Mandschuren sind desselben Glaubens und finden damit bei den Tibetanern um so eher Eingang, als es unläugbar ist, daß die Dynastie von Teschulumbo weit mehr Jahrhunderte zählt, als der jüngere Thron von Lassa. So wird alles Heilige in die kleinliche Berechnung des irdischen Maßstabes gezogen. Die Kurzsichtigkeit unsers Auges zieht das Firmament in einen so kleinen Raum zusammen, daß man es mit einer Fingerspanne ausmessen kann.

Es ist bekannt, daß in Tibet die Geistlichkeit sich in zwei Secten trennt, welche sich nach ihren verschiedenen Trachten Gelbmützen und Rothquäste heißen. Es ist gleichgültig, worin die Differenz ihrer Ansichten besteht, aber die Trennung ist eben so erwiesen, als daß die erstere Partei ein größeres Maß von Ehrfurcht vor dem Teschu-Lama, die letzte vor dem Dalai-Lama hegt. Wenn zwischen diesen beiden Häuptern des Landes Unruhen ausbrechen, so nehmen jene Secten, je nach ihrer Verwandtschaft, gegen den einen für den andern Partei und schüren die Flammen des Zwistes noch mehr durch die Aufregung des Volkes, auf welches ihnen die Verfassung Tibets einen so mächtigen Einfluß erlaubt.

Unter diesen Umständen werden wir Vieles erklärlich finden, das uns bei der großen Achtung vor dem Dalai-Lama sonst räthselhaft hätte erscheinen müssen. Nichts war in Tibet mehr vorhanden, als der Zündstoff zu den Mißhelligkeiten, deren Ausbruch wir entgegen sehen.

Wir kehren zu den Männern zurück, welche es übernommen hatten, in die brennbare Materie den ersten Funken zu werfen.

Unter dem Giebeldache eines freundlichen Hauses, über welches sich die Zweige eines hohen Ulmenbaumes ausstreckten, saßen auf ausgebreiteten Teppichen zwei Männer, welche in ihren Gesichtsbildungen, in dem ganzen Ausdruck ihres Wesens so verschieden waren, daß man sich wundern konnte, wie ihnen Beiden doch die Sitte des Tabakrauchens gleich geläufig war. Blaue Rauchwolken stiegen in die grünen Zweige der schattigen Ulme und vertrieben zwar das den Bäumen schädliche Ungeziefer, aber auch den Singvogel, wel-

cher auf dem ersten Geäst sein Nest gebaut hatte und seine Jungen der Gefahr des Erstickens überlassen mußte.

An dem komisch ernsten Aeußern des einen der Dampfenden, an der sorgfältigen Abgemessenheit seiner Bewegungen, an dem abgewogenen Ausdruck seiner Rede, welche er gern mit zierlichen Wendungen schmückte, erkennen wir bald den Correspondenten wieder, welchen wir in der Gefangenschaft des kühnen Teschu-Lama verlassen haben. Es ist die kleine Wohnung seines Wirthes und Wärters, des Polizeipräsidenten und Hofnarren Dhü-Kummuz, vor welcher er seine Glieder ausgestreckt hat, die Blicke bald in die Ferne des Ostens, wo sie eine bergige Scheidewand abschnitt, richtend, bald sie auf seinem Gegenüber ruhen lassend.

Diese andere Person ist für uns eine neue Erscheinung und wohl einiger Beachtung würdig. Ein barockes Kleidergemisch, das theilweise dem asiatischen Schnitte gemäß ist, theilweise aber an Europa erinnert, umschließt einen langen, wohlgenährten Körper, aus welchem zwei kleine graue Augen und eine fein gebildete, spitze Nase hervorquollen. Jede Oeffnung des geschlossenen, lippenlosen Mundes ließ eine Reihe der weißesten Zähne blicken, die gegen den dunkeln Teint des übrigen Antlitzes auffallend abstachen. Der spärliche Bartwuchs ließ dennoch so viele Haare zurück, daß sich auf der obern Lippe ein kleiner grauer Bart angesetzt hatte. Den kahlen Scheitel bedeckte eine weiß gepuderte Perücke. Rechnen wir zu diesen Einzelzügen noch einen, mit Pistolen besteckten Gürtel, sehr lange Stiefeln aus ungegerbtem Leder und neben dem Manne zwei große Gefäße mit dem Gerstentranke Tschong und mit dem stärkeren, spirituosen Arra gefüllt, so haben wir das vollständige Bild Sir James Dick-

son's, eines Deserteurs aus englisch-ostindischen Diensten, des jetzigen Oberbefehlshabers der Artillerie von Teschulumbo.

„Ich suchte Menschen auf, welche Verstand haben," sagte Dickson, einen tiefen Zug aus dem Arragefäße nehmend, „ich traue Euch davon nicht wenig zu und suchte deßhalb Eure Gesellschaft; warum fangt Ihr aber nichts als Grillen? Legt Euren schlechten Humor ab! Der Mensch ist ein geselliges Thier."

„Mein lieber Freund," antwortete der Correspondent mit einer Miene, die wenig auf eine stolze Ergebenheit in sein Schicksal schließen ließ; „als ich noch Salzmandarin in Kang-Tong war, hatte ich mannichfache Gelegenheit, die Söhne Eures Volkes zu beobachten. Es gefiel mir Vieles an Euch. Eure Röcke sind nicht so weit und kosten weniger Tuch; Eure Schuhe sind mit Leder, nicht wie die unsrigen mit Papier besohlt; Eure dreieckigen Hüte sind in ihrer dachartigen Form so vortrefflich, daß ich bei jedem Regenwetter an die Europäer denke, in deren Hüten sich bequem ein Fluß bildet und durch Rinnen abläuft, ohne den Kleidern zu schaden. Aber lächerlich schienen mir immer Eure Unterhaltungen, in den Gesprächen Eure Wendungen, kurz ich find' es belustigend, wenn die Europäer den Mund öffnen."

„Das wäre ja der Teufel!" sagte Dickson; „im Gegentheil hab' ich einen Vetter, der in Dienste bei der englischen Theecompagnie trat und als er die erste Reise nach Kanton machte, vom Lachkrampfe so befallen wurde, daß ich ihn noch immer höre, obschon ich bestimmt weiß, daß er irgendwo in Devonshire längst begraben ist."

„In Euern Gesprächen liegt eine Herabwürdigung des Organs, dessen Ihr Euch dabei bedient," erklärte der Corre-

spondent; „die Europäer wissen nicht, wie die Weisheit über die einzelnen Theile der Sylbe W o r t spricht. Der erste dieser vier Buchstaben begreift die Erde in sich und die Menschenwelt und das gemeine Feuer und die Pflanzen und den Osten, den Frühling, die Zunge und ihre Lust, die Vergangenheit und den Rhythmus Kaitri und wenn Ihr ihn abzeichnet, muß er citronengelb gemalt werden."

„Das sind Dinge, die sich hören lassen, obschon sie sehr spaßhaft sind," fiel Dickson ein und sprach dabei herzhaft seinen beiden Eimern zu; „weil Ihr aber die Citronen erwähnet, so denk' ich, Freund, Ihr sprecht von den vier Elementen, aus welchen ich in besseren Tagen Punsch machte. Fahrt in Eurer Philosophie des Punsches nur fort."

„Der zweite Buchstabe der Sylbe Wort," sprach der Correspondent ferner, den heiligen Büchern nach, „ist die Atmosphäre mit dem Regen, die Lebenswärme, der Sommer, der Westen, der Athem, die Nase und ihre Lust, die Gegenwart, der Rhythmus Tarschetap, und wenn man ihn malen will, so ist er grün."

„Diese Schnurren versetzen mich nach Calcutta zurück," sagte Dickson; „wenn mich damals einer meiner Oberoffiziere (ich war Sergeant und trug drei Silberborten über dem linken Arm) aus dem Fort William in die Stadt schickte, um vielleicht ein Briefchen an die reizende Frau eines Raja zu überbringen, so schlenderte ich gemüthlich durch die Pettah, wo die schwärzesten Häuser, aber unter den Mädchen auch die schwärzesten Augen sind. Himmel, was war das für ein Geschrei in den Moscheen und Pagoden! Und die Braminen sprachen eben so tolles Zeug, als mein bester Freund, an dem ich nur seine übergroße Nüchternheit tadeln möchte.

Sagt mir jetzt etwas vom dritten Buchstaben, damit ich nachher den vierten noch erklären höre!“

Der Correspondent fuhr in dem Tone eines akademischen Lehrers fort: „Der dritte Buchstabe aller Buchstaben ist die Sonne und ihre Welt, das Paradies und Sonnenfeuer und der Blitz, der Nord, die zwei Regenmonate, das Licht, das Auge und seine Lust, die Zukunft und der Rhythmus Djakti und wer ihn malen will, bedarf dazu der weißen Farbe. Der vierte Buchstabe des Wortes Wort ist endlich der Mond, die Sterne, Wasser, Süd, Winter, Herz, die Wissenschaft, die Mensur Anschetap, kann aber nicht gemalt werden.“

Dickson verwunderte sich darüber und sagte: „Das wäre ja merkwürdig! Gelb, grün und weiß sind die Farben der ersten Buchstaben, es bleiben also für den letzten mehr, als noch einmal so viel, übrig. Warum soll man ihn nicht malen können?

„Meister Dickson,“ entgegnete der Correspondent; „die Offenbarungen des Himmels haben darüber geschwiegen. Aber ich mache folgende Vermuthung: der vierte Buchstabe ist im Grunde die Unsichtbarkeit des Unsichtbaren, er ist die Seele der drei andern, seine Welt ist die Welt des Wesens und seine Farbe die Allfarbe. Will man ihn abbilden, so geschieht dies unter dem Bilde der Welt. Man zeichnet ihn wie eine Kuh.“

Dickson mußte den Krug vom Munde setzen, weil er über dieses Bild in heftiges Gelächter ausbrach. „Fremdling,“ rief er, sich als Einheimischen fühlend, „es wollte Leute geben, die dich für überaus vernünftig hielten. Daß hinter diesen Bergen Menschen wohnen, welche die Possen der Hindostaner nachahmen, wäre mir nie in den Sinn gekommen.

Vergoldet man bei euch auch den Kühen die Hörner? Wer hätt' es eurem Zopfe angesehen, daß ihr auf solche Narrheiten etwas gebt! Nichtsdestoweniger gesteh' ich, daß ihr mich vortrefflich unterhaltet, guter Freund!"

„Da sind wir auf dem Punkte," fiel der Correspondent heftig ein, „wo ich zweifelhaft bin, ob ich mehr die Bosheit oder die Albernheit der Europäer verachten soll. Warum führt Ihr Gespräche? Um Euch zu unterrichten? Um einander eure Erfahrungen mitzutheilen? Um euch in eleganten Wendungen zu üben, Begriffe zu spalten, die Redeformen der Rhetorik in Anwendung zu bringen? Keineswegs! Ihr wollt mit euern Unterhaltungen nur die Zeit und euch selbst betrügen. Ihr wollt eine Leerheit in die andere stecken und ein Loch durch zwei andere Löcher ausfällen. Ihr nehmt Partei für jede beliebige Meinung, wenn sie zufällig keinen andern Vertheidiger findet. Ihr thut nichts für die Wahrheit und Alles für die Lüge, weil sich von dieser mehr Lärm machen läßt, als von jener; wenn ihr ein Gespräch beendet, so stürzt ihr Alles über den Haufen, lacht diejenigen aus, die sich erhitzt haben, um euch zu bekämpfen, und dankt nicht im Namen eurer erweiterten Kenntnisse oder eures ausgebildeten Redetalents, sondern im Namen einer glücklich verschwundenen Stunde, vor deren langer Weile ihr vorher in Schrecken geriethet. Das sind die Gespräche eurer Landsleute, Dickson, und ich ziehe es vor Tabak zu rauchen, als dir die Fliegen der Langenweile von Deiner rothen Nase mit meinem Munde wegzuschnappen."

Dickson schüttelte den Kopf über die mürrische Laune des Chinesen und sagte: „Den Sinn deiner langwierigen Rede hab' ich zwar nicht verstanden, aber ich fürchte, es steckt etwas

Grobheit darin. Ich bin kein Holländer und doch zog mich euer leutseliges Wesen an. Lieber Freund, man muß sich in das Unvermeidliche schicken. Was geht euch meine rothe Nase an?"

Wie herzliche Freunde sonst auch diese beiden Männer waren, welche durch ihre Entfernung von zwei Heimathen genöthigt waren, sich in der dritten einzubürgern, so brachten doch oft die unsaubern Späße des Einen und die Sonderbarkeiten des Andern Mißhelligkeiten in ihr gutes Vernehmen. Einen solchen Streit zu schlichten, war dann Niemand geschickter als Dhü-Kummuz. Er erschien auch in diesem Augenblick zur rechten Stunde. „Von da oben weht ein so frostiger Wind!" rief er, einige Stufen zum Hause hinaufsteigend; „je stärker man die Kanone ladet, desto mehr Hitze glüht sie aus. Das hat auf euch keine Anwendung, Dickson; denn ihr sprecht ja nichts. Das Gleichniß kam mir aber zur rechten Zeit. Wie ist der Stand unserer Artillerie, General? Ich soll mich darnach bei euch erkundigen!"

Dickson nahm eine wichtige Miene an und richtete sich auf. „Wenn ihr Sinn für die Wissenschaft und das Geniewesen hättet," sagte er, „so würde eure Frage keinen Fehler enthalten und unser chinesischer Freund würde ihn sogleich verbessert haben. Wie oft hab' ich euch Beide nicht dazu einladen lassen, an meinen Vorträgen über die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften Theil zu nehmen. Ihr habt mich aber ausgelacht, gleichsam als hätt' ich fortwährend im Fort William auf der Bärenhaut gelegen und wäre nicht zuweilen in die Compagnieschule gegangen."

„Ihr macht mich begierig auf die Fehler, die ich begangen habe, Meister Dickson," sagte Dhü-Kummuz, neben den beiden Andern sich niederlassend.

„Ich will so eigentlich nicht von einem Fehler sagen," entgegnete Dickson, sich wohlgefällig den Bart streichend; „doch habt ihr das Wort Artillerie in einem Sinne genommen, ohne daß ihr wißt, wie man es noch in einem andern nehmen kann."

„Glaubt nur nicht, mir etwas Neues zu sagen!" fiel der gelehrte Correspondent ein; „in keinem Reiche kann sich die Artillerie in besserem Zustande befinden als in dem Reich der Mitte."

Während Dickson über diese Bemerkung in lautes Gelächter ausbrach, fügte Dhü-Kummuz noch hinzu: „und es ist längst erwiesen, daß die Chinesen das Pulver früher erfunden haben, als die Europäer."

Als Dickson endlich Worte gefunden hatte, sagte er: „Die chinesische Artillerie! Großer Gott, warum führen wir keine Kriege mit bleiernen Soldaten! Warum schneiden wir die ausgemalten Bilderbögen nicht aus und ziehen die kleinen Papier-Soldaten auf steife Pappe und stellen sie vor die Fronte! Nein, mein Freund, ein Land, das seine Forts und Lünetten mit papiernen Kanonen bespickt, kann über Artillerie nur lernen, keineswegs aber eine Meinung abgeben."

„Vergeßt nicht, wegen der zweifachen Artillerie Euer Wort zu halten," bemerkte Dhü-Kummuz; Dickson aber räusperte sich, stellte die beiden Krüge zur Unterstützung seiner Beredsamkeit zurecht und begann zuerst mit einem Verbot: „Unterbrecht mich nicht!" sagte er; „ich kann Niemanden von Euch drei Stunden nachexerciren lassen und für zu viel Plaudern an die Thür der Artillerieschule stellen. Von gesetzten Leuten erwartet man, daß sie sich auch ohne Disciplin regieren lassen. Meine Herren, das Wort Artillerie soll türkischen Ur-

sprungs seyn, weil man sich der Kanonen zum ersten Male in den Kreuzzügen bediente, wo man die festen Burgen der Sarazenen mit ihnen in Aschenhaufen verwandelte. Es ist türkisch das Wort; ich zweifle gar nicht daran."

Dhü-Kummuz konnte trotz der Warnung nicht umhin, zu bemerken, daß darauf wenig ankäme; und Dickson, der eben einen Zug aus dem Arrakrug gethan hatte, war damit zufrieden, denn er sagte: „Ihr habt Recht. Die Hauptsache bleibt Folgendes: Artillerie ist Alles; das heißt, ich meine nicht Jedes, aber unstreitig gehört doch das Pulver dazu. Das Pulver kann man Artillerie nennen; auch das Schrot, auch das Korn des Visiers — nein, ich bringe da schon zweierlei Dinge untereinander. Man muß sich sehr deutlicher Ausdrücke bedienen, um dem Laien etwas verständlich zu machen. Wenn ich z. B. den Protzkasten nehme, wozu gehört er? zur Kanone? Das wäre falsch; er gehört zum ganzen Geschütz; aber davon soll hier eigentlich nicht die Rede seyn; sondern ihr erinnert euch, daß ich zweierlei Arten von Artillerie unterscheiden will. Ich meine keineswegs die Fuß- und die reitende Artillerie, sondern z. B. die Faschinen. Zu welcher Artillerie gehören die Faschinen? Zur Belagerungs-Artillerie? Das ist sehr richtig und dennoch ist es falsch; und warum ist es falsch? das will ich euch sagen. Seht, wenn ich z. B. mit Kartätschen schießen will, so läßt sich das wohl leicht aussprechen: Kartätschen! Wo bekomm' ich aber die Kartätschen her? Aha, das ist der Punkt, auf welchen es ankommt. Man könnte z. B. sagen, der Artillerist bekommt sie aus der Pulverfabrik duzendweise. Im Grunde seh' ich daran auch nichts Unrechtes; denn wie gesagt, es gibt zweierlei Arten von Artillerie; aber die Materie ist sehr

schwierig. Kurz und gut — oder vielmehr, wo bekommt —, ich bin auf dem Wege — wo bekommt der Artillerist die Pulvermühlen her? Die Pulvermühlen? Nein, umgekehrt: wo bekommen die Pulvermühlen die Artilleristen her? Oder sollt' ich nicht vielmehr? — Kurz — ja, nehmt z. B. die Laffetten —"

Dhü=Kummuz fiel aber dem Docenten, der dem Asiaten eben so barbarisch vorkommen mußte, wie sie ihm, mit der Bemerkung ins Wort: „Im Grunde kommt's ja doch auch darauf nicht an!" und Dickson, seinen Durst löschend, entgegnete gutmüthig: „Ihr habt Recht. Und die Hauptsache bleibt immer Folgendes: Die eigentliche Artillerie besteht aus Geschützen, Mannschaft, Pferden, aber keineswegs aus Pulver und Kugeln; denn die Artillerie besteht zwar auch aus diesen, aber nicht so, wie ich es meine. Das Ding ist nämlich dieß. Die eigentliche Artillerie wird in drei Theile getheilt: das heißt, sie läßt sich auch in fünf Theile theilen; aber was haben wir davon? Verwirrung, und man muß in diesen Sachen über alle Maßen deutlich seyn. Nämlich was ist Festungs=Artillerie? Ein Achtundvierzigpfünder ist Festungs=Artillerie, auch noch ein Zwölfpfünder; denn Zwölfpfünder sind immer noch schweres Kaliber. Aber wie ist's mit der Linien=Artillerie? Nein ich erinnere mich, diese kommt später. Wir haben erst von der Feld=Artillerie zu sprechen; obschon dies so gut wäre, als hätt' ich den vorigen Fehler schon begangen; nämlich auch dies ist ein Irrthum. Denn warum? Was ist Linien=Artillerie? Wollt' ich sagen: Feld=Artillerie? Jedoch hat es nichts auf sich, warum nicht auch Linien=Artillerie? Ist ein Sechspfünder Liniengeschütz oder Feldgeschütz? Das ist die Frage und wer sich darauf versteht, wird sie bejahen. Daraus folgt aber nicht Alles. Denn ist darum

auch Linien- und Feld-Artillerie dieselbe? Wenn man's recht nimmt: o ja! Und wenn man's anders nimmt — das heißt, man kann es nicht anders nehmen, als es in der That ist. Daraus folgt — oder vielmehr, was ließ ich doch vorangehen?"

Dhü-Kummuz aber sagte: „Ach, und im Grunde kommt's ja auch darauf nicht an." Und Dickson, der vorhin über den Correspondenten gelacht hatte, stimmte darin ein und sagte wieder; „Ihr habt Recht. Und die Hauptsache bleibt ja doch immer nur Folgendes: Wir sprachen von der Festungs-Artillerie und vergaßen die Artillerie der Belagerung. Was heißt belagern? Belagern heißt, um einen festen Punkt so viel Kreise ziehen, bis der letzte Kreis mit dem Mittelpunkte zusammenfällt. Das nenn' ich eine Erklärung; und so lernt man sie auch nur in der Compagnieschule des Forts William. Allein es handelt sich um das Belagerungsgeschütz. Von diesem aber läßt sich wiederum gar nicht sprechen, wenn ich nicht der Positionsartillerie erst meine Aufmerksamkeit schenke. Positionsartillerie; wie hängt es damit zusammen? Hierüber läßt sich nun durchaus gar nicht tractiren, wenn man nicht erst über die sogenannten Stütz- und Anhaltspunkte Einiges beigebracht. Was sind Stützpunkte bei Belagerung, was im Felde? Im Felde? Aha, da seh' ich, daß ich vorhin über die Feldartillerie sehr wichtige Urtheile geäußert habe, und gehe daher sogleich" — „O geht in des Teufels Namen mit diesem Wirrwarr von Unterscheidungen!" fiel Dhü-Kummuz ein; „läßt sich mit dieser Weisheit eine Taube vom Baume schießen? Gebt mir lieber Auskunft über den Zustand der Waffe, deren Schöpfer ihr für unser Land gewesen seyn wollt."

„Ich bedaure Dich, Dhü-Kummuz," entgegnete Dickson großmüthig; „du hast keinen Sinn für die Wissenschaft,

sonst würdest du die Theorie nicht hinter die Praxis stellen. Doch bin ich bereit, über Alles Auskunft zu geben. Ich bin General der Artillerie von Teschulumbo; womit kann ich dienen?"

„Es handelt sich um sechs Kanonen," sagte Dhü-Kummuz; „um zwei, welche diesen Namen kaum verdienen, um eine schadhafte Haubitze und einen halben Mörser, im Ganzen um zehnthalb Feldstücke; was läßt sich mit diesen bewerkstelligen?"

„Welche Frage?" entgegnete Dickson; „schon derjenige, welcher den Zustand unserer Artillerie nur oberflächlich kennt, würde erst zwar sagen: gar nichts! dann aber hinzufügen: gegen einen Feind, der keine Kanonen besitzt oder sie schlechter besitzt als wir, Alles. Doch bin ich General dieser Artillerie, ich kenne die Art ihrer Bedienung und kann euch versichern, daß wir einen Schatz in dieser Waffe haben."

„Wir bedürfen aber mehrerer fliegender Corps", sagte Dhü-Kummuz; „diese werden sich von der Hauptarmee entfernen und verlangen zur Begleitung unfehlbar ein Geschütz. Da wird der Rumpf bald bloßgegeben seyn."

„Dieß heißt ohne Sachkenntniß sprechen," fiel Dickson ein; „ich gebe keinen einzigen Feuerschlund heraus, der etwas größer ist, als eine Muskete. Kann die Artillerie an einem andern Orte seyn, als wo ihr General ist?"

„Ihr scherzt wohl nur," meinte Dhü-Kummuz; „darf sich das Hauptheer mit den Belagerungen der uns zahlreich aufstoßenden Forts aufhalten? Diese zu bezwingen, bleibt die Sorge der Streifcorps und der ihnen beigegebenen schweren Fahrzeuge. Ich will euch aber sagen, worin eure Anhänglichkeit an den höllischen Schoßkindern eurer Laune liegt: in

dem Umstande, daß ihr zu gleicher Zeit General und Unterofficier seyn wollt, daß ihr keine Elite um euch gebildet habt, daß ihr mit jedem Geschütz einzeln exercirt habt und wenn sie zusammen feuerten, sie alle commandirtet. General, legt den Sergeanten ab!“

Dickson nickte selbstgefällig zu dieser Erklärung und sagte: „Nun wohl! beim Anfang eines Krieges tritt ein großartiges Avancement ein. Die Officiere, die meine Stelle übernehmen sollen, werden noch heute geschaffen werden. Ich sehe es ein, daß ich mich aufopferte. Unter diesen Umständen ist die Lage unserer Artillerie folgende: Wir besitzen als Festungsartillerie nur einen etwas schadhaften Mörser, der noch dazu von Eisen ist; aber Schikadse wird vor Angriffen sicher seyn und wir führen diese alte Reliquie unfehlbar mit uns. Unsere Belagerungsartillerie besteht aus einer zehnpfündigen Haubitze, die ich als eine Merkwürdigkeit für Hochasten sehr verehre und die uns von Nutzen seyn kann. Zwar fehlt ihr Korn und Visier, aber was soll's auch mit dem accuraten Zielen bei einer Belagerung? Etwas Anderes ist's im Felde; da gilt es, einen Obersten von der Fronte wegzuputzen oder ein Zelt zu beschießen, wo der Generalstab über den Karten des Terrains brütet; bei einer Belagerung weiß ich, daß jeder Schuß ein Stück Mauerwerk aufreißt und mehr bedarf es nicht. Sollte es einen Pulverthurm oder einen Buben, der uns zum Hohne die Mauer mit Besen fegt, zu erlegen gelten, nun, so besitzen wir zur Belagerungsartillerie gehörig noch einen Zwölfpfünder von schönem Kaliber; ja, warum soll ich es nicht sagen? Wir besitzen noch einen, den ich herzlich gern von der Feldartillerie ablassen will. Dann bleiben uns für die offne Schlacht noch sechs Kanonen übrig, die ich

eine Batterie nennen würde, wenn ich ihrer nicht an verschiedenen Orten bedürfte. Ich theile diese sechs Geschütze in drei zur Linien- und in drei zur Positionsartillerie gehörige ein. Leider treten hier einige Uebelstände ein, die sich so leicht nicht umgehen lassen. Im Grunde sind nämlich nur drei von diesen Geschossen tauglich; denn zwei sind vernagelt und können nur dazu dienen, dem Feinde Furcht einzuflößen oder das Gerassel der Schlacht zu vermehren oder im schnellen Fluge einige Beine, Arme und Gehirne zu zerquetschen. Von der dritten bedenklichen Kanone fürcht' ich noch Aergeres. Sie hat queer über das Rohr einen Sprung, der unläugbar ist. Ich habe seine Tiefe nie sondiren mögen, weil ich fürchtete, das Rohr möchte sogleich zum Teufel gehen. Aber so viel ist richtig, den ersten Schuß hält es noch aus, den zweiten aber nicht mehr. Ich will unter meinen Kanonieren anfragen, wer eine reiche Erbschaft zu bekommen hoffte und sie nicht erhielt; wer von seinem Mädchen verlassen ist oder sich gestehen muß, daß ein Andrer zu seiner Frau gestiegen ist; wer einen Zug zur Melancholie hat oder zu wenig Löhnung bekommt und doch niemals hoffen darf, Bombardier zu werden: kurz nur lebenssatte Kanoniere sollen jenen gefährlichen Posten einnehmen. Denn den ersten Schuß opfre ich nicht auf; was kann ich nicht alles mit diesem Schusse ausrichten? Der Lärm, den dieser Schuß anrichtet, zersprengt schon allein vielleicht ein Quarré. Die Kugel fährt durch ein zweites mit hundert abrasirten Köpfen durch, zerschmettert einen General, der vielleicht eben seinem Adjutanten einen witzigen Einfall mittheilen wollte und auf dem Sprunge war uns durch ein Manövre zu fangen, schlägt einem Esel, der eben auf mich zielte, die Flinte aus der Hand und wühlt endlich

noch ein so großes Loch in die Erde, daß wir nach dem Siege bequem darin bivouakiren können. Einen solchen Schuß sollt' ich ungeschossen lassen? Nein, mag der Sechspfünder bei der zweiten Kugel in tausend Stücke zerspringen; ich halte mich ja fern davon und lass' ihn nur, wie gesagt, von lebenssatten Kanonieren bedienen, dann bleiben mir noch drei unübertreffliche Geschütze übrig. Ich pflege niemals etwas über meine Kräfte hinaus zu erheben, aber mit diesen drei Wesen getrau' ich mich ganz Hinterasien und meinetwegen noch einen sechsten Welttheil zu erobern."

Eine gellende Fanfare von Tschungs oder tibetanischen Muschelhörnern setzte sich dicht auf die Fersen dieser langen europäischen Exposition. Eine Staubwolke stieg von der linken Seite der im Schatten der Ulme Sitzenden auf und ließ nur zuweilen gegen die Sonne einige blitzende Waffen oder Verzierungen von Mützen durchblicken. Der Zug kam näher und bewegte sich gerade auf das Haus des Dhü-Kummuz zu. Dieser erhob sich mit den Worten: „Steht auf, General, der Lama geht auf die Jagd und wir müssen ihn begleiten. Wäre unser stummer Freund, unser schwermüthiger Hausgenosse, ein besserer Reiter, er müßte ein Roß besteigen und seine Grillen nach dem Walde tragen, um sie nicht wieder zurück zu bringen."

Der Correspondent, der gegen die weitläufigen strategischen Unterhandlungen der beiden Andern eine auffallende Gleichgültigkeit gezeigt hatte, lächelte und sagte mit einiger Bitterkeit: „Ich glaubte, Teschulumbo sei der Sitz eines geistlichen Fürsten. Ich finde aber, daß es vielmehr der Sitz der freien Sitten ist. War es in Lassa erhört, daß Gott auf die Jagd geht!"

Dickson brachte seine Kleider in Ordnung und entgegnete auf diese Bemerkung: „Wer aus Europa gebürtig ist, versteht sich auf scharfsinnige Unterscheidungen. Freund, ihr müßt das Gesetz von denen unterscheiden, welche unter ihm stehen. Es gibt in Europa eine Art Religion, welche man Christenthum nennt und aus den Katechismusjahren meiner Jugend hab' ich diese Trennung noch nicht vergessen. Der Lama ist das Gesetz, wer hindert ihn, sich in den Finger zu schneiden? Mit andern Worten: dieser geistliche Hof hier ist so unterhaltend, wie es der von Rom niemals gewesen ist. Oder, um eine andere Wendung zu gebrauchen: Ich hoffe dich wieder zu sehen, mein Freund, den ich liebe wie der Engländer einen Hongkaufmann, und wenn du vielleicht Lust tragen solltest, meine Vorlesungen über die Geschütze zu Papier zu bringen, so kannst du eines Dankes gewiß sein, für den ich mich bei der Jagd auf Worte besinnen will. Nützen muß es dir auf jeden Fall."

Der Zug war jetzt bei dem Hause angekommen und zwei Pferde wurden vorgeführt, welche von Dhü-Kummuz und Dickson bestiegen werden sollten. Der Teschu-Lama, der sich in seinem kriegerischen Zeug stattlich ausnahm, war von einem Gefolge umgeben, dessen Kleidung ein sonderbares Gemisch von geistlichem und weltlichem Aufzuge vorstellte. Er richtete an die beiden Theilnehmer der Jagd, welche sich in den Sattel schwangen, einige wohlwollende Worte und Dickson, welcher noch nicht ganz den europäischen Bedienten und den subalternen Soldaten abgelegt hatte, erwiederte sie mit einem langen Redefluß, der ungefähr sagen wollte: Ew. Gnaden sind heut gar zu gütig! Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, die Muschelhörner hielten den Rossen die Ohren

steif, die Hunde drängten vor und wurden mühsam von den Reitern an langen Stricken zurückgehalten. Die Richtung ging einer sanft sich aufdachenden, von einem dunkeln Wald-kranze bekränzten Ebene zu.

Wie der Correspondent den vorhergegangenen Gesprächen Dicksons und seines Wirthes nur eine gleichgültige, theil-nahmlose Aufmerksamkeit geschenkt hatte, so gab er auch bei der Ankunft des Lama einen stummen Zuschauer ab. Er stand interesselos an den Ulmenbaum gelehnt, ohne ein Zeichen äußerer Achtung vor dem Manne, in dessen Gewalt er sich befand, blicken zu lassen. Dies Benehmen stimmte mit sei-nem frühern nicht überein. Denn bis dahin war er immer nach dem richtigen Grundsatz verfahren, daß die Großmuth den am mildesten behandelt, welcher keinen Widerstand leistet; seine Gefangenschaft hatte in Folge dieser Ergebenheit nichts Unerträgliches erhalten; die Gränzen, innerhalb deren er sich bewegen durfte, waren weit auseinander gesteckt und die Be-suche der angesehensten Männer, welche seinen Verstand, seine mannichfachen Kenntnisse und seine gesellschaftlichen Gaben aufsuchten, mußten seiner Eigenliebe schmeicheln. Wenn der Correspondent dabei nie unterließ, Jedermann mit Zuvor-kommenheit zu begegnen, so mußte ihn heute ein fremdarti-ger Einfluß beherrscht haben, dem er sich hingab, ohne darauf zu achten. Was bestimmte ihn, heute zum ersten Male offen zu zeigen, in wie hohem Grade ihm seine Lage zu-wider war?

Ho-Po, der Diener des Correspondenten, kam aus dem hintern Hofraume von der linken Seite der Terrasse heran-geschlichen, zog seinen Herrn so nahe an seinen Mund, daß jedes seiner Worte nur in dessen Ohr widerhallen konnte,

und flüsterte ihm zu: „O mein theurer Vater, war ich bis jetzt ein Roß, das unter der Last des Grams, der seinen Herrn drückt, zusammensinkt, so fühl' ich jetzt einen neuen Lebensmuth in mir, da ich euch bald wieder in die alten Kreise eurer Macht zurück versetzt weiß."

„Ist dir deine Nachforschung gelungen?" fragte der Correspondent mit besorgten Blicken die Umgebung ausspähend. „Wer wird uns bei der Flucht zu Gebote stehen?"

„Ich habe einem Mann, der uns führen soll," antwortete Ho-Po, „ein weitläufiges Mährchen aufgebunden, das er aber sehr wahrscheinlich findet. Warum sollte der Mann es euch nicht zutrauen, daß ihr noch auf verliebten Wegen geht? Es ist finstre Nacht. Die Menschen haben hier zu Lande in der That mehr Verstand, als man von ihnen glauben möchte. Unser guter Pferdeverleiher sieht ein, daß die Liebe nur des Nachts auf ihren Raub ausgeht, daß es hartnäckige Väter, spröde Bräute, eifersüchtige Liebhaber noch unzählige in der Welt gibt und daß man ihren Wünschen und ihren Intriguen oft nicht anders zuvorkommen kann als durch einen raschen, ohne Säumen ausgeführten Entschluß."

„Deine Geschichte mag recht artig erfunden sein," sagte der Correspondent lächelnd; „doch hätt' es sich besser geeignet, mich zu einem verliebten Mönche zu machen, den die Sehnsucht nach einem angebeteten Gegenstand auf nächtliche Abenteuer treibt. Der Eifer des Mannes, uns zu dienen, würde um so größer gewesen sein. Doch um welche Zeit werden wir seiner gewiß sein?"

Die weitere Unterredung brachte alle die Umstände zur Sprache, welche bei dem nächtlichen Vorhaben beachtet wer-

den mußten. Wir finden den Gedanken an Flucht sehr erklärlich und wenig Hindernisse, die ihn hätten vereiteln können. Wenn es seither in den Absichten des Correspondenten lag, die Wachsamkeit seiner Aufseher unschädlich zu machen, so mußte er auf geraume Zeit das System befolgen, das ihm zu diesem Zwecke vortrefflich gelang.. Es hinderte ihn nichts, in der Nacht sein Zimmer zu verlassen, die Hausthüre zu öffnen, an der Pforte der Umzäunung seinen harrenden Diener mit sich zu nehmen und in einiger Entfernung ein Pferd zu besteigen, das ihn vielleicht sicher bis zu einem Orte trug, von wo aus es nicht unmöglich war, sein Fortkommen weiter zu bewerkstelligen. Mit dem zunehmenden Dunkel der Nacht lassen wir über diese Unternehmung einstweilen den Schleier fallen.

Die Jagd des Teschu-Lama sollte erst am folgenden Morgen beginnen; aber rings war schon durch die gellenden Muschelhörner, und das Hetzen der Jäger das ganze Thierreich in Bewegung. Die tangutischen Büffel liefen in zahlreichen Haufen über die Ebenen, mit den Hörnern die Erde aufwühlend, blieben dann zuweilen stehen, die gebückten Häupter erhebend, und beklagten mit dem ihnen eigenthümlichen Grunzen des Schweins, daß ihnen bei dem vielen Laufen dennoch die gefährliche Bürde ihres seidenhaar'gen Schweifes, der ihnen morgen das Leben kostete, nicht entfallen sei. Die Moschusthiere verpesteten die Luft mit jenem Gestank, der den europäischen Tabakschnupfern so ambrosisch duftet, eine zarte Nase zerfressen kann und jeden Besitzer einer solchen Nase aus einem Zimmer treibt, wo auch nur im tiefsten Verließe des Kleiderschranks ein Billiontheil dieses Ingrediens in Baumwolle verborgen liegt. Was helfen euch

diese Opfer, die ihr hier den Bergen und unwirthbaren Räumen bringt, ihr ungestalteten Geschöpfe! Mein alter Professor lärmt, daß in seiner Bibliothek der Moderduft über den Moschus den Sieg davon getragen hat, er schickt in die Apotheke und läßt sich einige Gran eurer kopfweherregenden Eigenschaften holen! Müssen die Büffel morgen ihre Haare lassen, so seid ihr gleichfalls den Beutelschneidern *) preisgegeben!

Der Herbst war schon so stark geworden, daß er das Laub von den Bäumen schüttelte. Aus den offenen Gebirgsreihen, die dem Zugwind einen freien Durchzug gestatteten, zog die Nachtluft mit schneidender Kälte. Einzelne Regenwolken, welche der Sturm von dem Gipfel eines himmelhohen Felsen wegtrieb, sanken mit ihrer ganzen Schwere auf die Ebenen herab und entluden sich in langwierigen Strömen. Mit der bedauerlichen Klage, daß durch diese Regenschauer auf Morgen die Wege schlüpfrig und schwierig gemacht sein würden, begaben sich die Jäger in einem einsamen Schlosse zur Ruhe.

Diese kleine Wohnung war befestigt und konnte zugleich als eine Kapelle für Pilgrime dienen; denn sie war mit geistlichen und wunderthätigen Bildern besetzt. Für diese Nacht leistete sie dem Teschu-Lama und seinem Gefolge einen schon oft geleisteten Dienst als vorübergehende Herberge. Es war ein fürstlich-tibetanisches Jagdschloß.

Mit Tagesanbruch hatten sich alle Theilnehmer des kommenden Vergnügens vor dem Rastorte schon versammelt. Der Teschu-Lama, der sich etwas später einfand, beliebte über die Inconvenienz dieser Unterhaltung mit seinem Stande einige scherzende Worte zu sagen, die von dem Gefolge mit großem

*) Bekanntlich trägt das Bisamthier seinen gesuchten Schatz im Beutel.

Beifalle aufgenommen wurden. Dickson hatte sich schon früh einen anhaltenden Humor getrunken und phantasirte über die Benutzung der Artillerie, die ihm selbst auf der Jagd nicht ohne Vortheil zulässig schiene.

Als das Treiben der aufgescheuchten Thiere lebhafter wurde, näherte es sich mehr dem Gebirge. Das Verfolgen wurde auf den steilen Wegen beschwerlicher, der Zug trennte sich, je nachdem man auf dem einen Pfade ein bestimmtes Ziel früher zu erreichen hoffte, als auf dem andern. Es liegt nicht in unserer Absicht, den ganzen Verlauf dieser Unterhaltung zu berichten, sondern wir folgen nur dem Pfade, welchen Dhü-Kummuz mit einigen andern Leuten einschlug, weil er uns zuletzt den Anblick der zweiten Katastrophe dieser Geschichte zeigen wird.

Der Weg zog sich mit fast unersteiglicher Schroffheit in die Höhe. Die Reiter waren alle von ihren Thieren gestiegen, die sie mit kurzem Zügel führen mußten, wenn nicht Mann und Roß einen Sturz in die Tiefe gewärtigen wollten. Einige unter den Begleitern Dhü-Kummuz's hatten vor ihm schon einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen; jetzt blieben sie an einer Stelle, wo eine weitere Fortsetzung des Weges undenkbar war, plötzlich stehen, wandten sich um, riefen den Nachkommenden zu, ihre Schritte zu beschleunigen. Wessen waren sie ansichtig geworden? Zwei Männer lagen mit ihren zerschmetterten Rossen in der Zwischenspalte, welche zwei Felsen von einander hielt. Der Fall war nicht tief, aber durch die zackigen Felsspitzen, welche die Gestürzten empfangen hatten, überaus gefährlich. Auch war es keinem Zweifel unterworfen, daß nur der Eine der Unglücklichen noch am Leben sei und einige scharfe Blicke reichten hin, in

dem Andern, dem es an's Leben gegangen war, den Correspondenten zu erkennen.

Es war nicht ganz unmöglich, sich den beiden Chinesen (denn der noch Lebende war Ho = Po) zu nähern. Es bedurfte nur einiger Behutsamkeit und die Schwierigkeit der Lage war leicht überwunden. Mehrere Männer kletterten hinunter, schwangen sich mit Gewandtheit über einige Felsblöcke und trugen die beiden Opfer ihrer Freiheitslust zu den Uebrigen zurück. Die Scene wurde belebter; denn diese Störung in dem Treiben ließ sich bald bemerken und von höher liegenden Gipfeln auch in seiner Ursache erkennen. Bald war die ganze Gesellschaft um diesen traurigen Anblick versammelt. Ho = Po ließ noch einige Hoffnung zur Rettung übrig. Er war zwar an allen Theilen seines Körpers beschädigt; doch nur eine Vernachlässigung seines Zustandes hätte ihm können tödtlich werden. Am Correspondenten blieb jeder Wiederbelebungsversuch ohne Erfolg. Die zerschmetterten Glieder hingen schlaff am Körper herunter und schon die harten Verletzungen des Kopfes hätten ihm tödtlich sein müssen. Das bleiche, von Entsetzen und Angst entstellte Antlitz, der Mund, wie zum Hülferuf geöffnet; die Augen, aus ihren Höhlen hervorgequollen, waren mit schwarzem, geronnenem Blute überzogen. Unter allen Aeußerungen, welche dieser Anblick veranlaßte, war diejenige am grausamsten, welche aus dem Munde eines Europäers kam. Denn Dickson sagte nur die einzigen Worte: „Er hat uns entlaufen wollen;“ schien aber damit ausdrücken zu wollen, daß dem Armen so ganz recht geschehen sei.

Den Stiefeln des todten Correspondenten entfiel eine Papierrolle. Sie trug die Ueberschrift: An die Redaktion der

Pekinger Hofzeitung und enthielt einen vollständigen Nekrolog, den der Verschiedene, sein Schicksal vielleicht ahnend, für den vorkommenden Fall entworfen hatte. Es hieß darin: „Schon wieder erlosch an dem Horizonte des Reiches der Mitte ein Stern der ersten Größe. Leang-Kao-Tsu wurde geboren im dritten Jahre der Regierung Kieng-Long aus der glorreichen Dynastie Tai-Thsong. Seine erste Jugendzeit war dem Studium der classischen Autoren gewidmet, in dem er es so weit brachte, daß seine Kenntniß sowohl in Dichtern als Philosophen die allgemeinste Anerkennung fand. Man rief sich oft zu: der junge Leang-Kao-Tsu wird bald graduirter Doctor sein! Und diese Vermuthung wurde in Kurzem eine Wahrheit. Er wurde promovirt, ging einige Zeit noch in den Unterricht eines Bonzen, um seine Seelenreinheit zu erhöhen, besuchte darauf Su-Tsheu, um den feinen Anstand aus dem Grunde zu studiren, und erhielt darauf die Stelle eines Salz-Mandarinen in Kang-Tong. Lassen sich die Verdienste aufzählen, welche sich an diesem Orte Leang-Kao-Tsu im Umgange mit den Holländern und den Europäern um das himmlische Reich erwarb? Wer jede einzelne Wohlthat, die er seinen Landsleuten und dem Sohne des Himmels, seinem allergnädigsten Kaiser, erwies, berechnen wollte, müßte auch angeben können, aus wie vielen Tropfen das Meer besteht. Der Weise erhält immer seinen Lohn, wenn er ihn von dem Gerechten erwartet. Leang-Kao-Tsu wurde zum Mandarinen der vierten Classe erhoben und erhielt eine Stellung, die seinen Talenten nicht angemessener sein konnte. Er wurde Correspondent am Hofe des tibetanischen Dalai Lama von Lassa. Zu welchem Dank verpflichtete er in dieser Eigenschaft die Blume des Weltalls? Auch unsere Zeitung

kann nicht umhin, anzuerkennen, daß er seit Jahren schon zu ihren eifrigsten Mitarbeitern gehörte. Er lieferte ihr seine ersten Gedichte, später Aphorismen über verschiedene Gegenstände der Lebensphilosophie; in reiferen Jahren aber mehrere publicistische Beiträge, die sich über das Recht der Regenten und des Volkes mit eben so viel Klarheit als Loyalität verbreiteten. Das beste Erzeugniß seines gewandten Pinsels war unstreitig die Reihe von Aufsätzen, die wir seit geraumer Zeit unter dem Titel: Tibetanische Zustände, den Spalten dieser Zeitung einverleibt haben. Niemand anders war der Verfasser dieser geistvollen Berichte, als der vollendete Leang-Kao-Tsu. Sein Tod hing aber mit folgenden Umständen zusammen: —"

Der Correspondent schien erwartet zu haben, daß ein befreundeter Pinsel diese Lücke ausfüllen würde, aber in Teschulumbo gab sich dazu wohl Niemand her. Herr Professor Neumann in München wird mir bezeugen können, daß dieser Nekrolog auch niemals in der mehr erwähnten Zeitung gestanden hat.

Ein Bote brachte dem Teschu-Lama die Nachricht von der Rückkunft des Schamanen. Dies war das Zeichen zum Beginn der schon lange vorbereiteten Feindseligkeiten. Zu Vergnügungen wurde jetzt die Zeit zu kostbar; man rief mit den Muschelhörnern, deren Töne das Echo unzählig durch die Berge trug, die Zerstreuten zusammen und kehrte mit einiger Beute und dem Leichnam des jetzt unschädlichen Chinesen in die Ebene zurück. Der verwundete Ho-Po war schon vorausgetragen worden.

Inzwischen hatte Schü-King mit unglaublicher Energie die Zügel des chinesischen Regiments in Lassa ergriffen. Jede Einmischung, welche sich der General in die Dinge, die sie

in den Kreis ihrer Aufsicht ziehen wollte, erlaubt hatte, wurde mit Festigkeit von ihr zurück gewiesen. Den ersten Act der Souveränetät, die er sich übertragen glaubte, die Befreiung Gylluspa's, hatte sie weniger aus Eifersucht auf die ihr näher bekannt gewordenen Verhältnisse dieses Mädchens, als nach dem festen Vorsatz ihrer alleinigen Machtvollkommenheit wieder rückgängig gemacht.

Alle diese Entschließungen gewannen bei ihr um so mehr Gewicht, da sie sich auf die Nachricht stützte, welche ihr von Teschulumbo aus über ihren Bruder zugekommen war. Sie konnte mit Gewißheit noch auf seine Existenz bauen und deßhalb auf alle ihre Unternehmungen den officiellen Stempel ihres brüderlichen Willens drücken; ja sie konnte annehmen, daß die endliche Rückkunft des Bruders selbst dasjenige gut machen müßte, was sie vielleicht in der Eile oder in Folge eines unweisen Enschlusses oder mit mehr als verantwortlicher Gewaltanmaßung ins Werk gesetzt hatte.

Die Verbindung, in welche Schü-King mit ihrem Bruder trat, war keine unmittelbare, sondern wurde durch Unterhändler, welche Einiges anders erzählten, Vieles gänzlich verschwiegen, unterhalten. Diese bestürmten sie in den Zurüstungen fortzufahren, welche der Correspondent zu Gunsten der Unternehmung des Teschu-Lama gemacht hatte. Schü-King war mit den desfallsigen Planen ihres Bruders wohl vertraut. Sie wußte, daß er sich so viel Einfluß auf die chinesischen Truppen verschaffen wollte, als hinreichte, um sie entweder zur Schilderhebung für den neuen Lama zu gebrauchen oder sie in einer theilnahmlosen Neutralität zu erhalten. Sie wußte, daß ihr süßer Freund Tschu-Kiang zu diesem Zwecke benutzt werden sollte, daß dieser seine Mitwir-

kung versprochen hatte und eilte daher, alle abgebrochenen Fäden dieser Vorbereitungen wieder anzuknüpfen.

Tschu-Kiang sagte, daß man sich in solchen Dingen gänzlich auf ihn verlassen könne. Er könne, obschon ein weiser Mann, alle Thorheiten begehen, wenn Schü-Kings Bruder sie verantworten wolle. Es sei ihm nun ganz einerlei, ob er eine Schwadron oder das ganze Regiment in das Complott ziehen solle. Warum sollt' er eines sichern Erfolgs nicht gewiß sein? Wäre doch jeder Rekrut, der nur einmal das Glück gehabt hätte, vor ihm das Gewehr zu präsentiren, bereit, für ihn durch's Feuer zu laufen. Ja, er könne versichern, das ganze Unteroffiziercorps sei unter sich eifersüchtig gegeneinander, weil er Einigen von ihnen einmal die Versicherung seiner Freundschaft gegeben habe. Die Befehle des Generals zu hintertreiben? Welche leichtere Aufgabe ließe sich ihm stellen! Kein Soldat, der nur je den Hahn eines Karabiners gespannt, werde die mürrischen Sitten eines alten Eiferers seinem leutseligen, einnehmenden, bezaubernden Wesen vorziehen. Kurz, er sei gewiß, daß ihm im Augenblick des Kampfes, den er übrigens sehnsüchtig erwarte, mehr zu Gebote stehen würden, als bedürftig seien.

In dem Augenblicke, wo Tschu-Kiang diese Versicherung gab, fand Schü-King seine Tournure, seinen Zopf, seinen Stutzbart, den Faltenwurf seiner Kleider, die Nachlässigkeit seines Gürtels auch so liebenswürdig, daß sie in ein begeistertes Lob dieser Vorzüge ausbrach. Der Oberst drückte dafür ihre Hand mit Zärtlichkeit an seine Lippen. Wir können nicht zweifeln, daß auch für seine Wünsche bald die Erfüllung anbrechen wird.

Dreizehntes Kapitel.

Der Angriff.

Fang-Schu, der Feldherr, führt sein Heer,
Dreitausend Wagen reich an Wehr,
Sie treiben wohl den Feind zu Paaren.
Fang-Schu, der Feldherr, zieht voraus,
Es tönet laut der Trommeln Braus,
Und wohlgeschaart ziehn alle Schaaren.
Zum Angriffszeichen gnüget schon
Den Muthigen ein gelinder Ton.
Doch soll's des Rückzugs Zeichen sein,
Und soll'n wir ihm Gehör verleihn,
So dürft ihr nicht die Trommel sparen.

Schi-King.

Es war finstere Nacht. Tausend Fackeln leuchteten im Gebirge. Der rothe Schein, den jede einzelne warf, konnte auch nur den Schritt eines Einzigen sichern. Für die übrigen Tausend, die mit ihren Rüstungen über das Gebirge kletterten, gesellten sich zu den natürlichen Hindernissen des gefahrvollen Weges noch die blendenden Schatten, welche die Fackelträger in die tiefen Abgründe warfen.

Bald stürzte ein Roß, bald ein Reiter, der es am Zügel führte. In dem verworrenen Zurufen, welches von einer Bergspitze auf die andere schallte und das schlummernde Echo

weckte, erstickten die Schmerzensschreie der Unglücklichen, welche die falsche Berechnung des Wegs und die Tollkühnheit der Anführer mit ihrem Leben bezahlen mußten.

Am entlegensten Ende des Zuges und noch am tiefsten Fuße des Berges ertönte das Commando einer uns wohl bekannten Stimme. „Die Fackeln von den Pulverwägen!" rief es mit siebenfachem Echo. „Wir haben so viel brennbares Material, daß wir mit Einem Funken die asiatischen Hochgebirge in die Luft sprengen könnten."

Es war Dickson, der mit seiner schweren Artillerie weit zurückblieb und in der That nur mit den außerordentlichsten Anstrengungen des Weges Meister werden konnte. Seine wenigen Geschütze wären außerdem verloren gewesen, wenn er nicht jedes in Augenschein nahm und bald hier, bald da zugegen war. Die Stücke waren mit einem Dutzend Pferden bespannt, welche von eben so viel Kanonieren wieder kurz am Zügel geführt werden mußten. Dickson rief dabei unaufhörlich oder nur in kurzen Zwischenräumen: „Fünfzig Stockprügel für Jeden, der elend genug ist, sich hinten aufzusetzen! Und die Hälfte für Jeden, der sich von seinem Thiere ziehen läßt!" Dabei machte er seiner Galle an allen Gegenständen Luft; er war im Zuge, die anstößigsten Dinge zu sagen. „Das sind die Folgen der Vielherrschaft," rief er; „schätzte man meine Rathschläge so hoch, als sie werth sind, so würde man besser bedient sein. Was gab ich im Kriegsrath für eine Meinung ab? Ich stimmte für Zögerung, für eine Rast, die vier Stunden vor dem Untergange der Sonne beginnt; für einen Marsch, der Niemanden ermüdet und uns Zeit läßt zu den nöthigen Erholungen, zur Verdauung und zu einem erquicklichen Trunke. Ich drang nicht durch, weil in

dieser Armee zu Viele rathen wollen. Steckt die Köpfe nicht zusammen! Himmel, sitzt da nicht Einer auf dem Protzkasten?“ Dickson lief hinzu, stolperte, stand mit einem derben Fluche wieder auf und überzeugte sich von seinem Irrthume. „Was gibt's da zu lachen?“ rief er einen Trupp Kanoniere an, welche hinten an dem schadhaften Mörser schoben. „Ich wette, der Schuft hat meinen Fall benutzt und ist herunter gesprungen, während ich ihn nicht sehen konnte. Wie schlaff an der Haubitze dort die Stricke hängen! Treibt die Pferde an, ihr Buben! Und rennt mich — zum Henker, die Steine tanzen mir unter den Füßen weg; wollt ihr mich hinunterstoßen?“

Der General war stehen geblieben und wurde von der vorüberfahrenden Positionsartillerie so hart gestreift, daß er einige Schritte zurücktrat und erschrocken, nichts als Luft hinter sich zu fassen, jenen Schrei ausstieß. Da er noch nicht fiel, fand er den Muth, sich umzusehen, wo denn der Tod noch ganzer drei Schritte weit entfernt lag. Es gewährte ihm eine Beruhigung von seinem Schrecken, auf die Mitglieder des Kriegsraths zu schmähen und seine Mannschaft zu Vertrauten seines Grolls zu machen. „In der Compagnieschule zu Calcutta,“ sagte er, „hab' ich Blicke in die Strategik geworfen, daß mir ihre feinsten Grundsätze erklärlich wurden. Konnt' ich daher ohne Lachen hören, wie einige Regimentschefs in einem vor vierzehn Tagen gehaltenen Rathe auf Bildung einer reitenden Artillerie drangen? Himmel, das wäre ein Commando gewesen! Rechtsum schwenkt! Sturmlauf! Die ganze Batterie in einer Viertelstunde 20,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Nein, diese Menschen sind zu bedauern. Hätte man doch nie auf sie gehört! Warum müssen

sie über die Touren, welche wir täglich machen, den Ausschlag geben? Wer über Artillerie und Geniewesen unnütze Worte verliert, von dem heb' ich nie etwas auf, weil ich weiß, daß es in keinem Ding etwas Werth hat. Gerechter Gott, was willst du, Dschangho?"

Es war nicht der ganze Feuerwerker Dschangho, der an Dickson vorüberflog, sondern nur sein Kopf und ein Stück seines Rumpfes. Diese Begegnung war von einer ungeheuern Explosion begleitet. Ein Pulverkasten hatte bei dem unvorsichtigen Handhaben der Fackeln Feuer gefangen und war in die Luft gesprungen mit Mann und Roß, die ihn bedienten.

„Das Ding ist nun einmal geschehen," sagte Dickson nach einer Weile; „lasse sich Niemand entmuthigen! Wer auch das Bein seines Bruders finden sollte, zögere nicht, das seinige darauf zu stellen. Zur Klage haben wir jetzt durchaus keine Zeit. Wer heult da? Niemand soll den Mund verziehen!"

Mehrere Stimmen fingen nämlich einen leisen Trauergesang zu murmeln an. Hätte Dickson sie aufkommen lassen, so würden sich alle Zungen gelös't und Muthlosigkeit sich dem ganzen Heere mitgetheilt haben. Der General fuhr aber mit so heftigen Drohungen dazwischen, daß jeder sein Gebet unhörbar zwischen den Zähnen flüsterte und die Bedienung des Postens, auf dem er sich befand, nicht aus den Augen ließ.

Solche nächtliche Zufälle hielten den Marsch der Artillerie hinter den Uebrigen weit zurück. Dicksons Eifer und seine rücksichtslose Energie gehörten dazu, die Ordnung des Zuges zu erhalten und ihn, bei den vielen Hindernissen, die ihn trafen, nicht in völlige Auflösung zu versetzen. Wo ein Rad brach, ein Strick riß, wo ein Pferd ausgleitete, wo beim Niedersteigen ein Hemmschuh aus dem Gleise fuhr und das Ge-

schütz mit Gewalt auf seine bewegenden Kräfte rollte, da war er mit Rath und That immer zugegen, um jeder Verwirrung vorzubeugen und schnell die Ursachen zur Muthlosigkeit wegzuräumen.

Als endlich der Weg anfing mehr bergabwärts zu führen, stellten sich auch die Hoffnung einer baldigen Rast und mit ihr eine neue Anfeuerung ein. Das Thal öffnete sich immer mehr und man erblickte einen hellen Schimmer, der sich eine weite Strecke durch das nächtliche Dunkel zog. Es waren die Wachtfeuer der schon früher eingetroffenen Krieger, denen ein weiter Thalkessel zur Rast von den gehabten Anstrengungen hinlänglichen Raum gab. Am folgenden Morgen konnte man hoffen, von der nächsten Bergwand, die zu besteigen allein noch übrig war, das bedrohte Lassa zu erblicken. Noch war ihr Vorhaben für die Allwissenheit des Dalai-Lama ein Geheimniß. Keiner der ausgestellten Wachtposten hatte bei der Ablösung seinem Officier eine verdächtige Erscheinung in der Umgegend zu berichten.

Als der Artilleriepark in die Thal-Ebene hinabrasselte, lagen die übrigen Krieger schon an ihren Feuern zur Ruhe ausgestreckt. Die Geschütze wurden in Ordnung aufgestellt, die Pferde ausgespannt, an Pfähle befestigt, zur Noth gefüttert und die Kanoniere waren noch früher eingeschlafen als jene. Dickson aber fühlte seine Befehlshaber-Pflichten zu sehr, als daß er dem Beispiele seiner Leute sogleich hätte folgen sollen. Er frug sich vielmehr nach dem Hauptquartiere hin, um an Berathungen Theil zu nehmen, wenn sie vielleicht gepflogen werden sollten. Es war aber sehr still um das große Zelt, das die heiligen Glieder des Teschu-Lama umschloß, nur aus einem Theile desselben brannte noch eine schwache Flamme. Dem Eintreten des bekannten Generals

stand nichts entgegen und Dickson fand seinen Freund, Dhü-Kummuz, noch in so später Nacht über einen großen Pergamentsbogen beschäftigt, auf dem er zierliche Charaktere in großen Zügen mehr malte, als schrieb.

„Wer du auch seyn mög'st," rief Dhü-Kummuz dem Eintretenden, ohne von seiner Arbeit aufzuschauen, entgegen, „nach einigen Augenblicken bin ich bereit, alle Geschenke zu empfangen, welche man mir geben wird."

„Ich bringe nichts, als einen müden Fuß, eine trockene Kehle und ein begieriges Ohr," entgegnete Dickson und sein Freund, ihn sogleich erkennend, sagte kurz vor sich hin: „Dickson;" ließ sich aber nicht stören, sondern arbeitete auf seinen Bögen weiter. Dickson brummte über die Unfreundlichkeit der Gelehrten und sah dem Schreiber über die Schultern zu. Endlich wusch aber dieser seinen Pinsel im Wasser von den Farben rein, hielt das Geschriebene mit zufriedenem Blicke gegen das matte Licht der Lampe und begrüßte dann seinen Freund mit herzlichem Willkommen. „Als ich gestern die gebratenen Fische mit dir aß," sagte er, „und dir die Kopfstücke und mir die Schwänze ließ, hätt' ich da glauben mögen, daß wir beide unser jüngstes Gericht gehalten hätten! Ein verwünschter Weg! Du riethest dagegen und ich fange an, deinen Instinct als ein untrügliches Ahnungsvermögen zu verehren."

Dickson war aber selbst für Lobeserhebungen nicht zugänglich, wenn seiner Leibesnothdurft etwas abging. Er verlangte vor allen Dingen ein bequemes Nachtmahl, sodann eine Wiederholung der beifälligen Aeußerungen, welche sein Wirth über ihn gemacht hatte, und als er Beides erhalten, Aufklärung über die eben beendete Beschäftigung des Dhü-Kummuz. „Ich bin aus dem Lande der Cultur gebürtig,"

sagte er, „und kann auf der Straße nichts Geschriebenes liegen sehen, ohne es aufzuheben. Was bedeuten diese nächtlichen kalligraphischen Uebungen?"

„Ich kenne den Gebrauch deines Vaterlandes nicht," entgegnete der Befragte; „aber bei uns herrscht die Sitte, selbst dem Feinde Rechenschaft darüber abzulegen, was uns zu einem Kriege gegen ihn bewogen hat. Wir erlassen in diesem Falle beim Anfang aller Feindseligkeiten eine weitläufige Schrift, die wir Proclamation, auch wohl Manifest nennen. Ueber dieser Arbeit hast du mich angetroffen."

Dickson, der für Definitionen eine unbeschreibliche Ehrfurcht hatte, hörte mit offenem Munde zu und vergaß über jene gründliche Auseinandersetzung sogar, daß in Europa die Manifeste nicht weniger heimisch sind. „Das ist sehr merkwürdig." sagte er, „doch was hast du im Namen des Lama, unsers Herrn, den Leuten denn aufgeheftet?"

„Nicht wahr?" fragte Dhü-Kummuz, „wir haben sehr wichtige Ursachen zu diesem Kampfe?"

„Ohne Grund sind wir in der That nicht hier," antwortete Dickson.

„Und diese Ursachen sind höchst gerecht?"

„Sie sind durchaus nicht ungerecht."

„Wir kamen nicht von freien Stücken?"

„Nein, wir sind durch Beleidigungen gereizt worden."

„Und diese Beleidigungen waren unerträglich?"

„Sie waren zahllos und ließen sich allerdings nicht ertragen."

„Der Lama hat die gerechtesten Ansprüche auf den Thron des Himmels?"

„Ich frage dich nur, wer sie ihm streitig machen sollte?"

„Der Dalai Lama kann nur schlecht beglaubigte Ansprüche nachweisen?"

„Wir haben sie nie beglaubigt."

„Es ist der Wille des Himmels, daß in Tibet eine andre Ordnung der Dinge herrsche?"

„Wir sind unstreitig damit beauftragt, sie einzuführen."

„Wollen wir die Lage der feindlichen Provinzen verschlechtern?"

„Behüte! wir beabsichtigen ihr Bestes und kommen mit den reichsten Versprechungen."

„Werden auch diese Versprechungen gehalten werden?"

„Was du nur frägst! Freilich, aber unter gewissen Bedingungen."

„Und diese sind?"

„O so geh mir zum Henker! So examinirt man einen Narren. Commandir' ich denn eine feindliche Batterie? Bin ich als Parlamentär im Lager? Sage mir lieber, was auf jenem Pergament enthalten ist?"

Dhü-Kummuz fand aber jetzt keine Zeit, diese Mittheilung zu machen; denn draußen war es unruhig geworden, mehrere Stimmen riefen durcheinander und ein anwachsender Lärm näherte sich dem Hauptquartier, wo sich die beiden nächtlichen Sprecher befanden. Einige Officiere kamen aus den hintern Räumen des Quartiers herbeigeeilt, um nach der Ursache dieser Störung sich zu erkundigen. Man führte einen Menschen herein, der sich von Lassa her durch die Spalten und Engpässe der Gebirgswand in das Thal geschlichen haben und von den Wachtposten bemerkt sein sollte. Nach der Aussage derer, die ihn gefangen, warf er bei dem ersten Anruf der Schildwache statt der Antwort ein Paket

Papiere von sich und schien zweifelhaft zu sein, ob er die Flucht ergreifen oder das Folgende abwarten sollte.

Dhü-Kummuz untersuchte die Papiere und verhörte den Ueberbringer derselben. Es war allerdings ein Spion, aber ein solcher, der nur in Lassa gewärtigen konnte, aufgehängt zu werden. Er war von jener Partei abgeschickt worden, die in Lassa für den Teschu-Lama gewonnen war und er selbst ein Chinese. Das Paket enthielt Briefe von Schü-King an ihren Bruder, den sie unter den Ankömmlingen vermuthete, von Tschu-Kiang an den Teschu-Lama über die von ihm getroffenen Vorbereitungen, über die sichersten Operationen, welche sich gegen die schwache Besatzung machen ließen, endlich noch Plane, Zeichnungen und einige Schreiben von den Vertrauten der Aufrührer, die sich in der unmittelbaren Nähe Maha Guru's befanden. Aus allen diesen Documenten ließ sich absehen, wie dunkel noch in Lassa das Gerücht von dem Vorhaben des Statthalters war und wie wenige Vorkehrungen getroffen sein mußten, um den Erfolg eines unvermutheten Ueberfalls zu vereiteln. Dem Statthalter ließ sich zum kommenden Morgenthee außer seiner Pfeife keine angenehmere Unterhaltung geben.

Dem gewandten Chinesen gab man außer der verdienten Belohnung noch eine Rückfracht, die ihm gefährlich werden konnte, nämlich das Manifest, welches Dhü-Kummuz verfaßt hatte. Er wurde in die Gegend wieder zurückgeführt, über welche er gekommen war, und von dem Verfasser der Proclamation mit Erläuterungen über den Gebrauch derselben begleitet. Als Dhü-Kummuz in das Zelt zurückkehrte, fand er seinen Freund Dickson vom Schlafe schon überwältigt und ist ohne Zweifel mit dem ganzen, heimlichstillen Lager

seinem Beispiele gefolgt. Schrieb' ich eine geheimnißvolle, magische, magnetische Geschichte, so würd' ich diesen wunderbaren Mann in eine versteckte Thür gehen, etwas Unerkennbares aus der Tasche nehmen oder sonst einen ähnlichen Spuk treiben lassen, der die Phantasie des Lesers befruchtet und seine Neugier spannt. Aber ich schildere Ereignisse und Menschen, die dem Leben und der Wirklichkeit entnommen sind.

Auf dem Berge Botala, dem Sitze des Dalai Lama, wollten auch am Morgen des folgenden Tages die gewohnten frommen Uebungen unter lautem Gesang und Gebet ihren Anfang nehmen, als der Wächter auf der höchsten Zinne desselben, dem Gipfel Marbori, in der Ferne die sonderbarsten Bewegungen erblickte. Alle Alpenketten, die von der Westseite das Thal von Lassa begränzen, schienen zu schwanken und ein lang aushaltender, scharfer Blick entdeckte bald, daß unabsehbare Kriegerschaaren von den Bergen herabstiegen und die Gegend zwischen dem Fuße des Gebirgs und dem linken Ufer des Flusses Tsang-Tschu überschwemmten. Noch ehe er aber, bleich vor Schrecken, zu den versammelten Vätern hinabgestiegen war, hatte schon des Dalai Lama ältester Bruder, der General der kalmückischen Cavallerie, die Stufen des Palastes zurückgelegt, den Saal mit seiner Botschaft von einem feindlichen Ueberfall erfüllt und die Betenden auseinander gesprengt. Er suchte die Zimmer des Dalai Lama, ungeachtet des scharfen Verbots für Laien, diesem heiligen Orte in den Morgenstunden sich zu nahen.

Maha Guru saß mit gestütztem Haupte in einem kleinen Gemach, wo durch eine Oeffnung die ersten Strahlen der aufsteigenden Morgensonne über den gelben Raum eines alten

Buches gesammelt fielen, uralten Geheimnissen nachsinnend, als der General athemlos hereinstürzte und den Frieden dieser stillen Einsamkeit durch seine eiligen Berichte störte. Maha Guru richtete sich still von seinem Buche auf, seufzte und sprach: „Wie können doch Menschen so frevelhaft sein und das Glück ihres Lebens verscherzen! Wer sind die Verblendeten, welche sich meinem heiligen Throne mit böser Absicht nahen?“

Der General erklärte, daß er davon noch keine sichere Kenntniß hätte, zweifelte aber nicht, daß die schon seit längerer Zeit verbreiteten Gerüchte über die feindseligen Absichten des Teschu-Lama durch diesen Einfall bestätigt sein könnten. Dann fügte er hinzu, daß er Sorge tragen würde, den Palast des Lama unüberwindlich zu machen. Wenn er, wie er hoffe, den Feind nicht aus offenem Felde schlage, so könnte es bei einem Sturme auf die Stadt nur den unglaublichsten Anstrengungen gelingen, eine solche Befestigung, wie er sie der Residenz geben wolle, zu überwinden. Maha Guru erwiederte die ängstliche, hastige Sorgfalt seines Bruders mit einem freundlichen Lächeln, das auf diesen wie ein überirdischer Zauber wirkte. Er warf sich vor ihm nieder und rief mit begeisterter Stimme: „Auf deiner Stirne ist es hell und klar, mein göttlicher Meister; welche Besorgniß dürft' ich vor der Zukunft haben! Keine Kugel, die wir schießen, wird ihren Mann verfehlen und unsere Pfeile brauchen wir nicht zu vergiften, weil sie dennoch tödtlich treffen. Du hast gelächelt und wie werden wir unsere Schwenkungen machen! Welches Manöuvre kann es geben, das uns nicht gelingen müßte? Kein Roß wird bei dem Sturmlauf sein Eisen am Hufe verlieren, keinem Sattel der Gurt reißen, wir dürfen

des glänzendsten Sieges gewiß sein. Lebe wohl, in Augenblicken dringender Gefahr bin ich in deiner Nähe!"

Mit diesen Worten blieb Maha Guru allein. Er warf einen langen, nachsinnenden Blick durch die Fensteröffnung, in den blauen Himmelsraum und kehrte dann zu den Geheimnissen seines Buches wieder zurück.

Inzwischen wurden die Zurüstungen zu dem bevorstehenden Kampfe mit der größten Eile betrieben. Der Palast des Dalai Lama bedurfte nur einer zahlreichen Besatzung, um einer vollkommenen Festung zu gleichen. Es waren Schanzen und Gräben hinlänglich vorhanden, welche jetzt mit Bewaffneten gefüllt wurden. Vor die Thore legten sich ungeheure Riegel, andere wurden durch eine Menge Hindernisse verrammelt, die es erst zu besiegen galt, wenn der andringende Feind einen Fuß breit Weges gewinnen wollte. Dazu kam, daß der Gedanke, für den Himmel und die Unsterblichkeit zu kämpfen, selbst eine zagende Seele zum Muth anfeuerte.

In der Stadt, welche mit einiger Entfernung am Fuße der hohen geistlichen Residenz liegt, war die Verwirrung auf einen schon höheren Grad gestiegen. Die mit Pfeil und Bogen, Wurfspießen oder langen Flinten bewaffneten nipalesischen Reiter hatten sich schon in einzelnen Schwärmen den Stadtthoren genähert und die in der Eile zusammengeraffte Besatzung derselben mit neckenden Plänkeleien gedrängt. Die aufgeschreckte Bevölkerung selbst legte der eiligen Rüstung Hindernisse in den Weg. Die Priester strömten aus ihren Klöstern und regten durch ihre Lamentationen nur die Klage der Bewohner, nicht ihren Entschluß, mit thätiger Hülfe beizuspringen, auf. Doch der energische Eifer, den der General,

Gottes Bruder, in dem Anordnen der Vertheidigung entwickelte, half auch diesen Unordnungen bald ab. Jedermann erhielt die scharfe Weisung in sein Haus zurückzukehren und es nur zu verlassen, wenn er bewaffnet unter die Reihen der Krieger treten wolle. Blieb' er daheim, so müßt' er sein Haus zu einer Festung umwandeln, alle Kräfte, die ihm zu Gebote ständen, aufbieten, die Diener bewaffnen und an den Eingängen zur Verwahrung des Eintrittes aufstellen. Den weiblichen Händen wurde die Zubereitung solcher Materialien anempfohlen, welche bei Belagerungen immer eine der letzten, aber auch der wirksamsten Rollen spielen. Siedendes Oel, Pech und Erdharz erwarteten ihre Opfer. Auf den Höfen wurde das Pflaster aufgerissen, da ein alter Mauerwall zertrümmert, hier ein Brunnen, der kein Wasser mehr geben wollte, abgetragen und die Steine in großen Haufen auf die Dächer gebracht. Selbst die zahllosen Priester thaten mehr als beten und die Sturmglocke ziehen. Sie verschanzten ihre Klöster, bewaffneten sich und schlossen sich in ihren Rüstungen den Vorbereitungen an, welche allgemein gegen das Wagniß eines Sturms gemacht wurden.

An einigen Punkten der Stadt hatte der Kampf schon seinen Anfang genommen. Mehrere kleine Mauerwälle, welche sich auf der Fläche vor der Stadt befanden und nicht vertheidigt werden konnten, wenn man die Streitkräfte nicht zersplittern wollte, waren von dem Feinde schon in Besitz genommen und zu Anhaltspunkten weiterer Operationen gemacht worden. Wir würden eine schlechte Meinung von Dickson's strategischen Kenntnissen bekommen, wenn nicht bald einige seiner Kanonen von diesem Hinterhalt aus zu spielen beginnen sollten.

Durch diese Concentration konnten die Truppen des Dalai Lama nur an Energie gewinnen. Sie versammelten mehr Kräfte an einem Ort und richteten durch einen lebhaften Widerstand so viel aus, daß der Feind zu maskirten Bewegungen seine Zuflucht nehmen mußte. Einige Feldstücke, welche ihre mangelhafte Beschaffenheit durch eine gute Position ersetzten, richteten unter den Angreifenden mehr Verwüstung an, als diese mit den ihrigen gegen eine, aus Felsstücken gebaute, uralte Mauer. Nur der Verrätherei gelang es, das Gleichgewicht der streitenden Kräfte zu stören und dem Feinde Vortheile zu verschaffen, welche er durch seine eigene Anstrengung schwerlich errungen hätte.

Tschu-Kiangs Vorhaben war in der That keine Chimäre, mit der er seine Eitelkeit betrog und die Gunst Schü-Kings auf immer an sich fesseln wollte. Die Versprechungen, welche er in der verflossenen Nacht durch einen Boten dem Correspondenten mit der Versicherung seiner übergroßen Freude, ihn nach so langer Trennung wieder in seine Arme zu schließen, gemacht hatte, waren aufrichtig gemeint; er besaß die Mittel, sie in Erfüllung zu setzen.

Den ersten und einflußreichsten Offizieren hatte er sein Vertrauen geschenkt und diese sagten ihren Beistand zu, gelockt durch die Aussicht auf reiche Belohnung und beruhigt durch die dem Correspondenten anheimfallende Verantwortlichkeit. Der größte Theil der chinesischen Mannschaft ergab sich blind den Anordnungen dieser Befehlshaber.

Wie ungern man einem Gecken Lobsprüche ertheilt, so verdient er sie doch, wenn uns in seinem Betragen plötzlich eine seltene Entschlossenheit, ja sogar in Augenblicken der Gefahr uns seine Tapferkeit überrascht. Der Oberst ent-

wickelte bei dem Ausbruche der heutigen Katastrophe einen so entschiedenen, festen Willen, daß ein Kenner seiner lächerlichen Person an ihm irre werden mochte. Zum ersten Male saß er mit fester Haltung in seinem Sattel, das geckenhafte Wiegen und Ueberneigen beim Reiten war verschwunden; er hatte sein Auge überall, commandirte mit einer mannhaften Stimme, die alles Süße verbannt hatte, kurz, wer in seine Plane eingeweiht war, mußte erwarten, daß ihm nichts fehlschlagen würde. Noch ehe Ming-Ta-Lao, der General, von den bedenklichen Unfällen in Kenntniß gesetzt war und deßhalb seine Befehle austheilen konnte, hatte der Oberst die seinigen schon gegeben. Er rückte in geschlossenen Reihen dem Thore zu, das dem Hauptangriffe des Feindes in der entgegengesetztesten Richtung lag und das von den Angegriffenen am schwächsten besetzt war. Hier wollte er sich den Durchgang erzwingen und ihn damit zu gleicher Zeit den Feinden öffnen.

So gering aber die Besatzung des bedrohten Thores war, so leistete sie doch dem verrätherischen Unternehmen des Obersten einen kräftigen Widerstand. Tschu-Kiang war darauf gefaßt, den Durchgang erst bekämpfen zu müssen. Er befahl seiner Mannschaft, auf die Wache Feuer zu geben, dann abzusitzen und im Sturmschritt auf die Widerstehenden einzudringen. Diese Manöuvres gelangen nur zum Theil, weil sie an der Tapferkeit der Gegner eine muthige Gegenwehr fanden. Der Lärm des Gefechts zog auch sogleich für die Bedrängten Hülfe herbei und es gedieh zu einem ernsten, erbitterten Kampfe. Auch für die Chinesen erschien Entsatz; denn zu gleicher Zeit begann der Feind aus der Ferne die Außenwerke des befestigten Thores anzugreifen und sich, von

der innern Verwirrung geschützt, demselben auf weniger als Schußweite zu nahen.

Nichts desto weniger brachte den Obersten die zuströmende Unterstützung seiner Gegner bald in eine unvortheilhafte Stellung. Er mußte aufgeben, gegen das Thor zu operiren und sich auf die Vertheidigung gegen eine erbitterte, wachsende Menge beschränken. Er legte in diesen Augenblicken Proben von Tapferkeit und Gewandtheit ab, selbst Einsicht in die Taktik verrieth er bald durch eine verdeckte Bewegung bald durch einen scheinbaren Rückzug. Er würde ohne Zweifel die auf ihn eindringende Uebermacht auch noch länger beschäftigt und vielleicht gar die inzwischen zugenommenen Fortschritte der äußern Angriffe benützt haben, wenn nicht endlich eine Scene eingetreten wäre, welche dem fernern Kampf ein Ende machte und jeden treulosen Chinesen den Säbel in die Scheide stecken hieß.

Ming-Ta-Lao war erst spät mit dem Ereignisse, das ganz Lassa in Bewegung setzte, bekannt geworden. Als er auf den Posten, den zu behaupten seine Pflicht war, treten wollte, sah er, daß ihm der Oberst schon zuvorgekommen war. Er hatte die wenige Mannschaft, welche im Hofe der chinesischen Cavallerie noch zurückgeblieben war, aufgeboten und kam jetzt nach langem Suchen an den Ort gesprengt, wo sich für ihn der auffallendste Kampf entwickelt hatte. Da bedurfte es keiner langen Nachfrage; er konnte dreist seinen Augen trauen und verlor über die Rolle, welche er hier den Obersten und seine Leute spielen sah, vor Entrüstung und Schrecken zuerst fast alle Fassung. Doch benutzte er schnell die Pause, welche sein plötzliches Erscheinen veranlaßte, und

ritt mit Entschlossenheit unter die Empörer, sie mit seinem Säbel und seinen ebenso scharfen Vorwürfen aus einander spaltend. „So mögen doch aus den Gräbern eurer Mütter die Ohren der Esel hervorsehen, mit denen sie neun Monate vor eurer Geburt Umgang gepflogen!" rief er mit entrüsteter Stimme den eingeschüchterten Empörern zu. „Wo soll ich einsylbige Wörter genug hernehmen, um eure nichtswürdigen Unternehmungen in das rechte Licht zu stellen! Seh' ich nicht, daß dieser Boden von dem rothen, hinterlistig vergossenen Blute eurer Brüder raucht? O bei dem höchsten Drachen der kaiserlichen Hofburg in Peking! Wie durfte mir in alten Tagen noch eine solche Treulosigkeit begegnen! Seh' ich nicht dort einen Mann an eurer Spitze, der sonst an meinem Busen alle seine Schmerzen ausweinte und heute sich nicht scheuen würde, auch in mein Blut seinen scharf geschliffenen Säbel zu tauchen? Werden die Freundschaften so wohlfeil? Trägt man die Schwüre in Körben auf den Markt und verkauft sie nach dem Tagespreise? Steckt eure Säbel in die Scheide, daß es einen Klang gibt, als wolltet ihr die Arie Yang=Keu=Tsa oder die Arie von der Versöhnung anstimmen! Seit wann gehen die Söhne des himmlischen Sohnes in die Schlacht, ohne das Lied von den zwei feindlichen Brüdern zu singen? Wenn die Hoboen diesen Gesang begleiten, seit wann haben sie aufgehört, in der Begleitung das liebliche und zärtliche Girren der Turteltauben nachzuahmen? Habt ihr die Stelle vergessen, wo es heißt, wenn zwei Brüder über die Schollen eines Ackers zanken, so geht der Herbst an ihnen vorüber, ohne ihnen Brodkorn für den Winter zu geben? Schämt euch, Entartete; schließt eure Reihen, richtet eure Augen nach meinem Commando und singt: wo zwei Fürstenbrüder hadern!"

Was war da zu machen? Der General war seinen Leuten mit Mäßigung begegnet; er hatte die den Chinesen angeborne tumultuarische Gesinnung durch keine unzeitigen Drohungen gereizt und war ihnen von der empfindlichsten Seite beigekommen. Jetzt wandten sie sich mit lautem Geschrei ihrem Oberanführer zu und schwuren in diesen schwierigen Zeitläuften keine Handbreit von seiner Seite zu weichen. Tschu-Kiangs Säbel fuhr zuletzt in die Scheide; er zog sich zurück und seine starken Entschlüsse waren im Nu verschwunden. Dieselbe Muthlosigkeit, welche ihm immer eigen war, stellte sich bei ihm wieder ein; er hatte nur noch Sinn für seine eigne Person, zog einen Spiegel hervor und fing an, seine durch den Kampf in Verwirrung gerathene Toilette wieder in Ordnung zu bringen. In der Fortsetzung des Gefechts verlieren wir ihn auch ganz aus den Augen.

Obgleich für die Belagerer der Plan fehlgeschlagen war, daß ihnen durch den Ausbruch der chinesischen Besatzung der Eintritt in die Stadt ohne weitere Anstrengungen eröffnet werden sollte, so hatte ihnen doch die Episode der innern Verwirrung den besten Vorschub geleistet und die Fortschritte in der Occupation erleichtert. Sturmleitern waren an der äußern Mauer, trotz aller Versuche der Belagerten, sie umzustürzen glücklich angebracht und verschiedenartige rohe Belagerungs-Werkzeuge verrichteten schon ihren zerstörenden Dienst. Nach ansehnlichem Verluste für die Stürmenden kam es endlich zum Handgemenge; mehrere Krieger faßten auf der obern Mauer festen Fuß und nach einem kurzen Kampfe war das Thor erobert. Dieselben Erfolge traten bald an andern Seiten der Stadt ein. Durch die Straßen währte jedoch Angriff und Vertheidigung immer noch fort und jeder

Schritt, den die Sieger vorwärts thaten, mußte mit blutigen Opfern erkauft werden. Der Fanatismus der Priester feuerte inzwischen sowohl die ermattenden Kräfte an, als er auch selbst an dem schwankenden Kampfe Theil nahm. Sie gaben damit das Signal für die übrige Bevölkerung und schufen eine Macht, die um so furchtbarer wurde, als selbst für die augenblicklichen Sieger die Nothwendigkeit eingetreten war, sich durch das Nachlassen des anderseitigen Widerstandes von ihren übergroßen Mühen zu erholen. So kamen jetzt beide Parteien wieder in ein bald hieher, bald dorthin schwankendes Gleichgewicht.

Nur Einen Kriegerhaufen unter den Angreifenden gab es, der unwiderstehliche Fortschritte machte. Es war derselbe, dessen Ueberlegenheit das erste Thor geöffnet hatte. Dieser Zug schien von einer genauen Kenntniß des Ortes geleitet zu sein, denn alle seine Richtungen trafen auf Auswege, die nur von Wenigen verlegt wurden oder selbst von einer Uebermacht nur mit Mühe vertheidigt werden konnten. Er bahnte sich mit augenblicklicher Schnelle den Weg zur Residenz des Dalai Lama. Seine Absicht war nicht schwer zu errathen und die Kriegerschaaren, welche zum Schutze des Palastes aufgestellt waren, setzten daher Alles daran, sie zu vereiteln. Aber auch hier wurde jede Operation von einer Umsicht geleitet, welche die vollständigste Bekanntschaft mit der Oertlichkeit verrieth. In kurzer Zeit und mit geringen Verlusten hatten diese Krieger eine Seite des Berges Potala gewonnen, die zwar am entlegensten von dem Aufenthalte des Lama lag, aber vielleicht am sichersten zu ihm führte und am wenigsten vertheidigt werden konnte.

Wir werden uns die auffallend glücklichen Fortschritte erklären können, wenn wir wissen, daß Maha Guru's Bruder,

der Schaman, an der Spitze dieses Haufens stand. Der von ihm lange vorbereitete Augenblick war jetzt erschienen. Eine rasche That sollte die Verwickelungen lösen, welche niemals zu befriedigenden Resultaten geführt hätten, wenn ein jeder nur in seinem eignen, ungestörten Kreise geblieben wäre. Es galt durch einen schnellen Entschluß die Schranken zu heben, welche die Wünsche des Einen unerfüllt von den Pflichten des Andern trennten. Ein schwacher Sterblicher hatte hier die Macht, das Loos des Himmels zu werfen. Der Schaman war auf alle Fälle entschossen, seinen Bruder von einem Throne zu entfernen, den er länger nicht behaupten konnte . . . und wegen Gylluspa nicht sollte.

Die wohlgelungene Berechnung aller Oertlichkeiten in der weitläuftigen Residenz des Dalai Lama gab den unerschrockenen Bestürmern derselben einen siegreichen Vorsprung. Ueberall, wohin sie ihr Anführer treten ließ, fanden sie nur geringen Widerstand, weil Niemand an die Vertheidigung versteckter, scheinbar unangreifbarer Punkte gedacht hatte. Sie durchschritten Höfe, wo ihnen einzelne Wachen begegneten, die bei ihrem Anblicke flohen, und eilten durch lange Gemächer, in denen nur ihre eigenen Fußtritte widerhalten. Erst als der Schaman die Gewißheit hatte, daß man sich endlich in der unmittelbarsten Nähe des Dalai Lama befände, trafen sie auf entschiedene Gegenwehr. Auf ihren kühnen Wegen waren sie keineswegs unverfolgt geblieben; die Nachricht von dem unvermutheten Ueberfall hatte sich mit Blitzesschnelle durch die Burg verbreitet und jetzt sahen sich die Tollkühnen von allen Seiten umringt. Die einzige Hoffnung, welche sie unter diesen Umständen noch haben durften, war der Entsatz der übrigen Belagerer, denen ihre Digression einen freien Spiel=

raum verschaffte. Bis auf diesen Moment fanden sie noch immer ihre Hülfsmittel in dem eignen Muthe und der aushaltenden Kraft, welche diese auserlesene Schaar von Allen beseelte.

Aber nicht blos auf Vertheidigung beschränkten sich die Begleiter des Schamanen, sondern es lagen die siegreichsten Angriffe in den Bewegungen, welche sie fortwährend unter dem Schutz der Localität machten. Sie deckten an verschiedenen Stellen nur die Thür und kämpften, um ihren Rücken frei zu erhalten, bis der Durchgang in ein anderes Zimmer mit Gewalt erbrochen war. Ein solcher Rückzug war eine fortlaufende Eroberung.

In diesem Augenblicke krachten aber die Riegel und die Pfosten der letzten zertrümmerten Thür. Wie ein Pfeil schoß eine Zahl Kämpfender in das geöffnete Zimmer und die Waffen sanken augenblicklich, wie auf einen höhern Befehl. Der Dalai Lama kniete auf dem Fußboden und fütterte mit rührender Sorgfalt ein Paar junge Tauben, das auf seinen Schultern saß. Die bluttriefende Leidenschaft neben der schüchternen Unschuld!

Diese Scene war nicht an der Zeit. Der Schaman verscheuchte sie, raffte seinen Bruder auf und verlangte, daß er sich ihm zum Schutz ergebe. Aber ehe noch des Gottes fragender, rührender, seelenvoller Blick das Herz des Drängers entzündet hatte, erschallte schon aus dem Hintergrunde die lärmend rufende Stimme des Generals der Kalmücken, keinen Augenblick zu weilen und die Empörer sogleich wieder anzugreifen. Der Kampf begann aufs Neue, der dritte Bruder bahnte sich in die vordere Reihe den Weg und suchte sich Maha Guru's zu bemächtigen, der von dem Schamanen in

den Kreis seiner Begleiter gezogen wurde. Die Begegnung der Brüder störte aufs Neue den Verlauf dieser peinlichen Scene. Das gegen den Schamanen aufgehobene Schwert des Generals sank, als er den leiblichen Bruder in ihm erkannte. Er konnte nicht annehmen, in ihm einen Feind zu finden und verlangte eine Erklärung über sein Unternehmen.

„Des Allerheiligsten eigener Wille soll entscheiden!“ rief er, nachdem der Schaman sein Verlangen mitgetheilt und die Uebergabe Maha Guru's in seine Hände zur Bedingung seines Weichens gemacht hatte. Alles schwieg voll gespannter Erwartung. Und der Gott erhob seine entsagende, getröstete, freudige Stimme und sprach mit einem Ausdruck, welcher selbst die ergriff, die er in diesen Worten verdammte: „Gerecht ist der Priester, der an seinem Altare stirbt. Gerecht sind die, welche als treue Wächter ihrer Pflicht untergehen. Gerecht ist der, welcher in den Schranken der Natur und des Gesetzes bleibt.“

Was bedurfte es weiter, um die Leute des Generals zu dem verzweifeltsten Muthe anzufeuern? Ihre Erbitterung stieg um so höher, als ihnen der Lama entzogen war; denn der Schaman hielt ihn im Hintergrunde unter seinen Mitkämpfern zurück. Die Scenen des ersten Kampfes kehrten alle mit gesteigerter Hitze wieder. Das Zimmer war mit Blutspuren bezeichnet, die sich bald so anhäuften, daß es schwierig war, beim Gefecht auf festem Fuße zu stehen. Der General kämpfte mit einem Löwenmuthe, der selbst den treulosen Schamanen zerrissen hätte, wenn ihm dieser unter seine schonungslose, unnahbare Hand gekommen wäre. Die Angriffe wurden aber mit derselben Hartnäckigkeit erwiedert;

denn es galt jetzt weniger einen eroberten Preis zu schützen, als das eigne Leben, das von einer wüthenden Uebermacht bedroht war. Die Kämpfer kamen immer dichter auf einander, die Leiber sind fest verschlungen und ringen um einen Fußbreit Raum, den man erobern mußte, um ihn sicher zu behaupten. Eine Scheidewand von Leichnamen trennt auf einige Momente, wie man ihrer ansichtig wurde, die Mordenden. Aber auch sie wird erstiegen und desto unwirksamer, je mehr sie anwächst. Konnte man glauben, daß eine solche Verwirrung noch höher steigen würde? Aber dieser höchste Grad trat ein und mit ihm eine plötzliche Veränderung der Scene. Der General war verschwunden; wer ihn suchte, sah auf den blutigen Leichenhügel, der sich im Zimmer erhob; neue Mannschaft war der ermatteten zu Hülfe gekommen, aber sie fand keinen Feind mehr, da sie sich durch den Rücken der unglücklichen Beschützer dieses heiligen Ortes ihren Weg gebahnt hatte. Die Residenz befand sich in den Händen der siegreichen Eroberer.

Der Schaman hatte sich seine kostbare Beute zu erhalten gewußt. Er eilte, den schüchternen Bruder an der Hand führend, durch die von Kriegern durchstürmten Gänge, bahnte sich den Weg durch einen brennenden Theil der Burg und brachte die bedrohte Person des entthronten Gottes in Sicherheit, ehe sie von der Erbitterung der siegreichen, fanatischen Parteihäupter erreicht werden konnte. Er warf seinem Gefangenen den Mantel des nächsten todten Kriegers, der am Boden lag, über und zog ihn mit sich durch das Gedränge den Berg Botala in die Ebene hinunter. Welch ein Bild lag vor ihnen ausgebreitet! Mord, Brand und alle Schrecken des wildesten Krieges waren in dies sonst so friedliche, nur

von den Gebeten der Priester und dem Läuten der Glocken widerhallende Thal gezogen. Verheerende Flammen zucken über die zertrümmerten Dächer der Häuser, dunkle Rauchwolken steigen auf und lagern sich an den höchsten Gipfeln der fernen Waldgebirge. Die Hitze, der Wahnsinn eines Thürmers, die zerstörte Lage der Klöster-Dachstühle bringt die zahllosen Glocken der Stadt in Bewegung; die Bewohner fliehen die Thore, welche ihnen keinen Schutz gewährten, und entziehen sich den Gräueln einer Verwüstung, die ihnen Besitz, das Leben geliebter Personen und jede Hoffnung auf Ersatz dieses großen Verlusts entzog. Der Fluß Tsang-Tschu war so roth gefärbt, daß man zweifeln konnte, ob seine Wellen das vergossene Blut mit sich fortführten oder nur den Widerschein der brennenden Stadt gaben.

Der unerkannte Maha Guru wandelte jetzt zum ersten Male wieder unter den Sterblichen als einer ihres Gleichen. Er, der die ganze Zeit seiner bewußten Jugend in der Abgelegenheit seines ersten vorbereitenden Aufenthalts und seither in den Gärten, auf dem Pamuri nur im Gespräch mit der leblosen Natur, mit sich selbst und langweiligen Priestern zugebracht hatte, mußte von diesem heillosen Anblick, den die Verwirrung der Stadt ihm darbot, mächtig ergriffen werden. Die Erscheinungen eilten so stürmisch an ihm vorüber, daß er sich mit ängstlicher Scheu an die Seite seines rüstigen Bruders barg. Auch wenn alle diese neuen Umgebungen von einem friedlichen, heitern Glücke beschattet gewesen wären, würde sich doch in des Jünglings Brust dieselbe beklommene, überraschte, fremdartige Stimmung erzeugt haben. Er hätte mit kindischer Neugier jedem Arbeiter zugesehen, der auf dem Laden seines Fensters Röcke zuge-

schnitten oder Hüte gerundet. Ihm wär' es auffallend gewesen, daß eine Magd auf der Handmühle Getreide zermalmte. Von der Zusammensetzung der Straßen würde er sich schwerlich einen Begriff gemacht haben, nachdem er Zeit seines Lebens von Lassa nur jenen heiligen Weg, der ihn zu seiner Herrlichkeit führte, kennen gelernt hatte. Und auch jetzt unter den Gräueln der Zerstörung traten einzelne Gegenstände heraus, die seine Neugier rege machten. Er bestürmte deshalb seinen Bruder mit Fragen und gab sich nicht eher zufrieden, bis dieser ihm Ursprung und Ziel aller dieser Dinge mit kurzen Worten angegeben hatte.

Den Weg, welchen sie beide einschlugen, mußten sie sich oft erst über Leichen bahnen. Maha Guru, der noch vor einigen Augenblicken bei dem Kampf in seiner verlornen Residenz dem Tode so nahe gewesen war, empfand vor diesem Anblick den meisten Widerwillen. Er wandte sich von den blassen, kalten Gesichtern ab. Die Liebe zum Leben, die seiner frühern resignirenden Stimmung fremd gewesen, war mit dem Bewußtsein menschlicher Empfindungen in seine Seele wieder eingezogen. Er wandte sich seinem Bruder zu und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Als diese Menschen beim letzten Rufen des Hahns und dem ersten Strahle der Sonne heut ihr Morgengebet an mich richteten, ahnten sie wohl nicht, welchem Verhängniß sie so bald fallen sollten! Du hättest mich nicht dort droben in meiner Ruhe stören sollen, vielleicht wär' es meinen frommen Gedanken gelungen, das Aeußerste von allen diesen Opfern entfernt zu halten."

Der Schaman zog seinen weichherzigen, von seiner Götterschaft noch immer erfüllten Bruder mit sich fort, zeigte ihm aber, wie in dem wirren Gewoge und Treiben, das um

sie her rausche, noch jeden Augenblick der Tod seine Hand über einen ihm Verfallenen ausstrecke. Und Maha Guru sah mit Schrecken, wie hier die rohen Plünderer mit Unbarmherzigkeit einem Hülflosen begegneten, wie dort ein brennender Balken auf den Armen niederstürzte, der sich kaum aus dem Schutt seines Hauses hervorgerettet hatte. Diese unaufhörlichen Todesscenen in seiner nächsten Nähe brachten Maha Guru zur Verzweiflung. Er wollte sich von seinem Bruder losreißen, um den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, und der Eilende konnte ihn nur mit Mühe von seinen menschenfreundlichen Wagnissen zurückhalten.

Sie näherten sich inzwischen dem Ende der Stadt. Das Kloster der schwarzen Gylongs stand in hellen Flammen. Es schien von allen seinen geistlichen Bewohnern verlassen; denn Niemand ließ sich, mit dem Brand im Kampfe begriffen, wahrnehmen. Den Schamanen faßte der Gedanke an Gylluspa. Er glaubte sie in Sicherheit, da ihm nichts von ihrer fehlgeschlagenen Reise bekannt war. Er dachte sie sich in den Armen der Päpstin von Palte, geschützt vor jedem Eingriffe in ihre Freiheit. Und doch rang sie in diesem Augenblicke mit dem Tode. Sein Blick hätte sie wahrnehmen können, wie sie verzweiflungsvoll auf einem hohen Fenstervorsprung stand, mit den Armen kämpfend, als wollte sie die erstickenden Flammen abwehren. Der Sinn seines Ohrs war gefangen und vergebens schlug an ihn der Nothschrei des Entsetzens aus dem theuersten Munde. Wie hell auch die blutigrothen Fackeln ihren Wiederschein verbreiteten, er sah nichts von dem weißem Gewande, das aufgelös't und von der Flamme verzehrt am Winde flatterte und kaum noch den zitternden Leib der Angebeteten verhüllte.

Gylluspa, welche nach dem Ueberfall an den vorigen Ort ihres Unglücks zurückgebracht war, hatte von dem anbrechenden Kampfe nicht früher eine Vorstellung seiner Absicht und seiner Ursachen, als schon die furchtbarsten Folgen desselben auf sie einbrachen. Die Bewohner des Klosters ergriffen die Flucht und die Verwirrung, zu welcher sich noch die Schrekken des Brandes gesellten, trennten sie bald von ihren Vätern. Sie durchirrte hülflos die unermeßlichen Räume der geistlichen Wohnung, überall verlegte ihr die um sich leckende Flamme den Weg. Sie sank erschöpft von ihren vergeblichen Versuchen, einen Ausgang zu finden, nieder und schrak wieder auf, wenn sie auf verbrannte und erstickte Körper gefallen war. Das Gebälk stürzte über ihr zusammen, einem Wunder verdankte sie ihre Rettung und doch bedurfte sie in demselben Momente eines zweiten Wunders, um einer neuen Gefahr zu entrinnen. Endlich schien sie einen Ausweg gefunden zu haben, eine Stiege war noch unversehrt, sie betrat sie und kam immer höher. Da stand sie jetzt auf einem der höchsten Orte des Klosters, sie hatte geglaubt, überall sei Rettung, wo die Flamme den Weg nicht hin gefunden. Zu ihren Füßen lagen glühend und rauchend die Trümmer der niedrigeren Vorsprünge des unregelmäßigen Gebäudes. Sollte sie den schauderhaften Sprung wagen, der sie in die sengenden Arme eines Vulkans brachte? Jetzt schwand ihr jede Hoffnung, sie stieß mit der letzten Anstrengung einen verzweiflungsvollen Schrei um Rettung aus und sank bewußtlos zusammen.

Es ist eine alte Geschichte, die in Romanen schon hundertmal vorgekommen ist und die ich hier nur nacherzähle, weil ich in meinem Falle etwas Wahres berichte. Gylluspa

wurde gerettet. Wir lächeln, wenn uns die Dichter einen Brand schildern, ein flatterndes Gewand, einen Schrei, einen Jüngling, eine Blitzesschnelle, ein Stürmen durch brennende, fallende Balken, ein Ach der zuschauenden Menge, ein plötzliches Wiedererscheinen nach langem Verschwinden, die errungene Beute und mit einem fürchterlicheu Krachen einen Augenblick nach vollbrachter That das Zusammenstürzen des Gebäudes. Aber wir haben Grund dazu. Wir leben in civilisirten Ländern und müssen unsere monatlichen Abgaben an die Commune zu zahlen, um Löscheimer, Wasserspritzen, Feuerleitern in gutem Zustande zu erhalten. Nur da darf die Poesie die Rettungsanstalten übersehen, wo sie nicht existiren. In Tibet ist man auf so entsetzliche Vorkommnisse mit nichts, mit gar nichts versehen; dort können Hunderte in einem Brande ersticken und eben so viel auf eine poetische Weise davon gerettet werden. Dort kann eine löbliche Feuerpolizei mit der Dichtkunst in keinen Streit gerathen.

Gylluspa's Retter war aber weder der Schaman, noch ein anderer als Maha Guru. Er hatte sich unerschrocken durch das lodernde Feuer seinen Weg gebahnt. Die lange Gewöhnung an seine Herrschaft über die Elemente benahm ihm jede Rücksicht auf die zerstörende Gewalt. Feuer, Wasser, Luft und Erde schwammen bei ihm in Eins zusammen und schienen ihm Kräfte, die von einem Winke seiner Hand in Ohnmacht sänken.

Der Geretteten geschwundene Lebensgeister kehrten wieder zurück. Welch ein Wiedersehen! Der Schaman wollte seinen Sinnen nicht trauen, weil er den Zusammenhang dieser Begebenheit nicht fassen konnte. Maha Guru aber schloß Gylluspa mit zärtlicher Inbrunst in seine Arme und schüt-

telte mit den versengten Fetzen seiner Kleider auch die Vergangenheit von sich. Er hatte sich mit dieser That den Eintritt in die Reihen der Menschen erkauft und stolz auf seinen Gewinn schritt er mit den beiden theuersten Wesen, die er besaß, durch die verworrenen Haufen den Bergen zu, welche ihnen für den ersten Moment einige Rast und für die Zukunft ungestörte Sicherheit gewähren sollten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Menschwerdung.

> Das Welt-Ei blieb in seinem Bestand ein Jahr und berstete dann in zwei Hälften auseinander. Die eine Hälfte wurde der Himmel, die andere die Erde.
>
> Oupnekhat.

In Lassa herrschte jetzt eine neue Ordnung der Dinge. Der Sieg des Teschu-Lama war entschieden und die Unbequemlichkeiten, welche sich für ihn noch ergeben konnten, hinderten ihn nicht, von dem Throne seiner Eroberungen vollständigen Besitz zu ergreifen. Das plötzliche Verschwinden des Dalai Lama bewies allem Volk, daß ein böser, unmächtiger Geist bisher an dem Ruder der Welt gesessen hätte, der, vor der Uebermacht eines Höheren entflohen, niemals wagen würde, durch einen Angriff diesen herauszufordern. Der neue Himmel umschlang die alte Erde wie eine längst verlobte und jetzt erworbene Braut.

Man kennt die Maßregeln, welche Usurpatoren nach dem Sturze legitimer Dynastieen ergreifen. Sind die neuen Herrscher ohne Leidenschaft und verfahren sie nach den Eingebun-

gen ihrer Klugheit, so adoptiren sie die frühern Einrichtungen, wenn sich die Völker dabei wohl befunden haben. Das ist eine Gerechtigkeit, die ihnen wohlfeil zu stehen kommt. Dhü-Kummuz zählte in allen seinen Proclamationen jene Institutionen auf, die ihnen durch die Wohlthat seines und ihres Herrn auch ferner verbleiben sollten. Dazu gehörte vor allen Dingen die Luft und das Wasser, die Scholle Landes, auf welcher Jedermann seine Wohnung erbaut hatte, die gesunden Gliedmaßen, welche die Natur schenkte, Frau und Kind, der Brunnen und die Linde im Hofe, die Nachtigall, welche nächtlich unter dieser singt; die Vergangenheit, die Erinnerung und alle die Sprüche, welche sich Einer auswendig gelernt hatte. Diese Einrichtungen wurden mit keiner Hand angetastet. Eben so wenig die tägliche Einfuhr des Getreides und Gemüses in die Stadt; die Befugniß, das Gras zu mähen, wenn es einen Fuß hoch gewachsen; die Benutzung des Flusses Tsang-Tschu, um die Pferde in die Schwemme zu führen; ja selbst an der alten tibetanischen Sitte, das Schöpsenfleisch an der Luft zu trocknen und so mürbe zu machen, wurde nichts verändert. Alle Welt frohlockte über die neue Herrschaft, welche ihren Anfang mit so milden Thaten bezeichnete und nannte in Gebeten, Briefen und öffentlichen Reden den Teschu-Lama ihren wahren und alleinigeu Gott, Regierer, Erhalter.

Schwieriger mußte es der neuen Dynastie fallen, sich das Vertrauen der Priesterschaft zu erwerben. Nicht, als wäre nicht die Thatsache längst erwiesen, daß die Diener Gottes auch immer die bereitwilligsten Diener seiner Stellvertreter sind; sondern es handelte sich hier um die Anhänger zweier verschiedenen Lehr-Meinungen, von denen die bisher verketzerte

den Sieg davon getragen hatte. Aber daß auch hierin sich nicht Mittel und Wege finden sollten, um allen Inconvenienzen vorzubeugen, beweis't die Erfahrung der Geschichte und der glückliche Erfolg, den eine Clausel des Besitz-Ergreifungs-Patentes nach sich zog. Dhü-Kummuz sagte hier nämlich, daß so wie die Freiheit der Person von der neuen Regierung garantirt sey, eben so auch die Religionsübung jedes Willkür überlassen bleibe. Man erwarte allerdings, daß Niemand seinen Bauch oder die Nase eines Andern vergöttere; daß man jedem ausländischen Religionswerber gebührlich antworten und sich namentlich sowohl vor einer verderblichen Mischcultur als vor Aufklärerei, Deismus und Neologie hüten werde; sonst solle jedoch Jeder in der Meinung, welche seit Jahrhunderten im Lande gesetzlich tolerirt werde, ungekränkt bleiben. Der neue Lama erschuf sich zwar mit dieser Verfügung eine Gegenpartei in seiner eignen Umgebung. Denn die Gelbmützen hatten bestimmt darauf gerechnet, mit dem Siege ihres Lama auch den Untergang der Rothquäste entschieden zu sehen. Aber Dhü-Kummuz sagte deßhalb in einer vertraulichen Unterredung: „Der Staat besteht aus widerstrebenden Interessen und die Kunst des Regierens verstehen heißt, sie gegen einander ausgleichen. Ich sehe ein, daß unter den Gelbmützen seit dem ersten Tage unserer glorreichen Regierung die Gesichter immer bösere Mienen machen, aber warum sollten wir sie fürchten, da wir in den Rothquästen eine Macht gewonnen haben, welche jenen das Widerspiel hält? Das Geheimniß unserer künftigen Existenz liegt darin, alle Mittel, welche uns zu Gebote stehen, zur rechten Zeit zu benutzen."

Dickson, der bei der Belagerung mit seinen halben und vernagelten Kanonen Wunder gewirkt hatte, erhielt zur Be-

lohnung seiner treuen und einträglichen Dienste die Stelle des Oberdeibuns oder des General-Feldmarschalls sämmtlicher Truppen von Tibet. Die Artillerie, sowohl in ihrer theoretischen Begründung als praktischen Anwendung, blieb dabei immer sein Steckenpferd. Er suchte sie auf jede Art zu vervollkommnen; und obschon ihm nicht mehr Geschütze zu Gebote standen als bisher (die Chinesen wollten ihm papierne verkaufen,) so gab er doch diesen eine Vollendung, die jede Möglichkeit hinter sich ließ. Ja der Anblick einer nicht unbeträchtlichen Ebene, wie sie Lassa umgibt, verführte ihn auch zur Ausführung der längst aufgegebenen Lieblingsidee, eine reitende Artillerie herzustellen. Er entzog der Fußartillerie die beiden vernagelten Zwölfpfünder und bemannte sie mit Cavallerie. Ohne Zweifel kamen auf diesem Wege jene Geschütze ihrer ursprünglichen Bestimmung immer näher. Denn statt daß sie früher im Treffen nur den ruhigen, gefahrdrohenden Anblick in der Ferne gewährten und durch ihre Regungslosigkeit, die sich ja jeden Augenblick furchtbar hätte entladen können, den Feind mit Schrecken erfüllten, so ließen sie sich jetzt wie rasselnde Eisendrachen bewegen und mußten unter die Reihen der Feinde Furcht und Verwirrung bringen. Dickson hat sich um seine Waffe in Mittel-Asien große Verdienste erworben.

Auch die Verhältnisse des Dalai Lama zu China wurden aufs Neue geregelt. Obschon seine Verpflichtungen gegen den Sohn des Himmels dieselben blieben, welche Maha Guru hatte erfüllen müssen, so wollte es doch der Zufall, daß gerade jetzt, zu gleicher Zeit mit den in Tibet vorgefallenen Veränderungen, die alten Repräsentanten der chinesischen Macht am Hofe von Lassa abberufen wurden, um durch neue ersetzt

zu werden. Den Correspondenten gab das Grab nicht wieder heraus, aber den Uebrigen lag nichts Eiligeres ob, als dem Rufe ihres Herrn Folge zu leisten. Vielleicht wurden sie ja zu neuen und größern Ehren berufen; warum sollten sie ihre Schritte nicht beflügeln?

Vielleicht war der Oberst Tschu-Kiang der einzige Chinese, der die Verlängerung des Aufenthalts zu Lassa gewünscht hätte. An welchem andern Orte hätt' er bequemer auf seinen Lorbeeren ruhen können? Er hielt sich nicht mit Unrecht für den Begründer der neuen Dynastie; er wußte, daß der Sieg des Teschu-Lama nur die Folge seiner Tapferkeit war und dieser Fürst war dankbar genug, den Dienst, welchen ihm der Oberst durch sein zwar mißlungenes, aber doch nicht unnützes Unternehmen geleistet hatte, fortwährend anzuerkennen. Von Stund an hatte sein Stolz auch keine Gränzen mehr. Der Himmel hing ihm zu niedrig, weil er stets fürchtete, mit dem Kopf an ihm anzustoßen. Früher konnte man ihm seine Größe streitig machen und er war daher zänkisch, ungenießbar, launenhaft; jetzt kam Alles darin überein, daß er niemals von sich zu wenig gesagt hatte und seitdem war seine Miene stets ein freundliches Lächeln, eine gefällige, nicht einmal beleidigende Wohlgewogenheit. Diese tröstliche Umänderung fand aber nur für Lassa statt, wo Niemanden an seiner wahrhaften Größe Zweifel aufstiegen; auswärts mußte er wieder seiner Thaten eigner Herold werden.

Eben so früh wurde die Heldenlaufbahn unterbrochen, welche Schü-King in Leitung öffentlicher Angelegenheiten begonnen hatte. Während der Belagerung und des Sturmes hatte sie Sorge, sich mit ihrem Hause vor Angriffen sicher zu stellen. Tschu-Kiang verließ sie in der Verwirrung nicht,

sondern theilte eben so die Gefahren als die Trübsal der Nachricht, welche sie jetzt über das Ableben des Correspondenten erhielten. Die nähern Umstände dieses Ereignisses blieben ihnen immer verborgen.

Jetzt erst gab Schü=King den dringenden Anträgen des Obersten ernstliches Gehör. Sie äußerte zwar, man wisse nicht, was ihrer im himmlischen Reiche erwarte, ihr Geliebter könne seinen Gehalt verlieren; doch berief sich dieser auf seine Tante in Wampu, auf die einträglichen Geschäfte, welche sie in Ochsen mache, und ihre stete Bereitwilligkeit, ihm unter die Arme zu greifen. Schü=King gab sich zufrieden und von diesem Augenblicke an haben niemals Liebende in friedlicherem und zärtlicherem Verhältnisse gelebt. Nur einmal vor der Abreise trübte sich noch der Himmel dieses Glücks. Es entstund nämlich die Frage, was mit den fünfzehn von ihrem Ehegemahl verlassenen Weibern des Harems zu beginnen sei? Der Oberst, ohne den Eindruck seiner Worte zu berechnen, fuhr mit der kurzen Erklärung heraus, daß er schon lange daran gedacht hätte, diese ganze Sippschaft an seine linke Seite zu nehmen und sie in einige kleine Bevorrechtungen einzusetzen. Es war der letzte Backenstreich, den er als Bräutigam von Schü=King für diese unüberlegten Reden empfing. Er hielt sich die brennende Wange und erwiderte kleinlaut, daß er so nachdrücklichen Wünschen augenblicklich Gehör geben wolle. Schü=King knüpfte an die strafende Bewegung ihrer Hand einen langen Discurs über die jetzt in China einreißende Sitte der Kebsweiber, über gewisse Dinge, die ihr künftiger Mann niemals aus den Augen setzen dürfe, die sie streng ahnden werde, die er sich niemals sollte einfallen lassen, die sie nun und nimmermehr

zugeben würde. Der Oberst suchte sie zu beruhigen, er versprach Alles, was in seinen Kräften stände, und hatte so sehr den Muth verloren, daß er seine strenge Gebieterin nicht einmal zu fragen wagte, was sie denn mit den dreimal fünf verlassenen Geschöpfen zu beginnen gedenke? Schü-King gab ihm aber aus eigenem Antriebe die Erklärung, daß sich in China Auswege genug finden würden, schöner, munterer und unterrichteter Mädchen ledig zu werden.

Es war an einem frischen kühlen Morgen des Spätherbstes, als aus Lassa eine lange, unabsehbare Reise-Karawane zog. Sämmtliche Chinesen machten ihrer demnächst eintreffenden Ablösung Platz. Die einfache Ordnung des Zuges bestand darin, daß das Militär rings den übrigen aus Weibern, Kindern und Civilbeamten bestehenden Troß umgab. Schü-King mit ihren Weibern wurde getragen; ihre Begleiterinnen mußten sich verschleiern, weil Tschu-Kiang häufig an den Palankin seiner Braut heranritt. Aber die meisten dieser Frauen hatten keine Augen für ihre Umgebung, sie trugen ihre Gedanken weit in die heimathliche Ferne, träumten von Wiedersehn und schönern Tagen. Yeg-Jeg sprach leise mit ihrem graduirten Doctor, die Schauspielerin mit ihrem Ober-Tribunalsrath, eine Jede mit Jedem, der ihrem Herzen nahe stand.

Der Rand der Gebirgskette, welche das schöne Thal von Lassa umschließt, ist erreicht. Noch einen Blick für die reißenden Wellen des wilden Tsang-Tschu, für die vergoldeten Kuppeln der heiligen Gottesstadt, für die hohen Obelisken auf dem Berge Botala, und nun lebet wohl! Mögen sich die Berge vor euern Tritten ebnen und die Wellen des gelben Flusses bald in euern Augen spiegeln! Dürftet ihr

alle daheim in der Blume des Weltalls, so ihr Männer seid, Sommerhüte von Blättern, in den Ohren Edelsteine und flatternde Enden an eurem Gürtel tragen, und so ihr Frauen, euch schmücken können mit krausen Scorpionen-Locken, mit schönen Namen, die für gute Symbole gelten, und mit grünen Obergewändern, welche Frühlingsfeier und reiche Lust des Herzens bedeuten! Wenn ihr euch dem Kaiser nahet, so woll' er seinen Ring vom Finger ziehen und ihn euch anstecken, woll' er euch eine Pfauenfeder an den Hut heften und silberne Trobbeln geben, um sie an eure Oberkleider zu hängen! Harrt eurer daheim eine Braut, so mag sie nicht gealtert haben, sondern noch immer ihr Wuchs schwellen wie ein Baum, von dem Gewande seiner Blätter umrauscht; ihrer Wangen Haut sei ein geronnener Rahm, ihres Mundes Lächeln ein Frühlingstag, der sich mit Duft umziehet; ihre Augenbrauen seien dunkle Schmetterlinge und die Zähne feuchte Kürbiskerne und die Nägel an ihren Fingern Rosenblätter. Hattet ihr Arbeiten zu einem Examen eingegeben, so mögen die Prüfungscommissionen sie inzwischen gebilligt und eure Fähigkeiten den Oberbehörden empfohlen haben. Hinterließet ihr Schulden, so wünscht die uneigennützige Muse, daß eure Vettern sie unterdessen bezahlt haben mögen! Wer sein Weib zu der Zeit verließ, als der vorjährige Weizen gesäet wurde, mag es mit keinem Säugling an der Brust wiederfinden und wer seinen Brüdern den Auftrag gab, die Zinsen eines Kapitals zu erheben, mag so viel Treue an ihnen finden, daß sie die Zinsen zum Kapital schlugen! Die Vögel Lu-See ziehen dem Mittelpunkte der Erde zu und lassen sich in der Ferne auf den Teichen nieder. Ein Zug von Gästen naht sich mit geschwungenen kaiserlichen Fahnen, welche

hoch das Drachenbild emporhalten. Schmücket die Thore aller Städte zu ihrem Empfange, lasset bunte Wimpeln von den Altanen wehen und spannt durchsichtige kühle Flore aus, um die Strahlen der Sonne zu wehren! Und wenn sie euch verlassen haben, so sendet ihnen nicht Haß und Widerwillen nach, sondern ein schmerzliches Bedauern, daß sie so früh von euch geschieden sind!

Wir aber folgen jetzt den drei flüchtigen Wesen, deren ferneres Schicksal hinfort unsere Aufmerksamkeit noch allein in Anspruch nehmen wird.

Maha Guru hatte Mühe, sich in eine Welt zu finden, welche ihm seit Jahren verschlossen war. Alles beschäftigte seine Aufmerksamkeit und selbst bei dem kleinsten Gegenstande kostete ihm das Wiedererkennen eine Anstrengung; die Erscheinungen der Natur und des Lebens waren nur durch die Vermittlung mündlicher oder schriftlicher Belehrung vor seine Seele getreten, sie hatten für ihn nie eine andre Wahrheit gehabt, als die, welche sie der Sprache der Gleichnisse, Sentenzen und der Energie geben.

Der Eindruck, welchen dieser Zustand auf des jungen Mannes Gefährten machte, mußte wunderbar, selbst unheimlich sein. Es war noch der ganze Duft einer fernen Welt, der den Entthronten umwob. Wenn er auf dem beschleunigten Wege, den so kurz als möglich zu nehmen die Nothwendigkeit gebot, ermattet niedersank und sein schwärmerischer, wehmüthiger Blick auf einen Stein oder eine Pflanze zu seiner Seite fiel und mit langer, traumartiger Bewußtlosigkeit auf diesem Gegenstande ruhen blieb; so beugten sich unwillkürlich die Kniee des Schamanen und Gylluspa's und beide betrachteten stumm den mährchenhaften

Knaben, dessen Anblick uns zu Thränen gerührt hätte, sie aber noch immer zu stillem Gebete begeisterte. Dann richtete sich der Ermattete wieder auf, umarmte die treuen Seelen, die ihn mit unbeschreiblicher Inbrunst liebten und winkte, den beschwerlichen Weg wieder fortzusetzen.

Es gibt unzählige Menschen, welche nur wie Träume über den Erscheinungen der Alltäglichkeit schweben. Ihr seid in einer Gesellschaft, euer Mund strömt in zügellosen Ergüssen über, eure Laune entzückt Jeden, der am Leben seine Lust findet; und doch war vielleicht ein Wesen unter euern Zuhörern, in dessen Seele jedes eurer beklatschten Worte tiefe Furchen zog, das vor den Ausbrüchen des jubelnden Beifalls zusammenschreckte und sich sehnte, einen Ausgang aus diesen menschlichen, erlaubten und den Reiz des Lebens erhöhenden Genüssen zu finden. Diese stillen Herzen weichen euch auf der Straße aus, wenn ihr einmal länger als eine halbe Secunde gelacht habt, und danken euch in ihrer Angst früher, ehe ihr noch gegrüßt habt. Ihr verlangt einen Dienst von ihnen? Seid gewiß, daß sie euch schon jede Bitte gewährt haben, ehe ihr sie noch vorbrachtet. Sollte sie die Angst zu dieser Bereitwilligkeit treiben? Nein, sie fürchten nur eure Leidenschaft, sie wollen keinen Schmerz in euch erregen, sie wollen nicht, daß ihr in die Menschheit ungerechte Zweifel setzt. Kennt ihr diese treuen Menschen? Ihr trefft sie in großen Städten da, wo sich die Straßen in Gärten verlieren, wohin der Bewohner der mittlern Stadt jährlich einmal pilgert, um die Königin der Nacht bei einem Gärtner blühen zu sehen; nicht selten in der Nähe eines Dichters, eines Geistlichen, eines alten Sonderlings, der sich mit seinen Renten und seiner Haushälterin gegen die Welt abgeschlossen

hat. In euern Familien ist es vielleicht der ältere Bruder eurer Mutter, an dem ihr in eurer Jugend mit zärtlicher Hingebung hinget, dessen Weisheit euch mit edlen Vorsätzen erfüllte, an dem ihr niemals bemerktet, daß auf seinem Rocke sich die Fäden zählen ließen, daß seine Wäsche nicht rein war, wenn die Mutter nicht dafür sorgte, daß sich für seine morgende Zukunft erst am heutigen Abend entschied, wo er bei den Verwandten in der Runde essen sollte; an dem ihr dies Alles nicht bemerktet, weil ihr ihn niemals klagen, nie eine Thräne vergießen sahet. Oder es ist gar eure jüngste Schwester, diese Unglückliche, die mit dem Tode ringend in die Welt trat, die im sechsten Jahre erst sprechen und im achten laufen lernte, weil sie im Rücken eine natürliche Last, die nicht leicht ist, zu tragen hat und die keinen einzigen körperlichen Reiz besitzt, als ein seelenvolles, himmelblaues Auge und das schönste hellblonde Seidenhaar. Sie folgte euern Jahren nach, ihr großes Herz erweiterte sich und das Maß ihrer Liebe zu euch nimmt immer noch zu. Jeden eurer Wünsche liest sie von euren Augen, sie liebt Alles, woran eure Seele hängt, sie umarmt den Freund, mit welchem ihr für eure Ideale schwärmt und ließe das Leben für jenes Mädchen, dem ihr euer Herz geschenkt habt.. Kennt ihr jene Menschen, die ich zeichnen wollte? Dies sind die Seelen, welche niemals auf der Erde heimisch werden und sich aus dem Himmel nur in diese Räume verflogen zu haben scheinen.

Ich muß aber noch höher steigen; von den Stufen, wo die Engel stehen, zu jenen Thronen, auf welchen die Weltenschöpfer sitzen. Thürmen wir den Pelion auf den Ossa, rufen wir die Titanen zum Streit, vielleicht gelingt es uns,

unbemerkt hinter der Draperie des Weltenthrones heranzuschleichen und einen Nagel aus dem Sessel zu ziehen, auf welchem die Allmächtigen lagern! Triumph! Der Schöpfer der vier Elemente stürzt hinunter; in einem Nu hat er mitten im civilisirten Europa Fuß gefaßt. Der Gott verliert den Muth nicht. Denn er weiß, daß er Feuer, Wasser, Erde und Luft geschaffen hat. Wird ihn nichts in Verlegenheit bringen? Ja, er wird seine eignen Werke nicht wieder erkennen. Die Gränzen, welche er zwischen die Elemente setzte, hat der Mensch aufgehoben. Chemismus, Gasentwicklung, Dämpfe! Was versteht der Himmel von diesen Dingen? Ein Feuerzeug wird der verirrte Gott mit kindischer Neugier betrachten, eine Compressionsflinte muß ihn in Erstaunen versetzen.

Ich lasse diesem Gott der Elemente die übrigen folgen. Die drei Naturreiche, die menschlichen Tugenden, die großen Entschlüsse, die ehrlichen Nahrungszweige, die Kunst, die Wissenschaft, den Handel — alle himmlischen Anwälte dieser Gegenstände werden von der Art, wie sie sie hienieden antreffen, überrascht sein. Die ausgestorbenen Thiergeschlechter mit der Veredlungskunde, mit dem Dünger und der Rhinoplastik; die Bestimmungen der Sitte über das Ehrbare und die Vermehrung der anständigen Gewohnheiten; die Berechnungen des Ehrgeizes und der Durst der Völker nach großen Ereignissen, den sie selbst auf Kosten ihrer Freiheit befriedigt wissen wollen; die mannichfachen Verzweigungen menschlicher Thätigkeit, welche der Luxus und das steigende Bedürfniß veranlaßt haben, mit der Kunst des Unthätigseins und der Verzweiflung der Proletarier; die Rouladen der Sontag, die altdeutschen Kopfsenkungen und die Ghaselen nebst der

G=Saite, der Lithographie und der Kunst, Gedichte durch den Würfel zu machen; die Rotation der Erdachse und die griechischen Partikeln nebst der Göttinger Bibliothek und dem Meßkatalog, endlich im Handel die Giro=Banken, die Anleihen nebst dem Papiergelde, dem Credit und den Wechselreitern — das Alles sind die Erfindungen, welche dem Menschen eigenthümlich gehören und an denen die Götter erst dann Antheil haben, wenn sie sich darin unterrichten lassen. Wie unglücklich müßten sie also sein, wenn sie sich durch einen Zufall unter die Menschen verliefen!

Maha Guru war in so fern ein antiker Gott, als ihn die Liebe zu einer Irdischen zwar nicht von seinem Throne getrieben, diese Leidenschaft ihn aber unter die Menschen begleitete. Gylluspa lehrte ihn die Vergangenheit entbehren. Sie selbst hatte für die Vergangenheit das Gedächtniß verloren. Die Vorwürfe, welche sie in den finstern Stunden ihrer langen Kerkernächte dem eher Ohnmächtigen als Treulosen machte, waren verstummt in ihrem Munde. Sie hätte sie Dem jetzt machen müssen, der ihr das Leben rettete, dessen Wiederfinden die ganze Gluth ihrer alten Leidenschaft von Neuem anfachte. Maha Guru's sanfte Rede, sein langer Blick auf die Reize Gylluspa's, sein Lauschen auf den Ausdruck ihrer Miene und die zärtliche Hingebung, mit der er zuweilen seine treue Gefährtin umarmte, waren ihr hinlängliche Zeugnisse, daß die Versicherungen der Liebe, welche sie einst von Maha Guru unter dem Mangobaum empfangen hatte, in selige Erfüllung gehen würden.

Die Entfernung von Lassa war eine Flucht, die in jedem Augenblicke hätte mißlingen und mit dem Tode des entthronten Lama enden können. Bei jedem andern Lama hätte der

Usurpator darauf rechnen können, daß der Entflohene im Gebirge einen Anhang aufwiegeln und mit starker Macht auf dem Schauplatze wieder erscheinen werde. Alle Maßregeln, die er ergriff, waren auch auf Verhütung eines solchen Ereignisses gerichtet. Selbst wenn er wußte, daß sich Maha Guru mit seinem Verluste begnügte und zu wenig Energie besaß, um mit eigener Hand sich den alten Besitz oder Rache zu verschaffen, so konnte er leicht von den Unzufriedenen als Vorwand benutzt werden und im Verein mit dem Fanatismus anders lehrender Priester, die in Religionsangelegenheiten leicht erregbare Masse des Volks in Bewegung bringen. Deßhalb folgten dem Flüchtling auf allen Wegen die Diener des neuen Lama; ein hoher Preis wurde auf sein Leben gesetzt und die Behörden in den umliegenden Oertern überall aufgefordert, allen Fleiß auf die Entdeckung des verschwundenen Lügengottes zu wenden.

Die Flüchtigen hatten durch die Entweichung von Lassa, welche sie mitten in den verworrenen Scenen der Plünderung und Zerstörung bewerkstelligt hatten, einen guten Vorsprung gewonnen. Die Vorsicht des Schamanen führte sie über die schwierigsten, unwegsamsten, aber auch die sichersten Pfade. Die Richtung blieb nach Süden hin, wo er im Lande Butan eine Freistadt für den Verfolgten, dessen Loos er zu dem seinen machte, zu finden hoffte. Butan ist zwar eine Provinz von Tibet, aber von dem Schauplatze der vergangenen Begebenheiten hinreichend entfernt.

Was läßt sich von dem Seelenzustande, in welchem sich der Schaman befinden mußte, sagen? Wir haben uns wohl gehütet, diesen Mann als einen scharfen, entschiedenen, Alles nur mit Plan und Absicht beginnenden Charakter hinzustellen,

weil uns ein solcher unter den hier obwaltenden Verhältnissen unmöglich schien. Man zieht seine Vorurtheile nicht so schnell aus, wie seine Kleider und wird in die Gewöhnung der Sitte zehnmal wieder zurückfallen, wenn man es einmal wagte, sich von ihr zu entfernen. Zu Allem, was die Schicksale der drei Fliehenden zusammen gewürfelt hatte, gab der Schaman aus eigenem Willen Einiges hinzu, aber er selbst wäre nie im Stande gewesen, sich auf die Höhe dieser Erlebnisse zu stellen und sie nach seiner Einsicht zu lenken. Deßhalb mußten ihn die Erfolge eben so sehr ergreifen, als hätt' er sie nie voraussehen können.

Darin lag aber auch zu gleicher Zeit eine große Beruhigung für seine erschütterte Seele. Er hatte nicht selbst Hand ans Werk gelegt, als noch für ihn die entschiedene Katastrophe keine Seite bot, die er zu Maha Guru's eigenem Besten benutzen konnte. Erst da, als ihm die Möglichkeit ward, das Glück zweier Menschen durch das kurze Unglück eines dritten zu begründen und durch jenes dies wieder zu entfernen; da begann er jene Plane zu beschleunigen, deren Erfolg jetzt der flüchtige Fuß dieser drei Wesen war. Seine letzte Thätigkeit war zuletzt auch immer nur darauf gerichtet, dem Verderben seine bösen Ausgänge zu nehmen oder ihnen mit Klugheit vorzubeugen. War in der That sein an dem Bruder begangenes Verbrechen mehr, als die unterlassene Mittheilung einer gemachten Entdeckung? Mit dieser Verschwiegenheit fiel oder stand sein Plan, den er, wenn auch nich für redlich, doch für gut ersonnen hielt.

Wenn es aber dennoch keine Gränze gibt, wo das Unerlaubte durch die gute Absicht gerechtfertigt wird, so trat die Liebe jetzt als die Vermittlerin der Reue mit dem Verbre-

chen auf. Lag in Maha Guru's zufriedener Hingebung an sein Schicksal nicht die schönste Beruhigung für jeden Vorwurf des Gewissens? Ja es trat zuletzt eine Stunde ein, da Frohlocken und jubelnde Freude in die Kleeblattherzen der Liebenden einzog. Maha Guru feierte mit verklärtem Auge seine irdische Wiedergeburt; er fühlte das Glück, an Herzen zu ruhen, wo jeder Pulsschlag sich ihm zum Opfer brachte; er stimmte einen Triumphgesang an, daß die lebensfrohen Wonnen des Menschen die todten Entbehrungen des Gottes in ihm besiegt hatten und umarmte seinen Bruder, der ihn aus der Heimlichkeit eines unverständlichen, ihm dunklen und ihn erschlaffenden Daseins in das volle, freie, das Herz erhebende Leben der Menschen gerettet habe. Seit diesem Augenblicke schwanden die trüben Wolken von des Schamanen Stirn.

Nach einer mühevollen Wanderung, die mehrere Tage nicht unterbrochen wurde, immer weiter entfernt von den Oertern, wo die Verfolgung mit scharfen Augen und weit reichenden Armen ihre Opfer suchte, erreichten die Flüchtlinge endlich ein Asyl, das der Schaman mit Sorgfalt gewählt und zur Herberge lange vorher schon eingerichtet hatte. Es war mitten in den unersteiglichsten Gebirgen ein abgeschiedenes, stilles und durch seine Freundlichkeit gegen die schroffen Umgebungen abstechendes Thal, von Niemanden bewohnt und nur in weiterer Entfernung von stillen, friedlichen Nachbarn umgeben. Zwar konnte hier keine üppige Vegetation gedeihen, aber sie war lebhaft genug, um zu einer Ansiedelung zu reizen. Eine geräumige Wohnung lehnte sich an die grüne Bergwand und war von einer Umzäunung umgeben, welche noch einen wohlangebauten Pflanzengarten

umschloß. Die klare Welle eines Stromes, der sich aus dem Waldgestrüpp hervor drängte, wo ihm ein Fels vielleicht seinen Ursprung gab, floß mit erquickendem Rauschen durch die Einfriedigung und verlor sich am andern Ende des Thales hinter dem schroffsten Gestein, das in dieser Umgebung sich dem Auge darbot. Einer so lieblichen Einsamkeit hätte jeder Verfolgte seine Zukunft mit Freuden anvertraut, wäre die Liebe und Freundschaft auch nicht seine Begleiterin gewesen.

Das Thal war nicht so unbewohnt, als es schien. Mancherlei Hausgethier bewegte sich in dem innern Hofraum und einige Diener eilten den Ankommenden entgegen. Alles war hier zu wohnlicher Häuslichkeit eingerichtet. Gylluspa und der Schaman flüsterten stille Gebete, als sie die Schwelle des Hauses betraten und Maha Guru, dem das Beten noch eine unbekannte Verrichtung war, sah ihrer Andacht mit Wohlgefallen zu.

Die nächst eintretenden Scenen brauchen wir nur mit einigen Worten zu erwähnen. Wenn wir die Sitten Tibets nicht vergessen haben und die Bedürfnisse liebender Herzen kennen, so wissen wir, welche sonderbare Hochzeit jetzt in diesem Hause gefeiert wird. Die Morgensonne überraschte den athmenden Schlaf dreier in seliger Umarmung Verschlungener!

Erwachet zur Erfüllung der schönen Träume, die über Eurem lächelnden Antlitze schweben!

Fünfzehntes und letztes Kapitel.

Der Heilige.

Alle Opfer sind vergänglich.
Das Unvergängliche aber ist die Sylbe Om.
Menu.

Seit den schönen Stunden, mit welchen der vorige Abschnitt schloß, liegt eine lange Reihe von Jahren hinter uns. Die Castanien, welche damals von den vergelbenden Bäumen fielen, sind selbst schon zu fruchtbaren Stämmen erstarkt. Der Winterfrost hat inzwischen manche Bergspitze zu mürbem Schiefer zerrieben. Der Landmann kann sich seither aus Hagelwettern, großen Ueberschwemmungen, schweren Gewittern von Jahr zu Jahr seine Haltpunkte der Zeit gemacht haben. Wer damals gegen seine Eltern sich verging, kann jetzt an seinen eignen Kindern schon vergolten sein. Die Unsterblichkeit eines Weisen, dessen Prophezeiungen nicht zutrafen, ist indessen vielleicht schon vernichtet, der Haß zweier alter Geschlechter erstorben, das Auge einer klagenden Wittwe oder einer Braut, die am Tage vor der Hochzeit den Bräutigam verlor, von Thränen getrocknet.

Vor der Hütte im friedlichen Thale, wohin wir einst drei treue Gefährten geleiteten, sitzt nach vielen Jahren eine hohe männliche Gestalt auf dem abgehauenen Stamme einer zwiegespaltenen Ulme. Das grüne Laubdach hält die Strahlen der Sonne von einem Haupte zurück, auf welchem Furchen und bleichendes Haar die Vorboten des nahen Greisenalters sind. Wie hell das große Auge glänzt, so ist es doch nicht mehr das blitzende Feuer der Jugend, sondern die Sehnsucht, welche in dem blauen Raume des Himmels einen vermißten Gegenstand sucht. Dieser Sterbliche ist Maha Guru.

Zu des Mannes Rechten steht ein Sessel, aber er ist leer; zu seinen Füßen liegt ein bunter Teppich, aber Niemand ruht auf ihm. Er wendet sich um und wirft einen fragenden Blick in die umrankten Fenster der einsamen Wohnung, aber keine Antwort von denen, an welche sich jahrlang sein Ohr und seine Seele gewöhnt hat. Die Zimmer im innern Hause stehen öde und verlassen. Der Luftzug weht die Vorhänge auf, welche die Kammern trennen, aber das Auge trifft nichts als stille wehmuthsvolle Einsamkeit. An den Wänden hängen Bogen und Köcher, von Spinnen umwoben; und auf bunten, schönen Feiertagskleidern hat sich zerfressender Staub gelagert.

Maha Guru war allein. Seine treuen Gesellen hatten ihre Wohnung im Schooße der Erde aufgeschlagen. Den Bruder ereilte das Geschick schon vor langen Jahren. Er genoß das Glück des idyllischen Zusammenlebens mit dem einsamen Schauer der Natur und den Liebesdiensten der Freundschaft nur eine kurze Zeit. Der erste Frühling, welcher das Thal begrüßte, rief ihn von der Seite der Liebe hinweg, der er nichts hinterließ, als das schmerzhaft brechende Auge

eines schwer Scheidenden und auf immer eine wehmüthige, sehnsuchtswache Erinnerung.

Ein gütiger Gott waltete über dem Haupte Gylluspa's. Ihre Entschlüsse waren stärker, als die Maha Guru's; sie besaß Kraft genug, gegen seine oft überhand nehmende Traurigkeit in stetem Kampf zu liegen. Sie wagte oft den Gedanken zu fassen, ob nicht die Rückkehr unter Menschen, welche eifriger, thätiger, lärmender wären, als die demüthigen Umwohner, welche sie oft im Thale besuchten und sich von ihrer Weisheit Rathschläge erholten, auf Maha Guru leben- und freudenerregender wirken sollte. Sie dachte dabei an ihre Väter, die glücklich aus dem Brande von Lassa entkommen, in die Heimath zurückgekehrt und an ihre alten Beschäftigungen gegangen waren. Aber Maha Guru verwarf diese Plane, weniger, weil ihre Ausführung mit Gefahr verbunden war, als aus mangelnder Gewöhnung an das rauschende Treiben des täglichen Lebens. Die ganze Richtung seines Schicksals mußte darauf hinauskommen, daß er das Höchste in einem beschaulichen Zustande seiner Seele fand. In diesen geistlichen Uebungen und Gesprächen mit sich selbst würd' er gestört worden sein, hätt' er die geräuschlose Einsamkeit dieser Gebirgsgegend verlassen.

Ehe Maha Guru das Auge zur ewigen Ruhe schloß, mußte er noch Gylluspa das ihre zudrücken. Wie wir den greisen Mann auf dem Baumstamme vor seiner Wohnung erblicken, hatte er noch vor wenigen Tagen erst diesen schmerzlichen Abschied genommen. Noch lag der Raum seit jenem Augenblicke, da er die todte Hülle in ein Grab trug und mit einem ewigen Felsenriegel verschloß, wie eine lange finstre Nacht um seine Sinne. Er fühlte, wie schwer die

Träume waren, die über ihm walteten, aber er besaß die Kraft nicht, sich von ihnen aufzuraffen, das Nächste, Zeitliche, Lebendige zu ergreifen und sich über einen Verlust zu trösten, der unwiderruflich war. Wie wir ihn dort unter jener Ulme erblicken, so wird ihn noch manche junge Sonne grüßen, ihn zum Leben erwecken und keinen Blick in seinem Auge finden, der ein heller Widerschein ihrer Frische und Klarheit wäre.

Doch allmälig rangen sich in seinem Innern aus der Nacht des Schmerzes einige Gedankenatome zum Lichte des Bewußtseins empor. Es ward heller in seiner Seele und die Vergangenheit und Zukunft schieden sich in schärferen Zügen von einander. Die Hieroglyphen in dem Buche seines Lebens waren ihm kein Geheimniß mehr; er hatte den Schlüssel seines räthselhaften Daseins gefunden und ein Entschluß sprang in vollem jugendlichen Muthe aus den unklaren Wirren seines Hauptes hervor.

Jeder Gedanke hat sein Ziel und je reiner er ist, desto höher liegt es. Jede Sphäre, in welche sich die Seele aufschwingt, hat eine Hinterpforte, die zu einer erhabneren führt. An einen Kaufvertrag reiht sich die Gewissenhaftigkeit, an diese die Ehrlichkeit, an sie die innere Gerechtigkeit, an die Gerechtigkeit mittelbar oder unmittelbar alle Tugenden, die ihren Besitzer nicht nur der Menschen, sondern auch der Götter würdig machen. So bilden sich die Uebergänge aus dem Gewöhnlichen in eine höhere Ordnung der Dinge. Die Luft wird, je mehr man steigt, immer reiner und durchsichtiger und die Seele fühlt sich dem Himmel verwandt.

Dies ist der schwierigste Weg zur Tugend. Dem, der ihn wandelt, bleibt dabei Jedes überlassen, nur der richtige Takt und sein guter Wille bieten sich ihm zum Führer an. Jeder Gang über die belebte Gasse, jede Visitenkarte, die an unserm Spiegel steckt, jedes kleinste Ereigniß des alltäglichen Lebens ist ein Hinderniß, das uns in einem Augenblicke zahllose Stufen tiefer abwärts verlocken kann. Nichts bleibt so schwierig, als die Beziehung des Zufälligen auf das Wesentliche, als die Ausgleichung der Regel mit ihren scheinbaren Ausnahmen. Und dennoch haben die civilisirten Völker diesen Weg zur Tugend eingeschlagen. Die Eindrücke welche die Außenwelt auf sie macht, sind mannichfach und unabweisbar. Man kann nicht alle Dinge allein um der Tugend willen thun; wir müssen uns darauf beschränken, daß die Dinge nicht ohne die Tugend gethan werden. Es ist sehr schwer, in Europa ein redliches Herz zu haben, aber wenn man es hat, so ist damit ein großes Verdienst und ein großes Glück verbunden. Soll der Tugendhafte dem Leben entsagen? Soll er die Freude an glücklichen Unternehmungen, an siegreichen Anstrengungen wie Farbenstaub von seinem Dasein streifen? In Europa ist die Resignation niemals eine Tugend gewesen.

Die geistlichen Völker in dem Aufgange der Sonne haben eine andere Lebensgewohnheit. Ihre Beschäftigung ist eine angeborne Ueberlieferung, keine Verwickelung; ein Privilegium, das die Natur ausstellte und weder überschritten, noch von Andern gefährdet werden darf. Ja, eine große Klasse von Menschen hat nicht nur das Recht der Arbeitslosigkeit, sondern auch eine fortwährende Anweisung auf den Ertrag der fremden Hände. Hier läßt sich aus der Tugend

ein Geschäft machen. Man kann ein ganzes Leben auf die Fortschritte in der Sittenreinheit wenden und jeden Aderschlag zu einem unmittelbaren Gottesdienste machen. Jeder gute Vorsatz reicht schon hin, den himmlischen Lohn dafür zu empfangen, weil man sich keinen Klippen aussetzt, an denen er scheitern könnte. Der asiatische Priester lehrt: Richte jeden deiner Gedanken in gerader Linie auf die Gottheit und wache darüber, daß dich nichts darin unterbreche! Hier scheint der Weg zum Himmel kurz; aber er wird unendlich, weil man jeden Zoll auf ihm mißt und zu jeder zurückgelegten Linie die Frist eines Jahres bedarf.

Maha Guru's erstes und zweites Leben trug alle Elemente zur Beschaulichkeit in sich. Die Einsamkeit nährte jenen Hang an den Geheimnissen des Himmels, denen man sich nur durch Intuition weihen kann, wenn Kraft und Gelegenheit mangeln, ihre Räthsel durch die Wechsel des Lebens zu lösen. Maha Guru stand jetzt als Mensch so allein, wie einst als Gott. Der Kreislauf seines Lebens schien vollendet; von wo er ausgegangen, was hielt ihn zurück, dahin wieder zurückzukehren? Das Leben ist der Traum einer jenseitigen Vergangenheit, welchem uns die Geburt entriß und der Tod wieder zurückgibt. Die Gottheit drückte einst bei dem ersten Eintritt in diese Welt einen Kuß auf unsere Stirn und ihre Arme bleiben liebend ausgebreitet, bis wir, den Himmel ahnend, in sie zurückkehren.

Zum letzten Male rief Maha Guru seine Diener zusammen. Er sagte jedem ein Wort der Erbauung und denen, welche weinten, ein Wort des Trostes. Er nahm Abschied von allen theuern Gegenständen, welche ihm seine Wohnung zu dem liebsten Heiligthume gemacht hatten; selbst die Thiere,

welche an seine freundliche Stimme gewöhnt waren, erhielten von seiner streichelnden Hand die letzten Liebkosungen. Er warf einen Mantel um seinen Leib, nahm einen Stab in seine schwache Hand und trat aus dem Raume, der lange Jahre hindurch der Tempel seines Glückes und die Kammer seiner Gebete und stillen Gedanken gewesen war. Sein Fuß wandte sich der höchsten Bergspitze zu, die in der Umgebung des Thales lag.

Der Diener, welcher seinen Herrn bis auf den Gipfel des nächsten erstiegenen Berges begleitet hatte, erhielt jetzt von diesem die letzten Befehle. Er sollte wöchentlich zweimal zu dem heraufkommen, der nie wieder hinabsteigen würde und ihm Nahrung für die irdische Hülle bringen, die jetzt den letzten Kampf mit dem Geiste beginnen würde. Maha Guru fügte noch einige Grüße an die Zurückgebliebenen hinzu und sein Mund war auf ewig geschlossen.

Als der Diener von der Höhe des Berges verschwunden war, erstaunen wir über jede Bewegung, welche Maha Guru jetzt den Gliedern seines Körpers gibt. Das Auge unverwandt nach jenem Punkte hin gerichtet, wo mit jedem erwachenden Morgen die ersten Sonnenstrahlen anfblitzen, bleibt er fest auf dem höchsten Scheitel der Bergspitze stehen. Er hebt den linken Fuß und schlingt ihn um den rechten. Er richtet den rechten Arm in die Höhe und läßt den linken in gerader Linie bis in die Hüfte herabsinken. Die Finger beider Hände ballt er fest zusammen. Alle Theile seines Körpers nehmen augenblicklich eine starre krampfhafte Unbeweglichkeit an. Das Augenlied senkt sich halb über den Stern, der Blick richtet sich ab von Allem, was er bis jetzt noch gesehen und hat seinen Sinn nur noch für die Nase,

einen Gegenstand, den man ohne Zerstreuung betrachten kann. Die einzige Lebhaftigkeit, die in diesen unverwandten Blicken liegt, ist das Wechselspiel, wie bald der linke, bald der rechte Nasenflügel von dem ermatteten Auge wahrgenommen wird.

Und so steht der Andächtige vielleicht noch heute auf jenes Berges Gipfel! Jahre, Hitze, Frost, Sturm und Regen sind über ihm weggezogen, haben seinen Scheidel entblößt, die Haut seines Körpers zur Mumie zusammen geschrumpft. Er steht noch immer auf dem einen Fuße und würde auch den andern nie wieder auf den Boden herabbringen können. Schlingpflanzen haben seinen Leib wie einen Baum umrankt. Waldbienen legen in der Oeffnung zwischen dem stehenden und gehobenen Beine ihren Stock an und der Vogel baut sein Nest in der traulichen Höhlung unter dem rechten Arm, der nie mehr herabsinken wird, um die junge Brut, die unter ihm zum Leben keimt, zu ersticken. Nur in dem Munde liegt noch eine schwache Bewegung und das Auge verräth, daß das innere warme Leben noch nicht ausgehaucht ist. Jener nimmt die Nahrungsmittel auf, welche die andächtigen Verehrer des Bergheiligen in der Runde, die ihn wie eine schon im Himmel lebende Erscheinung anbeten, zuweilen hinein stecken. Das Auge aber labt sich noch immer an dem monotonen Anblick des tiefsinnigsten Körpergliedes, der Nase.

In der That bindet Maha Guru auch nur noch ein leises Athmen an die Erde. Die Seele schwebt schon längst den Weg zur Unsterblichkeit bald hinauf, bald wieder zurück in ihren irdischen Sitz, der, so lange er noch nicht zusammengestürzt, ein ewiges Recht auf sie hat. Die Götter sitzen in dem Glanze ihrer Herrlichkeiten und winken lächelnd dem

Greise, der sie in seiner Jugend auf Erden vertreten hatte. Ein Stuhl der Allmacht steht schon lange bereitet und wartet des endlich entfesselten Geistes. Alle Genien des Himmels sind schon in ihren weißen Festkleidern und tragen Palmen auf den Händen und streuen tausend Seligkeiten auf den Weg, den der Gefeierte wandeln soll. Nur Eines letzten Athemzuges bedarf es noch und der Himmel hat einen seiner Fürsten wieder.

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.



Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

Sechster Band.

Börne's Leben.
(Aus Börne's ungedrucktem Nachlasse reich vermehrt.)

Rosa Maria und J. D. Assing.

Friedrich von Hurter,
K. K. Hofrath und Historiograph.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

Börne's Leben.

Neue Ausgabe.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Diese Biographie sollte ursprünglich die Einleitung zu einer neuen Ausgabe der in den deutschen Bundesstaaten erlaubten Schriften Börne's sein. Das Unternehmen gerieth jedoch in Stocken und diese Einleitung dazu, schon im Herbst 1839 vollendet, wurde unter diesen Umständen in ihrem Erscheinen länger hingehalten, als die zunächst daran betheiligten Freunde Börne's wünschen mußten.

Ueber eine kurze Charakteristik, welche ich erst nur zu geben bezweckte, wuchs das sich anhäufende Material hinaus, von allen Seiten trug mir die Gunst des Zufalls Blätter und Zweige zu dem Ehrenkranze, den ich einem Todten winden wollte, heran, ich wurde Biograph des Verfassers der „Briefe aus Paris," ohne es zu wollen.

Wenn ich auf dem halben Wege, wo ich mich entschließen mußte, vor- oder rückwärts zu gehen, mich zum ersteren entschloß, so geschah es, weil ich unter den jetzt wirkenden Schriftstellern wohl einer der wenigen bin, die zu einer Entwickelung der Lebens- und Autorenmomente Börne's einen

gewissen Beruf haben. Wenn ich, auch jetzt noch schwankend, mich endlich wirklich entschloß, an das schwierige Werk zu gehen, so gab den letzten Ausschlag meine durch theure Familienbande erleichterte Kenntniß des Bodens, auf welchem Börne wuchs und reifte. So wie man Goethe's Jugend und in ihrem ganzen Dasein Bettina und Clemens Brentano kaum ohne Kenntniß der Frankfurter Lokalitäten innigst verstehen kann, so muß man auch für die richtige Auffassung Börne's auf einem Terrain heimisch sein, das für Poesie und Verständniß des öffentlichen deutschen Lebens voll der eigenthümlichsten Anregungen ist.

Ein mißlicher Umstand hätte mich freilich zurückhalten können: Ich habe Börne nicht gekannt. Manche seiner nähern Freunde, die mir mit Rath und That beistanden, haben dies oft bedauert. Indessen beruhigt es mich, daß ich seine nächsten Freunde, die mit ihm gelebt, doch oft auch darauf ertappte, daß sie mit ihm nicht auch empfunden hatten. Ihre Urtheile über den Verstorbenen widersprachen sich. Sie hielten mit verzeihlicher Täuschung allzusehr am Menschen fest und wußten für jede geistige Lebensfunktion des Freundes Gründe, die von den Andern wieder bestritten wurden. So konnt' ich, wenigstens schien es mir so, vielleicht besser in die Wahrheit dringen, als wenn ich durch persönliche Bekanntschaft wäre mit in diesen Strudel von Widersprüchen gezogen gewesen. Das unmittelbare Leben ist selten ohne Verstimmungen. Wir sind nie in dem Grade frei von unserm eignen Interesse, daß wir bei persönlichen Collisionen stets den Blick ungetrübt und das Vorurtheil unbefangen erhielten.

Von früh an hab' ich die Neigung gehabt, mich in fremde Individualitäten hineinzuleben. Die besten Menschenkenner

sind die, welche von den Tugenden und Schwächen der Andern Vortheile für sich zu ziehen wünschen; die ihnen zunächst kommen, die, welche einen Fanatismus daraus machen, gegen Jedermann gerecht zu sein. Ich bin immer erschrocken, wenn ich irgend Einen unbedingt verurtheilen hörte; denn meine eigene Lebensentwickelung zeigte mir nur zu sehr, daß wir in unserm Gemüth von der Welt abweichen können, ohne deßhalb Ursache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erscheinen. Was ich mir selbst geschenkt wissen wollte, dies Vertrauen auf die individuelle Selbstgerechtigkeit des Menschen, hab' ich andern nie entzogen, ja mit Leidenschaft mir darin gefallen, mich in die Denk= und Fühlweise Anderer hineinzuleben, Adern und Geflechte in fremden Seelen tief zu verfolgen und die Menschen von innen heraus zu beurtheilen. Was mich in der Poesie zum Dramatiker, mußte mich in der Prosa vielleicht zum Biographen machen.

Ich zweifle nicht, daß diesem Buche viel Berichtigungen und Erweiterungen bevorstehen. Erst wenn viele persönliche Freunde Börne's lesen werden, wie sich in seinem Leben eine gewisse Ordnung nachweisen läßt, werden sie sich angeregt fühlen, diese Ordnung zu vervollkommnen. Es werden sich Anekdoten mancherlei Art an das nun vorerst einmal Gegebene ansetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Auffassung, die in diesem Buche herrscht, nicht allseitig genügen wird. Es war mir nicht möglich, mit den Lebensmomenten eines so merkwürdigen Mannes, wie Börne war, erst ein polizeiliches Verfahren anzustellen. Sollt' ich zu Gericht sitzen und von einem abgekühlten Standpunct herab in Börnes Leben sichten und scheiden, hier einräumen, dort verdammen und aus einer Characteristik eine gerichtliche Anatomie machen?

Es ging nicht. So wenig die Meinungen Börne's von seiner Zeit, der rücksichtslose Ton, in dem er sie vortrug, von den Gährungen der Julirevolution zu trennen sind, - so wenig mocht' ich von der einfachen Erzählung seines Lebens das hingebende, selbst enthusiastische Colorit entfernen, welches sein ganzes Leben ausströmte. Ein Biograph soll seinen Gegenstand mitdurchleben und in ihm mit so viel warmer Toleranz aufgehen, daß sogenannte „Rettungen," wie sie der gute, menschenfreundliche Lessing von verkannten Geistern der Vorzeit schrieb, von vornherein niemals nothwendig werden.

Freunde und Bekannte des Verstorbenen haben mich mit Bausteinen zu diesem Gedächtnißtempel unterstützt. Ihnen meinen Dank! Viele, die dem Verstorbenen nahe standen, fürchteten sich, ihrer Beziehungen zum „Römer" *) wegen mit ihm zusammen genannt zu werden, oder hielten sich im Stillen für zu unbedeutend, die Aufmerksamkeit — des deutschen Bundes zu erregen. Manchen ging es aber noch eigner. Sie hatten mit Börne gegessen und getrunken und kein Wort, das er gesprochen, war ihnen im Gedächtniß geblieben. Es waren dies Männer, welche sich selbst auszeichneten. Feiner atomistischer Staub des Egoismus, der in menschlichen Seelen zerstreut ist! Sie leben mit Geräusch, jeder ihrer Tritte macht ein Echo, sie haben nie den Mund geschlossen, sie leben mit Händen und Füßen und was um sie vorgeht, für den Herzensschlag in der Brust eines Nebenmenschen haben sie kein Ohr. Einen Augenblick zu schweigen und den Andern reden zu hören, wär' ihnen sonderbar. Nach zehn Jahren ist der Andre eine europäische Berühmtheit und sie müssen sich schä-

*) Dem Frankfurter Regierungsgebäude.

men, daß sie mit ihm lebten, ohne von ihm Eindrücke empfangen zu haben.

Freilich kann hier eine Entschuldigung eintreten. Börne gab sich nicht, sondern er wollte genommen sein. Es fehlte ihm das Talent, mit sich selbst Komödie zu spielen, sich als der, der er war, auch in Scene zu setzen und sich jene Ruhe um ihn her zu erzwingen, die man braucht, um gehört zu werden. So haben viele seiner Freunde einen unbestimmten Erinnerungsdämmer von ihm, ein lachendes, wohlthuendes Flimmern des Gedächtnisses, darin aber nichts Bestimmtes, nichts, was besonders des Notirens ihnen denkwürdig erschienen wäre. Auch diese Erscheinung hab' ich zur Characteristik Börne's zu verwenden gesucht und ich hoffe, die Folgerungen, die daraus in meinem Buche gezogen sind, wird man nur billigen können.

Bücher, die ich benutzen konnte, hab' ich an den betreffenden Stellen angezogen. Hauptquelle waren Börne's eigne Schriften und die Blätter der Geschichte, wie sie seit der Scene im Ballhause von Versailles bis zum Jahre 1837, wo Börne starb, vor uns aufgeschlagen liegen. Wo ich Lücken in Börne's Lebensmomenten fand, hab' ich sie getrost durch die Geschichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß sein innerer Mensch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf seinen Körper wirkten die Ereignisse so, wie bei uns Andern nur die Einflüsse der Atmosphäre. Wenn er Gichtschmerzen hatte, konnte man annehmen, daß sich das politische Wetter ändern würde. Papierspeculanten hätten größere Stücke auf ihn halten sollen. Denn wenn ihm das Essen nicht schmeckte, stack sicher ein Congreß in der Luft.

Das überlang verzögerte Erscheinen dieses Buches erlaubte, daß ich erst noch die Schrift lesen konnte: „Heinrich Heine über Ludwig Börne.“ Sie ist vor einigen Tagen erschienen und scheint den Zweck zu haben, die in Deutschland herrschende versöhnte Stimmung über den vielverkannten, ungestümen, aber edlen Todten wieder zu zerstreuen, meiner angekündigten Biographie desselben im Voraus jeden Glauben zu nehmen und um einen Namen, von dem allmälig der irdische Dunst des Vorurtheils sich zu verziehen anfing, wieder auf's Neue eine erstickende Atmosphäre von Persönlichkeiten zu verbreiten, die jede Beschäftigung mit ihm fast verleiden muß, sei's auch zum Theil auf Kosten dessen, der diesen Unrath in die Oeffentlichkeit auf seinen Schultern hineinträgt! Wer die Schrift von Herrn Heine gelesen hat und an Börne kein tieferes Interesse nimmt, wird sagen: Seht, da reiben sich die beiden undeutschen Menschen gegen einander auf, der Todte an dem Verwesenden, der Jacobiner am Narren, die Revolution an ihren eignen Excrementen! Seht, diese Schrift des Herrn Heine ist eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der sie schrieb, und fast ein Todesurtheil für die Sache, der beide gedient haben.

Ich werde nie gern meine Feder eintauchen, um gegen Herrn Heine zu schreiben. Wir tauchten sie ja in unser eignes Blut! Es gibt viele Freunde der neuern Literatur, die es schmerzlich bedauern, daß unter den Gliedern derselben keine Einigkeit herrscht. Sie wollen für Ideen streiten, sagen sie, und schlachten sich der eignen Eitelkeit! Ich weiß es, daß diese Selbstbefehdungen der jüngern Literatur den Feinden derselben ein großes Vergnügen gewähren und würde mich nie dazu verstanden haben, über Herrn Heine auszusprechen,

was ich über ihn seit Jahren empfinde. Aber hier gilt es eine höhere Pflicht. Herr Heine hat durch seine in ihrer Veranlassung ganz unerklärliche Schrift auf die Bahn die mein Buch über Börne zurücklegen sollte, so viel Hindernisse gestreut, er hat auf die Region, in der sich mein Buch bewegt, so vielen widerlichen Hautgout ausgedunstet, daß ich gezwungen bin, im Interesse Börne's und seiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätt' ich Herrn Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werd' ich es widerlegen müssen.

Deutschland wird nicht begreifen, was Herr Heine mit seiner Schrift eigentlich bezweckte. Der Titel: Heine über Börne, verräth allerdings deutlich, daß das ganze Buch der Selbstüberhebung gewidmet ist und der Gegenstand desselben das Axiom sein solle: Heinrich Heine geht über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abwerfen kann: Heinrich Heine über Ludwig Börne! Aber warum bleibt diese Entscheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenossen oder der Nachwelt überlassen? Wem sind diese Rangstreitigkeiten nicht schon bei größeren Namen, wie Schiller und Goethe, zuwider gewesen? Würde Goethe je ein Buch sich nur haben denken können: Goethe supra Schiller! Ich sage supra; denn daß Herr Heine an de dachte, möchte ich zu seiner Ehre nicht glauben. Supra ist nur kindisch und eitel, de aber wäre lächerlich und anmaßend.

Die Schrift des Herrn Heine kommt in vieler Hinsicht zu spät. Zu spät — weil Börne todt ist und man solche Verläumdungen, wie sie hier gedruckt sind, nur von einem Lebenden sollte auszusprechen wagen. Zu spät — weil Börne's

Grab längst so dicht mit der freundlichen, versöhnten Anerkennung der deutschen Nation bewachsen ist, daß die Brennesseln des Herrn Heine auf dem geweihten Platze keinen Raum übrig finden. Zu spät — weil Herr Heine die deutsche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns diesseit des Rheins sehr gleichgültig ist. Herr Heine weiß nicht, daß man sich jetzt in Deutschland mit den wichtigsten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Untersuchungen über Protestantismus und jesuitische Reactionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Culturfragen, nur nicht mehr mit seinen „Reisebildern" beschäftigt. Es hat etwas Rührendes! Herr Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet sich ein, daß Deutschland noch immer auf Vollendung des Perioden harrt, den er grade angefangen hatte, als sein Fuß das Hamburger Dampfschiff betrat, welches ihn nach Havre transportirte. Er glaubt, wir knusperten noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taschenbücher, an seinem Streit mit Platen, an seinen Salonwitzen, an einem Bilde, das er von Herrn von Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leistungen, von denen er (S. 363) sagt: „Meine Leistungen sind Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes." Weil Herr Heine glaubt, daß wir um diese Monumente wie die Zwerge noch immer mit staunender Bewunderung herumgingen, so hielt er eine Schrift über seine persönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, dessen Erscheinung man nicht zu motiviren brauche.

Ob sich Herr Heine für witziger, poetischer, unsterblicher als Börne hält, kann dem Biographen des letztern gleichgültig

sein. Immerhin mag er ein Buch schreiben, dessen Thema in folgenden Worten (S. 240) ausgesprochen liegt: „Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambourmaitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reich gestickten Uniform, woran mehr Silber, als er der kleine Tambourmaitre mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balanzire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwiedre!" Allein diese Schilderung der eignen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus" seiner schönen Gestalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirnen des Palais Royal zuwerfen, mußte nicht auf Kosten eines Mannes geschehen, dessen sittliche und politische Bedeutung, publizistische Tiefe und römische Charakterfestigkeit, dessen schönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, dessen Herz in allen seinen Lebensfunktionen ihn gegen Herrn Heine als einen Riesen erscheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäischen Monumente" des Herrn Heine legen und sagen kann: „Siehst Du, ich bin doch größer als Du!"

Herr Heine erzählt uns seine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im seidnen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, schwerhörig, heute krank, morgen unpäßlich. Auch diese Beschreibungen sind zum Theil wahr, theils ergötzen sie, weil sie aus dem Bestreben hervorgehen, zu zei-

gen, daß Herr Heine schöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Mensch wäre, den man mit Börne gar nicht vergleichen könne. Mißlich aber ist es mit den Aeußerungen, die er Börnen in den Mund legt. Diese füllen oft in einem Zuge mehr als sechs bis sieben Seiten. Sollte Herr Heine schon vor zwanzig Jahren die Absicht gehabt haben, seine Memoiren zu schreiben und über die Aeußerungen der Menschen, mit denen er umgeht, schon so lange Buch führen? Nein, es ist unmöglich. Diese langen Tiraden, die oft witzig oft durch ihre Länge ungenießbar sind, kann Börne nicht gesprochen haben. Herr Heine, der ein so schwaches Gedächtniß hat, daß er sogar dasjenige, was ihm das Theuerste war, seine Grundsätze, mit der Zeit vergaß, Herr Heine sollte den Kopfrechner Dase an Intensität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Aechtheit dieser Diatriben müssen wir also von vornherein protestiren. Sie sind ohne Zweifel durch einen schlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieser Form ohne Widerrede von Heine eben so erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos jene Imperatoren halten läßt, die auch größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinstimmen, daß das, was Börne bei Herrn Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt. Nicht nur, daß er sich wie ein unsinniger Coupe tête in seinem politischen Fanatismus gebehrdet, er ist auch lasciv, gewöhnlich und nicht selten beinahe gemein. Diese Züge in dem Buche des Herrn Heine hat mich — nächst der empörenden Mißhandlung eines edlen weiblichen Gemüths — am tiefsten gekränkt, hat mich um so mehr gekränkt, als vielleicht Börne sich wirklich gehen ließ, wenn er mit der saloppen Gesinnungslosigkeit, der witzelnden Blasirtheit und dem bekann-

ten bauchgrimmenden Ennui des Herrn Heine zusammen kam. Wir sind Menschen und Börne war sogar ein guter Mensch. Wenn er in Herrn Heine's Gegenwart manches Lascive und Triviale sprach, so that er es aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn besuchte. Er war zu gutmüthig, Herrn Heine eine andere Sprache vorzuschlagen, als welche dieser in seiner Unterhaltung gewohnt ist. Es sind wahrhaft häßliche Dinge, namentlich über Christen- und Judenthum, die Herr Heine Börne'n in den Mund legt. Wenn sie nicht ganz erfunden sind, so beweisen sie nur, wie freundlich Börne in seinem Wesen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie zarter Aufmerksamkeit er denen entgegen kam, die ihn besuchten. Womit sollte er Herrn Heine unterhalten? Er schätzte den jungen Mann, er setzte große Hoffnungen auf seinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müssen und ging harmlos auf die albernen Talmudwitze ein, an denen Herr Heine mehr seinen Humor genährt hat, als an unserm großen Jean Paul, den er in diesem Buche einen „confusen Polyhistor" nennt! Ja, um die Wahrheit ganz zu sagen, man muß wissen, daß zwei getaufte Juden von so lachlustiger Natur, wie Börne und sein Schatten, tausend Gelegenheit finden, an den drolligsten Vorkommnissen innerhalb der Synagoge und des Ghettos ihren Witz zu üben. Es ist betrübend für mich, daß ich manchem Israeliten vielleicht weh thue, wenn ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen ist, als wenn zwei jüdische aufgeweckte Köpfe sich gegenseitig in witzigen Einfällen zu überbieten suchen. Der „arme Börne" (Herr Heine nennt ihn in seinem ganzen Buche nicht anders) ließ sich vor dem jungen Manne, der ihn besuchte, mehr als billig gehen und dieser benutzt jetzt dessen problematische Aeu-

ßerungen, um über Börne einen häßlichen gelben Nebel zu verbreiten. Möchte diese Aufklärung des wahren Sachverhältnisses ihn von dem Andenken des trefflichen, gerade in seinem häuslichen Gespräche immer gewiegten und besonnenen Mannes für immer verscheuchen!

Der politische Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen des Herrn Heine bezweckt, Ersteren als einen republikanischen Narren, Letzteren als einen Royalisten, oder wie man es von den ausgesöhnten Legitimisten in Frankreich nennt, als einen Ralliirten hinzustellen. Börne ist nach Herrn Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philosophisch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Partei des Berges, Herr Heine zur Partei des „Sumpfes". Ich habe die zahme, royalistische Widerrufs-Politik des Herrn Heine mit Vergnügen gelesen, denn sie läßt hoffen, daß man die Polizei-Actuarstelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt und ihm dadurch Gelegenheit verschafft, sich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf seine Worte legt, selbst zu überzeugen. Allein man bedenke: die erwähnten Gespräche mit Börne sind alle zu einer Zeit gehalten, wo Herr Heine selbst einer der unternehmendsten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo seine Schriften mit der Marseillaise begannen und der Parisienne aufhörten; zu einer Zeit, wo seine Pamphlets nur verstümmelt erscheinen konnten, weil kein deutscher Druckherr wagte, seine Finger zum Aufbau all der staatsgefährlichen Mausfallen und Guillotinen, die in diesen Räsonnements drohten, herzugeben. Nun ist nicht zu läugnen, (und mein Buch wird darüber mit Ernst und Aufrichtigkeit urtheilen) daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution

sich der Hoffnung auf einen gewaltsamen Umschwung der Begebenheiten mit rücksichtsloser Leidenschaft hingab; allein was ist edler, wahrer und redlicher: diese Ansichten auch innerhalb seiner vier Wände vertheidigen, oder sie, wie es bei Herrn Heine der Fall war, nur zur interessanteren Draperie seines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren in Hoffnung auf die Frankfurter Polizei-Actuarstelle, als nie dagewesen läugnen? Das dritte Wort in Herrn Heine's „französischen Zuständen" ist die Tricolore, die Guillotine, das Ça ira u. s. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Conversation. Gesetzt, sie wären Beide in einem betrübten Irrthum befangen gewesen, wer war redlicher, Börne oder sein Judas?

Herr Heine hat die Absicht, die patriotischen Erhebungen seit 1830 als lächerlich hinzustellen. Große Anfänge, die klein enden, fordern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Herr Heine, der Jahrelang um die Gunst der republicanischen Partei in Paris buhlte, hat diese nicht. Wenn über das Mißlingen des Hambacher Festes ein Mann von deutschem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund gesetzmäßiger Freiheitsentwickelung frohlockt, so wird man ihm vielleicht mit getheilten Empfindungen zuhören; allein Herr Heine sollte ein Recht haben, die süddeutsche politische Bewegung, die Vorfälle in Rheinbayern und das Associationswesen der deutschen Handwerker zu bespötteln? Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher seine Schriften mit den grellsten revolutionären Farben überpinselte, und zweitens auch darum nicht, weil ein Herz ohne Gefühl, ein Character ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Gesinnung überhaupt nicht berufen ist, in ernsten

Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Ansicht für oder gegen auszusprechen. Wer so tief, wie Herr Heine, im Irdischen, Materiellen, in der Blasirtheit des Jahrhunderts verkommen ist, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine gescheiterte Unbesonnenheit gestattet werden. Alle deutschen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten seit 1833 billigen, werden darin einig sein, daß sie nimmermehr zum Organ dieser Billigung Herrn Heine wählen möchten. Der deutsche Sinn ist einmal so. Börne mit seiner etwaigen Uebertreibung steht uns immer ehrenwerther da, als Herr Heine mit seinem Widerruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unseres leidigen Gewährmannes, sich in die Tiefe eines edlen Gemüthes zu versenken, beweisen die schnöden Trivialitäten, die Herr Heine über die religiöse Stimmung, die Börne'n am Abend seiner Tage für vieles Gescheiterte tröstete, sich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über diese Erscheinung werden nachstehende Blätter sich wahrer aussprechen, so wie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr annehmlichen Aufschlüsse über das Zerwürfniß zwischen Börne und Herrn Heine enthalten dürfte. Herr Heine hat der Wahrheit durch seine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene nach der Lüge erscheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um so leichter werden.

Ich gestehe, daß ich für manches Unterhaltende und Witzige in der Schrift des Herrn Heine nicht unempfindlich bin. Herr Heine ist ein muntrer Kopf, der, ohne wissenschaftliche Bildung, mit einer, weniger poetischen, als poetisirenden Gabe ausgestattet ist, die ihm erlaubt, an den Dingen mehr Seiten herauszugrübeln, als sich der Beobachtung des Ver-

standes auf den ersten Blick darbieten. Weniger Poet, als poetischer Dilettant aus der romantischen Zeit, weiß er den Gegenständen seiner Beobachtung eine gewisse phantastische Appretur zu geben, die von einem angebornen Sinn für das Naive, das Detail, das Unwesentliche und Specielle unterstützt wird. Ohne sittliche Selbsterziehung, von den Schmeicheleien seiner Umgebung früh gehätschelt, angewiesen auf Lebensernten, die er nicht zu säen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, schleuderte er mit nachlässiger Indifferenz durch ein menschliches Dasein, das ihm der Zufall sanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, stehen und glossirte die Menschen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schicksale, ihren Glauben. Nie hat Herr Heine aus dem Kreise des kleinlichsten Egoismus heraustreten können, nie empfand er für das, „Was," wie Goethe sagt, „der ganzen Menschheit zugetheilt ist." Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn gesinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf, — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That, das Talent, sich im fernen Paris in eine dunkle, versteckte Stube einzuschließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tausend Menschen, denen er im Leben begegnete, spottend nachzugrübeln: dies Talent besitzt er meisterhaft. So muß ich gestehen, hab' ich Einiges in seinem Buche über Börne belacht. Aber nun denke man sich, wenn man gezwungen werden soll, auf Kosten edler Menschen zu lachen! Wenn man mitten in einem spaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung desselben erschrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu können scheint! Als ich von Herrn Heine's Witz gebrandschatzt wurde, auch

über Edle zu lachen, da war es mir, als bekäme man von einem Restaurant eine Fleischspeise mit pikanter, appetitreizender Sauçe, striche diese mit dem Messer fort und würde dann plötzlich von einem Faulgeruch angedunstet, den die Capern und Champignons verdecken sollten, oder man nähme einen Bissen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes, durchsichtiges, rothes Haar an der Gabel wieder fallen lassen! Solche Schrecken bietet fast jede Seite der Schrift des Herrn Heine dar.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mißhandlung einer edeln gebildeten Dame, die Börne'n in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame W. (es ist in meinem Buche thatsächlich dargestellt) gehört zu jenen schönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weisen nicht bloß von ihnen nur zum Gegenstand ihrer Schöpfungen gewählt wurden, sondern die oft sie selber beglückten und ihnen ein einsames Dasein verschönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß kompetent, stimmt darin überein, daß Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein ebenso wohlthätiges für den verlassen und einsam in der Welt stehenden Unverheiratheten, wie seiner Natur nach rein und sittlich war. Herr Heine wahrlich sollte einer der Ersten sein, der das Poetische einer solchen Beziehung mehr, als Andere, zu würdigen wüßte. Statt dessen bringt er diese Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er bezweifelt ihre Sittlichkeit, er schändet sie mit der Lascivität seines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch Nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der dritte in einem Seelen-Bunde war, für dessen

Verständniß die alltäglichen Begriffe unseres Lebens nicht ausreichen, alle diese Beziehungen werden hier von dem frechen Spott des Herrn Heine so besudelt, daß sie wie ein unsittliches Verhältniß aussehen. Wie tief ist die Würde unserer Literatur gesunken! Ein Schriftsteller, der sich einbildet, „europäische Monumente“ errichtet zu haben, kann sich darin gefallen, kleine Kothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieser zügellose Mißbrauch der Presse fortfrißt, welches sittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftstellern? Hingebungen, wie sie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, aussterben und der Poet wird auch darin der ärmste werden, daß kein Frauenherz mehr seinem Frieden traut, und ihm, wie Herrn Heine's, des großen Sittenrichters, Beispiel lehrt, nichts übrig bleibt als eine blinde Wahl unter den Nachtvögeln des Palais Royal.

Ich bin zu Ende. Herr Heine schließt sein Buch mit einer von ihm schon abgenutzten Allegorie fast wie ein Testament. Er sagt: „Ich werde dick und fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes.“ So wird auch bald, nach solchen Büchern, der schöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, sein Auge schließen und von Herrn Heine nichts mehr übrigbleiben, als ein ödes, nur mit spärlichem Grün bewachsenes Gewesen! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter, als je. Selbst seine Feinde gewannen ihn lieb, als er sein letztes kleines Buch geschrieben und starb. Herrn Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moralischen Auflösung. Börne war kein Dichter und schrieb wie ein Prophet.

Herr Heine affectirt, ein Dichter zu sein und schreibt wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer seiner Ueberzeugung härtete sich ein stählerner Character. Herr Heine schwimmt im Meer der Lüge und wird sich allmälig ganz verdunsten in das „goldne" Nichts der Eitelkeit. Börne stritt gegen die Lebenden und versöhnte sich mit den Todten. Herr Heine fürchtet die Lebenden und erst, wenn sie sterben, bekämpft er sie. Börne griff seine Feinde an: Herr Heine nur die Gattinnen und Freundinnen seiner Feinde. Börne stritt, als er noch lebte, gegen Herrn Heine: Herr Heine wartete und antwortete dann erst, als Börne gestorben war.

So mögen diese Blätter hingehen und für das Leben eines merkwürdigen Mannes ein besseres Zeugniß geben, als die Lügenschrift seines Rivalen, der ihn um den Ruhm einer edlen Gesinnung und den Vorsprung eines gediegenen Characters beneidete! Wenn Herr Heine beabsichtigte, meinem Buche von vornherein beim deutschen Publicum die Glaubwürdigkeit abzuschneiden, so denk' ich nicht, daß nach dem Inhalt dieser zu meiner Schrift nothwendig gewordenen Vorrede ihm sein schnöder unedler Zweck gelungen ist.

Geschrieben in **Hamburg**,
den 10. August 1840.

K. G.

Vorwort

zur neuen Ausgabe.

Die im Vorhergehenden ausgesprochene Vermuthung, es dürfte die erste Grundlage einer Biographie Börne's die Veranlassung zu weiterm Ausbau durch Mittheilungen und Ergänzungen seiner Freunde werden, bestätigt sich schon in dieser neuen Bearbeitung. Sie ist gegen das frühere thatsächliche Material so reich vermehrt, mit ungedruckten Briefen Börne's und den mannigfachen Erinnerungen seiner ihm im Leben nahegestandenen Verehrer so reich ausgestattet, daß sie dadurch an und für sich schon ein neues Interesse erhalten hat.

Von Irrthümern der frühern Abfassung sind einige nicht unwesentliche hier berichtigt. Doch blieb im Ganzen der Standpunct der Beurtheilung derselbe und im Einzelnen wagt' ich sogar hie und da von den Notizen abzuweichen, die ich zur Berichtigung meiner frühern Behauptungen von Paris her empfing. Ein objectiver Abschluß ist bei einem so reichen Geiste nicht möglich und Meinungsverschiedenheiten gereichen dem bedeutenden Mann, der so zu sagen aus dem Vollen lebte, nur zur Ehre.

Fortgelassen hab' ich aus der Mitte des Buchs die Fragmente über Villèle, von denen ich früher glaubte, sie wären ungedruckte Privatmittheilungen an Herrn Murhard in Kassel. Indessen hat sich herausgestellt, daß sie schon in Cottas politischen Annalen standen und jetzt befinden sie sich im fünften Band der Stuttgarter Ausgabe von Börne's gesammelten Schriften. Diese Lücke ist jedoch durch bisher ungedruckte, in jene Periode fallende Briefe und Gesprächsäußerungen Börne's ersetzt, die ich wie fast das ganze reiche Ergänzungsmaterial dieser neuen Bearbeitung den unermüdlichen und treuen Pflegern des Börnischen Gedächtnisses, Herrn und Madame Strauß in Paris, verdanke.

Frankfurt, den 14. August 1845.

G.

Börne's Leben.

Es ist nichts leichter, als von achtbaren Eltern geboren werden, einen guten Schulunterricht genießen, mit viel Sittsamkeit die Hochschule beziehen, mit viel Anmaßung sie verlassen, im schwarzen Frack die Runde bei den Staatsmännern machen, die ein Amt zu vergeben haben, es glücklich erhalten; den Eid der Treue schwören, wirklich treu sein, treu dem Fürsten, treu den Grundsätzen unsrer Vorgesetzten, treu dem Geiste, in welchem uns unser Gehalt vierteljährlich von der Landeskasse ausgezahlt wird, funfzig Jahr in diesem Geiste verharren, steigen bis zum wirklichen geheimen Rath und mit Orden bedeckt, von Kindern und Enkeln umringt, ein ehrlich erworbenes kleines Vermögen hinterlassend, endlich das Zeitliche segnen. Und noch mehr! Du kannst dir wirklich manches Verdienst um deine Mitmenschen erworben haben und die Medaille mit Recht ansprechen dürfen, welche in der fürstlichen Münze auf dein Andenken geschlagen wird! Du kannst die Residenz deines Landesherrn mit einer hübschen Pappelallée geziert und für Brunnen gesorgt haben, die deinen Mitbürgern ein beßres Trinkwasser geben! Du kannst eine Rentenanstalt begründet, die Lotterie abgeschafft, eine beßre Ver-

waltung des Armenwesens nach neueren Theorieen eingeführt haben! Du hast die Landwirthschaft deiner Provinz gehoben, indem du Wettpreise für den besten Flachs, das beste Obst aussetzest: die Pferdezucht, die Schaafveredlung, die Schulanstalten und sogar die Landesbibliothek, Alles kann durch dich gehoben, verbessert, neu begründet sein; und doch war dein Leben so, wie der Wind vorüberfährt. Was du thatest, that dein Amt, deine bürgerliche Stellung, deine nächste äußerliche Pflicht: Du hättest auf diese Art die Welt erobern können und doch nicht nöthig gehabt, dabei dein Bett zu verlassen. Man kann sterben und drei Tage lang von einem ganzen Lande mit Läuten der Glocken, angelaufenen Degen und Florbinden betrauert werden, und hat doch nicht wahrhaft menschlich gelebt.

Menschlich leben? Wahrhaft menschlich leben! O das heißt mehr, als ein guter Vater, glücklicher Gatte, treuer Unterthan sein. Menschlich leben heißt ein Engel sein, der vom Himmel abkommt und sich in diese Welt verfliegt und irrend umherflattert, nicht wissend, wo er ein Thor finden soll, um in seine Heimath wieder zurückzukehren. Menschlich leben heißt nicht, wachen am Tage oder träumen in der Nacht; sondern: träumen am Tage, wachen in der Nacht; und vor allen Dingen heißt menschlich leben unglücklich sein, verkannt werden, in seinem heiligsten Glauben mißverstanden, in seinen Hoffnungen von einer schadenfrohen Wirklichkeit verspottet werden, geäfft von dem Echo der Ohnmacht, wenn wir stolze und erhabene Wünsche mit donnernder Stimme in die Welt hineinrufen, betrogen von dem Nächsten und Entferntesten, verfolgt vom Feinde und noch mehr sogar belächelt und bemitleidet werden vom Freunde, der uns nicht

versteht. Seht, so zwängt sich der Eine mit zusammengedrückten Schultern, gebognem Rücken und gesenktem Kopf durch alles das hindurch, was das Leben an guter Ordnung, friedlicher Sicherheit und nettem Ertrage uns darbietet; der Andre aber sucht gerade die Widersprüche unsres Daseins auf, will sie versöhnen und geräth zwischen die Räder einer Bewegung, die er zum Wohl des Ganzen hemmen wollte. Er sucht die ungebahnten Straßen, die versteckten Winkel des Lebens auf, bis in welche der Lärm eines gewissenlosen, scheinbar glücklichen In-den Tag-Hineinlebens nicht gedrungen ist, er denkt an den Winter, während Jene sich im Sommer sonnen. Und nun bricht meinem Menschenfreunde eine Sproße der Leiter, die er ansetzte, um eine köstliche Frucht für uns Alle zu holen, — die Menge lacht. Er wendet sich zu ihr mit geistvoller schwärmerischer Rede, sie findet beim Einen Anklang, aber beim Andern Widerspruch und beim Dritten verläumderische Entstellung. Nun werfen sie sich sein Herz mit den innersten seligsten Geheimnissen desselben wie einen Spielball zu, suchen in großen Zwecken, die dem Allgemeinen galten, kleine auf, die sich die Person vorbehielt, stellen die Absichten und die zu ihrer Durchsetzung aufgewandten Mittel in einen lächerlichen Contrast und machen aus dem Erhabensten etwas Gemeines: — seht, das heißt menschlich leben!

Ich las, daß ein geistvoller Denker einst sagte: „Die Möglichkeit, daß noch einmal ein Messias erscheine, ist für unsre Zukunft noch nicht abgeschnitten.“ Ich mußte lachen. Ja, ein Messias kann erscheinen; wenigstens bedürfen wir seiner; um ihn aber anerkannt zu wissen, nimm uns erst die kleinliche Genuß-

sucht unsrer Zeit, nimm uns die hämische Begrüßung des Außerordentlichen, dies Produkt unsrer frivolen Ohnmacht, nimm uns jene sogenannte Civilisation, die uns in den Ketten und Banden einer scheinbaren bürgerlichen Ordnung hält, nimm uns diese fürchterliche Controlle unsrer nächsten unschuldigsten Lebensäußerungen, und dann denke an deinen Messias! Oder glaubst du, der Sohn Gottes hätte in einem Jahrhundert der Gensd'armen und der Päffe in die Welt kommen können? Warum nicht? Wirst du antworten. Zum Gekreuzigtwerden haben wir Pilatusse und Golgathas genug. Nein, der echte Mensch, der, welcher seinen Ursprung vom Himmel nicht vergißt, der die Aufgabe des Lebens darin findet, daß er dem Unterdrückten beisteht, der nur das Edle und Große will, nur die Liebe für das einzige Band unsrer irdischen Verhältnisse anerkennt, dieser echte Ecce Homo kommt auch nicht einmal mehr dazu, gekreuzigt zu werden. Man würde ihn tödten! o ja! aber durch Nadelstiche; durch tausend kleine Qualen schürte man ihm ein Feuer unter einem Rost, auf dem er langsam und schmerzlich ausathmete; nicht den Körper, das Gemüth tödteten sie ihm. Das ist der große Muth, den das Genie in unserem materiellen Jahrhundert haben muß, — lächerlich zu erscheinen; der Muth, entstellt zu werden, mit seinen persönlichen Verhältnissen an's Tageslicht gerissen, gekränkt in Vater und Mutter, Schwester und Gattin, geärgert von der rothwangigen Genügsamkeit, die seinem Treiben mit einer Art von Mitleid zusieht, verzerrt zu werden in eine Carrikatur und als ein Märtyrer für etwas zu fallen, das selbst die nicht einmal anerkennen, denen zu Liebe es ersonnen und mit dem Tode besiegelt wurde!

Und wenn ich den edlen Mann nenne, welcher diese Be-

trachtungen bei mir weckte, **Ludwig Börne**, so gesellt sich zu ihnen noch eine andere hinzu, von der ich nicht weiß, soll man sie eben so schmerzlich oder einen Trost nennen? Kaum war die Kunde von Börne's Tod erschollen, so war das Urtheil der entgegengesetztesten Parteien versöhnt. Was man dem Lebenden nicht einräumte, räumte man dem Todten ein. Als man ihn bestattete, senkten alle Prinzipien ihre Fahnen und sagten: Es war ein Charakter! Den Werth der Ideen, für die er gelebt hatte, ließ man unentschieden; man bewunderte wenigstens, daß er auch mit ihnen gestorben war. Er hatte nichts widerrufen, er hatte keinen Priester an sein Bett kommen lassen, um ihm einen Brief zu dictiren, den er an den Frankfurter Senat schreiben sollte, er hatte Wolfgang Menzel nicht deshalb geschont, weil er ihn einmal gelobt, Heine nicht deshalb doch geduldet, weil dieser sich ja nach ihm gebildet hatte, er nahm weder seine Pariser Briefe noch seine Satyre auf die Schnelligkeit der Thurn= und Taxis'schen Eilwägen zurück, weder den Narren im weißen Schwan, noch einen Paragraph seines politischen Glaubensbekenntnisses, es wurde nichts bekannt von Pensionen, die er etwa bezogen hätte, im Gegentheil erfuhr man, daß er seiner Liebe zur Freiheit die uneigennützigsten Opfer zu bringen pflegte — da konnte man die Bewunderung nicht mehr zurückhalten. Unsre Zeit, sagte man, so schwach — und doch wäre **Einer** stark gewesen?

Und dies also die einzige Art, wie man sich mit Euch versöhnen kann! Man muß nur fest bleiben in dem Unglück, das diese Welt über uns verhängt, muß nur nicht weichen links oder rechts, wenn man mit Koth beworfen wird, muß erhaben lächelnd durch Eure Irrthümer und Täuschungen,

durch Eure Schwäche und Euren Eigensinn hindurchgehen; darüber erstaunt man in einem Zeitalter, wo selbst ein Talleyrand so schwach wurde, in der letzten Stunde dem Papst sein Leben abzubitten. Soll man nun an dieser Versöhnung, mit der seit Börne's Tod sein Name genannt wird, Freude haben? Soll man sagen: die Menschen sind so kindisch und so feig, daß sie nur durch ein Schauspiel, das vor ihnen aufgeführt wird, erschüttert werden können; oder soll man doch noch Vertrauen zu unserer Zeit schöpfen und denken: Es liegt noch etwas Edles in den Gemüthern verborgen, der Quell der Tugend ist nicht ganz versiegt und es ist immer möglich, daß Staatsmänner über das, was sie am Tage Böses wirken, des Nachts Thränen der Reue vergießen? Ich gestehe — hier verläßt mich die Kenntniß meiner Zeit und ich begnüge mich mit dem an sich erfreulichen Resultat, daß Börne's Charakter jetzt nicht mehr dem Mißverständnisse so ausgesetzt ist, wie zu seinen Lebzeiten, daß sich die Urtheile über ihn auffallend berichtigt haben und dem Menschen in ihm schon dieselbe Genugthuung widerfährt, die der Schriftsteller Börne, der witzige, sinnreiche Kopf, der geschmackvolle Stylist und scharfsinnige Kritiker zu allen Zeiten gefunden hat.

Eine Rettung in der Art, wie sie Lessing von Horaz und minder bedeutenden Namen schrieb, würde bei Börne nun nicht mehr nöthig sein. Wohl aber hat sein Leben Aehnlichkeit mit den Charakteren der französischen Revolution, von denen mancher allerdings bis auf den heutigen Tag unverantwortlich geblieben ist, mancher aber auch durch den im Verlauf der Zeit sich mildernden Geist der Beurtheilung aus einem Ungeheuer allmälig sich in einen trefflichen, biedern Mann verwandelt hat, den nur die fürchterlich beengenden

Umstände der Revolution zu Handlungen zwangen, die seinem Gemüthe ursprünglich fremd waren. Wer sich auch bei Börne durchaus von dem Gedanken nicht trennen kann, daß seine Briefe aus Paris Ansichten und Redewendungen enthalten, die sich von einem unmittelbaren Standpunkte nicht vertheidigen lassen, dem wollen wir nicht vorgreifen, wenn er die Geschichte unsrer Zeit zur Hülfe nimmt und sich durch die Gährung und Verworrenheit derselben erklärlich macht, was er sonst nicht würde verziehen haben. Börne beschäftigte sich viel, wenn auch nicht, wie es hieß, mit einer Geschichte, doch mit Betrachtungen über die französische Revolution; es war seine Absicht, einzelne Charaktere derselben durch den Pragmatismus der damaligen Begebenheiten zu erklären und in der Möglichkeit, ja Nothwendigkeit ihrer extremen Handlungen zu entwickeln. Der sittliche Leumund, der dem Privatcharakter einiger dieser Männer nachtönte, bestimmte ihn, ihr Wirken genauer zu prüfen. Eine mißliche That wird uns gleich verzeihlicher erscheinen, wenn wir erfahren, daß bei ihr kein Vortheil im Hintergrunde stand. So feindselig für Börne's Gemüth und Sinnesweise z. B. die Bestechlichkeit eines Mirabeau, die geniale Unsittlichkeit eines Danton wirken mußten, so sehr zog ihn im Gegentheil alles an, was man über Robespierre's häusliches Leben erfahren hat, die Armuth, in der er starb, die Einfachheit seiner Lebensweise, ja, um noch eins zu nennen, was für Börnes Seelenleben entscheidend ist, die Kunde von Robespierre's Hypochondrie und Schüchternheit im Umgang; der Menschenhaß, den man bei diesem dunkeln Charakter gewöhnlich als die Ursache seiner Grausamkeit anzunehmen pflegt, schien Börne eher ein Unglück, als eine Leidenschaft zu sein. Je mehr er in Erfahrung

brachte, daß Robespierre im Leben linkisch war, nicht reden konnte, sparsam lebte, an Hypochondrie litt, in einem kleinen Hause still und traulich bei seiner Schwester wohnte, endlich für Geld und Sinnlichkeit unempfänglich war, desto gerechtfertigter wurde ihm die historische Erscheinung und die fürchterliche Stellung desselben zur Geschichte. Wenn sich Börne geirrt hätte, so beweist diese Art des Irrthums doch die Tiefe seines Gemüths und einen sittlichen Ernst, der in der That auch sein ganzes Leben verklärte.

Das Leben Börne's ist, abgesehen von dem persönlichen Interesse, welches die Neugier daran nehmen kann, noch in manchen Beziehungen merkwürdig. Angedeutet ist schon, wie es uns die Stellung des Genies und des Charakters zu unserer Zeit versinnlicht. Auch in Börne's Stellung zur Literatur, wie diese sich allmälig ergeben hat, liegen Gedankenreihen, die man an ihn zuerst anknüpfen muß und die in der bisherigen literarischen Erfahrung zu bilden nicht möglich war. Außer dem denkwürdigen Einflusse, den Börne auf die politische Bildung des deutschen Volkes hatte, gewann er, da er diesen Einfluß grade in so geistreicher Form und Sprache geltend machte, noch im besondern zur Literatur eine Stellung, die, man kann wohl sagen, epochemachend gewesen ist. Nun war es aber die harmloseste Art, wie Börne zur Literatur kam, die unbewußteste. Bisher sind wir gewohnt gewesen, daß Beamte oder Gelehrte in ihren Mußestunden in die Leier griffen und das Lob der Frauen, des Frühlings und des Weines sangen; junge Studenten dichteten Dramen, versäumten, sich die Antworten einzulernen, welche sie einst auf die in den Staatsprüfungen vorgelegten Fragen zu geben hatten, erwählten den Dichter- und Schriftstellerberuf als ei-

nen ausschließlichen, indem sie Zeitungen, Almanache und literarische Genossenschaften begründeten, alle hatten sie von Goethe herab bis zum gewöhnlichsten Taschenbuchsnovellisten ein bestimmtes, nur in den bisher der Literatur abgesteckten Grenzen liegendes ästhetisches Ziel. Seit den Befreiungskriegen traten freilich schon Männer auf, die, ohne speciell für die Literatur als solche zu schreiben, doch tiefe Furchen sogar in den Prinzipien derselben zogen und jedenfalls ihre Grenzen erweiterten; Arndt z. B. Görres, Steffens und Andre. Doch zogen sie sich meist auf die Geschichte oder Philosophie oder sonstige wissenschaftliche Einzelgebiete wieder zurück oder besaßen in Styl und Vortrag nicht jene Saatkeime, die in eine neue Epoche für die Literatur aufschießen konnten. Börnen jedoch gelang es, ohne es zu wollen, ein deutscher Classiker zu werden. Dasjenige, woran er am wenigsten gedacht hatte, fiel ihm am ersten zu. Er beurtheilte die Dichter, die Schauspieler, die Philosophen, die Publizisten seiner Zeit: er machte aus dem Jean Paulismus etwas Klares, Durchsichtiges, schrieb Satyren aus äußern Zwecken, trieb die schöne Literatur nur, um die Politik in ein erlaubtes Gewand zu hüllen, sprach von Schiller und Goethe und dachte dabei an Montesquieu und Metternich, schrieb fast immer nur auf äußre Veranlassung, getrieben durch eine herausfordernde Gelegenheit — und doch ist aus diesem Zufälligen etwas Nothwendiges geworden, die Zusammenstellung seiner vereinzelten Thätigkeit machte Epoche, er wirkte nicht bloß auf Minister und Landstände, wie er fast allein zu wollen schien, sondern auf den ganzen Verlauf unsrer Literaturentwickelung, auf unsre Dichter, unsre Stylisten.

Wäre Lessing nicht noch Dichter gewesen, so würde die

Art, wie er sich zur Literatur seiner Zeit anregend und umwälzend verhielt, mit der, wie Börne auf die unsrige wirkte, durchaus zusammentreffen. Börne wie Lessing, beide waren bei ihren kritischen Abhandlungen immer nur vom Stoff beherrscht; und grade dieser verflüchtigte sich vielleicht zuerst und ging mit dem Augenblick verloren, die Form aber blieb und befruchtete die Thätigkeit der Andern. Lessings Dramaturgie war längst vergessenen französischen Dramen gewidmet, deren übergroße steife Regelrichtigkeit er der Natur gegenüber erröthen machte; die Stücke und Verfasser interessiren uns jetzt nur wenig; aber die Behandlungsweise Lessing's hat sich erhalten. So wird man auch von Börne mit innigstem Vergnügen seine Theaterkritiken in der Waage lesen, die er nur zum Theil in seine „Gesammelte Schriften" aufnahm; sie sind alle würdig, erhalten zu werden;*) denn wenn auch die Herren Heigel, Otto, Urspruch, die Damen Busch, Pazkowska vergessen sind, so ist doch die Art, wie Börne die flüchtigen Leistungen derselben fixirte, so fein, witzig und mustergebend, daß sich die Belege derselben dauernd erhalten werden. Große Genien sind in ihren Schöpfungen harmlos und was wir am meisten an ihnen bewundern, schenkte ihnen der Zufall vielleicht im Spiele.

Das Leben Börne's ist durchaus nicht reich an überraschenden Motiven. Man würde kein Melodrama daraus machen können; weit eher eine Idylle. Er bedurfte der Einsamkeit, um seinen Träumen über das Wohl des Vaterlandes nachzuhangen, er bedurfte des Umgangs weniger Menschen, weil ein Mann, dessen Leben nach innen gerichtet ist, nicht

*) Band V. der Stuttgarter dritten Auflage enthält eine Nachlese.

mit vollen Händen Anregungen ausstreuen, noch weniger zu viel Eindrücke in sich aufnehmen kann. Es wird sich ein reiches herrliches Seelenleben in dem nachfolgenden Gemälde vor uns ausbreiten; aber grelle Tinten, überraschende Schlagschatten erwarte man nicht! Das Meiste, was Börne persönlich erlebte, gab er sich selbst; von Außen her empfing er nur jene Eindrücke der Zeit, die in ihm Gemüthsumwälzungen und Gedankendurchbrüche schufen, welche wohl von einer innern, seelischen Tragödie beim Leben dieses Mannes sprechen lassen. Ein Zeitungsartikel, der ihm eine längst gefürchtete Nachricht bestätigte oder die Kunde eines irgendwo ausgebrochenen unverhofften Ereignisses gab, konnte ihn in die lebhafteste Aufregung bringen und ihn in Stimmungen versetzen, welche die Andern nur kennen, wenn sich das Schicksal mit Gunst oder Ungunst ihren persönlichen materiellen Interessen nähert. Um Börne's Leben ganz zu erschöpfen, müßte man die Zeitgeschichte von dem Augenblick an, wo ihm das Verständniß derselben als Jüngling aufging, bis zur Ueberantwortung der Juli-Revolution an die Stock-Jobberey der Börse wieder erzählen; ja man müßte sie nicht bloß so darstellen, wie sie jetzt allmälig aufgeklärt und möglichst durchgesichtet vor uns liegt, sondern so trüb und verworren, wie sie sich im Augenblick darstellte, wo auf eine sichre Nachricht noch hundert falsche Gerüchte kamen, von denen jedes in andrer Art die Nerven eines Gemüths erschütterte, welches mit seinen geheimsten Fäden an das Geflecht der Geschichte angesponnen schien und in jedem kleinsten Ereignisse nach dem Glück oder Segen fragte, der daraus der Menschheit, dem Vaterlande erwachsen würde. Allgemeine Andeutungen müssen hier den Biographen von der

Unmöglichkeit, das Einzelne richtig und erschöpfend zu treffen, loskaufen. Ich muß darauf rechnen, daß sinnige Leser sich durch ein empfängliches Studium der Schriften Börne's die Züge, die sich angeben lassen, ergänzen werden. Denn auch darin sind ja diese Schriften so groß, daß sie überall es nicht bis zu jener ungeheuern Abtödtung der Subjektivität gebracht haben, welche den Goethischen Gebilden ihre starre Ruhe gab; sondern Börne mag behandeln, welchen Gegenstand er will, immer spiegelt sich in der krystallenen Klarheit seiner Darstellung seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein eignes für Freud und Leid der Geschichte empfängliches Gemüth. Diese Empfänglichkeit für die Interessen der Außenwelt, welche sich in der Stimmung seiner größern oder kleinern Aufsätze leicht erkennen läßt, gibt seinen Schriften auch noch den Werth, daß sie als eine gleichzeitige Quelle wenn nicht für eine Geschichte der Ereignisse, doch für eine Geschichte der öffentlichen Meinung benutzt werden können.

Ludwig Börne wurde als Löb Baruch den 22. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren. Diese Abstammung Börnes ist für seine spätere Geistesbildung zu entscheidend gewesen, als daß wir uns über sie nicht gleich an der Schwelle seines Lebens verständigen sollten. Börne war Jude. Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um seine angeblichen Verirrungen zu erklären oder sie mitleidig damit zu entschuldigen. Die Einen, die Germanischen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eicheln der alt-deutschen Urwälder abzustammen vorgeben, haben darum Börnen nie recht an sich herankommen lassen, haben sich seines Geistes, seiner Gesinnungen erwehrt, selbst wenn diese, wie früher z. B. bei Goerres

mit der Tendenz des Herausgebers der Waage im Allgemeinen übereinstimmten. Die Andern, boshafter, als jene Phantasten, haben grade den verbissenen Groll eines nicht emanzipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützige Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichste, was man nur im Durchschnitt vom jüdischen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's ob er gleich Christ geworden, zurückzuleiten gesucht und ihm jene Lieblosigkeit, jenen zersetzenden Verstand angedichtet, welchen man für das Erbtheil der Juden ausgibt. Die Wahrheit ist aber die, daß allerdings die jüdische Abstammung auf Börne's Sinnes- und Denkweise von großem Einfluß war, daß ihm aber diese Abstammung von der Sklaverei Einiger um so mehr den Beruf gab, für die Freiheit Aller aus dem tiefsten Bedürfniß derselben zu wirken.

Es ist wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizei einst in seinen Paß schrieb, bitter gekränkt und gestachelt hätte, sich einst dafür zu rächen. Aber woran hat er sich gerächt? Wahrlich nicht an etwas, das er um seinen Zorn zu kühlen, erfand, sondern an dem ganzen Zusammenhang jener thatsächlichen politischen Zustände, die es mit sich bringen, daß wir die Leibeignen unsrer Herrscher und die Juden wieder die Leibeignen unsrer Herrschsucht sind. Er fand, als ihm die Dinge und Menschen klar wurden, daß dieser Juif de Francfort nicht allein dastand, sondern daß eine und dieselbe Kette, die den Juden in schimpflicher Abhängigkeit hält, ihre Fortsetzung hat auch in die größten und kleinsten Kreise der christlichen Existenz. Das Eine verschmolz ihm mit dem Andern; es führten die Leiden alle zurück auf dieselbe Quelle.

So wie die Lage der Juden in Deutschland war und noch ist, muß es ein unseliges Gefühl sein, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat seine Gränze denn was der christliche Knabe nicht durch sein eignes unschuldiges Herz zu hassen und zu verspotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott seiner Eltern. Eingepferch in häusliche Gewohnheiten, religiöse Sitten, für welche dem jüdischen Knaben das Verständniß abgeht oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die seinen Geist mit christlichen Stoffen schwängert, über ihn kommt, ausgeschlossen von den Bahnen, welche christliche Gespielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einschlagen, gefesselt an eine Gesellschaft, die in ihrer Abgeschiedenheit gar zu sehr in grelle Einseitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verstand bald durchschaut, ausgesetzt endlich den zahllosen Gehässigkeiten, welche sich die Christen im bürgerlichen Verkehre, in der Gesellschaft, in lokalen Beziehungen gegen die Juden erlauben — das muß tief in ein edleres Gemüth einschneiden und Wunden hinterlassen, die, da der Zustand der Juden sich immer noch nicht bessern will, nie vernarben können. Der jüdische Kaufmann zerstreut sich vielleicht durch den glücklichen Erfolg seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die traurigste Vereinsamung mit seinem Schmerze angewiesen. Hat er die Jugend mit den Nadelstichen für seinen Ehrgeiz hinter sich, so ist ihm nun die ganze Zukunft versperrt. Er hat die Früchte der Wissenschaft und Kunst brechen gelernt so wie wir, aber er darf sie nicht genießen. Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte

sie hat, und doch bleibt er ausgeschlossen von einer Wirksamkeit für das Allgemeine und muß, beschränkt auf seine Glaubensgenossen, eine Bitterkeit nähren, die seinem versöhnlichen Herzen sonst vielleicht fremd geblieben wäre.

Aber Börne war noch unglücklicher als ein Jude; er war ein Jude in Frankfurt am Main! Ueberall pflegt doch wenigstens die Bildung den Juden für den Umgang in der Gesellschaft zu emanzipiren; in Berlin und Wien findet unter diesen Umständen kein Unterschied mehr zwischen den Bekennern beider Religionen Statt. Aber in Frankfurt ist die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn selbst in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unternehmende Charakter des dortigen Handels immer wieder bindend zwischen zwei Bereiche, die in der Gesellschaft sich allerdings auch dort wechselseitig ausschließen. In Frankfurt aber ist der Judenhaß bei den Christen eine aus den ältesten Zeiten überkommene „Umgangstugend", eine Art fashionabler Sitte, von der sich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausschließt: selbst Bettina verräth in ihrem Briefwechsel, daß sie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichsstädtische Uebermuth erprobte seine Kraft von jeher an der Hülflosigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der „Schutzbürger" versinnlichten, sondern noch eine Menge von Sitten und Rechten, die, da sie gesetzlich nicht aufgehoben sind, jeder Christ gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn sie durch die fortschreitende Bildung der Zeit nicht in Vergessenheit gekommen wären. Zu Börne's Jugendzeit wurden noch die Juden um eine bestimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier,

der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengasse, eingeschlossen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften sie nur den Fahr= nicht den Fußweg betreten; das Mach Mores, Jud! hat bekanntlich Börne selbst sehr witzig auf den frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garnisonen Mores machen müsse. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen sind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; sogar einige der reichsten Banquiers sind in das christliche Casino aufgenommen worden; aber sonst dauert die Abneigung und die Trennung immer noch fort. Der jüdische Knabe ist in der kecken Sprache der Stadt ein „Juddebub"; die Casinos und die Gesellschaften vermischen sich nicht, die jungen noch so reichen und höchst gebildeten jüdischen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der stolzen Patriziergeschlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Concert läßt sich die Begegnung nicht vermeiden; sogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderliebe und dem Gott, der das das „höchste Wesen" ist, mag er nun Brahma, Allah, Jehova oder Christus heißen, gewidmet sind, selbst diese schließen sich einander aus und mauern jede nach ihrem eignen Religionsbekenntnisse. Wenn sich auch hier wohl Manches zur Entschuldigung der Christen sagen ließe und die Absondrung, deßwegen, weil die Juden meist sehr wohlhabend sind und immer den Chef von Frankfurt, Rothschild, an ihrer Spitze haben, öfters beinahe wie eine Farce herauskommt, so kann sie doch für ein tieferes Gemüth nur verletzend wirken. Bei Börne war dies sicher der Fall; wenn ihm auch sein Talent, aus diesem ganzen Wust die Philisterei herauszuerkennen, davon eine mehr heitre, als trübsinnige Auffassung gestattete.

Ueberhaupt irrt man sehr, wenn man bei Börne in Betreff seiner jüdischen Herkunft jene übergroße Empfindsamkeit voraussetzt, die jetzt in der Behandlung der Emanzipationsfrage Sitte geworden ist. Freilich, da er früh Christ wurde, und noch früher, schon als Knabe von vierzehn Jahren, in christliche Verhältnisse und Lebensweisen eintrat, mag in ihm diese Stimmung auch schon allmälig verklungen sein; in der Weise aber, wie sie sich z. B. in „den trauernden Juden von Babylon" und ähnlichen Versinnlichungen des „Judenschmerzes" ausspricht, kam sie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu sein, Börne verhielt sich weniger emphatisch zu den neuern Versuchen für die Judenemancipation, als manche seiner frankfurter Freunde gern gesehen hätten. Es störte ihn theils die Einseitigkeit einer solchen Freiheitserklärung, die gleichsam nur für eine Classe von Menschen fast aristokratisch erfolgen sollte, während er die ganze Menschheit in Fesseln und Banden sah; theils kannte er die innre Organisation der jüdischen Gesellschaft zur Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geist der Geldsucht, die rein materielle Richtung der meisten Juden sich mit den Drängern der Menschheit verbinden und sich auf die Masse des ganzen Volkes werfen würde. Deßhalb wünschte er, daß sich die Rothschilds lieber taufen ließen. Wenn er auch in seinen Briefen dagegen protestirt, daß er die Rothschild's hasse, so entsetzte er sich doch vor der politischen Stellung, die die vorzugsweise jüdische Börse im modernen Europa einnahm, vor diesem Geist der Anleihen und der Papierspekulationen, wo mit den Thränen und dem Blut der Völker die Course der Staatseffekten notirt werden. So viel Mitleid er mit dem armen jüdischen Mann hatte, der

durch die Straßen seinen Zwerchsack trägt und nach den Fenstern der Häuser Handle! hinaufruft, so abscheulich war ihm der Vorschub, den die reiche Judenschaft der weltlichen Tyrannei leistet, so widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn sie des Umgangs mit der christlichen Aristokratie sich rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Gesandten tanzen zu sehen. Börne hatte auch kein Interesse an der neuerdings üblichen zu übertriebenen Herausstellung der Nationalität und der sittlichen Sonderung, sondern wünschte eine Verschmelzung, eine völlige Germanisirung des Judenthumes; wenigstens lassen sich die Stellen in seinen Briefen, wo er den ihm werdenden Mahnungen, sich der Judensache besser anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm diese Sache keine Frage für sich, sondern sie hieng ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes, mit der Freiheit der ganzen Menschheit zusammen.

Börne's Großvater war Finanzagent am ehemaligen Kurfürstl. Cölnischen Hofe und wohnte in Bonn. Wer von ihm erzählt, nennt ihn einen „feinen Mann," worunter ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft, ein rücksichtsvolles Benehmen gegen Vornehme und Niedre, gelernt in der Schule des Hofes, zu verstehen ist. Er soll bei einer Vacanz des kurfürstlichen Stuhles für einen österreichischen Erzherzog sich sehr thätig bewiesen und ihm die Mehrzahl der Wahl-Stimmen am Capitel zugewandt haben, woraus sich zum Theil die freundlichen Beziehungen desselben und später seines Sohnes zum Wiener Hofe erklären lassen. Maria Theresia bekannte sich als ihm für diesen, einem ihrer Söhne geleisteten Dienst dauernd verpflichtet und gab ihm die Versicherung,

daß er und seine Kinder zu allen Zeiten in Oesterreich jeglichen Vorschub für ihre Unternehmungen finden würden. Im ererbten Besitz eines solchen Gelöbnisses mußte es Börne's Vater allerdings schmerzen, seinen Sohn auf so politisch unpraktischen Wegen wandeln zu sehen, als er später einschlug. Der Großvater kam öfters nach Frankfurt und beredete mit seinen Söhnen die Ausführung großer Aufträge, die er von seinem Hofe, von dem reichen Adel dortiger Gegend empfing Im Revolutionskriege besorgte er für die belgisch-österreichischen Stände Lieferungen und machte dadurch, daß auch Börne's Vater wenig an seine häusliche Einrichtung gefesselt blieb, sondern fast immer auf Reisen war. Das Verhältniß des jungen Börne und seiner Geschwister zum Großvater war streng patriarchalisch. Sie waren gelehrt, ihn für einen außerordentlichen Mann zu halten und standen in ehrerbietiger Entfernung, wenn sie den Gasthof zum weißen Schwanen besuchten, wo der Hofagent einzukehren pflegte. Der junge Börne, schüchtern und seiner Schweigsamkeit wegen von seinen Geschwistern geneckt, hatte sich bei einer solchen Gelegenheit einmal des in der Familie wie ein heiliger Seherausspruch verehrten Wortes vom Großvater zu erfreuen: „Laßt mir den Jungen gehen; das giebt noch einmal einen großen Mann!“ Diese Prophezeihung wurde in der Familie oft wiederholt und Börne kam wohl im vertrauten Kreise nicht ohne Humor selbst darauf zurück.

Börne's Vater war ein strenger, verschlossener Mann, der, selbst gegen seine Eltern im Verhältniß der Abhängigkeit, ein gleiches bei seinen eignen Kindern voraussetzte. Er besaß Weltbildung genug, um die Verhältnisse des Lebens mit Leichtigkeit zu übersehen, und Formen für den Umgang,

sich in sie bald hineinzudenken. Er würde mit seinen eignen Talenten mehr hervorgetreten sein, hätte er sich in einer selbstständigeren Lage befunden. So aber zwang ihn die Beziehung zu seinen Eltern, Ansichten und Pläne zu verfolgen, die seiner eignen Bildung und seinen eignen Wünschen schwerlich immer entsprachen. Um dem Ehrgeiz seines Vaters zu schmeicheln, bemühte er sich, Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Frankfurt zu werden, eine Ehrenstelle, die nur durch den äußern Schein der strengsten Anhänglichkeit an das jüdische Gesetz erreicht und behauptet werden konnte. Das Vertrauen seiner Glaubensgenossen zeichnete ihn auch in der That auf mannichfache Weise aus. Er wurde Vorsteher und Mitglied vieler Ausschüsse, die bei außerordentlichen Gelegenheiten zu Nutz und Frommen der Gemeinde niedergesetzt wurden. Er war Mitglied jener Botschaft, welche die Frankfurter Juden auf den Wiener Congreß schickten, um ihr wohlerworbenes Bürgerrecht gegen die Eingriffe der Restauration zu sichern. Ein ihm dafür von der Gemeinde angebotenes Geschenk von Fl. 8000. wies er zurück*). In seiner Häuslichkeit war Börne's Vater nicht ohne Liebe; aber er hatte den Grundsatz, daß man seine Liebe verbergen müsse: er gab sich den Schein der Strenge, ohne deßhalb verhindern zu können, daß sich die Kinder an die Maske, nicht an das, was dahinter steckte, gewöhnten. Börne sagte einmal von seinem Vater: „Er hat zu viel Verstand für seine Stellung" und schien damit ausdrücken zu wollen, daß er sich den Um=

*) Börne's Familie bezieht noch jetzt von der jüdischen Gemeinde in Bonn eine Geldsteuer von nicht viel mehr als jährlich einem Gulden. Sie soll den Dank versinnlichen, denn sie für eine vom Großvater geleistete Gefälligkeit ihm und seinen Nachkommen schuldig ist.

ständen unterzuordnen pflegte; eine Tugend, die er so gern auch bei seinem Sohne ausgebildet hätte. Es gelang ihm nicht und daher die fortdauernde Spannung zwischen beiden. Die politischen Grundsätze, für welche Börne später auftrat, hatte sein Vater vielleicht Verstand genug, als solche zu billigen, aber er fand es unbesonnen, sie auszusprechen, wenn er sie nicht vielmehr gänzlich für hohle Ideologie und Schwärmerei hielt. Ich lese, sagte er einmal, ich lese gern, was in seinen Schriften steht; aber ich wünsche nicht, daß es mein Sohn geschrieben. Hätte Börne den Empfehlungsbrief von Maria Theresia genommen, wäre nach Wien gereist und hätte sich im österreichischen Cabinet anstellen lassen, so würde er grade Dasjenige getroffen haben, was ihn mit seinem Vater hätte aussöhnen können. — Börne's Mutter war eine einfache Frau, die ohne wesentlichen Einfluß auf Börne's Gemüthsentwickelung geblieben ist.*) Von seinen Geschwistern liebte er besonders zärtlich eine Schwester (Madame Spiro in Frankfurt) und einen zu früh verstorbenen, sehr talentvollen jüngern Bruder. Zwei andere Brüder leben noch gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Jacob Sachs, ein um die Fortschritte der Erziehung in Frankfurt am Main verdienter Pädagog, wurde als junger Mann von dem grade in Lüttich abwesenden Vater Börne's aufgefordert, die Erziehung seiner drei Söhne zu übernehmen und zu dem Ende das in der Judengasse belegene Baruch'sche Haus zu beziehen. Die Bedingung, welche Herr Baruch

*) Sie war eine überaus schöne Frau, wovon ihr Spuren bis ins hohe Alter blieben. Man sah sie an strengen Wintertagen, als sie schon nahe an siebzig Jahre war, mit pelzbesetztem Atlaskleide oft über die Straße gehen.

machte, konnte für den jungen Pädagogen nicht erfreulich seyn. Dieser, von den aus Berlin strömenden Reformationsideen eines Mendelssohn und Friedländer fortgerissen, erhielt hier die strengste Anweisung, seine Erziehung lediglich auf die jüdisch-herkömmliche zu beschränken und auf die gewissenhafteste Beobachtung des Ceremonialgesetzes zu sehen. Die Kinder des Herrn Baruch sollten religiös d. h. orthodox erzogen werden. Sie sollten zwar die Bibel nach der schon üblichen Mendelssohn'schen Uebersetzung verdeutschen lernen, zu gleicher Zeit aber auch in den Satzungen des Talmud heimisch werden und streng befolgen, was dem frommen Juden die Sitte seiner Väter zu thun und zu lassen befiehlt. Der Vater, der sonst für einen aufgeklärten Mann galt, der sich auch in spätern Jahren allmälig mehr von dem Gewissenszwang der Ceremonie lossagte und schon damals, auf seinen vielfachen Reisen wenigstens, sich nicht scheute, die Bequemlichkeit der christlichen Gasthöfe wie ein jeder Andre zu genießen, stellte doch den Grundsatz auf, daß sich für die Jugend Gehorsam unter das Gesetz zieme. Er wollte, daß die spätre moralische Freiheit seiner Kinder sich wenigstens aus einer positiven Grundlage selbst hervorbilde. Verwandtschaftliche Rücksichten kamen hinzu. Man muß wissen, daß damals die Orthodoxie unter den Juden noch die Regel, die Aufklärung eine Ausnahme war, daß unter den Juden, ihrer Vermögensverhältnisse wegen, viel Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der Großeltern und andrer Verwandte zu herrschen pflegte und eine gewisse Verketzerungssucht denjenigen das Leben sauer machte, die ihre Kinder etwa freier erziehen ließen, als es Tanten und alte reiche Oheime wissen durften. Bei Börne's Vater kam sogar eine Art philosophischer

Maxime den äußern Rücksichten, die er zu nehmen hatte, zu Hülfe. Die Kinder sollten orthodox erzogen werden.

Der neue Lehrer betrat das in der Judengasse belegene Haus des Herrn Baruch. Man weiß, daß alle Juden damals in jener schmutzigen Gasse wohnen mußten, die sich ursprünglich bis zu der Einmündung in die Fahrgasse erstreckte, wo jetzt Rothschild wohnt. Ein Brand war mitleidiger als der Senat Frankfruts. Er zerstörte einen Theil der finstern Gasse — die Juden mußten ein neues Quartier haben und kehrten nicht mehr in ihren Ghetto zurück. Vordem aber mußten selbst die reichsten Familien sich in den engen kleinen Häusern behelfen. Das Baruch'sche Haus, winklig, eng, mag jetzt wenig tausend Gulden werth sein; damals bei überdieß größerem Werthe des Geldes mochte es gut und gern 20,000 gelten. In diesen kleinen Zimmern konnte von Pracht und Geschmack des Ameublements nicht die Rede sein, wenn auch wohl ein gewisser Comfort der Wohlhabenheit nicht fehlte. Börne's Vater hatte einmal die Absicht, nach Bonn zu seinem Vater zu ziehen und kaufte eine sehr geschmackvolle Einrichtung. Als sich der Plan zerschlug, mußten die Möbel verkauft werden; in der Judengasse war kein Raum und zu wenig Licht dafür, wenigstens nach vorn. Nach der Hofseite war die Wohnung freundlicher. Börne schrieb von Paris den 30. Januar 1832: „Bitten Sie doch den Straus oder sonst Einen, einmal wenn er durch die Judengasse geht, mein elterliches Haus aufzusuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimerstraße kömmt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten Pfosten getrennt werden. Wenn man in die erste Thüre

(von der Bornheimerstraße kommend) eintritt, ist rechts am Pfosten die Jahreszahl 1794 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wissen, ob die Inschrift noch leserlich, und ob auch ein Monattag dabei steht? Daran knüpft sich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich sprechen werde."

Der Lehrer betrat das Haus und glaubte, ihm würde nur über zwei Knaben die Sorge anvertraut werden oder der dritte wäre wenigstens nicht ein Kind vom Hause. Zwei Knaben waren beständig um die Mutter; einer stand abseits, nahm an dem, womit sich die Andern beschäftigten, wenig Theil und schien fremd oder eingeschüchtert zu sein. Es war der künftige Börne. Ist das ein angenommenes Kind? fragte der Lehrer bei einem vorläufigen Besuche. Die Mutter lachte und bemerkte, es wäre ihr zweiter Sohn, Löb. Er war der Gestalt nach unansehnlicher als die beiden andern Brüder; ein Flecken auf dem Auge gab seinem Blick etwas Unsichres und Abgewandtes. Bald entdeckte der Lehrer, daß sich der Knabe nicht ganz aus freiem Antriebe so zurückgezogen hielt: er fand, daß er zwar dem Herzen der Mutter nicht fremd war, daß aber ein regierender Hausgeist es gern zur Entfremdung gebracht hätte. In jüdischen Familien fand man vor etwa dreißig Jahren noch oft einen ältern weiblichen Dienstboten, der von einer Generation zur andern hinüber vererbt wird und eine Herrschaft im Hause führt, der sich oft die Brodherren selbst nicht zu widersetzen wagen. Diese alten Rebecken, Rachel, Rosinen, Täubchen u. s. w. haben schon die Eltern auf dem Schooß getragen, wie viel größer ist ihre Macht über die Kinder und die Enkel! Sie lenken

die Ordnung des Hauses, sie passen dem übrigen Gesinde auf den Dienst, sie wachen, daß bei der Zubereitung und Auswahl der Speisen nichts dem Gesetz Zuwiderlaufendes vorkommt. Sie sorgen dafür, daß sich die Kinder den religiösen Vorschriften in keinem Falle entziehen dürfen und nehmen die Angebereien gerne an, wenn eines das andere verklagt, daß dieser am Sabbath sich den Rock gebürstet, jener von einer unerlaubten Speise gegessen oder an einem Fasttage heimlich genascht hätte. Ein solcher streng und eigenmächtig waltender Hausgeist war in der Baruch'schen Familie die alte Elle. Sie hatte wenig Neigung zu dem mittleren, minder hübschen und verschlossenen Knaben. Gab es eine Näscherei, so wurde sie in ungleiche Theile gelegt; Löb bekam den schlechteren. War eine Unordnung vorgekommen, wer konnte die Ursache anders gewesen sein, als Löb? Sie verfolgte das Kind mit einer Abneigung, die sich selbst der Mutter hätte mittheilen können, (der Vater war meist immer auf Reisen) wenn nicht glücklicher Weise der neue Lehrer dazwischen getreten wäre und den armen Knaben mit seinen Brüdern in gleiche Rechte eingesetzt hätte.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese eigenthümliche Stellung, die Börne als Kind in seinem elterlichen Hause hatte, besonders die ungerechte und hartherzige Verfolgung der alten Elle viel zur Entwickelung seines spätern Charakters beigetragen hat. Indem er sich zurückgesetzt fühlte, lockerte sich das Band, welches ihn an seine Umgebungen fesselte. Eine gewisse Gleichgültigkeit beschlich sein Gemüth, er wurde minder reizbar für Freud und Leid und gewöhnte sich, fremde Interessen mit einer Ruhe zu beobachten, die man ihm in spätern Jahren mit großem Unrecht oft als Herzlosigkeit

ausgelegt hat. Zu gleicher Zeit fieng der Knabe schon früh an, sich gegen die Unbill namentlich der alten Elle mit den Waffen der Satyre zu vertheidigen. Er gab, da er ohnehin in seinen glücklichen Geistesgaben bald von seinem Lehrer anerkannt und nach Verdienst bevorzugt wurde, gewöhnlich so treffende Antworten, daß er die ihm feindlichen Elemente des Hauses zum Lachen zwang und dadurch allmälig mit sich aussöhnte. Die Mutter, der, wie man sich wohl denken kann, der Witz und der Verstand des Knaben schmeichelte, bezeichnete ihn mit dem ihm von der Elle gegebenen Namen Katev (Witzbold), mit dem er später lange Zeit im Hause gerufen wurde. Besonders mußte, je älter der Knabe wurde, die Elle seine Satyre erfahren. Sie suchte zwar, da sie über ihn lachen mußte, seine Ausfälle zu erwiedern, aber er blieb keine Antwort schuldig und griff zuletzt nicht selten zur Malice. Sie sagte ihm z. B. einmal: „Wirst du Rabbi, so läßt sich die ganze Gemeinde taufen.“ „Nun,“ antwortete er, „so bleib' ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (sie hatte zwei und sorgte ängstlich für deren Wohl) ihren ganzen Handel.“ „Du kommst gewiß in die Hölle;“ sagte sie ihm ein andermal. „Das thut mir leid,“ entgegnete er, „so hab' ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor dir.“

Ungeachtet der Lehrer alles aufbot, zwischen seinen drei Zöglingen jeden Unterschied der Bevorzugung aufzuheben, so gelang es ihm doch nicht, dem Knaben die Neigung zum Isoliren und Entferntstehen, die einmal in ihm vorherrschte, gänzlich zu nehmen. Ungern schloß er sich anderen Knaben an; selten, daß er Theil an ihren Spielen nahm. Er hatte keinen Sinn dafür; kaum, daß man ihn bewegen konnte, auf

der Pfingstweide vor den Thoren Frankfurts so wie andre Knaben seinen Drachen steigen zu lassen. Er wurde des Spieles bald überdrüssig und begnügte sich, zuzusehen oder mit seinem Lehrer sich zu unterhalten. Seine Wißbegierde und Aufmerksamkeit war musterhaft. Eben so glücklich war er im Auffassen; doch gieng die geistige Selbstthätigkeit bei ihm etwas langsam von Statten; dafür haftete das einmal Erfaßte desto dauernder und diente dazu, seine Denkkraft zu stärken. Sein Lehrer konnte früh abnehmen, daß unter den drei Brüdern der mittlere den meisten Beruf zum einstigen Gelehrten haben würde.

Bei dieser Wahrnehmung mußt' es Jacob Sachs nur um so schmerzlicher sein, daß der Vater den Umfang seines Unterrichts nur auf den Bereich des jüdischen Wissens ausgedehnt hatte. Man denke sich einen Erzieher, der mit heiligem Eifer für die damals namentlich von Berlin ausgehende Idee einer Reformation des Judenthums auf dem Wege der Jugendbildung schwärmte, der, selbst noch jung, so gern Gelegenheit gehabt hätte, durch die Verpflichtung, in den Realfächern zu unterrichten, sich selbst noch zur weitern Ausbildung gespornt zu sehen, denke sich einen Erzieher, der im Grunde seines Herzens an dem ganzen Wust der talmudischen Gelehrsamkeit und des Ceremonialheuchelgottesdienstes einen Ueberdruß hatte: wie mußt' er bei den ewigen Vorschriften des Vaters leiden: Ueberschreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht! Die Kinder erhielten von einem Lehrer, der in's Haus kam, mangelhaften Unterricht im Deutschen; der Hauslehrer mußte dagegen Hebräisch mit ihnen treiben. So viel wie möglich suchte er auch hier dem neuen Geiste der Zeit zu huldigen; er las mit seinen Zöglingen Stücke

aus dem hebräischen Kinderfreund, dem Aftalgon von Wolfson (dem Lehrer Michel-Wilhelm- und Meyer-Beer's). Er erklärte ihnen nach Friedländer das jüdische Gebetbuch und ließ sie die wichtigsten Stücke desselben auswendig lernen. Er begleitete sie in die Synagoge, welche die Kinder täglich Morgens und Abends besuchen mußten.

Alle diese Unterweisungen und religiösen Anleitungen nahm der junge Börne nur mechanisch auf. Möglich, daß seine Klugheit bald dem Lehrer abmerkte, mit welchem Widerwillen dieser die Zeit auf unnütze, später doch der Vergessenheit anheim fallende Dinge vergeudet sah, während er lieber, auch zu seiner eignen Anregung, in Geographie, Arithmetik, in deutscher Sprache und Grammatik seine Zöglinge unterrichtet hätte. Die Lektüre der religiösen Schriften der Juden ließ den Knaben eben so kalt, wie der Besuch der Synagoge. Alles, was an den Gebeten der Juden eine poetische Färbung trug, gefiel ihm wohl; andres kam ihm dagegen eher lächerlich, als erbaulich vor. Es gefiel ihm, daß man betete für die Wiederherstellung des Tempels und die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland; es mißfiel ihm aber, daß auch die Opfer wieder hergestellt werden sollten. Die Wendung, die ihm sehr geläufig war: das ist dumm! kam hier oft vor. Viele religiöse Vorschriften und Gebote, z. B. das Gebot: halte richtiges Maaß und Gewicht im Nassen und Trocknen! schienen sich ihm von selbst zu verstehen. Mit einem Worte das ganze Wesen sprach ihn nicht an.

Obgleich der Knabe von der größten Ehrfurcht vor den Büchern des alten Bundes durchdrungen war und in ihnen eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu sehen gelernt hatte, so regten sich doch bei seinem zur stillen Reflexion geneigten

Verstande schon frühe mancherlei Zweifel. Schillers Sendung Mosis fiel ihm in die Hände. Er fand hier, daß der Erzählung von dem großen Gesetzgeber seines Volkes Alles Mythische und Wunderbare genommen war und erstaunte darüber um so mehr, als ihn sein Lehrer bedeutet hatte, daß die Christen sich zum alten Testament mit derselben Ehrfurcht verhielten, wie die Juden. Auch die jüdischen Briefe des Marquis d'Argens kamen ihm in einer deutschen Uebersetzung zur Hand. Der Lehrer nahm sie ihm fort, ehe er sich über sie noch ein anderes Urtheil gebildet hatte, als daß er seine Verwunderung ausdrückte, wie ein Christ zu so viel hebräischer Gelehrsamkeit käme! Bei dem Allen mußte er die Vorschriften des Gesetzes genau beobachten, durfte nie Brod essen, ohne sich die Hände gewaschen zu haben und begann auch schon an den Fasttagen Theil zu nehmen. Ein alter Geistlicher, Rabbi Joseph, kam wöchentlich ins Haus, um in religiösen Dingen nach dem Rechten zu sehen, eigentlich aber wohl nur, da er sehr beschränkt war, um sich seinen Almosen zu holen.

Der Lehrer gab sich alle Mühe, die aufstrebende Zweifelsucht des Knaben niederzuhalten; besonders aber suchte er ihn von einer bittern Beurtheilung des Verhältnisses der Juden zu den Christen abzubringen. Vergebens. Der Knabe grübelte fortwährend über die schimpfliche Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen und bedrängte seinen Lehrer mit Fragen, auf welche sich nur eine seufzende Antwort geben ließ. Der Lehrer sagte ihm: Siehst du nicht, auch die Katholiken sind in Frankfurt zurückgesetzt und können nicht der gleichen Rechte mit den Protestanten sich rühmen? Börne fand dies noch um so auffallender, als ja der Kaiser selbst katholisch

wäre. „Kaum, bemerkte er, haben sie Den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt und wollte er hier bleiben und in Frankfurt ansäßig werden, so könnte er ja nicht einmal Thorschreiber werden!"

Das erste Mal, wo er mit seinem Lehrer auf die Lage der Juden zu sprechen kam, war bei einem Spaziergange um die Thore Frankfurts. Es regnete stark und der Fahrweg war durch Koth fast unwegsam. Wir wollen hinüber gehen in den Fußweg, sagte Börne zu seinem Lehrer. Weißt du nicht, antwortete dieser, daß uns der Fußweg verboten ist? Die Antwort des Knaben, die hierauf erfolgte: Es stehts ja Niemand! nahm der Lehrer zum Anlaß moralischer Beherzigungen und sprach von der Heiligkeit des Gesetzes. „Ein dummes Gesetz!" fiel der Knabe ein; „wenn es nun dem Bürgermeister beikäme, daß wir Winters kein Feuer machen dürften, würden wir da nicht erfrieren?" Als einige fremde jüdische Bettelknaben von vorübergehenden Christenknaben mit Koth beworfen wurden, wunderte er sich erst, wie man darauf käme, das Wort Jude als Schimpfname zu gebrauchen und sagte dann: „Sie lehren mich immer, die Christen hielten auch etwas aufs alte Testament; aber steht denn nicht im alten Testamente: Du sollst den Fremden nicht kränken; denn einst warst du auch ein Fremder im Lande Egypten?"

Der Lehrer, obgleich tief die Wahrheit dieser Aeußerungen mitfühlend, hütete sich doch, die Erbitterung des Knaben zu nähren und war unermüdlich, ihm Beispiele der Toleranz zu erzählen, ihm die Gesinnungen beßrer Christen seiner Bekanntschaft zu schildern. Aber auf Schritt und Tritt begegneten sie ja immer wieder einer neuen Beleidigung der

im Juden nicht geachteten Menschenwürde! Wurden öffentliche Belustigungen vor dem Thore angesagt, kein Jude durfte hinaus. Blanchard stieg zum ersten Male in Frankfurt mit einem Luftball in die Höhe, die Juden durften den Segler nur aus ihrem Quartier verfolgen. Reisten hohe Herrschaften durch die Stadt und wurden mit Festlichkeiten geehrt, so schloß man die Juden in ihrer Gasse ab oder fieng sie auf, wie bei der Krönung Leopold des Ersten, wo die angesehensten Mitglieder der jüdischen Gemeinde auf der Straße arretirt und in die Hauptwache geführt wurden. Die meisten Gasthäuser waren ihnen untersagt. Auf dem jetzt eingegangenen Schneidewall, im Roß, auf dem Römerberg an der Seite des Römers, in der Allée, durfte kein Jude sich betreffen lassen; man hatte den Grundsatz: „wo ein grüner Raum kein Jude!" Jeden Sonntag, um 4 Uhr Nachmittags, wurden die Thore der Judengasse verschlossen und nur derjenige wurde aus- und eingelassen, der einen Brief zur Post oder ein Rezept in die Apotheke trug. Wache stand am Thore und finster sagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe bloß nicht hinaus, weil der Soldat da stärker ist, als ich!" Und doch konnte sich der Knabe, der schon frühe großen Hang zur Wohlthätigkeit zeigte, entschließen, als er von zwei Bettelknaben, einem jüdischen und einem christlichen, angesprochen wurde, seinen Almosen dem letztern zu geben. Warum giebst du deinem Volke nicht den Vorzug? fragte der Lehrer, verwundert und fast unwillig. Haben wir nicht gestern, antwortete der Knabe, Sprüche Salomonis gelesen, du sollst glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln? Der Lehrer war aber so gewissenhaft, daß er dies schöne Gefühl deßhalb nicht aufkommen ließ, weil es auf einer irrthümlichen Voraussetzung

beruhe, nämlich der, daß die Christen die Feinde der Juden wären. So bekam Börne eine Richtung, die die verbissenen rückhaltigen Gefühle des Grolles unterdrücken sollte, eine Richtung, die ihn in seinem spätern Leben auch so sehr beherrscht hat, daß er von dem ingrimmigen Gefühl der Rache gänzlich frei war und die Lage der Juden rein nach Vernunftgrundsätzen, nicht aus einem verletzten Ehrgefühl beurtheilte. Sein Witz war ihm schon früh ein Hülfsmittel, sich aus widerwärtigen Stimmungen zu befreien. Als der Lehrer ihm erzählte, aus der Gefangenschaft in Babylon wären nur 40,000 Juden wieder nach Palästina zurückgekehrt, sagte er: „Wenn wir wieder nach Palästina zurück dürfen, gehen die französischen Juden gewiß nicht hin; die Frankfurter aber ganz gewiß."

Die gleichzeitigen Vorgänge der französischen Revolution blieben zwar in ihren Hauptmotiven dem Knaben unverständlich; aber einige Begriffe davon wurden ihm um so eher klar, als sein Lehrer bekennt, mit vielen andern jungen Leuten von den schönen Hoffnungen, die man damals an die Erklärung der Menschenrechte knüpfte, selbst mit fortgerissen gewesen zu sein. Die jungen Leute bildeten auch in der Frankfurter Judengasse einen Clubb, in welchem sie Ansichten und Neuigkeiten austauschten. Man nannte die Theilnehmer, um sie schnell mit einem Wort bezeichnen zu können, Jakobiner. Der Lehrer Börne's nahm gewöhnlich die Kinder mit in diesen Clubb. Während seine Brüder mit andern Knaben spielten, hörte Börne nicht selten den Erörterungen der jungen Freiheitsfreunde zu. Die häufige Erwähnung des Adels bestimmte ihn eines Tages, seinen Lehrer nach der Bedeutung dieses Ausdrucks zu fragen. Die Erklärung eines gegen

unser natürliches Gefühl sich richtenden Instituts war ohne Bitterkeit nicht leicht. Gleich die erste Voraussetzung, daß ein Sohn von den Vorzügen seines Vaters auch für sich eine Auszeichnung in der Gesellschaft ansprechen dürfe, prallte an dem gesunden Verstande des Knaben ab. Daß der Adlige auch mehr Sorge dafür trage, seine Kinder, des Adels würdig, zu erziehen, beschwichtigte ihn nur für einige Zeit. Er wollte den Adel als Titel nicht gelten lassen; wie brauste er erst auf, als er hörte, daß der Adel ein Privilegium wäre! In seinem zwölften, dreizehnten Jahre ließ er sich von seinem Lehrer über nichts mehr, was ihm unklar war, obenhin beschwichtigen. Er hatte die Art, oft Tage lang über eine ihm gegebene Antwort und Bedeutung zu schweigen und dann plötzlich, wo der Lehrer längst den Gegenstand vergessen glaubte, mit seinen Bedenken hervorzubrechen. Der Schmerz, den man allgemein über die Hinrichtung Ludwig XVI. aussprach, theilte sich ihm selbst mit; er begriff nicht, wie man auf der einen Seite tugendhaft und so unglücklich sein könne, auf der andern, wie sich die große Idee der Freiheit von einem ganzen Volke so mißbrauchen ließe! Die Lösung dieser beiden Widersprüche gelang Börnen erst im gereiftern Alter; wer weiß, ob nicht erst nach der Julirevolution!

Die Lesesucht, ein selten trügendes Wahrzeichen talentvoller Kinder, ergriff auch den Knaben Börne mit solcher Gewalt, daß er Stunden lang sich in ein Buch vertiefen, Essen und Trinken darüber vergessen und seiner Umgebungen nicht gewahr werden konnte. Der Büchervorrath des Vaters und seines Hauslehrers bot wenig Abwechselung dar. Er las oft in einem Werke, welches Aphorismen über Staat, Kirche und vermischte Gegenstände enthielt, aus dem Französischen

des Borgne, er las Schröckhs Weltgeschichte, Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Alte Memoiren wechselten mit Blumauers travestirter Aeneide, Schubarts, des Patrioten, Gedichte mit den alten Jahrgängen der Neuwieder Zeitung, welche in den neunziger Jahren wegen ihres Witzes und Freimuths sehr beliebt war. Seinen eigenen spätern Aeußerungen zufolge las er (vielleicht erst später in Gießen) heimlich viel Romane von Lafontaine, die er sich ohne Vorwissen seines Lehrers zu verschaffen wußte. Jeder gedruckte Buchstabe schien ihm lesenswerth, so daß er sich sogar in Bücher vertiefte, die ihm auch nicht das geringste Interesse gewähren konnten.

Auf den Unterricht seiner Kinder verwandte Herr Baruch viel Sorgfalt. Da er sie nun fest glaubte in der Kenntniß des Hebräischen und der Religion, so räumte er auch eine weitre Ausbildung in Sprachen und Realwissenschaften ein. Ein Hauptgegenstand des Unterrichts war die deutsche Sprache. Obgleich die Kinder keinen Umgang mit gewöhnlichen Judenknaben und dadurch sich ein fehlerhaftes Gewälsch in der Sprache anzugewöhnen Gelegenheit hatten, so bot doch selbst das eigne Haus nicht die sicherste Sprachschule dar und der Hauslehrer selbst gesteht, über die grammatischen Gründe und Regeln der deutschen Sprache damals nicht taktfest gewesen zu sein. Wie daher Sachs seinen Unterricht dazu benutzte, sich selbst noch auszubilden und mit seinen Zöglingen zu lernen, so bot auch der Unterricht in der deutschen Sprache um so größre Schwierigkeiten dar, als sich der Lehrer in der Auswahl einer passenden Grammatik vergriff und dem Unterrichte gleich die philosophische Sprachlehre Adelungs zum Grunde legte. So dunkel und abstrakt nun auch die einzelnen

Paragraphen derselben waren, so sehr sich auch der Lehrer selbst Mühe geben mußte, sie immer zu begreifen; der junge Schüler ließ sich diese Mühe nicht verdrießen, sondern dachte sich langsam, aber gründlich und völlig bewußt in die Schwierigkeiten dieses übel gewählten Leitfadens hinein. Früh war bei ihm eine Anlage zu eigenthümlicher Ausdrucksweise bemerkbar; aber in der grammatisch-orthographischen Regelrichtigkeit blieb der Knabe noch sehr zurück, um so mehr, als ihm durch seinen Umgang nicht möglich wurde, immer ein gutes und gebildetes Deutsch zu hören. Der Hauslehrer räumt ein, daß Börne die Grundlage der Grammatik erst bei seinem spätern Gießner Lehrer Dr. Schapper legte. Börnes erste schriftstellerischen Versuche scheinen mir in den Stylwendungen ängstlich abgefaßt. Wenigstens ist so viel wahr, daß die frühsten Manuscripte Börne's mit einer etwas unsichern Orthographie geschrieben sind.

Für die Erziehung und den Unterricht ihrer Jugend hatte damals die jüdische Gemeinde in Frankfurt noch wenig gethan Nur zwei Lehrer gab es, die die Häuser der reicheren Juden besuchten und doch dem immer dringender werdenden Bedürfnisse nach Bildung allein nicht abhelfen konnten. Christliche Lehrer gingen nicht in die Judengasse, um dort zu unterrichten. So fing man denn an, die Knaben den christlichen Lehrern ins Haus zu schicken. Der junge Börne ging zu seinem Schreiblehrer Ernst um so lieber, als er dort mit Toleranz und Schonung behandelt wurde und sich keiner Zurücksetzung gegen christliche Kinder versehen durfte. Als später die Emigrirten in Frankfurt einzogen und sich theilweise durch Lectionen ernähren mußten, boten sich den Juden bessre Aussichten für ihre Kinder dar. Der Clavierlehrer der Familie war ein

kurkölnischer Emigrant, Namens Buchwieser. Abbé Marx aus Nancy gab den Unterricht im Französischen. Die feinen und artigen Manieren dieses Mannes machten auf den Knaben einen so günstigen Eindruck, daß er in seinem Vorurtheil gegen die Christen beinahe wankend geworden wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, daß er sagte: „Herr Marx ist ja ein Franzose. und die Franzosen sind keine Christen mehr." Als ihn sein Lehrer bedeutete, daß der Pfarrer Hufnagel der freundlichste Mann und den Juden innigst zugethan wäre, antwortete er: „Nun, er ist kein Frankfurter." Um alles zu erwähnen, ist auch noch zu bemerken, daß Börne gelernt hat die Flöte blasen.

Nachgerade war es die Pflicht der Eltern und des Lehrers, die künftige Bestimmung des Knaben zu berathen. Die schwächliche Gesundheit und die geistigen Anlagen Börne's führten darauf hin, ihn studiren zu lassen. Dem Vater war jedoch dieser Plan nicht genehm. Er hatte viel dagegen einzuwenden, brach die Unterhandlungen mit dem Lehrer oft ab, bis dieser wohl merkte, welches der eigentliche Grund seiner Weigerung wäre. Der Knabe mußte, wollte er studiren, lateinisch lernen und lateinisch ließ sich nur vom Gymnasium holen. Wie sollte Herr Baruch diesen Schritt vor dem Hofagenten in Bonn entschuldigen? Wo blieb bei dieser Berührung mit Christen-Knaben die Garantie, daß Löb nichts Anstößiges aß, die Fasten beobachtete und sich in seinem Wesen überhaupt rein und religiös untadelhaft erhielt! Da aber der Vater dem Plane, seinen Sohn Arzt werden zu lassen (denn dies nur konnte er werden) im Grunde nicht gerade abgeneigt war, so sann der Hauslehrer auf eine Auskunft. Er machte sich anheischig, Mosche, den Rector des

Gymnasiums, zu überreden, daß er dem Knaben im Lateinischen Privatunterricht gäbe. Darauf ging der Vater ein. Mosche erklärte sich bereit und begann seinen Unterricht, in dem sich Börne als fleißigen und gelehrten Schüler bewies. Auffallend aber, daß dem Knaben selbst die Bestimmung seines künftigen Schicksals völlig gleichgültig war. Er wäre Kaufmann mit derselben Bereitwilligkeit geworden, wie er es aufnahm, daß er studiren sollte. Diesen Umstand gänzlich aus seinem Gemüth zu erklären, möchte nicht ganz richtig sein. Es ist wahr, Börne's Jugend war im Allgemeinen so freudlos und unbehaglich, daß sich früh eine gewisse trübe Theilnahmlosigkeit seines Innern bemächtigt hatte, er war gewohnt, keinen Willen zu haben und vermißte auch wohl in seiner ganzen Existenz die gemüthlichen, sein innerstes Wesen wohlthätig ansprechenden und befreienden Anknüpfungspunkte. Dazu kommen aber noch zwei Umstände. Einmal war der einzige Ausgangspunkt des Studiums für ihn der wahrlich nicht beneidenswerthe Beruf des Arztes und zweitens konnte in Börne durch seine isolirte Erziehung nicht im mindesten Ehrgeiz und Sucht nach Auszeichnung geweckt werden. Durch die Rangordnung und das Classenwesen in der Schule, durch Prämien und Zeugnisse werden frühe in uns die unruhigen Geister des Ehrtriebes heraufbeschworen. Börne besuchte aber keine Schule, brachte keine Censur nach Hause, keine öffentliche Belobigung, keine Prämie; so blieb er zum Glück für seine spätre Laufbahn vor einer Leidenschaft bewahrt, die ihm in den Verfolgungen, die er wegen seiner Pariser Briefe auszustehen hatte, eine leidige Trösterin gewesen wäre. Freilich hätte uns dies brennende Verlangen nach Auszeichnung vielleicht einen noch größern Schriftsteller in ihm entwickelt, aber wie leicht

hätte die Größe seines Charakters darunter leiden können! Er besaß allerdings nicht die schönen Eigenschaften des Ehrgeizes, aber auch die häßlichen nicht. Er machte sich wenig aus dem Urtheil der Welt. Sein eignes Bewußtsein genügte ihm.

Ueberhaupt scheint die Gemüthsentwickelung des Knaben auf den ersten Blick ein Räthsel zu sein. Es sind so viel Beweise vorhanden, daß Börne der zartesten Empfindungen fähig war und doch könnte eine gewöhnliche Beurtheilung sehr leicht an ihm irr werden. Immer verschlossen, schien der Knabe nicht bloß lebhafter Gefühle, sondern selbst lebhafter Mitempfindung und Theilnahme unfähig zu sein. Was Andre erregte, ließ ihn kalt. Der Maaßstab seines Urtheils über Menschen und Begegnisse war nie das Gemüth, sondern der Verstand. Was ihm mißfiel, nannte er nie schlecht, sondern immer nur dumm. Diese Auffassungsweise blieb ihm für sein ganzes Leben. Er empörte sich weniger über die Schlechtigkeit, als über die Albernheit der Menschen. Wie oft hat er nicht von seinen und den Gegnern des Menschenwohls ausgerufen: Wenn sie nur klüger wären! Selten, daß er als Knabe sich über irgend etwas grenzenlos freute oder grenzenlos erzürnte. Thränen waren ihm nicht geläufig. Leidenschaft kam nur über ihn, wenn es sich um Unrecht, um Unterdrückung handelte. Dann wurden seine Aeußerungen heftig, seine Gefühle rücksichtslos. Man sieht, daß es seinem Gemüth nicht an Lebhaftigkeit fehlte, nur wurde es auf andre Art, als gewöhnlich, entzündet. Von Schaalheit und sehr viel Albernheit, die er früh durchschaute, umgeben, mußte sein Verstand früh zum überwiegenden Lenker seiner innern Thätigkeiten erhoben werden. Man machte ihm die Zumuthung, sich für Dinge zu erwärmen, die ihn geistig nicht

anregen konnten; kleinliche Familienereignisse traten mit Ansprüchen auf seine Theilnahme auf, die er nicht erwiedern konnte. So bekam er früh sein eignes apartes Wesen, trennte sich von seinen Umgebungen los und lebte sich in Gedankenreihen und Gemüthszustände hinein, in welche ihm Niemand folgen konnte. Es bedurfte der Verpflanzung in einen ganz neuen Boden, um eine geistige und gemüthliche Selbstständigkeit in ihm zu wecken und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Leben für Jedes und Alles, was es bietet, ein Urtheil, einen Willen, ein Gefühl verlangt. Im Hause seiner Eltern befand sich sein ganzes geistiges Leben noch in chaotischer Unordnung.

Es ist wahr, zu den meisten im spätern Alter in uns aufknospenden Gefühlen und Stimmungen müssen wir schon in der Jugend den Saamen gestreut haben. Die beseligendsten Gefühle des Alters sind die der Rückerinnerung an die Jugend. Eine Empfindung höherer Art wird uns dann erst recht glücklich machen, wenn sie uns in eine verwandte Stimmung unserer Kindheit zurückversetzt und dasjenige klarer ausspricht, was wir schon bei unsern Spielen ahnten. So seh' ich mich in Börne's Jugend nach den ersten grünen Keimen jener zarteren Blüthen seiner Schriften um, die uns in ihm den Mann von Herz und von so viel versteckter gebundener Poesie verrathen. Wie hat ihn nicht Jean Paul so tief ergriffen! Wie gemüthlich hat er nicht grade dessen idyllische Elemente, seine zarte bürgerliche Beschränktheit mit ihren poetischen kleinen Freuden und großen Entsagungen in sich aufgenommen! Wie rührend schildert er den ersten Frühlingseindruck, den Lamennais' Worte eines Gläubigen grade auf sein krankes, der ersten Genesungswonne entgegenschlagendes Herz hervor-

brachten! Nun, wo ist in der frankfurter Judengasse der grüne Fleck, an den er sich bei solchen Stimmungen erinnert fühlen konnte? Wo ist überhaupt in seiner frühsten Jugendzeit etwas gemüthlich, poetisch und idyllisch ihn Anregendes, ein Element, für welches er sich doch später so empfänglich zeigte? So tragen wir doch Alle eine Erinnerung in uns von jugendlicher Pfingstwonne und Weihnachtsfreude, von den ersten Bescheerungen, die uns gute Eltern auf den grünen Teppich unsrer Kindheit legten, von unsern ersten Träumen auf dem Rasen unsrer Spielplätze: — Börnen, dem Judenknaben, wurde wenig davon geschenkt und doch lag es in ihm, die Sehnsucht darnach fühlte er schon im väterlichen Hause und darum, weil er so wenig davon gehabt hatte, rührte ihn so sehr die Welt Jean Pauls. Schaal und alltäglich waren seine Jugendeindrücke, die Eltern kalt, jeder grüne Fleck verpönt, um ihn her nur niedrige Bestrebungen nach zeitlichem Gewinn, Furcht, die kriechenden Laster, die die Unterdrückung erzeugt, wenig oder gar keine bedeutenden Einschnitte merkwürdiger Erlebnisse, keine Zerstreuung und Anregung des muntern Knabensinnes in der Schule oder im Umgang mit Spielgenossen — Alles das zusammengenommen ist der beste Schlüssel, um das Räthsel des in trüber Gleichgültigkeit hindämmernden Knaben Börne zu lösen. Es zitterte die Ahnung eines bunteren, blüthenreicheren Jugendlebens in ihm, als es ihm zu Theil ward. Er war unglücklich, ohne es zu wissen.

Die erste maaslos freudige Aufregung, die Börne empfand, war in der That auch die, als er das väterliche Haus verlassen durfte und plötzlich in einen ganz neuen Lebenskreis versetzt wurde. Als er nämlich sein 14tes Jahr erreicht

hatte (1800), verlautete von einer Erziehungsanstalt, die in Gießen vom Professor Hetzel errichtet, in ihrer Art Ausgezeichnetes leisten sollte. Wenigstens hatte der Vorsteher des Instituts, der bekannte Orientalist Hetzel, ein Programm erscheinen lassen, worin er seine Schöpfung etwas marktschreierisch als die Pforte zum Tempel alles Wissens dargestellt hatte. Hetzel war als Gelehrter anerkannt, als Mensch ließ er sich durch die Folgen eines unordentlichen Haushalts zur Deckung der ihn fortwährend quälenden Verlegenheiten von Projektenmacherei hinreißen. Sein Institut stand, als er es schon in seiner Blüthe ankündigte, erst noch auf dem Papiere. Der Hauslehrer, der hievon nichts wußte, bestärkte den Vater, seinen zum Studium bestimmten Sohn in diese Pension zu geben; hier würde er eine hinlängliche Vorbereitung zur Universität finden und zu gleicher Zeit vor den Gefahren sicher sein, denen die Großeltern in Bonn ihren Enkel nicht ausgesetzt wissen wollten. Ein Hauptgrund, warum sich Herr Baruch entschloß, auf diesen Vorschlag einzugehen, war auch in der That der, daß sich mit Hülfe einer in Gießen lebenden entfernten Verwandtschaft Vorkehrungen treffen ließen, daß der Knabe nicht nöthig hatte, mit seinen christlichen Mitpensionairen zu essen, ja sogar Gelegenheit fand, bei einem dortigen Unterrabbiner die religiösen Studien fortzusetzen. Er sollte bei jenem Verwandten zu Tisch gehen und dieser Geistliche sollte ihn die Woche einigemal zum Religionsunterrichte besuchen. Der Knabe war glücklich, endlich in neue und freiere Beziehungen zu kommen. Denn auch sein Verhältniß zum Vater fing schon an, auf den Grund abweichender Ansichten, manche Störung zu erleiden. Herr Baruch wollte die Grundsätze nicht billigen, die sich sein Sohn aus dem all=

mäligen Verständniß der französischen Revolution entnommen hatte. Er äußerte schon damals oft, daß die hergebrachte Ordnung der Dinge in der Natur begründet wäre, daß, so wie es Kinder und Eltern gäbe, es eben so auch Herr und Diener, König und Unterthan geben müsse und ähnliche Gemeinplätze mehr, deren öftere Wiederholung dem Vater für die drohende gefährliche Ideenrichtung seines Sohnes sehr nothwendig schien. Doch waren dergleichen Befürchtungen noch nicht ernsterer Natur.

Gießen ist von Frankfurt eine Tagereise entfernt. Der Weg führt durch die fruchtbaren Thäler und anmuthigen Berge der Wetterau. Sachs, der Hauslehrer, begleitete den vierzehnjährigen Knaben, der glücklich war, eine so heitere Veränderung seines bisherigen Lebens zu erfahren. Auf dem Postwagen gestand eine junge Dame aus der Umgegend, daß sie zuweilen an einem Liebhabertheater mitspiele, was dem Knaben Veranlassung gab, über diesen Beruf mit ihr recht heiter zu scherzen. Börne besuchte im Hause seiner Eltern regelmäßig alle vier Wochen das Frankfurter Theater, dessen Mitgliedern er in spätern Jahren durch seine Kritiken so furchtbar werden sollte. In Gießen stiegen sie im Gasthof zum Einhorn ab.

Gleich beim ersten Besuche im Hause des Professors Hetzel wurde dem Erzieher klar, daß die Anstalt des Mannes bis jetzt noch eine Phantasie war. Sie existirte nur in seinem Prospectus. Durch die pomphafte Ankündigung hatte Professor Hetzel bezweckt, erst zu schaffen, was er als schon vorhanden so gepriesen hatte. Das Ganze war ein Experiment, auf den Erfolg berechnet. Indessen wußte sich Professor Hetzel zu helfen. Er wies nach, daß bis da und dorthin dieser

Schüler, jener Lehrer eintreffen müsse, wenn auch vorläufig Börne erst der zweite Pensionair der Anstalt wäre. Namen geachteter Schulmänner wurden genannt, die den Unterricht leiten würden, ja es dauerte auch nicht lange, so war in der That die kleine Erziehungs-Maschine in Bewegung gesetzt. Vorläufig wurde der Knabe sogleich als Student bei der Universität immatriculirt. Der Lehrer fand dies auffallend; aber Professor Hetzel hatte seine Gründe, dies für besser auszugeben. Wir kennen sie nicht.

Ein Examen, welches der Orientalist mit dem blutjungen Akademiker anstellte, zwang ihm vor den hebräischen Kenntnissen desselben viel Hochachtung ab. Der junge Börne übersetzte die Psalmen mit einer Geläufigkeit, daß sich Professor Hetzel die Angabe der Methode erbat, nach der ein so junger Mensch schon eine solche Sprachfertigkeit erlernen konnte. Es war eine Art hamilton'scher Methode, nach der Börne unterrichtet gewesen war. Es scheint aber doch, als wenn diese Kenntniß erst durch späteres gründliches Studium der Grammatik hätte müssen befestigt werden; denn Börne vergaß in spätern Jahren in dem Grade sein Hebräisch, daß er nicht die kleinste Stelle des Alten Testaments im Urtexte mehr verstehen konnte. Er begriff oft nicht, wie Heine sich in seinen Schriften als einen so geläufigen Hebräer bewähren und noch immer auf so viel jüdische Ausdrucksweisen anspielen konnte. Er hatte in seinen spätern Jahren Alles vergessen, selbst jüdische Gebräuche, die er sich als ihm ganz neu mußte wiedererzählen lassen und deren oft recht sinnige Bedeutung ihn wohl ansprach.

Die Lebensweise im Hause Hetzels war Börnen wohlthuend. Einen so freien behaglichen Genuß des Daseins, wie er hier

traf, hatte er sich in dem Zwang seiner häuslichen Verhältnisse nie möglich gedacht. Da gab es Besuche, feine Manieren, heitere Unterhaltung, Abendgesellschaften, gesellige Spiele. Gleich die erste Soirée, die Hetzel, ein Lebemann, veranstaltete, regte seine Phantasie wunderbar an. Von dem Essen bei seinem jüdischen Anverwandten war keine Rede mehr. Der Unterrabbiner erhielt seine Bezahlung, ohne daß er das Hetzel'sche Haus je betrat. Die Lehrer Dr. Schapper, Keppel und Andre waren unterrichtete Männer, bei welchen er sich freute, seinen Geist gründlich vervollkommnen zu können. Er schrieb nach Frankfurt die heitersten und wirklich lesenswerthe, gutgesetzte Briefe, die ein untrüglicher Gradmesser seiner zunehmenden geistigen Bildung waren.

Je mehr nun Börne dem Jünglingsalter entgegenreifte, desto mehr veränderte sich seine Stellung zur Welt, seine Auffassung der Menschen, sein Urtheil über nahe oder entfernt Liegendes. An die Ordnung seiner neuen Lage sich bald gewöhnend, gewann er auch über sie bald ein reiferes Urtheil und verhehlte sich und den Seinigen nicht die Mängel derselben. Bei seinen jährlichen Besuchen in Frankfurt sprach er sich offen über den Gang des Unterrichts in Gießen aus und sagte z. B. einmal von dem Geschichtsunterricht, den er empfing, mit einer Wendung, die dem spätern Schriftsteller schon anzugehören scheint: „Der Vortrag des Mannes hat den Kopf eines Riesen und die Hand eines Zwergen.“ Er meinte damit das Unebenmäßige seines Aufrisses, indem er Unwichtiges gründlicher behandelte, als das Wichtigere. Sein Lehrer Schapper, der ihn einmal nach Frankfurt begleitete, wollte in ihm nicht viel erkannt haben. Er äußerte: Er hat zwar Anlage zum schriftlichen Ausdruck, sonst aber wenig Kopf.

Börne's Erzieher war durch dessen Briefe jedoch schon mit dem Unterrichtsgang in Gießen bekannt genug, um darauf mit Feuer erwiedern zu können, daß daran lediglich die trockne, höchst langweilige, grammatikalische Methode des Mannes schuld sei. Schwerer zu beseitigen war der Einwand, daß der junge Akademiker nicht besonders fleißig wäre. Wie diese Urtheile nun aber auch immer ausfielen, (ungerecht wenigstens auch in so fern, als Börne's schwächliche Gesundheit dabei nicht berücksichtigt wurde) darüber blieb man einig, daß man dem jungen Mann eine gewisse Originalität, etwas Apartes in seiner Art unbedingt zuerkenneu müsse.

Inzwischen wurde Professor Hetzel durch seine häuslichen Verhältnisse veranlaßt, einen Ruf nach Dorpat anzunehmen, wo er sich eines bedeutenderen Einkommens zu erfreuen hatte. Seine Anstalt überließ er dem Statistiker Crome, einem Gelehrten, der noch in späterer Zeit sich Börnen mannigfach gefällig bewies. Hetzel und seine Familie ließen in dem Stammbuche des Zöglings freundliche Erinnerungszeilen zurück. Wenn man überhaupt den Versicherungen der Stammbücher trauen dürfte, so hätte Börne damals in einem trauten Kreise älterer und jüngerer Bekanntschaften gelebt; wenigstens finden sich eine Menge von Schwüren und Freundschaften verzeichnet, die noch über dem Grabe fortdauern sollten. Bei einigen Namen hat Börne später das Zeichen des Kreuzes gemacht. Sie waren nach Jahr und Tag gestorben.

Jetzt war es Zeit, daß Börne, oder wie er damals hieß, Louis Baruch, bisher nur dem Namen nach Student, es wirklich wurde. Auf Gießen, als eine Gelegenheit, gründlich Medizin zu studiren, setzte man in Frankfurt kein Vertrauen. Bei jeder andern Universität war aber dem Vater die Selbst-

ständigkeit seines noch so jungen Sohnes peinlich. Da kam man auf einen Mittelweg. Man scheute die außerordentlichen Kosten nicht, um den angehenden Mediziner einem Manne anzuvertrauen, der in der gelehrten und praktischen Welt einen berühmten Namen hatte, in der Gesellschaft eine ausgezeichnete Stellung einnahm und durch seinen jüdischen Ursprung den Sympathieen der Familie Baruch näher stand, als irgend ein Anderer — Marcus Herz in Berlin. Man wußte, daß Herz außer der rastlosen Thätigkeit, der sich dieser Arzt in Berlin widmete, sich auch noch die Last auflud, in sein Haus junge Leute aufzunehmen, die unter seiner Leitung in Berlin, welches damals noch keine Universität, sondern nur Kliniken berühmter Aerzte hatte, ihren medizinischen Kursus begannen. Herz war Arzt am jüdischen Krankenhause und hielt Vorlesungen, die für ein größeres Publikum berechnet waren. Die Besorgniß, den jungen Börne an einen sittlich so verrufenen Ort, wofür besonders damals Berlin galt, zu schicken, wurde durch die Beruhigung gemildert, daß er doch in dem Hause seines Lehrers dann noch immer unter einer Art Aufsicht stehen würde. Diese Pension kostete 100 Louisd'ors.

Auf Louis Baruch wirkte die Aussicht, nach Berlin zu kommen, ungemein erfreulich. Für ihn war damals Berlin, was dem Franzosen der Provinz Paris. Berlin war damals noch die Hauptstadt des unüberwindlich scheinenden Preußens, welches sich die Miene geben durfte, zu der anschwellenden Lawine der Napoleonischen Herrschaft zu sagen: Bis hieher und nicht weiter! Berlin war der Sitz der feinsten Sitte, der Haupttummelplatz der bedeutenderen Geister der Nation; Fichte, Schleiermacher, die Schlegel, Johannes von Müller wirkten von dort aus. Man braucht nur die Briefe der

Rahel zu lesen, um sich recht lebhaft in die frivol-geniale Geselligkeit jener Kreise hineinzudenken, in welchen namentlich die Sprößlinge reicher jüdischer Familien eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Und vor allen glänzte grade die Frau Marcus Herzens als ein Phänomen erster Größe. Das Haus dieser Dame, deren Ehegemahl ihr an Jahren weit voraus war*), galt für das Stelldichein aller bedeutenden Köpfe Berlins; für den Pensionär eröffnete sich eine glänzend heitre Aussicht. Börne hat auch in spätern Jahren nie aufgehört, von Berlin einzugestehen, daß er es wohl leiden möge. Selbst zuletzt, als das öffentliche Gespräch in Berlin sich nicht mehr um die Fragen der Politik und Literatur drehte, sondern wie er selbst sagt, um die Tänzerinnen der Oper und die Prinzen des Königlichen Hauses, machte er sich anheischig, vier Wochen in Berlin mit der größten Befriedigung auszudauern. Dazu kam, daß Börne sogar von den Heiligthümern Preußens Eines verehrte, wie keines vom gleichen Range, nämlich Friedrich den Großen. Noch später, als er schon die Pariser Briefe geschrieben hatte, hörte er im Gespräche nicht auf, von den klaren blauen Augen dieses Berliner Friedrichs zu reden, von seiner Enthaltsamkeit, Mäßigung, von seinem Esprit, von seiner Achtung vor berühmten Männern und dem Ehrgeize, mit ihnen umzugehen. Friedrich der Große und Heinrich IV. von Frankreich waren die einzigen Könige, von denen Börne mit gemüthlicher Theilnahme sprach.

Von den medizinischen Studien scheint indessen in Berlin nicht viel geworden zu sein. Marcus Herz war mit seiner

*) Börne bewunderte später oft, wie trefflich sich hier eine junge Frau in das Wesen eines älteren Mannes zu schicken wußte.

Praxis übermäßig beschäftigt. Die Beziehungen des Hauses, die häufigen Gesellschaften schufen Zerstreuungen, welche den Studien nicht günstig sein konnten. Es ist unzweifelhaft, daß Börne die Zeit seines Berliner Aufenthaltes weit mehr zur Cultur seines innern und äußern Menschen, als zur Erlernung der Arzneikunde verwandte. Er wird viel gelesen, viel aus der bewegten Geschichte der damaligen Zeit in sich aufgenommen haben. Daß sich die Wärme seines Herzens regte und zartere geschlechtliche Neigungen ausbrütete, ist ohne Zweifel anzunehmen, wenn man auch darin übertreibt, daß man ihm hoffnungslose Liebe zu der geistvollen und schönen Herrin des Hauses, in dem er gastlich lebte, zuschreibt. Er hatte zu Madame Herz die Neigung eines jungen Mannes, dessen erste herzinnigeren Regungen kein glücklicheres Schicksal haben können, als wenn sie sich einem uns entfernt und unerreichbar stehenden weiblichen Wesen von höherem Werthe anschließen. Als Börne nach dem plötzlichen Tode Marcus Herzens das Haus verließ, hörte er nicht auf, mit der von ihm hochverehrten Frau desselben in brieflicher, (wenn auch oft gestörter und unterbrochner, doch nach einigem Verlauf immer wieder aufgenommener) Verbindung zu bleiben. Es ist unendlich zu beklagen, daß die noch lebende würdige Matrone ihre Correspondenz mit Börne den Flammen übergeben hat. Einige indiscrete Veröffentlichungen von Privatverhältnissen, die grade aus Berlin in neuester Zeit gekommen sind, hatten ihr einen solchen Widerwillen gegen das Herausgeben von vertraulichen Briefen eingeflößt, daß sie noch bei ihren Lebzeiten glaubte, ihren gewiß sehr reichen Schatz von schriftlichen Beziehungen zu berühmten Männern und Frauen zerstören zu müssen.

Man kann die Gründe dieses Schrittes ehren, muß aber doch gestehen, daß viel Entschlossenheit dazu gehört, ihn auszuführen.

Madame Herz war es selbst, die den Eltern Börnes vorschlug, ihren Sohn nach Halle zu schicken und ihn dort der Aufsicht des Reil'schen Hauses anzuempfehlen. Reil, der geistreiche Begründer einer neuen Fieberlehre, war ein Name, dessen Berühmtheit den Wünschen der Eltern vollkommen genug that. 1804 ging Louis Baruch von Berlin nach Halle. Er hatte jetzt den festen Vorsatz, die medizinischen Studien mit Eifer zu erfassen.

Der achtzehnjährige Student bezog das Reil'sche Haus selbst. Freundlichst aufgenommen, fand er hier einen andern Ton, wenigstens eine andre Atmosphäre, als die in Berlin genossene war. Die Geselligkeit war eben so lebendig, aber mehr nach Innen zugekehrt, mehr auf die allerdings nicht schroff gezogenen Gränzen der Familie sich beschränkend. Liebenswürdige Töchter gaben dem Hauswesen ein freundliches, der Phantasie wohlthuendes Relief. Reil selbst, sein sanfter seelenvoller Blick, sein anregender Umgang, seine geistvollen, über das Gebiet der Medizin weit hinausgehenden Bemerkungen konnten nie genug von Börne gepriesen werden. Reil's Vortrag war so gebildet-allumfassend, daß man seine Einleitung in die Zweige der Arzneiwissenschaft eben so gut für eine Einleitung in einen Vortrag über Politik, Moral oder Aesthetik hätte halten können. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die philosophischen Ansichten Reil's, sein halber Brownianismus sowohl, wie seine allgemeinen Begründungen der Lehre vom Menschen sich für Börne in Denkfaktoren verwandelten, mit denen er sich auch später die meisten

Begriffe regelrecht gestaltet hat. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, die sich im Gebiet der theoretischen Politik und besonders der Cameralistik bewegten, sind ganz auf Reil'sche Prinzipien begründet. Börne besuchte gleich anfangs sehr fleißig seine Vorträge über Anatomie und stand um vier Uhr des Morgens auf, um sich auf die Clinik vorzubereiten.

Ueber das gesellige und wissenschaftliche Leben des damaligen Halle hat sich Börne in dem Aufsatze: „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens" selbst sehr warm und erinnerungsfroh ausgesprochen. Es ist dies einer der wenigen Aufsätze, in welchem er uns selbst Materialien zu seiner Biographie darbietet. Bei F. A. Wolf hörte er wahrscheinlich über die griechischen Lyriker und Homer, von Schleiermacher sagt er, er hätte die Theologie so vorgetragen, wie sie Sokrates gelehrt haben würde, wäre er Christ gewesen. Von Reil rühmt er die stete Jugendfrische, die sogar aus der Besorgniß zu veralten entstanden wäre. Reil hätte absichtlich nach dem Umgang mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern verlangt, um nicht die Jugend des Geistes zu verlieren. An Horkel rühmt er sein emsiges Studium und seine Bescheidenheit, ganz besonders aber theilt er den Enthusiasmus, den damals Steffens für Naturphilosophie und was damit zusammenhing, in der akademischen Jugend zu entzünden wußte. Zwölfhundert Studenten waren damals in Halle beisammen, recht als sollte diese Universität ihren schönsten Triumph kurz vor ihrem Falle, (den später Napoleon beschlossen hatte) feiern. „Sitten, Sprache, Kleidung, sagt Börne von den damaligen Studenten, alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen

Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillonen." Börne war später einsichtsvoll genug, die Nachtheile zu durchschauen, welche unserer politischen und gesellschaftlichen Bildung aus den Eigenthümlichkeiten des deutschen Studenten-Lebens erwachsen sind; aber an seine Studienzeit in Halle dachte er gern zurück.

Von Halle aus wurden kleine Ausflüge in die nähere und entfernte Umgegend gemacht. Schon in den ersten Ferien besuchte er mit einem akademischen Freunde, Namens Grossing, das sächsische Erzgebirge und befuhr einige der bekanntesten Stollen desselben. Von Jena aus schrieb er den 30. März 1804 folgenden, bisher ungedruckten Brief: „Ich komme so eben von einer Wanderung zurück, die ich durch die Stadt gemacht habe. So weit ich gekommen bin, haben die Straßen eine gar klägliche Physionomie, oder vielmehr gar keine. Die Häuser stehen alle so jämmerlich da, wie Dintenklekse, einem zum Aerger und Verdruß. Es herrscht eine langweilige Stille umher und das bischen Geräusch dient nur dazu, sie noch zu vermehren. Kein freundliches Gesicht ist mir aufgestiegen, und kein einziger Conditor taugt was. Vor und nahe bei der Stadt liegen Berge, die ragen hoch empor. Ich kann sie aus meinem Fenster sehen. Wie ich sie so ansah, kam es mir vor, als schauten sie spottend hinab in die finstern dumpfen Löcher, und redeten die Menschen an, und sprächen: O, Ihr dummen Thiere, was sperrt Ihr euch ein da unten in eure finstern Hütten und raubet euch die Luft einander, kommt herauf; seht wir reichen euch gerne unsern Rücken, kommt und lagert euch näher den Sternen! Wohl, Ihr Berge, hört mancher euere stummen Töne, doch keinen locken

sie hinauf. Doch wenn Ihr Gold bergtet in eurem Schoose, dann würden sie kommen; und schaarenweise strömen und graben in eure Eingeweide, ach, zerwühlend sich selbst.“ Des Winters wurden Ausflüge nach Dessau und Leipzig, oft zu Schlitten und im Maskenaufzug unternommen. Besäßen wir von Börne über sein Leben Geständnisse, so würde gewiß in diese Periode die Schilderung eines immer klarer werdenden Seelenlebens fallen. Börne wird damals die ersten Blicke in seine Zeit geworfen, die ersten Verständigungen über Menschen und Bildungsrichtungen, über Systeme und Bücher in sich erfahren haben. Die große Gährung der Geister, welche gerade in jene politisch für Deutschland so unglückliche Zeit fiel, kann an ihm nicht spurlos vorübergegangen sein, wenn ihn auch seine angeborne Verständigkeit, seine satyrische Laune und die besondern Einflüsse seiner Nationalität vor jener flammenden Ueberhitzung bewahrten, die damals oft die besten Köpfe mehr versengte, als erleuchtete. Den lebhaften Debatten, womit die jungen Studenten oft glaubten die Speisen der Reil'schen Tafel würzen zu müssen, (Reil war sehr gastfrei) hörte er mit ruhiger Enthaltung zu, gab aber zuweilen so treffende Zwischenbemerkungen, daß man auf den kleinen, zusammengedrückten, schweigsamen jungen Mann um so mehr aufmerksam wurde, als man ihn von Reil mit einer gewissen sorgsamen Theilnahme behandelt sahe.*)

---

*) Wahrscheinlich rührt aus dieser Zeit folgendes, in Börnes Nachlaß befindlich gewesene ungedruckte Fragment über Erziehung her: „*Ich kenne nichts heiligeres, als das Geschäft eines Erziehers, und nichts erbärmlicheres, als die Art, wie es die meisten treiben.* Wie es alle treiben, will ich sagen, und es kann nicht anders sein. Denn da alles Handeln Objectivirung der Idee ist, so ist jede Handlung ein seelenloser Leib, der keine Idee als Vorbild beiwohnet. Der Begriff, den man gewöhnlich von der Pädagogik aufstellt, ist ein solcher, der seiner selbst spottet. Wenn die Idee, die wir von

So vergingen beinahe drei Jahre in heiterer Geselligkeit und gewissenhaften wenn auch nicht übermäßigen Studien. Da kam die Umwälzung der Zeit dem preußischen Staate immer näher und eins der ersten Opfer, das fallen mußte, war der Hallische Musensitz in seiner augenblicklichen Verfassung. Der Lärm der Waffen verscheuchte die Eule Minervens. Wer ein leichtes Gepäck hatte, wartete das fernere Geschick der Universität nicht ab.*) Auch Börne nahm von dem ihm so lieb gewordenen Tummelplatz seiner ersten im volleren Jünglingsbewußtsein verlebten Jahre Abschied und wandte sich nach der Universität Heidelberg, die sein Vater weit lieber mit Gießen vertauscht gesehen hätte. Auf dem Wege von den Ufern der Saale an die reizenderen des Neckar müssen sich in Börne's Innern eigne Gedankenreihen entsponnen haben. Es reifte in ihm der Entschluß, sich von der Medicin

---

der Erziehungskunst geben wollen, die wahre ist, dann wird von selbst aus ihr folgen, daß jede Erziehung undenkbar sei, wenn nicht eine Nationale. Dem die Offenbarung des lebendigen Ineinandergreifens aller Dinge und der ewigen Harmonie zu Theil geworden ist, für den hat nicht jede Untersuchung ihren eignen Standpunkt, von dem sie ausgehen muß. Dem ist nur einer gegeben, an den er alles anreiht, der des Absoluten und der innern Anschauung. — Handeln heißt schaffen, erziehen heißt zum Handeln bestimmen. — Es ist die lächerlichste aller Lächerlichkeiten, zu behaupten, die Ideen seien angeboren, weil man dadurch zu erkennen gibt, daß man wohl anders denken könne. Auch ist Handeln nicht Zweck des Erkennens, das Erkennen ist Zweck der Handlung. — Wenn die Zweckmäßigkeit einer Handlung den Maaßstab ihres Werthes abgibt, so ist dieses nicht so zu verstehen, als wenn die Güte der Handlung der Güte des Zweckes parallel ginge, sondern wir nennen eine Handlung zweckmäßig, die ihren Zweck wirklich erreicht, oder so beschaffen ist, wie sie sein muß, um ihren Zweck zu erreichen; welches auch schon im Worte liegt. Daher müssen wir auch in unserm Urtheil über die heutige Pädagogik uns nicht bestimmen lassen von der Vortrefflichkeit ihrer Prinzipien, sondern von der Art wie diesen Prinzipien gemäß gehandelt wird — die Menschen können irren, der Mensch irrt nie."

*) Erst 1813 hob sie Napoleon auf, da er den auch von den Universitäten drohenden jungdeutschen Geist bei Bautzen und Groß-Görschen zu fürchten gelernt hatte.

loszusagen. Was ihn hiezu bestimmt haben mochte, ist zu enträthseln nicht schwer. Er hatte den medizinischen Beruf ohne Wahl ergriffen, er war der einzige, der ihm bei seinem Glaubensbekenntnisse in spätern Jahren eine seinen Studien angemessene bürgerliche Stellung möglich machte. Diese Rücksicht hatte sich aber verändert. Die freie Reichsstadt Frankfurt hatte sich in ihren alten Spinnweben von Gesetzen und Vorurtheilen müssen lüften und ausfegen lassen; die Resultate der französischen Revolutoin hatten Kastengeist und Privilegienunbill aus den Thoren vertrieben. Frankfurt hatte mit seiner Selbstständigkeit auch das Recht der Tyrannei gegen die Juden verloren. Diese erhielten vom Fürsten Primas, dem Großherzoge von Frankfurt — (eine eigne Art von Emanzipation) — für eine sehr bedeutende Summe das Recht sich frei zu kaufen. Somit eröffnete sich den studirten Söhnen der Juden die Aussicht einer andern als nur medizinischen Wirksamkeit. Börne dachte sogleich an Jurisprudenz, ging aber auch von dieser, da der Beruf eines Advokaten ihn nicht reizen mochte, allmälig ab zur Cameralistik, die ihm eine Anstellung im Regierungsorganismus erwerben durfte.

Zu diesen Erwägungen mochte die Selbsterkenntniß kommen, daß ein Arzt zu sein von einer ganz andern Vorliebe für diesen Stand bedingt werden müsse, als sie Börne besaß. So sehr seinen höhern Erkenntnißsinn die aus der Philosophie und allgemeinen Naturkunde hergeleiteten Heischesätze der medizinischen Propädeutik ansprechen mußten, so wenig fühlte er sich in der Medizin heimisch, wenn er den Vorhof verließ und das innere Heiligthum jener Kunst selbst betrat. Seine zarten Nerven gewöhnten sich schwer an den Anblick

von Leidenden, ja ein gewisses Vorgefühl mochte ihm wohl sagen, daß er in seinem künftigen Leben die Bestimmung hätte, sich zur Medizin mehr als Patient, denn als Arzt zu verhalten. Wenn man seinem spätern Mißtrauen gegen die Arzneiwissenschaft, das er oft genug aussprach, folgen darf, so fühlte er sich auch durch die Unsicherheit ihrer Prinzipien bei seinem ernsten, wahrheitsuchenden Sinne nicht befriedigt. Er besaß nicht den Muth, mit der leidenden Menschheit Experimente zu machen. Das mochte ihm vollends den Ausschlag geben, sich von einer Wissenschaft zu trennen, deren praktische Ausübung ihm keine Zukunft mehr vorspiegelte, die ihm erwünscht und willkommen gewesen wäre.

Man kann sich denken, wie misliebig der Vater diese Erklärung seines Sohnes aufnahm. Die außerordentlichen Summen, die er bisher für die Ausbildung des künftigen Arztes aufgewandt hatte, die drei Jahre eines wie er gehofft hatte, gründlichen und gewissenhaften Studiums sah er für unersetzlich verloren an. Und dennoch überraschte ihn die plötzliche von den Zeitläuften geschenkte Möglichkeit, seinen Sohn sich in einer officiellen Laufbahn bewegen zu sehen, selbst so sehr, daß er sich dem veränderten Entschlusse nicht gerade widersetzte, wenn er ihn auch nicht vollkommen billigte. Dabei hatte er noch immer nicht den Muth seinen Sohn sich selbst zu überlassen. Er beauftragte wieder den Professor Martin, ihm in Heidelberg einige, sein Betragen regelnde Aufmerksamkeit zu schenken. Börne fühlte sich durch dies ewige Bevormunden unangenehm berührt. Es war ihm unerträglich, daß, wenn er die übrigen Student in freier Selbstständigkeit sich tummeln sahe, man bei ihm immer die Drathfäden der väterlichen Wachsamkeit bemerken mußte. Er lebte aller=

dings in Heidelberg ausschreitender, als bisher. Man sah ihn öfter im Mannheimer Theater als im Collegio. Er schloß, sich großen Parthieen in die herrlichen Umgegenden Heidelbergs an, schaukelte sich lieber auf den Wellen des Neckar, den er zu befahren liebte, als auf den Titeln der Pandekten; auch kostete dies mehr Geld, als ihm von Hause bewilligt war. Er machte Schulden, ein Schritt, der, wie er sich später noch manchmal scherzhaft äußerte, grade in Heidelberg nicht so unerhört war. Nun kam aber der Vater und schlug einen Lärm, als wäre sein Sohn der ungerathenste Verschwender und das unartigste Kind, das es vielleicht in ganz Heidelberg gäbe. Dieses Zurückdrängen in eine kindische Sphäre verletzte ihn bitter. Er schämte sich in die Seele seines Vaters, daß Der so wenig vom Universitätswesen verstände und die soliden Grundsätze seines Frankfurter Handelsverkehrs auf ein durchaus freies und von vornherein bürgerlich unzurechnungsfähiges Leben übertrug. Er sagte später noch oft mit Beschämung: Was werden die Professoren über dies philisterhafte Verfahren meines Vaters gelacht haben! Herr Baruch hatte in der That von den Schulden seines Sohnes in Heidelberg ein Aufsehen gemacht, als handelte es sich um eine Falliterklärung an der Frankfurter Börse.

Unter Börne's Papieren fand sich folgender Brief an seinen Erzieher Sachs, der inzwischen ein Institut gegründet hatte:

„Heidelberg, den 16. Julï 1807.

Mein lieber Herr Sachs!

Sie erhalten hiermit einen Brief von Grossing. Er ist mir schon vor einigen Tagen zugekommen, und es wäre freilich artig gewesen ihn Ihnen gleich zu schicken, ... aber wie

haben Sie auch auf den Gedanken kommen können, dem Grossing eine solche Bedingung vorzuschreiben als die ist: wenn er einst aus Ihrem Dienste heraustrete, ohne Ihre Erlaubniß in Frankfurt keine Stunden zu geben? Ich glaube, Sie hätten ihm jährlich können tausend Thaler bieten, ohne Ihre Erlaubniß keine Kirschen zu essen, und er hätte sich nicht dazu verstanden, oder wäre unwürdig gewesen mein Freund zu sein. Mein Gott, welcher Mensch von Kraft und Geist wird sich denn seinen Willen binden lassen? Es hat mir gleich geahndet, daß die Negociation kein günstiges Ende nehmen würde, als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „Ich werde Grossing noch heute Ordre geben abzureisen." Wahrscheinlich waren Sie besonnen genug, gegen ihn selbst diesen Ausdruck nicht zu gebrauchen, denn das wäre ihm begreiflicher Weise schon Ursache genug gewesen die Ordre nicht zu pariren. Es thut mir leid, daß nichts daraus wird..... Da dieser Brief keinen andern Zweck hat, als den ich erreicht zu haben meine, so nenne ich mich schließlich den Ihrigen

Louis Baruch.

Börne hätte so gern sein neues Studium der Cameralistik in Heidelberg zu Ende gebracht, aber der Vater, der ihn durchaus mehr in der Nähe und im Zwange haben wollte, drang darauf, daß er nach Gießen ging. Im Jahr 1808 sah Börne einen Ort wieder, der ihm die erste freundliche Aussicht in die Welt geboten hatte. Es war die Macht der Gewohnheit, daß er Gießen nicht sehen konnte, ohne zum Fleiß gemahnt zu werden. Mit dem Vorsatz, gründlich sein neues Ziel zu verfolgen, kam er diesmal hin, mit dem Bewußtsein, seinem sich selbst gegebenen Worte treu gewesen zu sein, verließ er es. Auch bot Gießen zu wenig Zerstreuung

bar, die ihn in seinem Eifer hätte erkalten lassen. Eine Parthie Piquet mit Herrn von Meseritz, dem jetzigen Verfasser der in unsern Zeitungen spukenden bekannten Tendenz-Berichte von der russischen Gränze, damaligem Lieutnant, war vielleicht Alles, was sich Börne erlaubte. Er verabredete mit dem durch gleiche Studien und das frühere Pensionatsverhältniß ihm doppelt nahe stehenden Professor Crome sein baldiges Gelangen zur philosophischen Doktorwürde. Er wurde noch in demselben Jahre, als er nach Gießen kam, den 8. August 1808, Doktor der Philosophie.

Vorher schrieb ihm Crome:

Carissime et honoratissime
Domine Doctorande!

Ihr Gesuch um die Ertheilung der philosophischen Doctorwürde habe ich mit meinem Bericht darüber, und mit Beischluß der beiden, von Ihnen eingereichten Abhandlungen, der philosophischen Facultät zum Votiren vorgelegt.

Dieselbe hat einmüthig beschlossen, daß Ihr Wunsch erfüllt werde, und Ihnen das ehrenvolle Diplom der philosophischen Doctor-Würde ertheilt werden solle, und zwar in Hinsicht der manigfaltigen schätzbaren Kenntnisse, die Sie in den obengenannten beiden Abhandlungen sowohl, als auch sonst bei mir und bei mehreren meiner Collegen, an den Tag gelegt haben, ohne weitere Examen und Disputation.

Doch habe ich dabei der philosophischen Fakultät versichert, daß einer oder der andre von Ihren Aufsätzen in unser Journal Germanien unter Ihrem Namen solle abgedruckt werden.

Hochachtend unterzeichne ich mich

Dr. Aug. Fried. Wilhelm Crome
Facultatis philosoph. Decanus.

Von den beiden in diesem Schreiben erwähnten Abhandlungen ist die eine, ein Jahr später, gedruckt worden *). Sie führt den Titel: Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets, und ist höchst wahrscheinlich Bruchstück eines größern Werkes, welches Börne damals entworfen hatte und zum Theil auszuführen begann. Crome macht in seiner Zeitschrift dazu folgende verbindliche Anmerkung:

„Nachstehender Aufsatz wurde der hiesigen philosophischen Facultät, unter mehreren Probeschriften, von dem hier studirenden jungen Israeliten, Herrn Dr. Louis Baruch aus Frankfurt a. M., übergeben, wie derselbe auf der hiesigen Universität im vorigen Jahre die philosophische Doctor-Würde erhielt. Sie wurde gleich zum Druck bestimmt, da sie von den Talenten dieses jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Cameral-Wissenschaften mit dem glücklichsten Erfolg studirte. Wir hoffen daher, das Publikum sowohl als der Herr Dr. Baruch selbst, werden den Abdruck dieser Schrift in unserm Journal mit Vergnügen bemerken, und letzterer unsere Zeitschrift noch mit mehreren Aufsätzen aus seiner geschickten Feder beschenken.

Dr. Crome.

Jenes umfassende Werk sollte, auch seinem Titel zufolge, über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit handeln. In den davon gedruckten Bruchstücken erstaunt man, auf eine Idee zu stoßen, die Börne's ganze spätre politische Wirksamkeit schon zusam-

*) Crome's Germanien. Band III. Jetzt auch in der Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 14.

menfaßt. Er spricht von der natürlichen Arrondirung der Staaten, kommt auf die damals grade tausend Jahr alte Trennung Deutschlands von Frankreich durch den Vertrag von Verdun, und behauptet, daß beide Länder in ihrer Vereinigung das Geschick der Welt entscheiden würden. Eine solche Idee war damals, als Napoleon Staaten schuf, wie zertrümmerte, keine Chimäre. Die Entwickelung des Gedankenganges, sogar der Styl, alles trägt in diesen Fragmenten schon das Gepräge des spätern Börne'schen Charakters. Er entwirft ein lebhaftes Bild von der Lage Preußens vor der Schlacht bei Jena. Er nennt es den Geist der Mittelmäßigkeit was damals regiert hätte; nur durch seine Gewöhnlichkeit hätte man sich in der preußischen Verwaltung poussiren können. Seine Definition des Staates als eines umfassenden Bandes für jede freie menschliche Thätigkeit entspricht vollkommen den später von ihm vertheidigten Ansichten. Doch ist seine Polemik noch harmlos. seine Satyre noch in der Freude über die originelle Art, wie sie im Styl heraustritt, befangen. Vom Adel redend, sagt er: „Die Deutschen werden regirt von Menschen, die es sich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzustammen.“ Er dringt darauf, daß „die Fürsten sich mit den Philosophen befreundeten,“ für welche harmlose Bundesgenossenschaft die spätre Aufregung das Wort: „Geist der Zeit,“ substituirte. Manche Bilder verrathen den noch nicht ganz vergessenen Medizinet. „Das Leben,“ sagt er, liegt nicht in den Nerven, nicht im Blut, nicht im Gehirn u. s. w., sondern in Allem liegt etwas davon.“ Ein andermal heißt es: „Wozu klagt man über die Unzulässigkeit der Heilmethoden und vergißt dabei, daß man so leben solle, der Aerzte gar nicht zu bedürfen!“ Indessen verrathen diese

Aufsätze noch nirgends das Selbstbewußtsein und Interesse am Formellen eines werdenden Schriftstellers; der Stoff ist es, der allein in ihnen nach Klarheit ringt. Noch vor dem Erscheinen dieser Abhandlung brachte der vierte Band von Archenholz' Minerva (1808) einen Aufsatz von Börne: Das Leben und die Wissenschaft. *) Er ist freier und ursprünglicher geschrieben, als jene theoretische Abhandlung.

Als Börne nun wieder nach Frankfurt zurückkehrte, wurde er in seinen nächsten Umgebungen mit Aufmerksamkeit, in entfernteren nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Seine Unstätigkeit, sein planloses Studium, die Zwistigkeiten mit dem Vater hatten ihm einen Ruf gemacht als Wankelmüthiger und Unzuverlässiger. Die großartigeren Verhältnisse, in denen er bisher gelebt hatte, mochten ihm selbst die Anknüpfung an die zum Theil doch sehr kleinstädtischen Rücksichten Frankfurts wohl erschweren. So kam er früh mit Manchen, die sich nicht die Mühe gaben, ihn genauer zu prüfen, in ein schiefes Verhältniß. Aeußre Auszeichnungen, die er erhielt, (z. B. wurde er den 5. November 1809 correspondirendes Mitglied der cameralistisch-ökonomischen Societät in Erlangen) **) war er nicht der Mann herauszukehren; sich mit vermessener Selbstschätzung geltend zu machen, gelang ihm eben so wenig. Ob seine um das Jahr 1811 erfolgte Anstellung im Polizeifache die Frucht seiner eignen Bemühungen war, ist sehr zu bezweifeln. Der Vater, in der Weise

*) Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 1 flg.

**) In das Journal dieser Gesellschaft, Harls Cameralcorrespondent, 1809 December, ließ er eine Abhandlung über das Geld einrücken. (S. Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 22.) In seinem letzten Lebenssommer (1836) zu Auteuil bei Paris erinnerte sich Börne mit Lebhaftigkeit dieser frühern Abhandlung, konnte sich aber nicht mehr darauf besinnen, wo sie abgedruckt stand.

seiner Glaubensgenossen viel auf Verbindungen mit einfluß- reichen Männern haltend, wird wahrscheinlich die Haupttrieb- feder dieser einstweiligen Versorgung seines Sohnes gewesen sein. Man nennt den damaligen Polizeidirector von Itzstein als den Vermittler der Anstellnng des jungen Doctor Baruch.

Zu den humoristischen Widersprüchen, die uns die Ge- schichte in ihrer Lust an grellen Contrasten öfters aufzu- stellen pflegt, gehört auch der Frankfurter Polizei-Aktuarius Börne. Man gibt seiner Phantasie ein Räthsel zu lösen auf, wenn man sich den Verfasser der Briefe aus Paris in den finstern Aktenstuben des Frankfurter Amthauses, des Römers, denken soll, wie er Pässe visirt, Wanderbücher prüft, Proto- kolle aufnimmt und in Uniform und Degen bei feierlichen Anläßen die Würde der Polizei vertritt. Es wäre überdieß irrthümlich anzunehmen, daß Börne hier nur eine Rolle ge- spielt hätte, über welche seine Wünsche und Ansichten hinaus gewesen wären. Börne hatte damals nur theoretische Begriffe vom Wesen der Staatsverwaltung und beschränkte sich in seinen politischen Meinungen, wie alle seine Zeitgenossen da- mals, auf die Beurtheilung Napoleons — für und wider. Börne bewunderte ihn, ohne in ihm seinen Lieblingshelden zu sehen. Börne strebte damals kaum nach mehr, als dem Ruhm, in seiner Art ein tüchtiger Beamter zu sein. Er war einer der fleißigsten und unverdrossensten Arbeiter im Römer und zeichnete sich durch friedfertige Duldung seiner an Geist und Kenntnissen oft tief unter ihm stehenden Collegen und durch freundliche Zuvorkommenheit gegen die Bürger aus. Der Einsicht des nachmaligen Polizei-Directors von der Thann gereicht es zur Ehre, daß er Börnes Fähigkeiten zu würdigen wußte und ihm schwierigere Arbeiten fast ausschließ-

lich anvertraute, die dann nicht selten unter fremdem Namen gingen und Andern die Ehre brachten. Den Ruf der Unbestechlichkeit erwarb sich Börne bei vielen Gelegenheiten, wo ihm von streitenden Parteien, Grund- und Gerechtigkeitsbesitzern und ähnlichen Petitionären Anerbietungen zu Gewinntheilungen und dergleichen maskirten Unredlichkeiten gemacht wurden. Daß ihm das häufige Annehmen der wichtigthuenden Amtsmiene bei seinen Collegen zuwider war, bezeugt der Unwille, den er später oft genug über die Brutalität der Polizei aussprach. Doch legte er auch, wo sie nöthig wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. Als baierische Soldaten, im Jahre 1813, bei ihrem Einrücken in Frankfurt, Plünderungsversuche machten, sah man ihn neben andern Polizeibeamten diesem Beginnen mit gezogenem Degen Einhalt thun. Es ist dies wohl derselbe Degen, den einst in spätern Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke stehen sah. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm," sagte Börne, „es klebt kein Blut daran." Und später von diesem Abentheuer einmal erzählend sagte er: „Wir standen an der Fahrthorbrücke, wo von drüben baierische Kugeln pfiffen und dazwischen ein abscheulicher Zugwind wehte. Ich fürchtete den letztern für eine Erkältung mehr, als die ersteren."

Die erste lokale Anerkennung seiner geistigen Gaben verschaffte sich Börne durch seine Vorträge in der jüdischen Maurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe." In einem Gedenkbuch, welches diese Loge 1833 für Brüder herausgab, ist einer derselben mitgetheilt, den er im Jahre 1810 hielt.*) Friede und Liebe ist der Athem, der durch diese geistvolle

*) Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 57.

Arbeit weht. Mit ergreifender Wahrheit wird darin das Thema umschrieben: Woher kommt es, daß der Geist der Logen, die Humanität, das Verborgene aufsuchen muß, um an seiner Vollendung zu arbeiten? Wer erkannte hier nicht schon die Keime der künftigen Entwickelung Börne's, eben so wohl wie das Verhältniß, in welchem er sich zur Freimaurerei fühlte? So leidenschaftlich er früher für den Zweck derselben glühte, später erkaltete er. Das Particuläre störte ihn. Unter seinen Papieren befindet sich eine Zuschrift der Loge von Mannheim, die ihm unter dem 10. Januar 1810 für eine Abhandlung dankte, deren Gedankengange sie trotz der aufgewandten geistvollen Mittel des Verfassers doch nicht folgen könne. Er hatte darin gewissen Farbensymbolen eine Deutung gegeben, die der Mannheimer Loge nicht zureichend erschien. Diese Abhandlung müßte sich gewiß im Archiv der letzteren auffinden lassen. Aus Börnes spätrer Zeit verdient hier zuletzt noch angeführt zu werden, daß er einmal die Beschränktheit einer der christlichen Frankfurter Logen sehr witzig widerlegte. Als die Rede davon kam, daß die Loge Sokrates zur Standhaftigkeit keine Juden zuließ, sondern die Frage vorlegte: Bist du ein Christ? bemerkte Börne, daß in diesem Falle der eigne Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte würde abgewiesen werden müssen.

Börne dachte damals noch immer nicht, obgleich er Manches anlegte,*) an zusammenhängende schriftstellerische Thätigkeit, wohl aber mochte ihn dazu öfters ein Reiz überschleichen, wenn er die Ergebnisse seiner sehr umfassenden Lek-

*) Unter seinen nachgelassenen Papieren befinden sich Manuscripte mit folgenden Ueberschriften: „Versuch über das Princip der Besteuerung“: „Staatswissenschaftliche Fragmente“; „Finanzwissenschaft“; „Ueber Ackerbau“.

türe übersah und sich der Vorzüge seiner Lieblingsschriftsteller recht bewußt wurde. Diese waren damals Johannes von Müller und Voltaire. Bei Jenem zog ihn die gedrungene Taciteische Ausdrucksweise, der lapidare Charakter seines jetzt uns schon erzwungen und gekünstelt scheinenden Styls an; bei diesem die Grazie, die Voltaire über die Behandlung ernster Gegenstände zu hauchen wußte, sein Witz, sein freimüthiges, wenn unbestochenes Urtheil. Die ersten publizistischen Arbeiten, mit denen Börne auftrat, tragen unverkennbar das Gepräge eines sich an diesen beiden Mustern heranbildenden Studiums. Sie sind durch den Einfluß Johannes von Müllers nicht selten schroff und sogar unklar. Dr. Stifel, damals Redakteur des Frankfurter Journals, würde wohl im Stande sein, die seit dem Aufstand gegen Napoleon in jener Zeitung von Börne herrührenden anonymen kleinen Artikel näher zu bezeichnen. Sie tragen ganz den Stempel der fiebernden Zeitaufregung, sind von einer lebendigen Vaterlandsliebe eingegeben, sprühen einen tödtlichen Haß gegen Frankreich und Napoleon aus und würden eine größere Wirksamkeit gehabt haben, wenn sie jenen rhetorischen Abandon besessen hätten, durch welchen Görres im rheinischen Mercur so große Wunder that. Einer dieser Aufsätze „Was wir wollen" steht in dem oftererwähnten fünften Bande S. 67. Die Anschauungen sind markig, die Ausdrücke gewichtvoll. Er wendet sich an die „männernden Jünglinge," an die Bürger, an die Frauen. Er schildert die einzige würdige Benutzung der errungenen Siege. Einen andern Aufsatz: „Nachtgedanken" überschrieben, im Frankfurter Journal aufzufinden, war bisher noch unmöglich. Er erwähnt ihn 1814 in folgenden an Dr. Stifel gerichteten Zeilen: „Machen Sie, daß meine Nacht-

gedanken (das eingeschlossen was ich jetzt mitschicke) in die Zeitung kommen. Sie passen sich hinter die Constitution. Wenn man gegen die Dummheiten schreibt, die noch nicht existiren, so ist's Papier niemals verloren. Die Dummheiten kommen sicher hinten nach. — Ich lege es Ihnen ans Herz, sie morgen zusammen erscheinen zu lassen. Wenn Sie wieder so viele Commerz-Annoncen wie heute haben, könnten Sie billigerweise eine Beilage machen. — Was ich über die Constitution schreiben will, wird mich wenigstens 14 Tage beschäftigen. Ich muß schlechterdings meine Ideen (sie incommodiren mich und summen mir wie Mücken im Kopfe herum) über das Verhältniß des Reichs-Oberhauptes zu den freien Städten, und über die Juden, bei dieser Gelegenheit weitläufiger auseinander setzen. Ich werde dann meine Schrift zwar in Ihre Zeitung einrücken, aber zugleich eine eigene Brochüre daraus bilden. Quos ego! Sie können ja unterdessen selbst etwas, oder den Dr. Goldschmidt über die Constitution schreiben lassen. — Den Anfang über die amerikanischen Gesandten in Gent müssen Sie jetzt weglassen, denn ich werde nicht Zeit haben die Fortsetzung zu liefern. Börne. — Ich wiederhole es daß wenn die Censur von den Nachtgedanken soviel streicht, daß nicht wenigstens vier erscheinen können, sie alle weg bleiben müssen. Dann versteht es sich von selbst daß jede Nummer wegbleibt worin auch nur etwas von der Censur ausgestoßen wird — notiren Sie sich doch was ihnen von der Constitution einfällt, oder was Sie von andern hören, und theilen Sie mir's mit . . . .“

Börne, der den Aufschwung des Vaterlands mit allen Pulsen seines innersten Menschen mitempfand, ahnte nicht, daß er eins der ersten Opfer des Sieges sein sollte. Kaum war

die französische Herrschaft in Frankfurt gebrochen, so trat wieder die alte freistädtische Verfassung hervor. Der Senat nahm von seiner Souverainität Besitz, die Anstellung eines Juden hob sich von selbst auf. Börne erhielt, jedoch nicht sogleich, seine Entlassung. Man glaubte ihn zuerst durch Zurücksetzung zu bewegen, sie selbst zu nehmen. Man überwies ihm geisttödtende Registraturarbeiten, doch schlugen diese Berechnungen fehl. Börne that, was man ihm übertrug und sah den Intriguen mit ruhiger Gelassenheit zu. Endlich, da man einen Juden nicht länger mehr im Amte lassen wollte, entschloß man sich, ihn zu entfernen, konnte ihn jedoch vermöge einer Bestimmung der Congreßakte hinsichtlich der Großherzoglich Frankfurtischen Staatsdiener die Pension nicht entziehen. Börne nahm auf das ängstliche Betreiben seines Vaters diese mit 400 Gulden an, die er leicht auf das Doppelte erhöht bekommen hätte, wenn ihn nicht sein eingeschüchterter Vater von einem ernstlicheren Widerstande gegen die Unbill der Reaktion zurückgehalten hätte.

Man nimmt gewöhnlich diese bittere Erfahrung, die Börne in den Jahren der Befreiung machte, als den Wendepunkt seiner politischen Bildung an. Man hat aber Unrecht, wenn man glaubt, daß ihm persönlicher Groll oder gekränkte Eitelkeit die neue Richtung seiner Ideen gezeichnet hätte. Einmal war Börne durch feine Bildung und feinen Umgang darüber hinaus, daß ihm grade die Erinnerung an sein Judenthum hätte besonders empfindlich sein sollen; sodann war er zu edel und unbefangen, um sich eine Weltansicht aus persönlichem Mißgeschick zu bilden. Das aber war der Sonnenblick, an dem sich seine politischen Begriffe aufhellten: der Zusammenhang, in dem sein eignes Erlebniß mit dem stand,

was sich mit dem Jahre 1815 rings um ihn her zu offenbaren anfing. Deutlich genug sah er, daß sich eine ihm widerfahrene kleine Ungerechtigkeit an große Tendenzen lehnte, die immer offener hervortraten. Mit den entarteten Söhnen der Revolution wollte man auch die großen Wahrheiten umstürzen, die die Revolution gezeitigt und den Lauf um die Welt zu machen geheißen hatte. Die Couriere, welche zwischen Wien und jenen Städten, in welchen die berühmten Reaktionscongresse gehalten wurden, hin und her flogen, rissen Furchen in das blutgedüngte Vaterland, in die man den Samen veralteter Meinungen und Vorrechte wieder zu streuen wagte. So Vieles, was uns die Restauration brachte, ging aus den edelsten Stimmungen des Zeitgeistes, aus einer schwärmerisch erwachten Liebe zum Vaterlande, zur Muttersprache, zum Christenthume hervor; aber die Intrigue benutzte diese Gefühle, um in ihrer trüben nebelhaften Dämmerung die eignen Vorrechte sicher zu stellen. Viele sonst besonnene Männer hatten das Unglück erst später das falsche Spiel zu durchschauen und es unbewußt, nicht selten zum eignen Verderben, in gutem Glauben mitzumachen; andere überblickten schon früher den Gang, den die Ereignisse nehmen würden, befreiten sich von jenen an sich schönen Täuschungen und Spiegelbildern eines neu erwachten Volksthums und bildeten sich jene Theorie allmälig aus, welche unter dem Namen des Liberalismus bald eine Parole des Partheiwesens werden sollte. Börne, keiner der schönen Ideen von Vaterland, von deutscher Einheit und Würde, von Volkserziehung und sittlich religiösem Ernste fremd, ahnte doch früh, wozu diese schönen Namen würden mißbraucht werden und reifte in der Schule sich drängender, wirrer Ereignisse, die dem Siege von 1815

folgten, zu einer politischen Intelligenz, wie sie damals nur Wenige in Deutschland besaßen. In kleinen anonymen Artikeln, die er dem Frankfurter Journal überließ*), bildete er seine Darstellungsgabe und das Talent, unter schwierigen Verhältnissen die Wahrheit wenn nicht zu sagen, doch errathen zu lassen. Er widersetzte sich der zu großen Ausdehnung, welche man der Reaktion gestattete und trat als Anwalt mancher guten Neuerung auf, die wir behalten sollten, ungeachtet wir sie der Fremdherrschaft zu verdanken hätten.

Börne's Character war zu harmlos, als daß er durch seine Amtsentsetzung sich hätte einem Abgrunde gegenüber fühlen sollen, einer dunkeln Zukunft, die er durch irgend einen Entschluß sich erleuchtet hätte. Es wäre allerdings leichtsinnig gewesen, hätte er sich vom Zufall nur so fortströmen lassen, er mochte wohl auf Pläne und Entschließungen mancherlei Art sinnen; aber mit einer gewissen Elasticität das Ruder seines Schicksals zu ergreifen, dazu fehlte ihm das sanguinische Temperament. Dennoch setzen wir eine Eingabe her, die er in seiner damaligen Lage an die israelitische Verwaltungsbehörde richtete:

Hochlöbliche Verwaltungsbehörde!

Dem Vernehmen nach sucht eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde der israelitischen Gemeinde die Stelle eines Actuars in ihrer Mitte, deren Erledigung bevorsteht, von neuem zu besetzen. Mehrere ihrer verehrten Mitglieder, bei denen ich meinen Wunsch, jenes Amt zu erhalten, mündlich äußerte, haben mir die gütige Zusicherung gegeben, bei dem sich er-

*) Doch wurden nicht alle gedruckt. Ihre Länge gestattete in dem damals sehr kleinen Blatte die Aufnahme nicht.

eignenden Falle, sowohl selbst auf mich Rücksicht zu nehmen, als auch zu meiner weitern Empfehlung so viel als möglich beizutragen. Auf diese Versicherung und noch auf andere Gründe gestützt, die, wie ich mir schmeichle, geeignet sind, mir das Vertrauen und die Gunst einer hochlöblichen Behörde zu verschaffen, wage ich es daher, mein Gesuch um das erledigt werdende Amt hiermit schriftlich gehorsamst vorzubringen.

Ich darf hoffen, daß meine Befähigung zu jener Stelle nicht werde in Zweifel gezogen werden, da ich schon vier Jahre lang ein öffentliches Amt, nämlich das eines Actuars bei der hiesigen Ober-Polizei-Direction bekleidet habe. Wenn ich dasselbe im vorigen Jahre verlor, so geschah dieses, wie bekannt, aus keinem andern Grunde, als weil ich mich zur Israelitischen Religion bekenne. So schmerzlich mir auch der Verlust meines Dienstes und des damit in Verbindung stehenden Gehaltes war, so gereichte es mir doch zu einer großen Beruhigung, daß damals meine Vorgesetzten ihre Zufriedenheit, die sie mir früher stets wegen meiner Geschäftsführung bezeigt hatten, besonders bei diesem Anlasse lebhaft äußerten, und mir ihr Bedauern zu erkennen gaben, daß sie dem Drange der Umstände nachzugeben, auch rücksichtlich meiner sich genöthigt sähen.

Da nun bei Besetzung derjenigen Stelle, um welche ich ergebenst bitte, meine Religion kein Hinderniß ist, so hoffe ich, daß eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde darum so geneigter sein werde, mir durch Ertheilung derselben einen Verlust zu ersetzen, der als ein von meinem Glauben gefordertes Opfer angesehen werden muß. Ich werde durch ununterbrochenen Eifer mich einer solchen Gunst werth zu machen und einen Beifall von neuem zu verdienen suchen, den ich in mei-

nen früheren Amtsverhältnissen erworben zu haben mir schmeicheln darf.

In Erwartung einer geneigten Willfahrung meiner gehorsamsten Bitte verharre ich verehrungsvoll

Frankfurt, den 28. November 1816.

Einer hochlöblichen Verwaltungsbehörde
ganz ergebenster
Dr. Baruch.

Die Bedingungen, von denen seine Zukunft abhing, waren unter allen Umständen sehr schwierig. Was blieb ihm als Juden offen? Sich taufen lassen — der Entschluß keimte; aber es gehört in einem gefühlvollen Herzen Zeit dazu, bis er reif wird. Rücksichten auf Eltern und Verwandte traten ebenfalls hindernd dazwischen. Zunächst konnte noch einige Hoffnung sein, daß das Benehmen der neuen Frankfurter Regierung gegen die Juden in Wien oder vom Bundestage könnte cassirt werden; denn es widersprach aller Billigkeit. Die Judengemeinde in Frankfurt hatte sich durch die Summe von 440,000 Gulden das Bürgerrecht erkauft; Preußens und Oesterreichs Staatskanzler, die Fürsten Hardenberg und Metternich, versicherten sie ihrer thätigsten Verwendung und richteten selbst Zuschriften an den Frankfurter Senat, um diesen zu einer billigen Ausgleichung zu bewegen. Die Gemeinde schickte Börne's Vater, J. Gumprecht und G. G. Uffenheim zum Wiener Congreß, die Acte des Congresses wahrt im Artikel 46 die Rechte der Juden in Frankfurt; dennoch wurden auf den Grund des Ausdrucks: Les institutions seront basées sur le principe d'une parfaite egalité der Zukunft die nähern Bestimmungen anheim gegeben, einer Zukunft, die

Alles beim Alten ließ. Am liebsten hätte man wieder sämmtliche Juden in die Judengasse eingesperrt. Börne besorgte damals im Auftrage der Gemeinde eine lichtvolle Zusammenstellung der Actenstücke, welche diese Frage erläutert; sie erschien 1816 unter dem Titel: „Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt am Main."

Börne's Vater, der nicht umsonst in Bonn mit dem nachmaligen Fürsten Metternich zusammen in die Schule gegangen war (wenigstens erzählt man es in Frankfurt) war ein halber Diplomat. Er hörte zwar nicht auf, mit Eifer für die rechtliche Gleichstellung der Juden zu wirken, sah aber auch mit Schrecken, daß die Fürsten und ihre Rathgeber den erwachenden und von manchen Ideologen, wie Rühs, Fries und Anderen genährten Judenhaß theilten. So veranlaßte er zwar seinen Sohn, eine Brochüre zu schreiben: „Die Juden und ihre Gegner;" erschrack aber, als sie schon gedruckt war, so sehr vor dem bösen Blute, das diese Schrift setzen konnte, daß er sie selbst unterdrückte; gewissenhaft genug muß er dies betrieben haben; denn man möchte schwerlich von dieser Schrift noch ein Exemplar aufzutreiben im Stande sein. Eine kleinere Flugschrift von Börne unter dem Titel: Für die Juden, erschien auf Veranlassung der Posse: Unser Verkehr, in der damals der Schauspieler Wurm die gemeine jüdische Nationalität täuschend lächerlich wiedergab. Sie wurde wenig verbreitet und ist ihrem Hauptinhalte nach in die „Gesammelten Schriften" aufgenommen.

Natürlich mußten diese verschiedenen Federproben in Börne den Gedanken, als Schriftsteller zu wirken, immer klarer ausbilden. Nur Mißtrauen in die eigne Kraft, vielleicht auch Mangel an Aufmunterung hielten ihn noch immer zurück,

ihn mit Lebendigkeit zu erfassen und durchzuführen. Er hatte der Welt in der Richtung, die sie zu nehmen anfing, so unermeßlich viel zu sagen und gerade weil er das Ende nicht absah, wußte er noch immer nicht den Anfang zu finden. Schon im Jahre 1815 hatte er auf einer Vergnügungsreise nach Stuttgart Gelegenheit, den berühmten Buchhändler Cotta, der als ein Anhalt aller Talente bekannt war, zu sprechen; doch erfolgte noch keine nähere Verbindung. Cotta bot dem Dr. Baruch die Spalten seiner Zeitschriften an, die aber erst in späterer Zeit bestimmt waren, von seinen geistreichen Aufsätzen geziert zu werden. Die Unentschlossenheit des angehenden Schriftstellers wurde noch durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, vermehrt, zum Theil auch wohl durch den Mangel an Routine, der ihn bis an sein Ende nicht verließ. Er schrieb zwar leicht nieder, aber die Gedanken mußten sich vorher im Kopfe schon gerundet haben, sie mußten fertig auf das Papier kommen. Dazu war Börne im Ausdruck wählerisch, ein fehlendes Bild störte ihn lange und hatte er es, so sann er wieder auf die passendste Art, es anzubringen. Es war ihm eine Haupttriebfeder des Schriftstellers, Ehrgeiz, gänzlich fremd; Neuerungssucht in dem Sinne, andre Menschen verbessern zu wollen, große Umwälzungen zu veranlassen oder wenn nichts, doch wenigstens Aufsehen zu erregen, kannte er nicht. Wenn er auch in seinem spätern schriftstellerischen Wirken von der Ansicht ausging, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth wäre, so konnte ihn doch Aussicht auf Gewinn eben so wenig locken. So gingen denn einige Jahre in planloser Zerstreuung hin. Seine Lieblingslectüre war um diese Zeit Jean Paul. Er las in den Häusern, die er am liebsten besuchte, bei Stiebel, Ochs, bei Reis zu-

weilen den Frauen, deren Umgang er vorzugsweise liebte, vor, ließ sich aber von dem eigenen Interesse, das er an dem Dichter nahm, so bewältigen, daß z. B. über den Feldprediger Schmelzle sein Vortrag im unauslöschlichen Lachen, das er selbst nicht zurückhalten konnte, erstickte.

Dr. Stifel hatte im Jahre 1817 die Absicht, eine Zeitung im constitutionellen Sinne, aber zu Gunsten der Regierungen herauszugeben. Freiherr von Otterstedt, der Preußische Gesandte, ermuthigte ihn dazu, Cotta erbot sich zum Verlag. Börne sollte für diese unter dem Namen Ministerialblatt projectirte Zeitung gewonnen werden. Stifel und Börne reis'ten nach Stuttgart, konnten sich aber mit Cotta nicht einigen. Der Plan schlummerte ein und ersparte Börne die Verlegenheit, sich in ein Unternehmen eingelassen zu haben, das zwar Freimüthigkeit im Schilde führte, seinen Ansichten aber auf die Länge großen Zwang angelegt haben würde. Einem eben so verfänglichen Antrage wich Börne später aus. Im Jahre 1818 wurde er von zwei einflußreichen Frankfurtern wiederholt angegangen, die Geschichte der Jahre 1813 und 14 zu schreiben, und hervorzuheben, wie viel Rußland für Deutschland gethan; man wollte ihm Material dazu verschaffen, man suchte wiederholt und beredend ihm die Sache sehr annehmbar zu machen. Er lehnte entschieden ab und sagte zu Vertrauten: „Ich sehe, daß man die Absicht hat, Rußlands Interesse in Deutschland vorherrschend machen zu wollen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten."

Im Juli 1817 verlebte Dr. Stifel mit Börne in Rödelheim bei Frankfurt einige sehr angenehme Wochen. Sie besorgten dem Rath Schlosser (Goethe's Schwager) die Correctur einer dort gedruckten Denkschrift für die Juden. Beide

kamen sie bei einer Wasserfahrt auf der Nied einmal beinahe in Lebensgefahr.

Den 5. Juni 1818 that Börne einen Schritt, der ihm für sein ferneres Wirken unerläßlich schien. Er trat zum Christenthum, lutherischer Confession, über. Er war damals 32 Jahre alt. Pfarrer Bertuch in Rödelheim bei Frankfurt leitete die geistliche Handlung, an der dessen Sohn, der damalige Handelsbeflissene Bertuch (jetzt in Italien) als Taufzeuge theilnahm. Von diesem Pathen nahm Börne noch den Namen Karl an, so daß er jetzt eigentlich Karl Ludwig Börne hieß. Wie er auf diesen letztern Eigennamen kam, ob er ihn sich selbst zusammensetzte oder irgend woher entlehnte, ist unbekannt und wird am wenigsten durch seinen humoristischen Stammbaum in den Pariser Briefen, wo er sich vom großen Bör ableitete, klar werden. Lange blieb Börne's Religionswechsel unbekannt; selbst seine nächsten Bekannten, sein eigener Vater, der es auch später lange nicht glauben wollte, wußten nichts davon. Ein Beweis, wie wenig er dadurch auf die Erlangung äußerer Vortheile oder eine Veränderung seiner gesellschaftlichen Stellung gerechnet hatte, ist sein wunderliches Verhalten, als er sich im Winter desselben Jahres zur Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft meldete. Als Herausgeber eines Journals, (es waren die ersten Hefte der Wage erschienen) schrieb er damals an einen der Vorsteher jener Anstalt, wäre ihm die Zeitungslektüre so sehr Bedürfniß geworden, daß er sich gern unter den Mitgliedern jener Gesellschaft befände. Der Brief lautet:

Ew. Wohlgeboren.

Ich erlaube mir, mich an Sie als einen der Vorsteher der hiesigen Lesegesellschaft zu wenden. Es ist mein Wunsch,

derselben als Mitglied beizutreten. Zwar haben mich Freunde versichert, daß ich Hindernisse finden würde, wegen meiner Abstammung von einem, ich weiß nicht welchem, der zwölf Stämme Israels; indessen schmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berücksichtigen und mit Theilnahme für mich reden werden. Es ist mir nicht blos darum zu thun, den Vortheil und den Genuß einer Anstalt, die sonst jedem wohleingerichteten Menschen offen steht*), auch mir zuzuwenden; dieses allein würde meine Abneigung, in eine Gesellschaft einzutreten, wo auch nur zwei mich ungern sehen, nicht haben überwinden können. Aber diese Lese-Anstalt ist mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitschrift bin (der Wage) und wir Journalisten, wie Sie wissen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den literarischen Wiesen bald diese bald jene Blume aussaugen. Man hat mich versichert, daß Sie, werthester Herr, die Gefälligkeit selbst wären, und sich gewiß bemühen würden, meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen.

Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Ihr ergebenster
Dr. Börne.

Frankfurt, den 12. November 1818.
(Im Johanniterhof in der Fahrgasse.)

Man schlug ihm sein Gesuch ab, weil die Gesetze der Anstalt Israeliten ausschlossen. Nun war er doch Christ und konnte sich als solcher geltend machen! Dies verschmähte er. Man erfuhr seine Religionsänderung erst, als er einige Jahre

---

*) Börne tadelte später oft, daß von dieser Lesegesellschaft der Handwerker ausgeschlossen ist.

später einen verdrießlichen Handel mit der Polizei hatte, der ihn auf mehrere Tage, wegen eines Mißverständnisses, auf die Hauptwache brachte. Der Aktuar wollte damals zur Einleitung des Verhörs, Namen, Stand, Religion u. s. w. aufschreiben, hatte schon die Rubrik Religion mit: Israelitisch ausgefüllt und hörte zu nicht geringer Verwunderung, daß Beklagter Christ war.

Börne's Uebertritt wurde zwar zunächst nur durch das gleichzeitige Erscheinen seiner berühmten Zeitschrift: „Die Wage" veranlaßt; indessen mochte ihn doch vielleicht außer dem bloß politischen Grund zu diesem Schritt auch der Umstand bestimmen, daß er dem Judenthum, seinen Gebräuchen und Lehren, völlig fremd geworden war. Er wollte von seiner einseitigen Stellung zu seinen Glaubensgenossen frei werden und sich zu einem übersichtlichen Höhepunkt aufschwingen, von dem aus er alle Interessen Deutschlands mit gleichem Scharfblick überschaute. Der Einwand, daß er an diesen als Jude gar nicht betheiligt sein könne, mußte zuerst zurückgewiesen werden. Der Gedanke, als Publizist zu wirken, war jetzt zu lebendig in ihm aufgegangen.

In den geselligen Kreisen, wo Börne zu verkehren pflegte, hatte man ihn oft über den jämmerlichen Zustand der deutschen Tagesblätter klagen hören. Es fehle ihnen Taktik, Geist, Styl, alles, womit sich die Ideen eine schlagendere Wirkung erobern könnten. Man ermunterte ihn, doch selbst mit einem Journal aufzutreten. Ich werd' es auch! sagte er mit einem Ausdruck, der seine Bescheidenheit verrieth; denn daß man ihn aufforderte, machte ihm den Entschluß schon um Vieles leichter. Wie erstaunte man, als Börne, an dem man schnelles Auffassen eines Planes und

langsames Ausführen gewohnt war, in der That nach einiger Zeit erschien und einem vertrauten Kreise seinen Prospektus zur Wage vorlas! Er gefiel allgemein und bald trat das erste Heft der neuen Zeitschrift ans Licht. Sie sollte in zwanglosen Heften erscheinen und bandweise bezahlt werden. Börne, der damals im Johanniterhof auf der Fahrgasse (österreichisches Besitzthum) wohnte, nahm selbst die Bestellungen an*), wandte selbst die ersten Ausgaben an seine Unternehmung und hatte bald einen so guten Erfolg, daß er das erste Heft neu auflegen mußte. Geheimerath Willemer besuchte ihn sogleich nach Erscheinen desselben; von allen Seiten kamen Briefe und ermunterten den noch ängstlichen Redakteur, in seinem Wirken fortzufahren. Wie, sagten die, die früher nichts Besonderes in ihm gesehen hatten, das wäre dieser Doktor Baruch, der auf dem Römer nie ein ordentliches Protokoll abfassen konnte? Die Wage verbreitete sich zwar nicht in Massen, aber doch überall dorthin in Deutschland, wo Urtheil genug vorhanden war, den Geist derselben

---

*) Er schrieb unterm 17. Mai 1818 (wahrscheinlich an Justizrath Hoffmann in Rödelheim) z. B. folgendes Billet:

Mein theuerster Justizrath!

Sie sind ein miserabler Mensch, daß Sie allen Ihren Freunden, nur mir allein nicht geschrieben haben, Sie Sportelnkäfer! Ich schicke Ihnen hiermit eine Ankündigung zu meiner Zeitschrift, die hoffe ich früher als der Messias kommen wird. Ich ernenne Sie zu meinem Correspondenten für Ihre Residenz. Schaffen Sie mir nur viele Abonnenten in Ihrer Gegend. Ihr gnädiger Herr soll 20 Dörfer haben, und jedes derselben könnte wenigstens 4 Exemplare nehmen. Ich werde viel von der Landwirthschaft schreiben, vorzüglich von den Kirchweihfesten, die ich zum Gegenstand der genauesten Untersuchungen gemacht habe. Hier in Frankfurt habe ich schon 80096 Abonnenten, jeder Einwohner hat 2 genommen, und das Kind im Mutterleibe so wie die Todten im Grabe lesen meine Ankündigung mit dem größten Vergnügen. Wie geht es Ihnen Theuerster? Schreiben Sie mir doch bald. Ihr ewiger Freund

Dr. Börne.

zu würdigen. Wie viel Aufsehen sie in Wien machte, beweist die sehr günstige Meinung, welche Gentz über den Herausgeber zu Rahel Varnhagen aussprach. Diese schrieb im Jahre 1819: „Dr. Börne schreibt ein Journal: Die Wage. Mir empfahl es Gentz als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt geschrieben würde, er empfahl es mir mit enthusiastischem Lobe; seit Lessing, sagte er mir, — er meinte einen bestimmten Artikel darin — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob an Witz, schöner Schreibart. Es ist scharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie man soll, über Schlechtes in der Kunst. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mensch! Wenn Sie seine Theaterkritiken lesen und nie die Stücke gesehen haben, so kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! Anderes von ihm kenn' ich nicht. Gentz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte *)."

Daraus, daß die Regierungen auf die Wage aufmerksam wurden, ersieht man wohl, wie sehr man den leitenden Gedanken Börne's, die Politik, verstand. So wie sich ihm die politischen Ideen als Rektificationsmittel der trüben Luft, die

*) Später wurde Rahel sogar Mitarbeiter der Wage. Das letzte Heft derselben bringt Briefe, die zum Theil durch mancherlei Persönlichkeiten unklar sind, zum Theil aber auch sehr feine „Aperçus und Apprehensionen" (dies wird wohl der beste Ausdruck für ihre Art sein) über damals gelesene und noch jetzt werthvolle Bücher bringen. Unter Anderm sagt sie: „Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter? Oder ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann."

sich in unsern ästhetischen, moralischen, geselligen Beziehungen angehäuft hatte, erwiesen und er jene dadurch zu vertreiben suchte, daß er den Essig seiner Satyre auf den heißen Stein der mißlichen politischen Verhältnisse goß, eben so konnt' er auch äußerlich nicht unterlassen, seine Bilder aus politischen Regionen herzunehmen und in der ganzen Färbung seines Ausdruckes zu verrathen, daß ihm die Politik immer gegenwärtig war. Sie schimmerte wie ein seidnes Unterkleid durch einen Gaze-Ueberwurf immer wieder hervor. Konnt' er doch selbst z. B. bei seinen Theaterkritiken nicht unterlassen, einmal von einer an der Frankfurter Bühne gastirenden Dame vom ständischen Theater in Grätz zu sagen: Wenn die Stände in Grätz so leise sprächen, wie diese Dame, dann müsse es um die Freiheit Steyermarks sehr schlimm stehen. Börne hatte keine Vorstellung davon, wie manche zahme Journalisten eine neu begründete Zeitung mit der Bemerkung ankündigen konnten: „Die Politik ist gänzlich ausgeschlossen," oder um es richtiger zu sagen, Börne hat oft gerathen, allerdings solche, die Machthaber täuschende Erklärungen zu geben, aber er konnte nicht begreifen, wie sie sich halten ließen. Er rieth den Freunden der Freiheit oft, Jesuiten zu werden; wo keine freie Einfuhr erlaubt sei, lieber zu schmuggeln; aber das einfältige Einhalten einer solchen Prospektusversicherung war ihm, den zu bekämpfenden politischen Misständen gegenüber, unerklärlich. In Paris vollends schien ihm eine solche Erklärung verdammungswürdig. Die kurz nach der Julirevolution gestiftete Europe littéraire, die dem Gedanken Goethes von einer Weltliteratur großen Vorschub hätte leisten können, aber bald der zu kostspieligen Begründung wegen eingehen mußte, hatte, um in Deutschland Eingang zu finden, erklärt:

Die Politik bleibt von unsern Spalten ausgeschlossen. Dies schien Börne schimpflich: denn eine Freiheit haben und sie nicht benutzen, war ihm noch mehr als eine Thorheit. In Deutschland entschuldigte er die Wendung, wenn er auch nicht geschaffen war, sie einzuhalten. Der Erzähler mußte lachen, als ihm Börne Ende des Jahres 1836 von Paris aus sagen ließ, er wolle zu der in Frankfurt damals erscheinenden „Börsen-Zeitung" eine Sonntagsbeilage schreiben, ganz „mit Ausschluß der Politik." Ich wußte recht gut, daß Börne nur über die Taglioni und die Malibran zu schreiben brauchte und darum doch staatsgefährlich bleiben würde.

Wir müssen hier gleich an der Schwelle der Betrachtungen über Börne als Schriftsteller einen Punkt erwägen, der bedenklich scheinen könnte. Börne sprach in seiner Wage über Kunst, Literatur, Gesellschaft und hatte dabei immer nur den Maaßstab der Politik. Es ist in neurer Zeit zu einem sehr folgenreichen Streite über die Frage gekommen: In wie fern politische Maaßstäbe zur Beurtheilung dichterischer Eigenthümlichkeiten ausreichen? Daß man sie anlegte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unsre Literatur hat sich während der schönsten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuständen heimisch gefühlt, welche dem unmittelbaren Bewußtsein der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten sich die Anschauungen der Dichter und die Philosophen beschäftigten sich eher damit, das Räthsel der Weltschöpfung zu lösen, als eine schwebende Frage der Zeit. Jedenfalls mußte gegen diese idealische Welt eine Reaktion statt finden, die um so gewaltiger war, als sie mit den Stürmen der politischen Erlebnisse selbst heraufzog und sich nach und nach sogar mit

Geistesrichtungen und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen des nächsten Moments der Zeitgeschichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländisch-freisinnigen Gesängen stimmten. Die Fürsten hatten an dem Aufschwung unsrer klassischen Literaturperiode einen Antheil gehabt, den ihre Söhne an dem ihr folgenden silbernen Zeitalter nicht mehr nehmen wollten, weil sie vor dem neuen Geist der Dichter und Schriftsteller erschraken. Diejenigen Heroen der literarischen Vergangenheit, welche in die neue Gegenwart noch hinein lebten, konnten sich in dem Wesen derselben nicht zurecht finden und Goethe zeigte sogar unverholen, daß ihm das Studium der Gall'schen Schädellehre mehr Interesse gewähre, als die Neuerungen unsres öffentlichen Geistes seit dem Sieg über Napoleon.

So lange sich der patriotisch-freisinnige Zeitgeist gegen jene Thatsache entrüstete, war er ohne Zweifel in dem vollen Recht, das die Gegenwart an sich selbst hat; das Fehlerhafte fing nur an, als man über diese Thatsache als solche hinaus ging. Nicht genug, daß man die vorzugsweise aristokratischen Ueberlieferungen der klassischen Periode mit jener Sprödigkeit ablehnte, die der aufgeregten Stimmung nicht verdacht werden konnte; man dehnte seine Opposition auch über die Gegenwart aus und übertrug sie in eine Vergangenheit, die sich unter Umständen entwickelt hatte, welche sie in politischer Hinsicht von vornherein unzurechnungsfähig machten. Von den Gesinnungen stürmte man zum Talent selbst über und glaubte, nachdem erwiesen, daß Goethe ein Aristokrat war, auch erweisen zu können, daß er kein Genie hätte.

Börne hat sich bei dieser Bilderstürmerei indessen nie von dem Fanatismus fortreißen lassen, den Wolfgang Menzel zur

Schau trug. Börne empfand die vornehme Excellenza Goethes schmerzlich genug, er geißelte die aristokratische Ruhe dieses Ueberglücklichen mit mehr als bloß kaltem Spott, er geißelte sie mit glühendem Zorn und nicht verhaltener tiefster Erbitterung; über die Gesinnung ging er aber kaum hinaus, sich anmaßend, dasjenige, was er verderblich nannte, auch stümperhaft zu nennen. Börne trat auch nicht wie Menzel im Interesse andrer Richtungen, z. B. der Romantik auf, welcher die Goethen abgerissene Pracht und Herrlichkeit angeflickt werden sollte, sondern es war ein ursprüngliches, rein menschliches Gefühl, welches er durch Goethes Stellung in Deutschland an sich verletzt sahe. Er verlor sich nicht so wie Menzel in die frühsten Anfänge des Dichters, zergliederte nicht Goetz, Werther und Egmont schon in dem Geiste von 1819, sondern eben weil er diese Größe Goethen lassen mußte, war es ihm um so schmerzlicher, ihn nicht lieben zu können. Erst in der heftigen Aufregung, in die ihn die gehässige Aufnahme seiner ersten Pariser Briefe versetzte, ließ er sich gegen Goethe zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen. *) Die Kritik der Goethischen Tag- und Jahreshefte im dritten Band der Pariser Briefe ist nicht frei davon. Sie verwandelt das, was man an Goethe bemitleiden muß, in Hassenswürdiges; sie macht aus dem, was Goethe nach dem ganzen Verlauf seiner Bildung nicht leisten konnte, etwas, das er seiner argen Natur nach nicht leisten wollte.

Um die Stimmung, die Börne gegen Goethe empfand,

*) Doch auch schon 1819 in den Briefen, welche die nachgelassenen Schriften (Mannheim 1844) veröffentlicht haben, finden sich Aeußerungen einer Abneigung gegen Goethe, die man erklären, aber nicht in diesem Grade theilen kann.

hier gleich vollends zu würdigen, muß man wissen, daß sie beide Landsleute waren. Börne kannte den Bildungsgang der Goethischen Jugend verfolgen; er wurde, so oft er von der Zeil und dem Türkenschuß nach dem Eschenheimer Thore in Frankfurt einen kürzern Weg nehmen wollte, durch die schlimme Mauer, den Schauplatz des von Goethe erzählten Parismährchens, an den vornehmen Geheimrath in Weimar erinnert. Er kannte die patrizischen Einflüsse, die auf Goethes Jugend gewirkt hatten, er wußte das eigenthümlich Hochfahrende und Frankfurterische in der Frau Rath genugsam zu würdigen, um sich Goethe in seiner gemüthlichen Erscheinung ganz klar zu machen. Die Abneigung Goethes gegen das Judenthum, eingeimpft schon durch die Geburt, anerzogen durch die Frankfurter Sitte, mochte nicht wenig zu seiner Verstimmung gegen Goethe beitragen. Und soll ich ganz sagen, was ich denke, so ist es mir oft, als hätte Börne darauf gerechnet, daß Goethe irgend wie seine Aeußerungen über ihn erfahren würde; nicht als hätte ihn Eitelkeit dies wünschen lassen, wohl aber gönnte er ihm in seiner vornehmen Abgeschiedenheit, in dem Schooß jener künstlich arrangirten Glückseligkeit, wo weibliche Sorgfalt jede Unannehmlichkeit von ihm abzuhalten suchte, zuweilen den Einblick in Meinungen und Urtheile über ihn, die von den aus Berlin jährlich zum 28. August ankommenden Weihrauchopfern sehr verschieden waren. Er gönnte ihm, daß er noch vor seinem Tode erführe, wie ihn die neue Zeit fasse und wie ihn nichts retten könne vor der Verurtheilung, die der erzürnte Genius des Vaterlandes, die beleidigte Göttin der Freiheit, über ihn verhängt hätte.

Sonst wüßten wir nicht anzugeben, daß Börne je etwas

Geistloses und Gewöhnliches deshalb angerühmt hätte, weil es patriotisch und liberal war, wie es Menzels Sitte; im Gegentheil konnte ihn nichts tiefer schmerzen, als Geist mit schlechten Gesinnungen vereinigt und bei guten mangeln zu sehen. Seine Briefe aus Paris verrathen später oft das unheimliche Gefühl, das ihn beschlich, wenn er enthusiastische Aeußerungen freier Ideen hörte und doch an dem, der sie aussprach, nichts fand, was ihn fester hätte anziehen können Er hat seinen Ueberzeugungen nie den Geschmack geopfert. Er hat sich nie entschließen können, einen gewissen ästhetischen Aristokratismus an sich zu unterdrücken. Man kann Jemandes bester Freund sein und sich doch nicht entschließen, mit ihm in einem Bette zu schlafen.*)

Die Liebe zur Freiheit ist wie jede edle Leidenschaft oft ungerecht, öfters aber noch unaussprechlich. Zuweilen ist sie auch nur deßhalb ungerecht, weil sie sich nicht aussprechen läßt. Börne kam hier zuweilen in verwickelte Collisionen seines Geschmacks für das Schöne und seiner Sympathie für das Richtige. Aus diesem Gesichtspunkt war mir aus seiner spätern Zeit immer seine Beurtheilung des „Trauerspiels in Tyrol" von Immermann interessant. Es störte ihn etwas an dieser Dichtung und doch zog sie ihn an. Er fühlte an

---

*) Börne achtete die Form zu wenig, um von dem Studium Goethes besonders angesprochen zu werden. Er sagte oft, wenn er ein Buch von ihm las, während des Lesens: „Ich weiß nicht, mir wird ganz dumm im Kopfe." Jean Paul dagegen rege ihn so gewaltig an, daß er sich von einem ganzen Heere von Ideen umschwirrt fühle, er könne nur zugreifen und hätte immer etwas Bedeutendes. Börne hatte die Absicht einmal noch gegen den Faust zu schreiben. Doch hintertrieb er, daß seine Urtheile über Goethe in's Französische übersetzt würden. Es war ein vaterländischer Stolz, der ihn bestimmte, die Franzosen nicht unsre Geister mißachten zu lehren. Börne war einmal nahe daran, Goethen in Weimar vorgestellt zu werden; Holtei wollte ihn einführen. Doch schlug es Börne aus.

diesem Werke etwas, das ihn lähmte, er kann es nicht recht ausdrücken und wiedergeben, hundert Gedanken laufen ihm quer über den Weg, keiner ist der rechte und doch will jeder erwogen sein. Er räumt dem Dichter alles ein und sagt zuletzt: Nein, es ist doch, doch etwas darin, was mir fremd ist und bleiben wird. In einer solchen Stimmung greift er wohl zur Dialektik, die er dann auch gegen Immermanns Hofer scharfsinnig genug in Anwendung gebracht hat.

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geschmack collidirte, so wird man nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft sein, daß er der ersten dies Vorrecht einräumte. Er ging wie man an dem vorigen Beispiel sehen konnte, hart daran; „aber," sagt er, „in einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe." Indessen gab es doch einen Maaßstab, der ihm noch höher stand, als der politische; das war der moralische. Man verstehe mich recht! Die moralischen Maaßstäbe sind in Verruf gekommen, seitdem sie von der Prüderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moralischer Maaßstab war ein höherer; es war das Maaß des Gemüths und der Ehre. Das Malhonnette, Unhonorige war ihm tief verhaßt. Wir werden später, bei Entwickelung seines Charakters, auf diesen Adel des Herzens und eine eigenthümliche Form, in der er sich bei ihm aussprach, zurückkommen; hier interessirt uns nur die Anwendung desselben auf seine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'schen Wilhelm Tell. Dieser gepriesene Held der schweizerischen Freiheit war ihm, schon in seiner Wage, nicht nur ein Philister, sondern sogar ein schlech-

ter, unedler Mensch. Börne konnte entschuldigen, daß Jemand für die Freiheit seines Vaterlandes vielleicht einen Mord beging, vielleicht einen falschen Eid schwor; aber er konnte nicht entschuldigen, daß Jemand, der am Rütli fehlte, plötzlich, um Allen dienlich zu sein, sein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt seines Kindes schoß, empörte ihn; er ruft aus: „Tell hätte nicht auf seinen Sohn schießen dürfen und wäre aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden!" Etwas Trübes liegt, genau geprüft, allerdings auch in dieser Ideenverbindung, doch hängt sie mit andern dunkeln Gemüthsstimmungen zusammen, die wir später entwickeln werden; wenigstens beweist dieser Ausspruch, daß Börne kein starrer Begriffsmensch war, kein kalter Terrorist, wie man ihn zu schildern pflegt, sondern ein Gemüth, dem die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde höher ging, als die Liebe zur Freiheit.

Will man Börne's politische Ideen darstellen, so muß man sie von der praktischen und theoretischen Seite auffassen. Jene sind die sichtbaren blauen Adern, die sich auf der schönen Haut seiner Schriften schlängeln, diese die tiefer liegenden Muskeln. Um jene zu schildern, muß man das Gemälde der politischen Lage Deutschlands aufrollen und die Geschichte erzählen, wie sie seit dreißig Jahren, von Napoleons Invasion bis zu der Ohnmacht der deutschen Ständekammern geworden. Börne ergriff als Publizist die Feder kurz nach dem Sturze Napoleons; die Abneigung gegen Napoleon, den Testamentsverfälscher der Revolution, verließ ihn niemals. War Börne nicht edel? Das Ende der französischen Herrschaft in Deutschland nahm ihm eine achtbare Stellung, die er auf der Frankfurter Polizei bekleidete, und doch erfüllt ihn der Gedanke

an die Schmach des Vaterlandes stets nur mit Grauen. Er hat nie die Vorstellung jenes Napoleon verlieren können, der die Revolution nur deßhalb bändigte, um sie zu seinem Pudel abzurichten; jenes Napoleon, der alle Traditionen derselben abschwor, nur um seine erzwungene Herrschaft mit der Legitimität, der kirchlichen und weltlichen, auszusöhnen. Er haßte die Verwaltungsgrundsätze Napoleons, seinen Verrath an der einzigen Frucht, die am Baume der Revolution zur vollendeten Reife gekommen war, der constitutionellen Freiheit, er haßte seine Kriege, weil sie die leichtsinnige Vergeßlichkeit der Franzosen schüren und ihre Gedanken von Dem ablenken sollten, was ihnen Napoleon genommen hatte. Den Hoffnungen, die der Sturz des Corsen nährte, entzog sich Börne nicht. Er war wirklich keiner von den Klugen, die nur deßhalb, weil sie des Enthusiasmus nicht fähig sind, schon damals gesagt haben wollen: ich sah das alles voraus. Aber um so bittrer mußte Börne's Enttäuschung sein. Die feierliche Ankündigung der heiligen Allianz, der das einzig freie Volk Europas, England, nicht beitrat, weckte seine Besorgniß; die Verhandlungen des Wiener Congresses bestätigten sie. Die alte Zerstückelung des Vaterlandes blieb, aber noch konnte man hoffen, der Bundestag würde mehr als eine bloß diplomatische Repräsentation werden. Männer, die für Patrioten galten, bildeten damals noch einen Theil dieses Areopags; aber bald wurde er, wie die großen Mächte sagten, epurirt. Jene Reaktion, deren aristokratische, hierarchisch-jesuitische, absolutistische Zwecke von einer bestens organisirten Polizei schnell ins Werk gesetzt wurden, trat auf den Congressen in Aachen, Carlsbad, Verona immer unverholener hervor, die freisinnigen Staatsmänner, welche mit dem Volke

glaubten, die letzten Kriege sollten uns nicht bloß von den Franzosen, sondern auch von jenen politischen Uebeln befreit haben, die jene so leicht zu Siegern über uns gemacht hatten, wurden genöthigt, ihren Abschied zu nehmen und traten zum Theil sogar in die Reihen der Oppositionen ein, die sich bei den in aller Eile gegebenen Verfassungen von selbst bilden mußten. Einzelne befangene, irrende oder bestochene Köpfe mißbrauchten ihr größeres oder geringeres Talent, um gleichsam a priori solche politische Theorieen aufzustellen, die doch nur erfunden waren, um die Ansprüche der Aristokratie scheinbar rechtlich zu begründen; selbst die Religion, die christliche Religion, die Religion der Freiheit, wurde gebraucht, um die Unterthänigkeit des Volkes zu lehren. Freisinnige Lehrer der Jugend wurden verdächtigt, viele ihrer Stellen entsetzt, manche eingekerkert. Die Reaktion lockte natürlich etwas von einer Revolution hervor. Da man die Freiheit und die Nationaleinheit in der Idee, die das deutsche Volk damit verband, bedroht sah, bildeten sich, sie zu schützen, geheime Vereine. Sie wurden entdeckt und die Gefängnisse füllten sich mit jungen Männern, deren Schicksal doch nicht hindern konnte, daß andre immer Das wieder aufnahmen, was die Vorhergegangenen verloren gegeben hatten. Um das Volk zu verwirren, wirkte man auf die schlechten Leidenschaften der Masse, auf den Zunftgeist, den Religionshaß; man ließ die Juden die Heloten der Neuerungslust werden, wenigstens behaupteten die Juden, daß sie in den freien Städten bei den Behörden einen für ihre bedrängte Lage unverhältnißmäßig lauen Schutz fanden. Es kam den Intriguanten damals alles darauf an, daß die Begriffe von Freiheit und bürgerlichen Rechten dem Volke selbst verdächtig würden. Börne faßte auch in

der Wage diese Verfolgungen der Juden vortrefflich auf. Nicht wie Andre wandte er sich mit bittern Vorwürfen an die Christen, nicht wies er satyrisch, wie das leider nur zu sehr bei den Emanzipationsschriftstellern Sitte ist, auf die „Religion der Liebe" hin; sondern er bemitleidete die Masse, die nur einem falschen Wahne, auf fremde Verführung, folgte. Er verglich noch später diese Judenverfolgungen mit der indischen Schlangenjagd. Um die Schlange zu erlegen, jage man ihr einen Ochsen in den Rachen; sie fresse sich satt und läge dann unbehülflich da, jedes Kind könne sie tödten. Börne kannte den Charakter der Deutschen. Eine Heldenthat, die Niemanden von den Angreifenden etwas kostete, nicht einmal Blut, viel weniger Geld, hält lange im Bewußtsein der Deutschen vor: sie sprechen hundert Jahre davon und wissen sich mit ihr für tausend Niederlagen zu trösten.

Mitten in der vollen Thätigkeit dieser rings um Deutschland befestigten reaktionären Schrauben, die alles politische Leben hemmten und eine Freiheit nach der andern erdrückten, versuchte Börne, in seiner Wage über die Politik des Tages zu schreiben. Er griff die Gesetze, welche zur Beschränkung der Preßfreiheit gegeben wurden, behutsam, aber desto treffender an. Er schrieb seine geistvollen „Schüchternen Bemerkungen über Oesterreich und Preußen," in welchen er das Wesen beider Staaten in ihrer wechselseitigen Ergänzung darstellte, wohl aber auch mehr als ahnen ließ, wie gefährlich für Deutschland diese Ergänzung werden müßte, wenn beide Staaten auf eine Gattung von Politik hinarbeiteten, an der sich damals noch zweifeln ließ, da ihre Werke noch nicht für sie zeugten. Zuweilen gab Börne Uebersichten über die damalige politische Lage, aus denen das Zusammenwirken

einer und derselben feudalistischen Partei in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland hervorging; er theilte die Ansichten auswärtiger Publizisten über Deutschland mit. Aphorismen griffen kleinere Ereignisse aus der Tagesgeschichte auf und brachten sie unter den allgemeinen Gesichtspunkt seiner leitenden politischen Gedanken.

Neben den politischen Aufsätzen machten die dramaturgischen das meiste Aufsehen. Börne wagte sich anfangs nicht selbst an die Theaterkritik. Er wollte sie einem gewissen Bourny, einem Lehrer, überlassen. Da aber dieser zu träg war, mußte er selbst diese Parthie übernehmen und zu seinem eignen Erstaunen — es ging!

Als Börne das erste Heft seiner Wage dem ihm befreundeten Schauspieler Weidner, einem denkenden Künstler, übersandte, sagte er in dem Begleitungsschreiben: „Für Sie sind die Theaterkritiken meines Journals nicht; sie sind nur für solche Leser, die einer Lockspeise bedürfen, um auch das Uebrige zu lesen."

Börne hat später oft die Strenge seiner dramaturgischen Urtheile bereut. Er sagt selbst, daß er die Anforderungen, die er als Herausgeber der Wage an die Leistungen des damaligen Personals der Frankfurter Bühne machte, niedriger gestellt haben würde, wenn er sich schon damals überzeugt hätte, daß an den meisten deutschen Theatern nicht besser gespielt wird, als es damals in Frankfurt wurde.

Börne ging an seine Theaterkritiken mit außerordentlich viel Gewissenhaftigkeit. Er suchte sich vor der Aufführung immer erst mit dem Stücke selbst, falls es gedruckt zu haben war, bekannt zu machen; so konnte er seine Aufmerksamkeit allein auf das Spiel richten und gerieth nicht in Gefahr,

vom Interesse der Fabel so beschäftigt zu werden, daß er darüber die Mängel ihrer Darstellung übersah. Er stellte an die Schauspieler die Anforderung, daß sie ihm die Wirklichkeit täuschend wiedergäben und uns die Illusionen des Theaters vergessen ließen. Statt dessen fand er meist, daß die sogenannten Künstler ihr Spiel grade nur für das Theater berechneten und selten in den Rollen, die sie wiederzugeben hatten, ganz aufgingen. Wer den Bösewicht spielen sollte, fürchtete sich, seine Gutmüthigkeit ganz zu verleugnen; wer von den Damen alt sein sollte, hütete sich wohl zu verbergen, daß sie noch um einige Jahre jünger wäre, als ihre Rolle. Börne, ein feiner Beobachter des menschlichen Gemüths, in unsern gesellschaftlichen Begegnungen sehr empfänglich für den Anstand, war fortwährend auf der Folter, wenn er diese gänzliche Ermangelung aller psychologischen Wahrheit sich spreizen, im Lehnstuhl hin und her werfen, in leidenschaftlichen Momenten stöhnen und tragiren sah. Er kannte den Hof nicht, aber er wußte, daß kein Fürst mit seiner Frau so spricht, wie Clauren im Hotel de Wiburg einen sprechen läßt und der Schauspieler, nun gar noch outrirend, es wiedergiebt. Man hat gut sagen, daß Börne sein Urtheil milder hätte aussprechen sollen! Einem Mann von Urtheil und Geschmack ist nichts so peinigend, als der Beifall, der den Fehlern der Schauspieler gespendet wird. Wer eine Zeitschrift herausgiebt, die das Schauspiel einmal in den Kreis ihrer Besprechungen gezogen hat, kann so wenig wie die Satyre, so wenig seine wahre Meinung über den gestrigen Theaterabend unterdrücken. Wer keine Rücksicht auf ein Freibillet nimmt, von den Schauspielern bei ihren Benefizen kein Prozent von der Einnahme erwartet, durchreisenden Schauspielern sich verläugnen läßt

und die Empfehlungsbriefe, die sie mitbringen, uneröffnet in den Papierkorb wirft, wer nicht das Caffêhaus besucht, wo sich die Mitglieder des Theaters zu versammeln pflegen, und sich abstumpft gegen jede noch so lockende Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft der ersten Liebhaberin zu machen, und dabei den Geist, die Kenntnisse und den Geschmack Börne's besaß, konnte nicht anders urtheilen, als er urtheilte. Einem freien Kritiker scheint an der Ordnung der Dinge etwas verrückt zu sein, wenn die Intention eines Dichters von einem Schauspieler nicht verstanden oder aus übermäßigem Verständniß verzerrt wird. Er hat nicht eher Ruhe, bis dem Dichter, bis der Natur wieder ihr Recht geschehen und man möchte, wenn es auch lächerlich klingt, fast sagen, eine widerliche Lücke in der Weltordnung compensirt ist.

Börne war aber nicht bloß streng gegen die persönliche Leistung des Schauspielers, sondern eben so gegen den Regisseur. Da er die Wiedergabe der Wirklichkeit täuschend verlangte, so konnte ihn im Arrangement der Stücke, ihrer Scenerie, namentlich aber in der Comparserie nichts so sehr verletzen, als was den Theaterplunder zu grell herausstellte, die nachgiebige Phantasie und Ergänzungskraft des Zuschauers zu sehr in Anspruch nahm. Ein bürgerliches Zimmer, das zu kostbar, ein Prunkgemach, das zu einer Bürgerwohnung gehören sollte, beleidigte ihn. Durchaus komisch sind in seiner Dramaturgie die ewigen Klagen, daß für die Hölle, z. B. im Don Juan, viel zu wenig Feuerwerk verwandt wird, daß nicht genug Schwärmer prasseln und alles nur auf eine jämmerliche Komödie berechnet wäre. Namentlich ärgerte ihn der geringe Aufwand, mit welchem die damalige Frankfurter Bühne Schlachten und Gefechte aufführen ließ. Sechs Mann

von der Stadtmiliz sollten nicht selten ein ganzes Armeecorps vorstellen und durch das Zusammenschlagen zweier blechernen Gefäße versuchte man, ein Gefecht hinter der Scene anschaulich zu machen. Wenn es hieß: Bauern, Volk, Soldaten u. s. w., so war die Anzahl, die davon zu sehen war, Börnen immer zu gering und er spottete mit schlagendem Witz, ob sich wohl eine Räuberbande durch fünf solcher Landdragoner gefangen nehmen ließe u. s. w. Er hatte dabei den eignen Ausdruck, daß er, auf dergleichen Mißstände kommend, fragte: „Und was war denn das da wieder" z. B. mit den drei bis vier Verschwornen, die einen ganzen Staat stürzen wollen? u. s. w. Um Börne's Gedanken hiebei ganz richtig zu treffen, müssen wir hinzusetzen, daß er in dergleichen Armseligkeiten eine gewisse kleinstädtische und spießbürgerliche Hungerleiderei erblickte und sich, man sollte es kaum glauben, wirklich darüber ärgerte. Er verband damit die Vorstellung von der ganzen knappen Engherzigkeit unsrer Unternehmungen, von einer gewissen reichsstädtischen Krähwinkelei, von der leeren und nüchternen Spiegelfechterei, mit der man da wage, uns wie Kindern ein bischen Lärm vorzurasseln und uns durch ein Dutzend Schwärmer Furcht für Hundert einzujagen; denn auch die Ritterlichkeit seines Characters sträubte sich gegen solche, rein auf Verblüffung angelegte Zumuthungen.

Wie empfänglich sein in spätern Jahren leidendes Ohr für die Reize der Musik war, hat Börne in den Pariser Briefen durch die Bewunderung, die er vor der Malibran hegte, genug ausgesprochen. Es war nicht das meisterhafte Spiel dieser Sängerin, das allein ihn so sehr in Anspruch nahm, sondern er war Kenner des Gesanges, so weit es sich um den Eindruck der Composition, um den Eindruck des

Vortrages handelte. Die Mozart'schen Opern hatte er so in sich aufgenommen, daß er mit wahrem Schmerz fühlte, wie bei ihrer Aufführung in Frankreich der eigentliche Duft von ihnen weggeweht schien und es zwar die alten, ihm so vertrauten Töne noch waren, aber im Munde der Italiäner, auf den Saiten der Franzosen, nicht mehr der ächte classische Geist derselben. Früher hatte Börne auch in der vor Zeiten ausgezeichneten Darmstädt'schen Oper, welche die Frankfurter häufig zu besuchen pflegten, Gelegenheit, sein musikalisches Urtheil zu bilden. Die Töne aus der Haydn'schen Schule wirkten auf sein Herz am einschmeichelndsten; er war glücklich nach einer Oper von Rossini einmal wieder die rührenden Töne der Schweizerfamilie zu hören, wenn er auch Weigls Tonmalerei in Nachtigall und Rabe für kindisch erklärte. Was mußte er später Rossini schätzen lernen, als erst jene weichlichen Cantilenen von Bellini und Donizetti aufkamen, welche nur für die Erschlaffung der Gemüther berechnet scheinen! Sein Aufsatz über die Sonntag, der ihm in Berlin so viel Bewunderer seines Talents der Bewunderung verschaffte, darf in dieser Verbindung nicht unerwähnt bleiben.

Für Börne's unmittelbar die Poesie mit dem Leben verbindende Prinzipien mußte der dramatische Dichter am höchsten stehen. Je größer ihm der ächte Genius erschien, der das Leben, erfaßt in seinen tiefsten Räthseln, die Menschen in ihrer Wirklichkeit, das Erhabene in seiner unverkürzten Größe auf die Bühne bringt zur Erschütterung der Tyrannen, zum Beispiel der Nacheiferung für die Menge; so verächtlich und gefährlich erschien ihm der dramatische Stümper, der die gemeinen Sitten des Tages, die Lüge und die Verworfenheit unsrer Standesbeziehungen ohne eine höhere sittliche Verklä-

rung wiedergab, erschien ihm der Anmaaßliche, der sich die Miene giebt, das Erhabene schildern zu wollen und doch nur eine Karrikatur dafür ausgiebt und für etwas Gewöhnliches und Schwächliches unsre tiefsten Gemüthserregungen in Anspruch nimmt. Man muß sich die dramatische Literatur der Restaurationsperiode von 1815 bis beinahe 1830 vergegenwärtigen, um den günstigen Boden auszumessen, auf dem sich Börne mit seiner edlen Entrüstung und mit seiner Satyre tummeln konnte. Seitdem Schiller todt war, hatte man den Kothurn ihm nicht mit ins Grab gelegt; sondern seine Nachfolger wagten es, ihren kleinen Fuß auf ihm anschnallen zu lassen und nun mit lächerlichem Pathos, ohne innre sittliche Würde, ohne den ächten Schwung der Phantasie, auf ihm herumzuschlorren. So sehr sich Börne vom Dichterfeuer eines Grillparzer erwärmen ließ, so fröstelte ihn bei der dürftigen Armuth eines Houwald. Mit dem Schweiß des Angesichtes kitteten dieser und ihm Aehnliche ihre papierne Welt wie Kartenhäuschen zusammen. Weil man das Erhabene nicht mehr aus seiner eignen Combination zu schaffen wagte, so erfand man sich einen Spukbegriff, der jenen Puppen einer armseligen Erfindung etwas Schauerliches geben sollte, die Schicksalsidee. Diese polterte wie ein Justinus Kerner'scher Geist aus dem Zwischenreich hinter den Coulissen der Bühne und langte zuweilen geisterhaft eine dürre Gespensterhand von oben herab, die den Drath verrieth, an welchem die Figuren gelenkt wurden. Zuweilen schlich die Schicksalsidee, in Gestalt einer Ahnfrau, in langem, schwarzem Kleide über die Bühne und ächzte wie ein Jahrtausendjähriges Verbrechen, das auf Erlösung harrt. Bald hockte der Kobold an der Schwelle eines „Leuchtthurms," bald hinter einem „Bilde,"

bald begleitete er einen armen zum Tode geweihten Hungerleider von Helden auf der „Heimkehr“ in eine Försterswohnung. Börne hatte gegen diese Schicksalstragödien, die aber weit mehr Zufallstragödien waren, unaufhörlich zu kämpfen; er gesteht ein, dies tragische Schicksal nicht begreifen zu können. „Was sie unter Schicksal verstehen,“ sagte er, „hab' ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidenthum. Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist es untragisch; oder es ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, und dann ist es unchristlich. Euer Schicksal ist ein Zwitter, unfähig zum Zeugen, wie zum Gebähren.“ Die Börne'sche Analyse der Dramen, welche damals auf die Schicksalsidee gebaut wurden, sind Meisterstücke der feinsten und scharfsinnigsten Kritik. Man machte ihm eine gewisse Neigung zu Consequenzen zum Vorwurf; Müllner sogar, den Börne, auffallend genug, schonte, wollte in einer Kritik der Wage gleichsam sagen, der Verstand könne alles lächerlich machen; aber die Fabel z. B. der Houwald'schen Stücke war doch meist so widersinnig zusammengesetzt, daß sie keine andre Kritik, als die der gesunden Vernunft verdiente. Von der Begeisterung, die diese Pseudo-Dichter selbst empfanden, setzten sie voraus, müsse auch der Zuschauer angesteckt sein, während ihre Gebilde auf diesen keinen andern Eindruck hervorbrachten, als den des Zweifels und der Verwunderung. Die besonnene Kritik konnte von den Strömen von Thränen, die allerdings um Houwalds Bild flossen, nicht fortgerissen werden.

Zu diesen Erzeugnissen einer verspäteten und forcirten

Romantik gesellten sich alle die abgestandenen Reste des Repertoirs von ehemals. Iffland schilderte deutsche Duodezzustände an den Höfen, die veraltet waren und ganz neuen Untugenden und Umtrieben der Fürsten und Beamten Platz gemacht hatten. Diese edlen Justizräthe und Präsidenten paßten wenig für eine Zeit, in welcher die Untersuchungscommissionen über demagogische Umtriebe niedergesetzt wurden. Dann brachte das neue Repertoir die patriotischen Stücke, in welchen die Begeisterung von 1813 und der Triumph von 1815 kein Ende nehmen wollte, Stücke, wo alle Personen die Kokarde trugen und jeder junge Liebhaber früher freiwilliger Jäger gewesen war und Anspruch auf das eiserne Kreuz hatte. Die Kosacken wurden in diesen Stücken noch immer als Brüder behandelt und freisinnige Idealisten als Projektenmacher, von denen im letzten Act herauskam, daß sie schon einmal gestohlen hätten, oder sie wurden als vierschrötige Turner ausgelacht. Die militairischen Spektakelstücke lösten die alten Ritterstücke ab. An die Stelle Wallensteins oder Ottos von Wittelsbach kamen der alte Dessauer, Friedrich der Große, wunderthätige Feldmarschälle, die das tragische Schicksal in der Patrontasche trugen und es als Tags- oder Militairbefehl austheilten. Wachtparaden zogen in den Stücken auf, Trommeln wirbelten, Kanonen wurden abgefeuert, Bivouaks gehalten, kurz es war alles auf den Landsturm und die Einführung der allgemeinen Militairverpflichtung berechnet. Und trotz dieser erbärmlichen Richtung, die bald von der noch schlechtern der Vaudeville-Uebersetzer, mit welcher Angely und die Sieben Mädchen in Uniform aufkamen, abgelöst werden sollte, trotz dieser Unsumme von Trivialität war Börne kein Rigorist. Wo ihm eine natürliche, wenn auch noch so leichte

Erfindung Lachen entlockte, da gab er sich harmlos hin und selbst von Kotzebue sagte er: Da haben sie mir meinen allerliebsten unersetzlichen Kotzebue todt gestochen! Börne war besonnen genug, die Vielseitigkeit seines Talentes anzuerkennen, wenn er ihn auch mit der bittersten Lauge übergoß, wo er sich herausnahm von uns für seine erlogenen Thränen Mitgefühl zu fordern. So oft die Gemeinheit eines Kotzebue erhaben werden will und seine Lasterhaftigkeit empfindsam, ist er auch ihm unerträglich. Von Raupach, der sich damals erst entwickelte, hatte Börne ein wenig schmeichelhaftes Vorgefühl. Doch soll er später einige seiner Dramen; z. B. Tassos Tod nicht ohne Interesse gelesen haben.

Der rein politische Maaßstab, angelegt an die Kunst, hätte Börne zu jenen Einseitigkeiten führen können, denen z. B. W. Menzel in seiner Kritik ganz anheimgefallen ist. Börne unterschied sehr wohl den praktischen Gesichtspunkt von dem theoretischen. In Dem, was ihm praktisch verwerflich schien, hat er sicher auch immer das Rechte getroffen. So empörte ihn in unsrer dramatischen Literatur dieses Element des Allerunterthänigsten, empörten ihn diese Katzenbuckel, welche der Bauer vor dem Schulmeister, der Schulmeister vor dem Pastor, der Pastor vor seinem Patronen macht. Der Einwand, daß in diesen häßlichen Beleidigungen der Menschenwürde doch unsre Sitten getroffen würden, genügte ihm nicht. Ist diese Hundedemuth da, so ist das Mittel, sie auf der Bühne lächerlich zu machen, noch immer nicht wirksam genug, sie auszurotten. Börne tadelte, daß unsre gehorsamen Diener von Dichtern die Fürsten immer edel und gut auftreten lassen oder, wenn sie doch nicht gut und edeln handeln, die Schuld auf ihre schlechte Umgebung werfen. Die Unschuld,

in der z. B. Lessing sogar in der Emilia Galotti den Fürsten erscheinen läßt, mußte ihm um so bedenklicher vorkommen, als die Harmlosigkeit eines Fürsten bei einem so notorisch schlechten Untergebenen, wie Marinelli einer ist, unglaublich wird. Freilich war es die Weise des 18ten Jahrhunderts die Fürsten zu schonen und nur die Minister anzugreifen; erst im 19ten Jahrhundert wagte man sich an die Fürsten selbst.

Börne bemerkt sehr richtig, daß die Luft, in der allein ein dramatisches Talent gedeihen kann, politische Freiheit ist. Wo kein öffentliches Leben herrscht, muß nicht nur der dichterische Ausdruck seiner natürlichen Kraft beraubt werden, sondern die Gestalten werden auch nicht den freien Geist ureigenster Persönlichkeit athmen: Rücksichten entnerven die Sprache und lassen die Malerei des Lebens sich nur in dämmernden Andeutungen ergehen. England, so groß durch seine dem Einzelnen gestattete politische Freiheit, hat darum auch nie aufgehört, selbst beim unläugbar dort herrschenden Verfall der dramatischen Kunst Stücke zu zeitigen, die eine feine Charakteristik, eine tiefe Menschenkenntniß verrathen. Börne bemerkt dies selbst bei Gelegenheit des Cumberland'schen Juden und des Grafen von Essex. Ein Engländer kann in so nebelhafte Allgemeinheiten und unmögliche Spezialitäten, wie sie die deutsche Bühne schildert, nie gerathen, weil ihn der f r e i e Gebrauch seines Daseyns das menschliche Daseyn überhaupt richtiger verstehen lehrt. In neuester Zeit ist das Drama in England durch den vorherrschend episch-lyrischen Charakter seiner Dichter sehr gesunken und dennoch was wir von Englischen Stücken übersetzen zeichnet sich doch immer noch durch eine klare und täuschende Lebenswahrheit aus, so die Gebrüder Foster, der Bucklige, Bulwers neueste Dramen und man-

ches Andre, dessen die Uebersetzer sich nur allzurasch bemächtigen. Wie wäre in Frankreich diese schnell aufsprossende Blüthe des Theaters in neuester Zeit möglich gewesen, wenn sich nicht die Franzosen einer politischen Freiheit rühmen dürften, die ihnen die ängstliche Scheu deutscher Dichter, die von hundert Süjets nicht zehn auf die Bühne bringen dürfen, benimmt? Unsre Dramen bewegen sich meist in einer fictiven Welt, sogar die Sitten und Charaktere der Lustspiele sind nicht ächt und wahrhaft aus dem Leben gegriffen. Die Theatertradition schafft diese Husarenobersten und Rittmeister, diese Herren von Lammersdorf und von Saldern, diese Wirthschaftsinspectoren, dies ganze stehende Personal unsrer heitern Familiengemälde. Sie sind aus alter Zeit überliefert, haben wohl Zopf und Perücke, Manschette und seidnen Rock abgelegt, wiederholen aber immer noch ihre alten Abentheuer vom Jahr 1790; selbst der Dialog hat sich wenig verändert. Man muß die seltsame Spannung auf dem Antlitz des Zuschauers beobachten, wenn einmal die Thorheit oder Mode des Tages, z. B. die Homöopathie, die Wasserkuren oder dergleichen in unsern Dramen erwähnt werden, um zu wissen, daß diese Neugier wie aus dem Reiz nach Verbotenem entsteht. Unser Theater kann nicht aufblühen, so lange ihm die Lebensluft der Freiheit fehlt.

Börne hatte immer Gelegenheit, sich in seinen Kritiken über den Mangel an Lebenskenntniß bei unsern Bühnendichtern zu entrüsten. So wie ein Fürst oder Minister auftrat erschrack er, weil er wußte, daß sie — hundert gegen eins — so sprechen würden, wie Fürsten und Minister nicht sprechen. Die Situationen, in welche wir die verschiednen Grade der Gesellschaft bringen, sind fast immer unnatürlich. Was bei

uns auf der Bühne die Soldaten thun, entlehnen die Dichter von den Studenten, was die Studenten, nicht selten von Philistern.*) Eine ächte wahre Charakter- und Situationen-Färbung, wenn auch nur im Geist der Genremalerei, besitzen wir nicht. Es finden da immer zwei Fälle statt: entweder kennen wir die Lebensäußerungen der Stände nicht oder wir dürfen sie nicht wiedergeben; Beides gleich nachtheilig für die Wahrheit der Bühne. Jetzt, um die Verschleierung des Lebens bis zu völligem Dunkel auf der Bühne zu heben, erleben wir nun gar die Erscheinung, daß eine Prinzessin für sie schreibt. Gäbe sie uns das Leben der höchsten Gesellschaft, des Hofes und der Ringe, die sich um ihn ziehen, so würden wir für ihre Bemühung, uns durch Lustspiele zu erheitern, dankbar sein; allein die Prinzessin Amalie von Sachsen schildert uns das Bürgerleben, das Dasein kleiner bescheidner Familien, das Leben der Landedelleute, die, um zu Geld zu kommen, sich mit Bürgerlichen verschwägern; sie schildert uns Aerzte, Landwirthe, Geistliche; kann sie die Erfahrung anderswo her haben als aus Büchern? Es ist nicht bekannt, daß sie wie Louis Philipp und seine Familie im Exil lebte, angewiesen auf bürgerlichen Erwerb und Umgang; woher sollte sie den Stoff zu diesen sich sogar als Sittengemälde ankündigenden Schilderungen anders entnommen haben als.... aus Büchern!

Indessen hielt sich Börne's Kritik in der Wage nicht immer bloß an diese mehr allgemeine Betrachtung der Bühnenstücke, sondern seine dramaturgischen Leistungen sind auch voll der feinsten Sonderbemerkungen, in denen er eben so viel Geschmack als Menschenkenntniß entwickelte. Ich mache

*) Kann Jemand handwerksburschenartiger auftreten, als Maltitzen's alter Student?

besonders auf seine Erörterung über physische Gebrechen auf der Bühne aufmerksam. Müllner wollte damals im Morgenblatt bestreiten, daß Börne die Blindheit der Camilla in Houwalds Bild mit Grund getadelt und als nicht gemacht, um unser Mitleid zu erregen, dargestellt hätte. Börne entgegnete sehr wahr, daß physische Gebrechen uns im Leben das größte Mitleid abgewinnen könnten, auf der Bühne uns aber kalt lassen. Er erwiederte schlagend, daß das von Müllner angeführte Beispiel des blinden Oedipus den vorliegenden Fall nicht träfe. Oedipus ist blind geworden vor unsern Augen, wir kennen die Ursache derselben und empfinden diese Blindheit durchaus als ein zur Handlung gehörendes tragisches Motiv. Eine unmotivirte Blindheit aber, ein physisches Leiden a priori, das außer dem Zusammenhang der entwickelten Fabel liegt, nimmt, auf der Bühne wenigstens, neben der geschilderten Handlung kein besonderes Interesse in Anspruch. Börne hätte noch hinzufügen können, daß grade in dieser Zumuthung Müllner's und Houwald's, uns für eine unmotivirte Blindheit einer ihrer dramatischen Figuren zu interessiren, die Grundschwäche der dramatischen Leistungen dieser Dichter erkennbar ist. Sie setzten Novellen in Scene, aber keine Handlungen. In der Erzählung kommt uns allerdings durch die Notiz, daß diese oder jene geschilderte Person auch noch blind sei, noch ein eignes Interesse zu ihrer sonstigen Stellung in der Fabel hinzu; im Drama nicht. Müllner und Houwald verwechselten das Dramatische mit dem Novellistischen; ihre Stücke sind dramatisirte Erzählungen, deren hauptsächlicher Fehler in dem Mangel aller Charaktere liegt. Ihre Charaktere können außerdem, was sie in jenen Stücken sind, nichts weiter sein, sie dauern

über den Theaterabend, über die Fabel des Ganzen, dem sie eingefugt sind, nicht hinaus.

Zwei der berühmtesten Kritiken Börne's sind aus dem Innersten seines Gemüths geflossen, die Beurtheilung des Tell von Schiller und die des Hamlet. Eine genügende Widerlegung der geistvollen und überraschenden Analyse, die Börne von diesen beiden berühmten Dramen gab, ist mir nicht bekannt. Börne traf hier sicher das unwiderleglich Richtige, wenn auch mit dem Unterschiede, daß Schiller durch die Analyse allerdings verlor, Shakesspeare durch die Zergliederung seines Hamlet nur um so mehr gewinnen mußte. Die Feigheit und Großsprecherei, die Börne dem Tell nachwies, kam aus Schiller's falschen Begriffen vom schlichten Biedersinne seines Helden, er machte eine Art Hofer aus dem Tell, er legitimisirte ihn. Bei Börne's Kritik über Hamlet, so geistreich und wahr sie ist, habe ich immer den Dichter nur um so mehr bewundern müssen, daß er Gestalten hinstellen konnte, denen Börne ordentlich Vorwürfe macht, nicht als wären es Schöpfungen des Dichters, sondern wirklich lebende, für sich verantwortliche Personen. Denn daran dachte doch wohl Börne nicht, Shakesspearen die Unentschlossenheit Hamlets z u z u r e c h n e n; im Gegentheil, Shakesspeare hat sich wohl ein Bewußtsein darüber erhalten, wenn auch nicht mit den Nebenbegriffen, die Börne mit dem Charakter des Hamlet verband. Aber Börne putzt die Figuren dieses berühmten Dramas ordentlich herunter wie unartige Buben, denen man einmal die Lection lesen müsse. Kann etwas das Genie eines Dichters größer herausstellen, als wenn die Gestalten, die er uns vorzaubert, in diesem Grade Fleisch und Bein haben, eine Wirklichkeit erreichend, die bei Weitem

größer ist als die täuschende Aehnlichkeit jener gemalten Weintrauben, an welchen die Vögel pickten?*)

Da Börne nicht nöthig hatte, seine Theaterkritiken gleich am Morgen nach der Vorstellung herauszugeben, so konnte er an sie dieselbe Feile legen, die allen seinen Arbeiten auch die geschmackvolle Vollendung des Styls gab. In monatlichen Berichten faßte er sein Theater-Tagebuch zusammen. Börne hat nur wenige davon der Aufbewahrung für würdig gehalten, aber jetzt, wo wir das ganze Verständniß seines reichen Geistes besitzen, ist uns auch das noch so sehr an den Moment Geknüpfte, in der Art, wie er es zu fesseln wußte, merkwürdig. Kann wohl eine Kritik geistreicher sein, als die folgende:

„Am 28. Juli 1819. — Die Rosen des Herrn von Malesherbes, von Kotzebue. Demoiselle Lindner, Susette; Herr Otto, Malesherbes; Herr Schmitt Peter; — Keine Rose ohne Dornen. Demoiselle Lindner war die Rose.“

So sinnig, kurz und treffend, wie ein Epigramm.

Den Frankfurter Schauspielern jagte Börne durch seine Kritiken keinen geringen Schrecken ein. Die gefeiertsten Helden kamen in Gefahr, ihren Ruf zu verlieren. Das Lampenlicht verlor seine auch das Urtheil blendende Wirkung. Es fehlte nicht an Drohungen und dunkeln Gerüchten von Mord und bösem Hinterhalt. Börne hielt standhaft aus und schaffte

*) Es war in Hannover im Winter von 1828 auf 1829, als Börne diese Kritik über Hamlet schrieb. Nachdem sie beendigt war, sagte er: „Das hat mir viele Mühe gemacht. Ich habe tief graben müssen.“ Dann strömte er, wie immer bei diesem Thema, in Bewunderung Shakespeares über, den er Gottähnlich pries, dem nichts verborgen, der Alles kenne, das Tiefste und das Höchste, vor dem in der Natur und der menschlichen Seele kein Geheimniß unergründet bliebe.

sich ein paar Pistolen an, um auf alle Fälle gefaßt zu sein. Von seinen Freunden lachten Einige, Andre vermehrten seine Besorgniß und riethen ihm von der Fortsetzung seiner Kritiken ab. Er ließ sie nicht; sie waren ihm ein Mittel, Dinge auszusprechen, die in andrer Form sich nicht sagen ließen. Er durfte stets auf seine Besonnenheit, im äußersten Falle auf seinen Muth rechnen. Man erzählt sich von einem gewaltthätigen Angriffe, den sich der von Börne allerdings für immer von der Bühne wegrecensirte Schauspieler Heigel auf offner Straße gegen den Herausgeber der Wage erlaubt hätte. Es ist nichts Wahres daran. An Drohungen von dieser Seite fehlte es nicht und nur so viel wird von seinen Freunden zugestanden, daß Börne allerdings damals nur mit Sackpistolen ausging. Ob sie geladen waren, wird nicht gesagt.

Eine kleine Fehde mit dem Schauspieler Urspruch gab Veranlassung zu einem interessanten Briefwechsel. Im zweiten Heft der Wage sagt Börne bei Gelegenheit der Elise von Valberg Folgendes: „Herr Urspruch, Hofjunker von Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen, als auf der Bühne.“ Herr Urspruch fand diesen Satz so auf Schrauben gestellt, daß er seinen bürgerlichen Ruf dadurch beleidigt glaubte. Er forderte Börne auf, sich deutlicher zu erklären. Als ihm Börne darauf eine zwar nicht abweisende, doch sehr kühle Antwort gab, wiederholte er sein Verlangen in einem Briefe, der nicht ohne Drohungen und Unarten war. Börne replizirte in der Wage sehr witzig. Er erklärte den Sinn seiner Worte dahin, daß er von Herrn Urspruch hätte sagen wollen, auf der Bühne wolle ihm die Schufterei nicht gelingen, ohne daran zu denken, als wäre er im Leben darin glücklicher. Dann griff er die kleinen

Drohungen des Mimen wie Fangbälle auf, mit denen er artig spielte; und in der That sind seine späteren Urtheile über Herrn Urspruch milder, woran freilich der Umstand Schuld sein mag, daß Betty Urspruch, die Tochter „des Mitarbeiters der Wage wider Willen", wie ihn Börne genannt hatte, ihr theatralisches Debüt und auf Börne eine Wirkung machte, von der man in Frankfurt behaupten wollte, daß sie mehr als artistisch sei. Indessen alle Stimmen kommen darin überein, daß Betty Urspruch (sie lebte noch vor Kurzem als ein bedauerlicher Schatten ihrer Vergangenheit) die großartigste Zukunft versprach. Börne tadelte sie zuweilen, aber fast mit dem Schmollen eines Verliebten; er sagte ihr die schönsten Regeln, gleichsam in der Voraussetzung, als wäre er der Mann, der aus ihr etwas machen könnte. Sie solle nur nicht übermüthig werden, sie sollte sich's nur nicht zu leicht machen. Rühmte Börne, so entdeckte er selbst im Unwesentlichen bei Betty Urspruch Schönheiten. Sie hatte in: Die Waise und der Mörder Friederiken gespielt. „Unübertrefflich wahr und rührend," sagte er, „erschien Dem. Urspruch in der Scene, da sie zur Rettung des in's Wasser gefallenen Viktorin nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehre unsrer Schauspieler bei diesem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter andern zu lernen, wie man mit Natur und Anstand die Stimme bis zum Schreien erhebe." Und in der That, von Stund an, fingen die Damen des Personals, denen an dem Urtheil der Wage viel gelegen war, an, der jungen Urspruch diesen inzwischen berühmt gewordenen Schrei nachzurufen. Theaterbesucher von damals versichern, es wäre nicht mehr auszuhalten gewesen, wie sich damals Alles bemüht hätte, kunstgerechte Schreilaute auszu-

stoßen. Alles wollte, zum Wohlgefallen des Dr. Börne, wie die Ursprach schreien.

Daß es Börne mit seinen Kritiken viel zu gewissenhaft nahm und darüber oft grausam wurde, ist unzweifelhaft. Was ihn stachelte, war die erste Begeisterung seiner methodischen journalistischen Wirksamkeit, es war der hohe Begriff, den er mit seiner Aufgabe verband, unverkennbar auch die glänzende Gelegenheit, die die Schwächen des Schauspielers dem Witze boten. Börnen war die Autorschaft damals noch so neu, daß er eines guten Einfalls wegen sein Urtheil nicht gern unterdrückt hätte. Wenn ihn ein fremder oder einheimischer Künstler besuchte, so zeigte er es im nächsten Hefte der Wage an und ließ seine Leser über Wendungen, wie die folgende, lachen: „Herr Keller war bei mir, um mich zu bestimmen, seine Frau in der Rolle der Emma von Falkenstein zu s c h o n e n. Ich thue es hiemit.“ Er warnte alle Schauspieler ihn zu besuchen. Es würde ihnen das nichts helfen, da er nicht weichherzig genug wäre, die Leser seines Journals zu betrügen. Von den Schauspielern übertrug er seinen Zorn zuweilen auf die Regie, auf die Direktion. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihr schlechtes Repertoir: „Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unsrer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe.“ Bald verging auch dem gewissenhaften Dramaturgen die Lust. Die Hefte der Wage verspäteten sich Monate- und Jahre-

lang und die beiden letzten, die in Tübingen 1821 erschienen, ließen das Theater ganz bei Seite liegen.

Der ruhmvolle Name, den sich Börne schon durch die ersten Hefte der Wage erwarb, bestimmte den Buchdrucker Wenner in Frankfurt, ihm die Redaktion einer Zeitung anzuvertrauen. Das sehr zurückgekommene Staatsristretto sollte unter dem Titel einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt wieder in Aufschwung kommen und Niemand wäre auch zu dieser Wiederbelebung geschickter gewesen, als Börne, wenn es keine Censoren gegeben hätte. Vier Monate lang vom 1. Januar 1819 bis in den April hielt Börne diesen kleinen Guerillakrieg mit dem scheerenbewaffneten Censor (noch dazu seinem ehemaligen Collegen von der Polizei, einem gewissen Severus) aus; er ist in seinen „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur" selbst der Historiograph dieser, trotz einer Schlacht ermüdenden Scharmützel geworden. Eingekeilt zwischen hundert Rücksichten auf Diplomatie und Senat wurde seine ganze Thätigkeit auf das Unbedeutende herabgeschraubt; er sah ein, daß in der flachen Weise, wie in Frankfurt (noch jetzt) Zeitungen nur erscheinen dürfen, jeder Andre dem Buchdrucker sein Blatt eben so gut und noch mit weniger Kostenaufwand für diesen redigiren würde und gab es ab. Diese vier Monate hatten ihm Nachtwachen, Geldstrafen, die witzigsten Gedanken und treffendsten Wahrheiten gekostet und nichts eingetragen, als die Ueberzeugung, daß man unter dem Damoklesschwerte der Censur höchstens für seinen Styl manche Feinheiten, manche diplomatische Unbestimmtheiten und graziöse Zweideutigkeiten lernen könne. Börne sagte oft scherzhaft und ließ es drucken, daß man mit Einführung der Preßfreiheit auch der Ausbildung des deutschen

Styls schaden würde; fein, witzig, behutsam und graziös ließe sich nur schreiben, wenn mit uns die Katze Censur schäkerte. Nach Börne versuchte es Friedrich Murhard eine Zeitlang, in Frankfurt den Postillon der Geschichte zu spielen; aber auch er ward es bald müde. Die stolze Posaune der Fama bekommt in Frankfurt so viel Beulen, daß sie einen so kläglichen Ton wie eine Nürnberger Kindertrompete von sich giebt. Uebrigens blieb das Wenner'sche Haus für Börne ein Ort, den er um sich zu erholen, gern aufsuchte. Mad. Wenner, die Schwester des bekannten witzigen Lokaldichters Malß, veranstaltete Leseabende, an denen Börne Theil nahm und die in andern Kreisen, in denen er zu verkehren pflegte, nachgeahmt wurden. Börne's Freunde, die Doktoren Goldschmidt, Stiebel, Reis, gebildete Kaufleute, wie Ellisen und Andre rückten damals oft zu geistreicher Unterhaltung zusammen, an der Börne, obgleich Vorlesen ihn nicht fesselte, zuweilen in seiner Art, einfach und gemüthlich Theil nahm. Es fehlte nicht an harmlosen Scherzen, nicht an den lebendigsten Erörterungen der Tagesereignisse. Frankfurt selbst mit seiner Tageschronik lieferte den meisten Stoff. Börne ließ z. B. damals einen kleinen Zettel drucken, auf dem er einen durchreisenden Augenarzt, der sich etwas pomphaft angekündigt hatte, sehr witzig in einer Weise, die an Lichtenbergs berühmte Parodie der Anschlagzettel Philadelphias erinnert, persiflirte. *)

Die Herausgabe der in Offenbach gedruckten Zeit-

*) Siehe Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 175. Die Frankfurter Aerzte verdroß es, daß dieser englische Doctor Williams ausnahmsweise auf diplomatischem Wege die Erlaubniß erhalten hatte, Medicamente zu verkaufen. Börne nannte ihn Boaster (Prahler).

schwingen war in demselben Jahre 1819 ein journalistischer Versuch, den schleppenden Gang einer Monatsschrift durch wöchentliches Erscheinen zu beschleunigen und schneller mit dem Tage fortzugehen. Gleich die ersten Nummern fanden eine lebhafte Theilnahme, der Verleger Fr. Wilmans in Frankfurt war glücklich, ein gutes Geschäft zu machen, ein Artikel: Der kleine Hamann (gegen den Physikus Varrentrapp) hatte besonders lokales Interesse erregt, als plötzlich das fernere Erscheinen der Zeitschrift in Offenbach verhindert wurde. Es war Börne aufgefallen, daß die Frankfurter Bundestagsgesandten sich häufig einzelne Nummern der Zeitschwingen abholen ließen. Es war die Zeit der Einkerkerungen, der Untersuchungskommissionen. Börne ward um seine Freiheit besorgt und der Aufenthalt in Frankfurt erschien ihm immer drückender. Er entschloß sich, nach Paris zu reisen. Die Gründe, die ihn dazu bestimmten, wurden um so gewichtiger, als man mit Ertheilung des Passes hinhielt. So zog er vor, nach Darmstadt zu Fuß zu gehen. Es war im Spätherbst 1819, kurz nachdem er eine Rheinreise zur Erholung gemacht hatte. Auf dieser hatte er Görres in Coblenz besucht, bei dem er Schleiermacher und Benzenberg traf. In Bonn besuchte er Schlegel und Arndt. Nachdem er noch Aachen und Köln gesehen, kehrte er nach Frankfurt zurück, von wo er jedoch einige Wochen darauf sich entfernen zu müssen glaubte.

Börne hat diese Pariser Reise in seinem Sodener Tagebuch *) selbst erzählt. Er ging über Straßburg, nachdem er noch richtig in Mannheim einen ihm nachgeschickten Paß

*) Stuttgarter Ausgabe Band IV. S. 303 flg.

vorgefunden hatte. Der erste Eindruck von Paris verwirrte ihn, aber auf die angenehmste Art. Die Blätter meldeten seine Ankunft, man nannte ihn einen politischen Flüchtling. Man trug ihm die Mitarbeiterschaft an mehreren Zeitungen an. Sein Einblick in das innere Getriebe der Begebenheiten schärfte sich besonders durch die Bekanntschaft des Grafen Schlaberndorf. Cotta, der unternehmende Buchhändler, setzte sich mit ihm in Verbindung, auch das in Weimar erscheinende literarische Wochenblatt. Doch bald sah er ein, daß die Besorgniß für seine Sicherheit in Frankfurt eine unbegründete gewesen war und daß er die für Cotta, besonders für das Morgenblatt projektirten Aufsätze ebenso gut in Deutschland schreiben könnte. Er kehrte Ende Novembers desselben Jahres nach Frankfurt zurück *).

Der Winter verging in gewohnter Weise. Die Zeitschwingen hatten aufgehört, aber die Wage erschien noch fort. Im Monat März 1820 ereignete sich aber ein Vorfall, der alle seine Freunde in Schrecken setzen mußte. Börne wurde auf Großherzoglich Hessisches Ansuchen gefänglich eingezogen. Man überraschte ihn in seiner Wohnung, nöthigte ihn seine Papiere zusammenzuraffen (Bindfaden und einen Geldsack gab er in aller Gemüthlichkeit selbst dazu her) und führte ihn auf die Hauptwache. Die Kunde verbreitete sich schnell Man zweifelte nicht, daß Börne seiner politischen Lehren wegen oder wohl gar als heimlicher Demagog in Untersuchung gekommen wäre. Seine Familie, mit der den Israeliten (freilich aus guten historischen Gründen) übermäßigen Aengstlichkeit, verbrannte einen ganzen Koffer voll alter Scripturen Börne's,

---

*) Nachgelassene Schriften Band I. S. 49 fg.

unter welchen manches für ihn selbst sehr werthvolle Document seiner Lebensgeschichte verloren ging!

Inzwischen vernahm Börne die Veranlassung dieses plötzlichen Ueberfalls. Er war beschuldigt, aufrührerische Schriften verfaßt zu haben, die ein gewisser Sichel aus Frankfurt sich das Vergnügen gemacht hatte, in Darmstadt auf heimlichen Wegen, im Schloßgarten und sonst, unbemerkt auszustreuen. Börne fiel aus den Wolken. Er war froh, Manuscript genug für seine Zeitschriften zu haben; nun sollte er sogar aufrührerische Flugblätter in den Wind streuen und, um eine Revolution zu stiften, mit Darmstadt angefangen haben? In der That war es ein guter Glücksfall, daß seine Unschuld bald an den Tag kam. Dieser gute Herr Sichel hatte geglaubt, einen Theil seiner Schuld dadurch von sich abzuwälzen, daß er die Autorschaft der von ihm so unbehutsam verbreiteten Placate einem Manne zuschrieb, dem er ohnehin nicht zu schaden glaubte; er hatte für ganz gewiß gehört, Börne wäre nach Paris gereist, ohne wiederkommen zu wollen und wäre noch nicht zurück. Vierzehn Tage mußte Börne auf der Hauptwache ausdauern, bis seine Unschuld erwiesen war. Man hielt ihn sehr streng, nahm ihm, um etwaigen Selbstmord zu verhindern, jedes schneidende Instrument; man schmeichelte sich wirklich, von ihm den wahren Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu erfahren. Die Tochter eines Hauses, wo er gern verweilte, Röschen O., ging des Tages zehnmal an der Hauptwache vorbei und als sie einmal so glücklich war, ihn am Fenster seines Gefängnisses zu erblicken und ihm freundlich zunickte, wurde sie von dem „rauhen Krieger," der auf Schildwache stand, bedeutet, dergleichen ja unterwegs zu lassen. Börne's kränklicher Kör=

per litt in dieser Zeit so sehr, daß er sich wirklich unglücklich fühlte. Er äußerte später noch oft die Absicht, einmal diese Geschichte seines Gefängnisses zu schreiben, und hat eine kleine Skizze davon hinterlassen *). Als ihm für seine Mahlzeiten nicht Gabel und Messer bewilligt wurden, sagte er dem Wärter: „Empfehlung an den Herrn Bürgermeister! Er soll mir das Fleisch kleiner schneiden lassen!“

Aus diesem unfreiwilligen Aufenthalte richtete er an seinen Freund Dr. Stiebel zwei Billette, des Inhalts: „Lieber Freund. Gestern Abend, da ich nach Hause kam, bin ich von der Polizei arretirt und nach Versiegelung meiner Papiere auf die Hauptwache gebracht worden, wo ich diese Nacht zugebracht habe. Lassen Sie dieses doch meiner Mutter wissen. Ihr könnt ganz ruhig sein. Dr. Börne. Donnerstag Morgen.“ Und darauf: „Lieber Freund. Sie wissen, daß es nicht meine Schuld war, die Mozartschen Briefe so lange zurückbehalten zu haben. Meine Papiere sind mir versiegelt und jede Correspondenz war mir versagt worden. Können Sie mir Ihre Meinung über das Wunderglöckchen schriftlich geben? Sie brauchen sich nicht zu fürchten mit mir zu thun zu haben, meine Quarantaine ist zu Ende und die Staatsärzte haben erklärt, ich sei vom preußischen Tertianfieber nie angesteckt gewesen.“

Es konnte nicht fehlen, daß ein so umsichtiger und gebildeter Buchhändler, wie Cotta, auf das Talent Börne's aufmerksam wurde. Mit einer Handschrift, deren Unleserlichkeit Börne bei späterer Correspondenz zwischen beiden oft verwünschte, machte er ihm im Interesse seiner Zeit-

---

*) Nachgelassene Schriften Band II. S. 267 flg.

schriften Vorschläge, die für Börne eben so ehrenvoll wie äußerlich vortheilhaft waren. Um den Zwecken des Buchhändlers aber wahrhaft dienlich zu sein, mußte sich Börne doch auf einem andern Terrain befinden. Von Paris aus konnte er der allgemeinen Zeitung politische Berichte (doch hat er ihr nie welche geschrieben), den politischen Annalen zusammenfassende Uebersichten, dem Morgenblatt Sittenschilderungen und Genreskizzen aller Art übersenden. Börne, von den Beschränkungen, welche für die deutsche Presse immer lästiger wurden, angewidert, mit seinem Vater in einem fortdauernden Mißverständniß, von der Einförmigkeit des Frankfurter Lebens *) gelangweilt, sann doch schon darauf, nach Paris zurückzukehren.

Hatte man doch in Frankfurt nicht einmal Sinn genug, seinen Spaß zu verstehen! Seine Monographie der deutschen Postschnecke war im Jahr 1821 in den verspäteten Heften der Wage erschienen, als ihn eines Tages ein Postconducteur besuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufgeschrieben hätte! Seine Vorgesetzten hätten nachgeschlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienst am Eilwagen versehen, wer sich erlaubt hätte, wie es dort geheißen, einen blinden Passagier mitzunehmen! Der arme Mann würde seines Postens entsetzt worden sein, wäre nicht Börne zur Postdirektion geeilt und hätte versichert, daß seine Aufnahme eines blinden Passagiers in die Postschnecke lediglich eine dem Humoristen und Dichter gestattete Licenz wäre, deren Strafbarkeit i h n nur allein treffen dürfte.

*) Er schrieb im Jahre 1835 aus Paris, daß es ihm in Frankfurt eigentlich nur Donnerstags gefallen hätte, wenn es im „weißen Schwan" vortreffliches Sauerkraut gab.

Bald nach der Arrestation und Befreiung machte Börne eine Frühlingsreise an den Rhein. Diese Luftveränderung hatte immer etwas Stärkendes, Erquickendes für ihn. Im Spätherbst reiste er nach Stuttgart, wo er seine Verbindung mit Cotta enger befestigen wollte. Von dieser Reise stammt die Postschnecke her. Er besuchte Schott, den Freisinnigen, Uhland, den Schweigsamen, Therese Huber, die Schaffnerin des Morgenblatts, dem er einige Frankfurter Correspondenzen hier schrieb. Ueber Bruchsal kehrte er nach Frankfurt zurück.

Den Sommer darauf war er wieder in Stuttgart, wo es ihm zu gefallen schien. Er sah Cotta, die Huber, Haug, den Epigrammatisten, schrieb fleißig für die Wage, die in Tübingen gedruckt wurde, für das Morgenblatt, dessen literarische Beilage damals Müllner redigirte. Er blieb den ganzen September über. Im Oktober kam sein Vater, der nach Wien reiste und ihn bis München mitnahm. Diese gemeinschaftliche Reise mag nicht die unterhaltendste gewesen sein.

In München labten ihn die musikalischen Genüsse, während für seine geselligen Bedürfnisse zunächst von seiner hier verheiratheten Schwester gesorgt wurde. Er besuchte die Gemäldesammlungen, die Kirchen, das Theater. Sein Projekt von hier nach Wien zu reisen, soll später erzählt werden. Von hier knüpfte er auch mit der freisinnigen Neckarzeitung an und kehrte mit dem neuen Jahre (1822) nach Stuttgart zurück. Er schrieb dort seinen komischen Eßkünstler und verweilte bis zum Juni, wo er über Heidelberg zum zweiten Male nach Paris reiste *).

---

*) Vergleiche über diese ganze hier kurz bezeichnete Lebensperiode die nachgelassenen Schriften Band I. und II.

Es ist hier der Ort ein Verhältniß zu berühren, welches durch die Adresse, an die Börne seine Briefe aus Paris richtete, über das Weichbild Frankfurts hinaus bekannt geworden ist. Es war im Winter von 1816 auf 1817, als Börne im Hause der Schwiegereltern seines Freundes Stiebel eine junge Dame kennen lernte, die in sein ganzes spätres Leben auf eigenthümliche Weise verflochten werden sollte. Madame W. war so eben aus einem ehelichen Verhältniß geschieden, das ihrer Neigung so wenig wie ihren höhern, geistigen Bedürfnissen zugesagt hatte. Freundin künstlerischer Unterhaltung und anregenden Gesprächs gerieth sie mit den Lebensansichten ihres Mannes in einen Widerspruch, der nur mit dem Bande, das sie beide vereinigt hatte, selbst gelöst werden konnte. Eine aus solchen Ursachen geschiedene Frau ist für einen Mann von Phantasie schon an sich interessant, selbst wenn sie jene äußern und geselligen Reize nicht besessen hätte, durch welche Männer zunächst gefesselt werden. Sie besaß diese. Eine förmliche Erwägung solcher nothwendig zu einem Ehebunde führenden Umstände fand zwischen Mad. W. und Börne nicht Statt. Das Interesse, welches sie aneinander nahmen, war nicht die Folge einer plötzlichen Ueberraschung und Eingebung, sondern einer längern gemüthlichen Gewöhnung, einer sittlich reinen Freundschaft. Börne verkehrte in der Familie, wo sie wohnte, als täglicher Gast. Seine Pläne und Ansichten fanden bei den jungen weiblichen Mitgliedern derselben freundlich rathenden Vorschub, man ermunterte ihn, man genoß seinen geistreich anregenden Umgang. Mad. W. und Börne rückten zum Einverständniß über viele eigne Leiden und Begegnisse zusammen, die man sich nicht gestehen kann, ohne mit dem Bewußtsein, ein Geheim-

niß zu haben, auch den Anschein einer innigeren Vertraulichkeit vor der Welt zu gewinnen. So fesselten sich beide immer mehr zu einer Freundschaft, die, von geschlechtlichem Bewußtsein entfernt, ein seltnes Beispiel, bis über das Grab hinausdauerte.

Dies Verhältniß erprobte sich aber nicht bloß bei persönlichen Begegnissen und im Briefwechsel, sondern die Beziehung war gesellig fast so eng wie die Ehe. Börne traf mit seiner Freundin auf Reisen zusammen, wohnte in ihrer Nähe, mischte nicht selten die beiderseitigen Existenzmittel zu einer gemeinschaftlichen Kasse und entbehrte, wenn ihn sein kranker Körper an das Zimmer oder Bett fesselte, keinerlei liebevoller Handreichungen, grade so, wie sich nur die Ehe in solchen äußersten Lagen als eine milde Wärterin und Trösterin zu bewähren pflegt. Börne war nachgrade in die Jahre gekommen, wo man sich nach einem trauten Umkreis behaglicher Häuslichkeit sehnt. Es ist ein so schöner Trost, Herzen zu wissen, die den Pulsschlag unsrer eignen Stimmung mitempfinden und sich ein Gewissen daraus machen, auf unsrer Stirn zu lesen und Wünsche von unsern Lippen zu stehlen. Und die, welche mit der Welt in Hader leben, werden das Bedürfniß, einen felsenfesten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Gesinnungen zweifelhaften Gesellschaft zu haben, nur um so dringender empfinden. Es muß Herzen geben, die die geheime Werkstatt unsres Innern kennen und auf uns schwören, selbst wenn die ganze Welt uns verläßt. Dies war der Reiz, der Börne an seine Freundin fesselte. Sie wußte um ihn die trauliche Atmosphäre einer Familie, die stärkende Luft einer Freistatt, den Trost einer Heimath zu verbreiten. Daß es an vielen klugen Beurthei-

lungen dieses Verhältnisses nicht fehlte, versteht sich bei einer von dem Gewöhnlichen abweichenden Thatsache von selbst. Die Redlichsten waren noch die, welche aus Rücksicht auf die Unredlichen einen legitimen Abschluß dieses Verhältnisses mit der Ehe wünschten. Indessen waren Börne und seine Freundin gerade hievon am allerentferntesten. Eine offenstehende Thür, die zu betreten verboten ist, ist viel räthselhafter und fesselnder, als eine geschlossene. Das beseligende Bewußtsein dieses Bundes — wer weiß, ob es nicht grade in der Entfernung jeder äußern Verpflichtung lag? Weibliche Unentschlossenheit, Börne's zunehmende, oft höchst bedenkliche Kränklichkeit kamen hinzu und den Ausschlag gab vorläufig, daß Mad. W. durch Rücksicht auf eine streng altgläubige Mutter verhindert wurde, sich taufen zu lassen, was zur Verbindung mit dem Christen Börne unerläßlich gewesen wäre. Andere Beurtheiler zogen den wohlthätigen Einfluß des Verhältnisses auf Börne in Zweifel und stützten sich dafür auf den allerdings richtigen Satz, daß geliebt zu werden meist eine große Seligkeit, zuweilen aber auch eine große Qual sein kann. Nun würde es gewiß ungebührlich sein, wollte man behaupten, daß Börne immer nur die Rosen, nicht auch die Dornen dieser Freundschaft geärndtet hätte; aber es würde wohl den größten Egoismus bei Jemanden voraussetzen heißen, wenn man annähme, Börne hätte von einem Wesen, das ihm ihr ganzes Leben widmete, nur ein ihm zu Gute kommendes Ausströmen von Aufopferung verlangt und nicht auch die in der Natur begründete Erschöpfung in Kauf genommen, die überall eintritt, wo das Maaß menschlicher Kräfte waltet. Unentschlossenheit, Furcht, tausenderlei Bedenklichkeit ist einmal das Erbtheil der Frauen, eine Schaale, die hier den köstlichen Kern einer steten

unermüdlichen liebenden Einwirkung auf Börne's Thun und Schaffen einschloß. Seine Freundin hielt mit einem den Frauen eignen Ueberblick in ihm nicht selten das Bewußtsein seiner literarischen Stellung aufrecht; sie schürte seinen Ehrgeiz, ermunterte seinen Schaffenstrieb und war ihm, wie manchen andern berühmten Schriftstellern ein Maaß dessen, was sich verstehen ließ, ein Maaß des Styls und der Darstellung. Hätte Börne's leidende Gesundheit es geleistet, seiner Freundin würden wir einen weit umfassenderen Umfang an Schriften verdanken. Ließ er einen Wunsch, Dies oder Jenes schreiben zu wollen, fallen, sie ging darauf ein, brachte ihn zum Beginn und kam, wenn es liegen blieb, immer wieder darauf zurück. Sie ermunterte ihn später sein Leben zu schreiben, früher, sich im Roman zu versuchen, zu dem er oft ansetzte. Er gestand ihr, daß er schon früher eine Erzählung an das von Therese Huber geleitete Morgenblatt gesandt hätte, ohne etwas vom Schicksal derselben zu wissen. In Paris wollte er ein Leben Rousseau's, dann über deutsche Litteratur schreiben und war schon in vollem Zuge, die Werke Hamanns, mit dem er zu beginnen dachte, zu studiren; aber ihre Ermunterungen scheiterten an seinen körperlichen Leiden. Er schien bestimmt zu einem Autor, der wie er selbst sagt, Bücher macht, nur indem er Blättchen auf Blättchen legte.

Die Reise nach Paris verabredeten Börne und seine Freundin gemeinschaftlich zu machen; um aber das Aufsehen zu vermeiden, beschlossen sie, sich erst in Heidelberg zu treffen und von dort weiter zu reisen. Mad. W. kam nicht allein. Sie war von der nachmaligen Gattin des Dr. Reinganum begleitet, der diese in Paris bei einem Besuch erst kennen lernte. Börne ging mit einer sehr gründlichen Kenntniß des

Französischen ausgestattet; umsonst war er nicht des Morgens im Winter mit einer Laterne zu Herrn Prevot gegangen, um sich im Französischen zu vervollkommnen! Und doch hielt ihn seine mangelhafte Aussprache im Comtoir bei dem Banquier, auf den er angewiesen war, ungebührlich lange auf; man verstand nicht, daß sein Namen Börne mit einem B geschrieben würde und schlug im Register der Contobücher immer im Buchstaben P herum. In Paris hin- und herlaufen, um alle Merkwürdigkeiten zu sehen, war des Ankömmlings Sache nicht. Den Zeitgeist, den Stand der Partheien, die Menschen und die Dinge, wie die Franzosen sagen, wollte er kennen lernen. Er war mehr, als sich für einen Fremden gebührt, auf seinem Zimmer. Man kennt die classischen Resultate dieses Pariser Aufenthalts aus den „gesammelten Schriften". Diese Schilderungen aus Paris sind doch noch immer das Lebenvollste und Geistreichste, was wir über die französische Hauptstadt besitzen. Sie sind auch von dem, was Börne geschrieben, das bei Weitem Gerundetste und so fein ausgearbeitet wie ein Stahlstich. Es ist hier wohl am Ort, bei dieser Gelegenheit überhaupt über den künstlerischen Werth der Schriften Börne's einige Andeutungen zu geben.

Börne's Schriften tragen ein charakteristisches Gepräge, dessen Merkmale, obgleich meistentheils die Folge seiner consequenten Gesinnung, doch durch sie nicht allein erschöpft werden. Börne's Ausdruck und Behandlungsweise seiner Artikel, sein Ton, ja wenn man sagen will, seine Manier, lassen sich auf Muster, nach denen er sich gebildet hat, allerdings zurückführen; doch verhärteten sich die ihm von außen kommenden flüssigen Stoffe seiner schriftstellerischen Bildung erst in seinem eigenen Feuer zu der bronzenen Festigkeit und

Sicherheit, die wir an seiner schriftstellernden Weise bewundern. Börne wie Lessing sollten es für alle Phasen unsrer Literatur beweisen, daß, um Schriftsteller der Nation zu sein, der Gedanke und die Gesinnung zwar den Ausschlag geben, aber allein dafür nicht ausreichend sind. Der feurige, edle Wein des Geistes will nicht aus bleiernen Deckelkannen genossen sein, sondern aus kunstvollen Pokalen, wo das Gefäß den Inhalt ehrt. Börne's Styl und Darstellungsweise war dem Spruch gewidmet: Im schönen Leib die schöne Seele!

Man kann über die Kunst in Börne's Schriften nicht sprechen, ohne den Antheil zu bestimmen, den daran Jean Paul hat. Börne war nicht bloß der Gesinnung und der gemüthlichen Weltauffassung dieses Dichters aufs Innigste zugethan, sondern auch den Wendungen und dem Style desselben. Die erste Sympathie hat er durch seine Denkrede auf Jean Paul gefeiert, die zweite durch alle seine Schriften. Ihm behagte an Jean Paul dessen kindliche Unschuld, dessen edle unverkünstelte Natureinfachheit, sein warmes schwärmerisches Herz, das uns den Adel der Jugend in weit herrlicheren Idealen noch, als Schiller, gemalt hat, seine eigenthümliche Auffassung der Frauen von einer durchaus gemüthlichen Seite, wo uns die Frauen als gute Wirthschafterinnen und Engel zu gleicher Zeit erscheinen; ihn fesselte Jean Pauls Ironie, wenn er Fürsten und die vornehme Welt zu schildern hatte, seine Satyre auf Deutschlands politische Zustände, sein Freimuth über die Religion und doch dabei seine innige Liebe zu allem Tiefen, endlich seine Scheu vor dem Geheimnißvollen. Mit dem Kindlichen und Erhabenen in Jean Paul zog auch die Lust an seiner Ausdrucksweise bei ihm ein. Die Fülle der

Bilder beschäftigt unsre Phantasie, ihre Beziehung auf das was sie erklären sollen, unsern Verstand. So sind wir bei, Jean Paul immer in einer doppelten Geistesthätigkeit, indem wir theils die uns gemachten Mittheilungen in uns aufnehmen, theils aber auch an der Art, wie sie der Dichter uns vergegenwärtigen will, mitschaffen und unser eignes, kleines Schöpfungsvermögen anstrengen müssen. Indessen hat Börne etwas voraus. Er vermied die Fehler seines Lehrers. Ob ihm dies der Geschmack eingab oder ob ihm der übergroße Reichthum an Phantasie, in dem grade Jean Pauls Fehler liegt, mangelte, oder ob ihn seine entschlossene Gesinnung zwang, immer den Leser en face anzusehen und sein Visier nicht einmal mit Blumen zu verhängen: er vermied dasjenige, was die Art Jean Pauls nur zu sehr zur Manier gemacht hat. Er selbst sagt von den jean-paulisirenden Nachahmern seines Meisters. „Sie dünken sich frei weil sie mit Ketten rasseln, kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen und man sieht sie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen."

Börne hat zunächst nichts von dem Style Jean Pauls angenommen, als was dessen großes und befruchtendes Prin-

zip für die neuere Literaturrichtung ist, die Unmittelbarkeit und die Subjektivität. Der Styl, in welchem Goethe schrieb, war nicht Goethe selbst. Man lese die frühsten Briefe Goethe's, z. B. die an die Gräfin Stollberg, welche kürzlich erschienen sind, und man wird erstaunen über die Unregelmäßigkeit seiner Schreibart. Eine Parthie ganz unmittelbar, wie ihm der Styl aus der Seele quillt — und plötzlich eine angeeignete Periode, eine schriftstellerische Passage, die ihm zwar auch innerlichst gehörte, aber doch mit Rücksicht auf den Leser gebildet war. In spätern Jahren steigerte sich bei Goethe dieser Zwiespalt so sehr, daß seine Wahlverwandtschaften und spätern prosaischen Leistungen in einem eignen Kunststyle geschrieben sind, der immer in einer gewissen Distanz von dem unmittelbaren Entströmen des Gedankens aus dem Herzen entfernt lag. Diese Weise kannte Börne nicht. Seine Briefe an die vertrautesten Freunde sind alle in derselben Manier, in der er drucken ließ, abgefaßt, kurze Sätze, treffende Bilder, naive Wendungen, sicher und fest sich in der kleinen originellen Handschrift ausprägend. Börne war demnach ein ursprünglicher Künstler im Style. Sein Gedanke formte sich von selbst, er kam gleich in seiner angemessenen Tracht auf die Welt; Börne konnte nicht anders denken, als wir ihn in seinen Schriften gewöhnt sind sprechen zu hören. Was er nun dabei von Jean Paul hat, ist außer mancher naiven Redewendung die Vorliebe für Bilder und Allegorieen. Da er sich aber nicht scheute, auch ohne Bild zu sprechen, so hat er vor Jean Paul, der nichts ohne Bild ausdrücken konnte, den Vorzug, daß Jedes seiner Bilder zutreffend ist. Er zwang nie, wie Jean Paul öfters gethan zu haben scheint, einem fertigen Bilde einen noch nicht

fertigen Gedanken auf, sondern hatte erst den Gedanken und brauchte dann das Bild nur, um ihn deutlicher auszudrücken oder ihn zu verschönern. Bei Börne erhob sich der Jean Paulismus zu einer durchsichtigen, klaren und ebenmäßigen Methode. Da drängt sich keine Wendung ungebührlich vor, da duften nicht ganze Wälder von Blumen betäubend auf uns ein, wo ein einfaches Veilchen oder gar nur ein grünes Blatt als Folie genug war. Börne sagte einmal in dieser Beziehung im vertrauten Gespräch: „Ich muß Jean Paul lesen, nicht, um ihn nachzuahmen: im Gegentheil! Aber er ist mir was ein guter General ist, er gibt mir Muth mich so kühn auszudrücken, wie ich sonst kaum wagen würde."

Börne besaß in seiner frühern Bildung ein Gegenmittel gegen die zu üppige Manier Jean Pauls. Es war dies von Voltaire und Johannes von Müller her seine Neigung zur Aphorisme, zur Sentenz, zur Antithese. Börne hatte sogar großes Talent zum Französischschreiben; nur jener rhetorische Abandon, der das eigentliche Geheimniß des französischen Styls ist, mochte ihm fehlen; das Talent der Antithese besaß er im höchsten Grade. Börne mochte dies fühlen und darum von dem Wunsche, französisch zu schreiben, so oft heimgesucht werden. Er hatte Aussicht, in Frankreich mit seinem Style (es war ihm aber mehr um die Ideen zu thun) weit heimischer zu werden, als Heine, dessen Manier in Frankreich nicht verstanden wird. Es finden sich Stellen bei Börne, die, wenn sie wörtlich ins Französische übersetzt würden, dort das größte Glück machen müßten; z. B. ist folgende in stylistischer Hinsicht durchaus französisch gedacht: „Mirabeau war der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger

war schlechter, als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und erwürgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen, wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: Das war ein Fehler seines Herzens. Er glaubte die Revolution leiten zu können: Das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht." *)

Das Vorbild Jean Pauls tritt uns wieder in den kleinern humoristischen Aufsätzen mehr entgegen. Börne bewegte sich hier sogar in der komischen Topographie Deutschlands, die Jean Paul ersonnen hatte, in Kuhschnappel und Flachsenfingen. Doch brachte er in diese Gegenden immer wieder eine satyrische Bevölkerung, die Jean Paul später nicht mehr mit dieser Umsicht und Freimüthigkeit aus den Zuständen des deutschen Vaterlandes auszuheben wußte. Jean Paul spricht vom Nürnberger Postreuter, Börne von der Thurn- und Taxischen Post, Jean Paul vom Kammergericht in Wetzlar, Börne vom Bundestag, Jean Paul vom Allgemeinen Anzeiger in Gotha, Börne vom Oesterreichischen Beobachter. Die Satyre, in der Jean Paul gegen das deutsche Reich vor dem Deputationshauptschlusse so treffend war, übertrug Börne auf die neuesten Verhältnisse, bei welchen Jean Paul, so oft

*) Gesammelte Schriften, Theil VII. S. 300

er sie in den Jahren bis zu seinem Tode erwähnte, sich auf allgemeinere Andeutungen beschränkte. Selbst die mehr dichterischen Versuche Börne's, in welchen er gänzlich der Form Jean Paul's verfallen scheint, z. B. in der Allegorie: Honestus, ist Anwendung des Bildes, Situation und Moral doch immer die Frucht einer Börnen eigenthümlich angehörenden Kenntniß seiner Zeit. Jean Paul ist allgemeiner, Börne treffender. Eine Gattung, in der sich Börne nicht weniger versuchte, die Novelle, findet sich bei Jean Paul gar nicht. Wir meinen jenes aus tiefstem Schmerz geborne Lebensbild: Der Roman, in welchem Börne in kurzen, aber kräftigen Zügen das gesellschaftliche Leid der gebildeten Juden schildert.

Wenn man von Börne's Kunst spricht, darf man nicht vergessen, zu bemerken, daß er sie nie zum Selbstzweck erhob. Wir besitzen ausgezeichnete Schriftsteller, denen wir es nachsehen müssen, wenn sie in den Becher der Form, ist ihnen der Wein der Ideen ausgegangen, die Würfel des Zufalls werfen und blind mit ihrem Talente spielen. Börne brauchte das Roß seiner Kunst immer nur zum Tragen oder zur Erreichung eines Zieles, nie um damit Parade zu machen. Hat es in seinen kleinern humoristischen Aufsätzen je einmal den Schein, als lahmte der Gedanke der vorausspringenden Form hinterher oder als überschliche ihn die bloß äußerliche Formbildung, so setzt er schnell die Sporen ein oder öffnet eine Schleuse seines Herzens, dreht an einem Hahne seines Gemüths, um die belletristische Weichlichkeit durch unmittelbares, reines Quellwasser der Ueberzeugung wieder aufzufrischen. Er springt schnell aus dieser Traumhaftigkeit auf den reellen Boden der Wirklichkeit zurück. Auch seinen Witz ließ er nicht frei herum-

wandeln, sondern, wenn er nicht auf der Jagd war oder des Nachts das Haus bewachen mußte, lag er an der Kette. Sein Witz war wohlgezogen; er fiel niemanden anders an, als auf den Börne ihn hetzte. Er hatte nicht die Art des Witzes bei andern Humoristen, die wie kleine Kläffer jeden Vorübergehenden, jeden Wagen, jedes Pferd anbellen und ihren Herrn in tausend Unannehmlichkeiten verwickeln. Börne hatte nie die Prätension, witzig zu sein. Man konnte ihn nicht einladen und annehmen, er würde gleich, noch ehe er der Gesellschaft vorgestellt wäre, mit einem Witz über die Schwelle stolpern. Das hat viele Leute so gewundert, in Börne beim Umgang einen so stillen, harmlosen Mann zu finden, der keineswegs mit Bonmots und Calembourgs um sich warf und bei dem gesellschaftlichen Rundspiele: „Die Leber ist von einem Hecht" boshafte Malicen anbrachte. Börne hielt weder Reden, noch konnte er witzig auf Bestellung sein. Er mußte ebenso auch in seinen Schriften Stoff und Veranlassung zum Witze haben, und um recht witzig zu sein, mußte er aus dem Vollen greifen, wie seine „Schilderungen aus Paris" beweisen, die unter allen seinen Schriften noch immer für das schlagendste Zeugniß seiner feinen Beobachtungsgabe und seiner geistreichen Satyre gegolten haben *).

Börne konnte damals, als er (zum zweiten Male) 1822 in Paris lebte, die jesuitisch-aristokratische Reaktion ganz in

---

*) Man hat den Styl Börne's öfters nicht ganz correkt finden wollen. Theodor Mundt hat sich unter Andern die Mühe gegeben, beweisen zu wollen, daß Börne kein Deutsch schreiben könne. Es hat damit gute Wege. Einige Abweichungen seines Ausdrucks vom gewöhnlichen sind Provinzialismen. Eine wunderliche Art von Inversion in solchen Fügungen wie: „Die Treue, die das Band sollte sein, fehlte" ist das Auffallendste davon.

der Nähe beobachten. Wie wenig sich die Bourbonen befestigt hatten, beweist die spätere Möglichkeit der Julirevolution. Sie fühlten sich auf einem unsichern Boden, der unter ihren Füßen wankte und den sie zu stützen glaubten, indem sie sich blind der eifernden Ultrapartei in den Kammern überließen, rachgierigen Emigranten, die Frankreich wieder in die Tage Ludwigs XV. zurückversetzen sollten. Villèle hatte so eben das Staatsruder ergriffen und arbeitete an der Aufgabe, sich so unpopulär wie möglich zu machen, mit großem Talente. Börne griff das Villèle'sche System in Cotta's Politischen Annalen an, die damals von Murhard redigirt wurden. *)

Wir schließen hier eine Reihe von Aeußerungen Börne's an, die nach mündlichen Gesprächen ohne sein Wissen niedergeschrieben wurden.

Er sprach einmal 1820 bei der Lektüre Wilhelm Meisters seine Abneigung gegen Goethe aus. Man kam an die Scene mit den Schauspielern. „Das gefällt Ihnen? sagte er. Mich empört es, wie er diese Leute herabwürdigt, demüthigt. Welcher Hohn, welche Geringschätzung, welche Verachtung! Und seine kalten vornehmen Leute! Das ist eben der Goethe! So auch im Tasso . . . seine Sprache ist kalt. Und seine naturtreuen Schilderungen? Was schildert er denn? Seine Welt, wie er, die Vornehmen, das glatte Volk. Was ist da dahinter! Und welche Unsittlichkeit, der er immer den Sieg einräumt. Wie er im Faust den Teufel mit Gott sprechen läßt: „der alte Herr!" Der ist kein Dichter, der den Menschen nicht erhebt, veredelt, tröstet. Sein Werther, da ist er Mensch. Man sieht, daß er noch nicht am Hofe lebte. Auch die Lieder des

*) Siehe den V. Band. Gesammelte Schriften. Stuttgarter Ausgabe. S. 374 flg.

alten Harfners haben mich immer tief bewegt... Dieser Schmerz der Einsamkeit! Auch Mignon und seine italiänischen Dichtungen.“ Merkwürdig sind diese Zugeständnisse an Goethe, die beinahe den Unmuth der ersten polternden Verurtheilung wieder aufheben.

Ein Andermal bemerkte er: „Die Griechen... ja, das war ein schönes Leben. Auch der Tod schön. Alles heiter, froh und frisch. Aber die Spartaner mag ich nicht. Diese tolle Idee, das Individuum dem Staate aufzuopfern! Der Staat soll zur Wohlfahrt der Menschen dienen, aber nicht der Mensch dem Staate aufgeopfert werden. Die Römer mag ich auch nicht. Alles düster und ernst. Eben wieder der Staat vorherrschend. Auch die Juden sind düster und ernst. Das ist ihr Egyptisches.“

Als im Jahre 1822 Gerüchte von Napoleons Wiederkehr auftauchten, sagte er: „Der fehlt nun noch, um von Neuem die Tyrannei zu organisiren. Ich mag ihn überhaupt nicht. Friedrich den Zweiten lieb' ich. Der hat beim Helden soviel Menschliches, Gemüthliches. Sein schönes, großes, geistvolles, blaues Auge spricht mich an. Daß er gern gut gegessen, ist gar kein Fehler. Auch im Essen kann Geist liegen. Und es ist eine glückliche Neigung; wenn viele Genußfähigkeiten absterben, bleibt die am längsten.“

Ein Andermal äußerte Börne: „Ich beurtheile immer einen Menschen mehr nach dem, was er mich reden macht, als nach dem, was er redet.“ Wieder einmal: „Ich will lieber selbst Sorgen haben, als mit sorgenvollen Leuten, d. h. Geschäftsmenschen umgehen. Der Adelige lebt wirklich in einer reinern Luft. Wir mit unsern Sorgen in einer verpe-

stetes. Wir haben nur romantische Freuden, die Freuden — der Leiden!"

In einer lebhaften Unterhaltung in Paris (1823) äußerte er: „Wunderbar — Voltaire, der ist wie eine Naturkraft wie ein Element. Ich denke mir immer, so wie Andere nachdenken müssen um etwas zu schaffen, so mußte er nur immer dämpfen um niederzuhalten, weil es zu viel war." Das Gespräch kam auf Napoleon: „Bleibt mir weg mit eurem Napoleon, der schwächste erbärmlichste Fürst ist mir lieber, er war stark genug den Despotismus zu gründen, vor den andern fürchte ich mich nicht...... Wäre er nach Amerika gekommen, hätte er viel erobert, er war aber nicht geboren, freie Staaten zu regieren, sein Wille war zu stark — doch ist's freilich unvernünftig zu sagen, er hätte anders handeln sollen, man kann nicht doppelt sein." Als man von Hudson Lowe sprach, bemerkte er treffend: „Die Engländer sind hart gegen Gefangene, weil sie im eigenen Lande keine Gewalt ausüben dürfen." Ein Endresultat lautete: „Wer die Macht hat, mißbraucht sie, die Macht verblendet, der Mensch ist nun einmal so, deswegen müssen Gesetze sein. Und Hofleute sind wie Hunde, sie müssen nun einmal einen Herrn haben, so schmeicheln sie jeder Macht." Man sprach von Auszeichnungen: „Wie man sich adeln lassen oder einen Orden tragen kann," sagte Börne „das ist mir unbegreiflich! Lieber wollte ich eine Livree tragen und hinten auf die Kutsche springen. Der Fürst giebt einem einen Orden, gewöhnlich hat man nichts Gutes dafür gethan."

Ein Andermal war von Grimm, Diderot und der damaligen Zeit die Rede: „Die waren glücklich," sagte Börne, „glücklicher als wir. Bei diesen war das Gefühl für Revo-

lution und Freiheit, wie das Gefühl der ersten Liebe — dieselbe Wärme, dieselbe Leidenschaft; wir aber sind schon in der Ehe. Wir lieben die Freiheit, wir erkennen ihren hohen Werth, aber wir sind ruhiger, besonnener." Bei einem Besuch in Montmorency, an Rousseaus Grabe, sprach Börne, dessen Empfindungen zwischen Rousseau und Voltaire schwankten: „Rousseau wird Voltaire überleben. Alles was Voltaire so heftig angegriffen, was er mit seinem Witze, mit seiner Satyre bekämpft, ist jetzt schon ausgeglichen. Rousseau aber hat die ganze Natur und das menschliche Herz zur Basis, und das kann nie erschöpft werden. Voltaire war im höchsten Grad Aristokrat, gegen Pfaffenthum nur war sein Kampf. Gewiß, hätte er sie erlebt, er wäre der entrüstetste Gegner der Revolution gewesen. Der arme unglückliche Rousseau! Er war ein sehr verkannter Mensch, er war wie ein unglücklich Liebender und die ganze Welt war seine Geliebte. Ueber Rousseau eine medicinische Abhandlung zu schreiben, wäre zugleich höchst interessant, wichtig und belehrend. Gleich wie ich in sein Zimmer kam und seinen niedern Schreibtisch sah, fiel mir's auf. Warum hat er nicht stehend geschrieben, das hätte ihm viel geholfen; und nur auch keinen Kaffee hätte er trinken sollen. Das hat ihn gänzlich zerstört. Ich kenne das."

Als Börne im Jahr 1824 Paris verließ, kehrte er nicht sogleich nach Frankfurt zurück, sondern lebte eine Zeitlang in Gesellschaft seiner Freundin in Heidelberg. Hier war es, wo zum ersten Male sein fortwährendes körperliches Leiden zu einem sehr bedenklichen plötzlichen Ausbruch kam. Er wurde von einem heftigen Blutsturz befallen und dadurch so geschwächt, daß man für sein Leben mußte besorgt werden. In

dem hierauf folgenden langen Krankenlager widmete ihm Mad. W. die liebevollste Pflege. Langsam erholte er sich. Sein Lungenleiden schien ihm nun erwiesen und er ging viel mit fremden und ihm befreundeten Aerzten zu Rathe. Später, seit 1824, besuchte er fast jedes Jahr Ems. Ein deutliches Bild seines körperlichen Unbehagens, zu dem sich noch eine zunehmende Schwerhörigkeit gesellte, giebt ein aus Stuttgart datirter Brief an seinen Freund Dr. Stiebel in Frankfurt. Er schrieb ihm:

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr medizinisches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie sehr Recht, und ich habe das Mittel sogleich eingestellt, nachdem ich es jetzt schon fast 14 Tage gebraucht hatte. Die erhitzende Eigenschaft der Aloe war mir bekannt, nur hatte ich nicht den Muth, meinem hiesigen Arzt zu widersprechen. Es ist wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es Schuld an dem stärkren Ohrenbrausen ist (im schwächern Grade hab ich es immer) woran ich gegenwärtig leide. Mein Uebel, meine ich, müsse jedem Arzte sehr klar sein, es kömmt nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es ist offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die sich aber durch die Brust entleert hat. Wie ist dem vorzubeugen? Diät allein hüb' es wohl nicht. Ich hatte seit 6 Monaten die strengste Diät geführt, gar keinen Wein getrunken und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat sich aber doch wiederholt. Es ist freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Uebelbefinden dabei hatte, das erste Mal aber war ich sehr krank, vielleicht weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei mei-

nem neulichen Anfall hatte ich sehr stark Schmerzen auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrscheinlich von der Leber herrührend. Ich meine, dieses wäre sehr bezeichnend. In Schwefel setzte ich großes Zutrauen. Schon vor 18 Jahren verschrieb es mir Reil gegen irgend ein chronisches Uebelbefinden. Ich erinnere mich damals Schmerzen im Rückgrade gehabt zu haben, und daß Reil gesagt, es wären Hämorrhoidal-Dispositionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals meinem Gesundheitszustand eine ganz andere ausdauernd bessere Richtung. Ich wollte, Sie schickten mir ein solches Recept, mit der vorgeschlagenen Mischung von Taraxakum oder andern bittern Mitteln. Datiren Sie das Recept auf den März vorigen Jahres zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte. Sie sind zu bescheiden, wenn Sie meine Recension von Windischmann *) fürchten, oder Sie wollen sich über mich lustig machen. Sie wissen, daß ich von solchen Dingen nichts verstehe, und selbst in der einseitigen Art, in welcher ich solche Sachen zu behandeln weiß, ist es mir diesesmal mißlungen, so daß es mir lieb wäre, wenn die Recension gar nicht gedruckt würde, wie ich es fast erwarte, weil Anstößigkeiten gegen Geistlichkeit darin vorkommen. Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Ochs hierher reis't) Ihre Artikel von Windischmann, und andere Ihrer Recensionen und Schriften mittheilen möchten: ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu seiner Zeit zurückschicken."

Das Siechthum Börne's hielt ihn von seinen meisten

*) „Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut."

literarischen Unternehmungen ab und beschränkte seine Thätigkeit nur auf kleinere Aufsätze, die er ab und zu dem Morgenblatt schickte. Natürlich mußte hierdurch der Rückhalt, den er für seine Existenz von Cotta hatte, wanken und die Beziehung zum Vater, wie lästig sie auch für Börne unter diesen Umständen war, wieder angeknüpft werden. Börne war kein großer Finanzier. Ohne Verschwender zu sein, ohne selbst von dem vielen Gelde, das er brauchte, einen rechten Genuß zu haben, war er doch immer in einem Mißverhältnisse seiner Einnahmen und Ausgaben. Er hatte Liebhabereien, die nicht wohlfeil waren. Er kaufte gern Bücher, verschwendete viel mit Blumen; eine Liebhaberei, die er von seinem Vater geerbt zu haben schien; denn dieser pflegte zu Geburtstagen ihm befreundeter Personen mit ganzen Blumenbeeten aufzuwarten. Börne war Freund eines behaglichen Comforts, den sein leidender Körper schon um so mehr in Anspruch nehmen durfte, als er sich sonst so Vieles seiner Gesundheit wegen versagen mußte. Er liebte Teppiche, Vorhänge, fashionable Lage seiner Wohnungen, bequeme Bedienung. Wie man Talglichter brennen könne, begriff er nicht. Gern reis'te er in seinem eigenen Wagen, schon der geistigen Anregung wegen, die ihm unterwegs immer am mächtigsten zuströmte. Er war kein Elegant, weil ihm Körperhaltung und Eitelkeit dazu fehlten, nur die Elemente der Eleganz liebte er, feines Tuch, weiße Wäsche, geschmackvolle Muster zu Westen, saubre Handschuhe. Er hatte eine Art komischer Freude daran, sich den Knoten seines Halstuches so zu binden, wie es die neueste Mode verlangte und mit einem gutmüthigen Selbstgefühl, wenn er auf einen Ball ging, den, der ihn musterte, zu fragen: Wie gefall' ich Ihnen? Boten

sich Kunstgenüsse im Theater oder Concert dar, so war er nicht geneigt, sie sich zu versagen. Er liebte es, durch Geschenke zu überraschen; kurz er war eine Lebensweise gewohnt, die sich weit über die Decke seiner Einnahme streckte, und selbst wenn Plus und Minus mit einander gestimmt hätten, so war er kein Oekonom. Zu dieser fast aristokratischen Behandlungsweise des Lebens hatte ihn wahrscheinlich seine Pensionszeit in Gießen, Berlin und Halle verführt.

Unter diesen Umständen konnte Börne nie von seinem Vater unabhängig werden. Er mußte sich, da er seiner nicht entbehren durfte, die Launen desselben gefallen lassen. Die Rücksicht auf die Geschwister, die schon selbstständig wurden, erzeugte manches Mißverhältniß; ja, ohne Vermittelung der Freunde Börne's, die auf den Willen des Vaters zu wirken suchen mußten, wäre für ihn nichts mehr durchzusetzen gewesen. Ging nun ein solcher Vermittler zu seinem Vater, so traf er einen wohlbeleibten Herrn, nicht groß, aber fein und zierlich gebaut, mit kleinen Füßen uud sorgfältig gepflegten zarten Händen. Seine Kleidung war sauber gebürstet, kein Stäubchen durfte darauf sitzen, feinste, blendend weiße Wäsche mußte auf der Brust ausgelegt sein, Gang und Benehmen waren gemessen. Ohne jüdischen Accent sprach er ein wohlgesetztes Deutsch, langsam, als wenn er das Gewicht jedes Wortes prüfen wollte, mit weichem Organe, wie sein Sohn. Seine Umgebungen zeigten Geschmack und Sinn für Eleganz, die Schnelligkeit, mit der seinen Winken gehorcht wurde, verrieth die patriarchalische Strenge, mit der er in seinem Hause waltete. Nur war es bedenklich, bei ihm die Saite seines Sohnes, des Schriftstellers, anzuschlagen. An seinen übrigen Kindern, die in der Welt „was vor sich brachten,“ erlebte er

Freude; der Doktor aber hatte ihm 20,000 Gulden, wie er behauptete, gekostet und war nichts geworden, als Verfasser von Schriften, die bei seinem Jugendfreunde, dem Fürsten Metternich in Wien, durchaus keine Billigung fänden. Was wolle er in der Welt mit den liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für seine Stellung nicht. Was ist er in der Welt, daß er sich erlaubt, so ein Wort zu führen? Jetzt könnt' er Arzt sein, könnte eine reiche Praxis haben, bekäme in jeder Messe seine Rechnung bezahlt. Er ist Jurist geworden. Warum sieht man ihn nicht als Advokaten? Er könnte noch auf den Römer gehen, könnte noch Eingaben machen, könnte dem Rothschild seine Prozesse führen. Statt dessen schreibt er Bücher, verreist das bischen Geld, was sie ihm einbringen und versperrt sich durch seine gottlosen Bemerkungen über die Großen jede Gelegenheit, es in der Welt noch einmal zu etwas zu bringen.

Nun wehe aber dem, der auf diese Klagen des Herrn Baruch eingegangen wäre! Diese Vorwürfe wollte er dem nur gestattet wissen, der unter dem Gegenstande derselben zu leiden hatte. Die einzige Wendung, die ihm auf diese Aeußerungen von einem Dritten recht war, durfte nur dahin lauten, daß es Schade um die großen Talente des Sohnes wäre! Man würde sich sehr irren, nähme man an, Börne's Vater hätte die Gaben des Schriftstellers nicht zu schätzen gewußt; er beklagte nur, daß er von ihnen nicht den rechten Gebrauch machte. System, Gesinnung — nein in der That, auch das war für Herrn Baruch kein Larifari. „Aber wer verlangt das von meinem Sohn? Was braucht der in seiner Lage Gesinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine ganz andere Stellung, als

ein großes Wort zu führen. Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er schadet uns nur; er bringt uns in unsren Interessen zurück und ich schäme mich, wenn ich nach Wien komme und bei unsern langjährigen Verbindungen mit dem österreichischen Hofe einen solchen Sohn haben muß!"

Herr Baruch war Kenner der Politik genug, um zu wissen, daß sein Sohn auch immerhin kein Arzt, kein Advokat zu sein brauchte und doch eine einträgliche Stellung haben konnte. Nur mußte er kein System, keine Gesinnungen haben. Hatte doch Herr von Gentz längst dessen Styl, Fürst Metternich dessen politische Kenntniße gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Gentz, Friedrich von Schlegel, Pfeilschifter und Andere ihre Wechsel bezogen, er wußte, daß deren Talent darin bestand, aus gegebenen Materialien einen hübschen Zeitungsartikel zusammenzusetzen. Man erzählt sich, daß er, unbekümmert um seinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, ihm eine Stellung zu verschaffen. Er wollte seinem Talente eine metallene Bahn brechen und schrieb ihm schon 1821 von Wien aus, als sich Börne von Stuttgart nach München begeben hatte, er sollte kommen und in Wien unter Aufsicht gewisser hoher Personen etwas Ordentliches werden. Als Börne die Zumuthung abwies, fuhr der Vater nicht gleich in Harnisch, sondern bot, da diese Frage ihm zu wichtig für des Sohnes Lebensglück schien, jedes besonnene Mittel auf, ihn zur Reise zu bewegen. Da er wohl wußte, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, so befleißigte er sich aller Künste der Ueberredung, sprach zum Herzen des Sohnes als Vater, als Freund. Nein. Nun denn, schlug er ihm vor, so sollte er wenigstens erst einmal nach Wien reisen, um zu sehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiele

es ihm nicht, so blieb' es ihm ja unbenommen, wieder abzureisen. Um wenigstens für diesen Vorschlag den Sohn ganz zu haben, schickte er ihm nach München eine bedeutende Summe als Reisegeld. Er trug der in München bei ihrer Tochter lebenden Mutter Börnes auf, dem Sohne schwarze Kleider, Schuhe, kurze Beinkleider (zu Staatsvisiten) feine Wäsche machen zu lassen und ihm die Schnupftabaksdose wegzunehmen. So solle er nach Wien kommen, der österreichische Gesandte in München würd' ihm einen Paß geben.*) Börnen schauderte vor dem Gedanken, hinterrücks von seinem Vater in die Wiener Staatskanzlei verkauft zu werden, lehnte die neuen Kleider und die Schnallenschuhe ab und reiste, wie wir erzählt haben, nach Stuttgart. Noch später pflegte sich Börne über dies Wiener Projekt so zu äußern: Meine Gesinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Gesetzt aber auch, ich hätte es gewollt oder gekonnt, so würde ich grade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publizisten gesunken sein, denen, sie mögen behaupten, was sie wollen, von Niemanden geglaubt wird. Daß ich lieber gar nicht nach Wien erst ging, sagte er zu seinem Freunde Stiebel, das war ich meiner eignen Vorsicht schuldig. Ich bin schwach; wozu sich da einer Verführung aussetzen? Wer weiß womit sie mich gefesselt hätten! In meine eigne Schwachheit, die sie bald ausgemittelt hätten, würden sie mich verstrickt haben.

Als Börne später zum zweiten Male in Paris war, hörten diese Verhandlungen mit seinem Vater nicht auf. Schon am 20. Nov. 1822 schrieb der Vater: „Ich reise nächstens

---

*) Nachgelassene Schriften Band II. S. 63.

nach Stuttgart, werde mich dort 14 Tage aufhalten, ich wünsche dich zu sprechen. Willst du dahin kommen, so antworte mir gleich hierher, damit ich dir den Tag meiner dortigen Ankunft bestimmt angeben kann. Ich zahle deine Reisekosten nach Stuttgart und wieder zurück nach Paris; schreibe mir wie viel du von Nöthen hast, ich werde dir's schicken." Und bald darauf vom 2. Dezember: „Lieber Louis, ich bitte dich, lese diesen Brief mit der nämlichen Aufmerksamkeit wie ich den deinigen vom 25. v. M. gelesen habe... deine so hochgepriesene Unabhängigkeit — glaub mir — ist prekair; wird sie, oder kann sie immer bleiben? Warum sollst du nicht endlich einmal auf ein festes Auskommen denken? Ich hoffe dir in Wien eine ehrenvolle Stelle zu verschaffen, die ganz unabhängig ist. Und glaube ja nicht, daß man von dir Sachen fordern wird, die gegen deine Ansicht sind, dies würde weder nützen noch frommen — und was verlierst du dabei, wenn du hörst was man will, und wenn es dir nicht gefällt, so kannst du immer zurückgehen. Ich fasse dich nicht, denkst du denn nicht auf morgen? Und worin besteht deine jetzige Glückseligkeit? Doch nicht in den 500 Francs? *) Also um dein Glück willen, entschließe dich auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen, wohin ich künftige Woche gehe. Ich beschwöre dich dein Glück nicht zu verscherzen..... denn es wäre gegründet. Antworte mir nicht gleich, nehme dir einige Tage Zeit zu überlegen, und einst wirst du es mir danken, dich von deiner Idee — denn du stehst allein — geheilt zu haben. Leb wohl und antworte mir vernünftig. Dein treuer Vater J. Baruch. Frank-

*) Monatliches Honorar von Cotta.

furt, 2. Dezember 1822. — Du kannst mir unter meiner Adresse gerade nach Wien antworten, hier kennt niemand den Inhalt meines Briefes; willst du deinen Brief hierher adressiren, ist's auch recht."

Börnen machte diese Angelegenheit, seines Vaters wegen, vielen Kummer. Herr Baruch war in israelitischen Gemeindeangelegenheiten nach Wien gereist und einer seiner Freunde erzählte noch später Folgendes: „Mehrmals ließ Fürst Metternich Versuche machen, Börne zu bewegen nach Wien zu kommen und dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Einmal geschah dies durch seinen zu jener Zeit in Wien lebenden Vater, der dem Fürsten genau bekannt war, ein andermal durch Vermittlung der Brüder Rothschild, von deren Einfluß auf Börne der Fürst besondere Vorstellung haben mochte. Die Anträge gingen dahin, daß Börne mit dem Range und Gehalte eines Kaiserlichen Raths in Wien leben sollte, ohne zu irgend einer Dienstbarkeit gehalten zu sein. Für Alles was er dort schreiben wolle, sei ihm völlige Censurfreiheit zugesichert; er solle sein eigner Censor sein. Wolle er seine Stellung in den ersten Monaten wieder verlassen, so werde ihm durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Trotz allen Vorstellungen, welch weites Feld seine Wirksamkeit im Interesse der Humanität und zeitigen Fortschritte in jenem Lande erreichen würde, trotz seiner damals etwas prekären persönlichen Lage lehnte Börne jede Unterhandlung entschieden ab. Sein politischer und literarischer Charakter und Name, meinte er, sei auf immer zu Grunde gerichtet, wenn er unter was immer für Bedingungen auf einen Antrag dieser Art einginge. Nie würden seine Freunde und noch weniger seine Feinde glauben, daß es mit seinen Frei-

heiten wirklich dieses Bewandtniß habe. Er selbst hege ernstliche Zweifel über die aufrichtige Erfüllung jener Verheißungen, und abgesehen davon müßte ihm das Gefühl seiner Stellung strengere Fesseln anlegen als die härteste Censur. Ob aber mit der Freiheit wieder abzureisen, wann es mir beliebt, es gar so strenge genommen werden würde, fügte er mit dem ihm eignen Lächeln hinzu, ist noch eine andere Frage."

Das Zerwürfniß mit dem Vater mußte unter diesen Umständen immer mehr zunehmen. Als er in Heidelberg 1824 erkrankte und ihn um Geld ersuchte, fand sich dieser nicht sogleich bereit dazu, ob er gleich durch glänzende Geschäfte sich eben sehr bereichert hatte. Die israelitische Gemeinde wollte dem Vater, wie schon erzählt, damals ein Geschenk von 8000 Gulden für die ihr geleisteten Dienste machen. Er schlug es aus. Dr. Goldschmidt bemerkte, er könnte davon wohl einen Theil seinem Sohne zuwenden, da dieser bereits mehrere Schriften für die Gemeinde verfaßt hätte, Schriften, die der Vater selbst bei ihm bestellt hätte. Börne hätte nie etwas für seine Mühewaltung erstattet bekommen. Doch ging der Vater auf diesen Wink nicht ein *)

---

*) Auch für die Lübecker Juden setzte Börne folgende Eingabe an den Bundestag auf:

„An die hohe deutsche Bundesversammlung
unterthänigste Denkschrift von Seiten der Israelitischen Gemeinde zu Lübeck.
(Nachgesuchte Vollziehung des sechszehnten Artikels der Bundesakte u. w. d. A. betreffend.)

Hohe deutsche Bundesversammlung!

Das Schicksal der Israelitischen Gemeinde zu Lübeck hat die öffentliche Aufmerksamkeit seit einigen Jahren in nicht geringem Grade erregt. Oesterreich, Rußland und Preußen haben sich für dessen Milderung, wiewohl ohne Erfolg, verwandt, und während deutsche und auswärtige Journale das Benehmen einer Regierung tadelten, welche doch die nothwendige Vermuthung für sich haben muß, vorwurfsfrei gehandelt zu haben, haben auf der andern Seite Druckschriften, die man zum

Als Börne wieder im Frühjahr 1825 nach Frankfurt zurückkehrte, freute er sich, im dortigen Polizeiwesen manche Verbesserungen, in dem Aeußern der Stadt manche Verschönerungen anzutreffen. Gleich bei seinem ersten Spaziergange durch die freundlichen Anlagen, von denen Frankfurt umgeben ist, lächelte er wohlgefällig über den höflichen Styl, in welchem die Polizei auf den Warnungstafeln mit dem Publikum sprach. Da hieß es nicht mehr: „Bei fünf Thaler Strafe darf hier Niemand den Rasen betreten!“ oder dergleichen; sondern er las zu seiner Verwunderung: „Diese Anlagen sind der Sorgfalt des Publikums empfohlen.“ Er glaubte sich nach Paris versetzt. Ein so kleiner Fortschritt in der Cultur konnte ihn einen ganzen Tag glücklich machen. Für

---

Theil als officiell betrachten kann, die Rechtlichkeit des beobachteten Verfahrens vor der Welt und dieser Erlauchten Versammlung zu schützen versucht. Die Stimme der Unterdrückten selbst hat aber bisher nicht sich vernehmen lassen. In der von Tage zu Tage und immer dringender gehegten Hoffnung, daß der sechszehnte Artikel der Bundesacte endlich seine Erledigung finden werde, zogen sie es vor, bis dahin lieber schweigend zu dulden. Bald aber sind fünf Jahre entschwunden und ihre Leiden haben den höchsten Grad erreicht. So unglücklich sind sie geworden, daß sie nichts mehr zu verlieren haben, und wenn nur der Schimmer einer Hoffnung noch ihnen leuchtet, so möge endlich eine unbefangene Darstellung der sie betreffenden Ereignisse Veranlassung geben, diese erlauchte Versammlung bescheiden darauf aufmerksam zu machen: ob eine längere Versagung der im sechszehnten Artikel der Bundesacte angekündigten Berathung mit der Gerechtigkeit verträglich sei, welche die Erfüllung einer feierlich geleisteten und garantirten Zusage fordert.

Lübeck im December 1820.

Die Israelitische Gemeinde zu Lübeck.
Und in deren Namen:
Die Aeltesten und Vorsteher derselben.

— Als diese Deputirten der verjagten Lübecker Judengemeinde eines Morgens zu Börne kamen, war er im Ankleiden begriffen, um mit einem Bekannten nach Emmerichshofen zu reisen, dem Landsitze des Grafen Bentzel-Sternau, dem er durch jenen zum ersten Male zugeführt werden sollte. Die Deputirten boten Börnen eine Remuneration an und wollten Gold auf den Tisch legen. Börne weigerte sich es anzunehmen und nahm es nicht. Als die Deputirten gingen, steckte er seine Kasse zu sich, die aus — einigen Sechskreuzerstücken bestand.

die Frankfurter Theaterverhältnisse bewahrte er noch immer viel Theilnahme, und in mancher Correspondenz, die er an das Morgenblatt einsandte, machte er seinen gepreßten kunstrichterlichen Empfindungen Luft. Noch immer wog er in diesem Bereich die Worte nicht. Es war ihm eine Kleinigkeit, den damaligen Chef der Theateroberdirektion, den Banquier Leerse, einen Tyrannen zu nennen, wofür ihn dieser zu verklagen drohte. Eine kleine Brochüre gab er bei Gelegenheit der Ankündigung der Berliner wissenschaftlichen Jahrbücher für Kritik heraus. Er ahnte schon 1826 die vielen Einseitigkeiten, mit welchen dieses Institut in der That gleich begann, und die Anarchie, in die es sich jetzt aufgelöst hat. Manche seiner Befürchtungen waren jedoch sehr in seiner Abneigung gegen die Philosophie als Wissenschaft begründet. Der Literaturbeilage des Morgenblattes, die seit 1827 von W. Menzel redigirt wurde, sandte er die gründlichsten und geistreichsten Kritiken über Schriften, welche grade an der Tagesordnung waren. Aufgefordert, eine Beurtheilung des „Leben Napoleon's" von Walter Scott einzusenden, antwortete er in einem noch unter seinen Papieren befindlichen, wahrscheinlich nicht abgeschickten Briefe, daß ihm der Gegenstand dieses Buchs wenig genehm wäre. Er schrieb unterm 13. Juli 1827 an Menzel:

Verehrtester Herr Doctor!

Um über Walter Scotts neues Werk zu sprechen, müßte ich dem großen Napoleon eine Schlacht liefern und mich vielleicht von ihm schlagen lassen — ein Regal, das nur fürstlichen Personen zukömmt. Ich bin nämlich ein kleiner aber erbitterter Feind des großen Napoleons. Ich liebe ihn und

bewundere ihn nicht, und das ganze Herrengeschlecht ist mir verhaßt, sobald es aufhört mir gleichgültig zu sein. Ich berechne immer, daß eine Million kleiner Menschen dazu gehört, einen einzigen großen zu bilden, eine Art der Besteuerung, die mich am meisten ärgert, weil sie die Aermsten am meisten trifft. Der gute Napoleon hat nichts gethan, das verzeih ich ihm, das könnten wir nachholen; aber er hat nicht genug zerstört und nicht genug todtgeschlagen, und hat todte Verhältnisse einbalsamirt und über der Erde gelassen, so daß sie uns den Platz wegnehmen — und das verzeih ich ihm in meinem Leben nicht. Kurz, ich würde so ungebürliche Reden führen, daß sie Ihr Censor streichen müßte, er wäre denn mein Feind, der Lust hätte, mich an den Galgen zu bringen. Ich bedaure also, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Doch danke ich Ihnen, daß Sie sich meiner erinnert, und ich werde Ihnen, mich in Ihrem Andenken zu erhalten, nächstens einige Artikel schicken."

„Ich freue mich sehr auf Ihr Werk über die deutsche Literatur. Liesching hat mir schon im vorigen Jahre viel Gutes davon erzählt. Ich wundere mich jetzt schon, wie Sie ein Buch über eine Sache haben schreiben können, die gar nicht existirt; denn die deutschen Bücher bilden so wenig eine Literatur, als die Deutschen ein Volk, ob es zwar mehrere gute Bücher und 30 Millionen Deutsche giebt. Ich grüße Sie herzlich."

Das Museum, eine der höhern Unterhaltung gewidmete Gesellschaft in Frankfurt, bedachte er mit seiner geistvollen Denkrede an Jean Paul, lieferte auch manches für die Iris, eine Zeitschrift, die Berly, in dessen Hause Börne gern ver-

weilte, herausgab. Jeden Dienstag kam er bei Berly zum Thee und war dann immer launig, gesprächig und aufgeweckt, besonders mit der Jugend und den Frauen. Die Ankunft der Sonntag begeisterte ihn zu seinem berühmten Artikel über sie, der ihm in Berlin so viel Freunde machte. Ja das Interesse, welches Börne an dieser Sängerin nahm, war so lebhaft, daß er sich sogar in eine Fehde über die Frage einließ: Ob ein Louisd'or zehn oder elf Gulden gälte? Die jetzige Gräfin Rossi hatte nämlich mit der Theaterdirection auf ein in Louisd'oren ausgesprochenes Honorar unterhandelt. Gute Rechner und Enthusiasten hinterbrachten ihr, daß man in Frankfurt unter Louisd'ors nicht Friedrichsd'ors à 10 Gulden, sondern Carolin à 11 Gulden verstehe. Die Gräfin Rossi war auf einem Handelsplatze, wo es Sitte ist, sich an den Cours zu halten. Sie verlangte Goldstücke zu elf Gulden. Nun gab dies Mißverständniß eine Fehde, deren Schauplatz die Iris und einige andre Frankfurter Blätter wurden. Börne war in diesem Punkte so sehr Sonntags-Enthusiast, daß er zum Nachtheil der Theaterdirection darauf bestand, sie sollte fest dabei bleiben: Unter elf Gulden thät' sie's nicht. Wie wenig ihm darum doch Ueberschätzungen der Virtuosen und Sängerinnen zusagte, beweisen folgende Zeilen, die er an die Redaction des Frankfurter Journals richtete. Die gesperrten Zeilen wurden beim Abdruck von der Censur gestrichen:

„An den Herrn Redacteur des deutschen Journals.

Ich hoffe, Sie werden so gutmüthig sein, diese Zeilen aufzunehmen, selbst wenn die Vorwürfe, die sie enthalten, auch Sie erreichen sollten. Es war wenigstens meine Absicht nicht, daß der ausgesprochene Tadel Sie treffe, denn ich bin

kein regelmäßiger Leser Ihres Blattes, und kenne es nicht genug, es beurtheilen zu dürfen. Ich weiß nur, daß Ihr Journal in ganz Deutschland viel und gern gelesen wird, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, ob es den Beifall, dessen es sich erfreut, auch verdiene."

„Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nicht politischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, von der Bettelei nur das Unausstehliche. Ich will diesen Gegenstand hier nicht umständlich abhandeln, ich dürfte doch nicht alles sagen, was ich denke. Nur Eines will ich berühren. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen — zu unserm Glücke verstehen sie kein Deutsch — müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten, als spielen und singen und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Frankfurter daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Berlin die Donna Anna gesungen hat? Schon einige Wochen lang sind unsere hiesigen Blätter mit Berichten angefüllt, wie Demoiselle Heinefetter da, wie Demoiss. Bamberger dort gesungen habe. Und was noch am lächerlichsten ist, diese Singgeschichten stehen nicht in dem belletristischen Theile der Zeitungen, sondern vermischt mit den politischen Nachrichten, so daß der Leser

alles Maaß verlieren muß, und endlich nicht mehr wissen wird, was wichtiger sei, Demois. Heinefetter oder Griechenland, Demois. Bamberger oder Spanien. In einem der hiesigen Blätter kommt heute gleich hinter der Nachricht, daß in der Kurmark die Eröffnung des Landtages bevorstehe, die andere: daß Demois. Sonntag morgen als Donna Anna auftreten werde. Ich habe nichts dagegen — Heil dem, der Demoiselle Sonntag singen hört; aber was nützt es dem Frankfurter Leser, am 4. October zu erfahren, daß am 29. September Demois. Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Hat er denn Zeit nach Berlin zu reisen, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? Es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des Römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker vom Schlamme der Küste über und über bedeckt, mit heißdürstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten."

„Jedes Blatt soll seine örtlichen Verhältnisse besprechen und werden diese Oertlichkeiten nur gehörig behandelt, dann verdienen und gewinnen sie allgemeine Theilnahme. Aber hier in Frankfurt ist alles (daß es ja nicht bestäubt werde) mit dem Packtuche des Geheimnisses bedeckt, ob man zwar in nicht-politischen Dingen schreiben darf, was man will. Hat man je in den hiesigen Blättern ein Wort über den Prozeß des Städel'schen Kunstmuseums gelesen, der nun schon zehen Jahre dauert und ganz Frankfurt angeht? Wurde je ein Wort über die neuen öffent-

lichen Gebäude, über die Bibliothek, das Waisenhaus, den Kirchhof geschrieben? Seit mehreren Wochen sind die Gemälde der verstorbenen und lebenden Frankfurter Maler öffentlich ausgestellt und keine Stimme läßt sich darüber vernehmen; man findet das der öffentlichen Verhandlung unwürdig, während man uns von dem Leben und Treiben der Demoiſ. Bamberger in Berlin täglich die umständlichsten Berichte mittheilt.

Frankfurt, den 4. October 1827."

Von Vereinen besuchte Börne den sogenannten Gelehrtenklubb, wo es ihm jedoch durch seine zunehmende Schwerhörigkeit gar oft an Empfänglichkeit und Mittheilsamkeit zu fehlen schien. Nur im engeren Kreise entfaltete er die Liebenswürdigkeit seines Umganges.

Von seiner Denkrede über Jean Paul wünschte man einen besondern Abdruck und bat von Erlangen aus um die Erlaubniß.

Börne schrieb einem Studenten dorthin:

„Ich zähle Sie und Ihre Freunde nun auch zu den Meinigen, denn fester und sicherer als die Gewohnheit des Umgangs, bindet die Gleichheit der Gesinnung. Ich habe so wenig ein Eigenthumsrecht an meine Rede anzusprechen als mir die Liebe für den herrlichen Jean Paul ausschließlich zugehört, ja es hätte mir nichts Erfreulicheres begegnen können, als die Verbreitung der Rede, die Sie durch Ihren Abdruck veranstaltet."

„Ich hatte den Gedanken Deutschland zu Beiträgen für ein Denkmal Jean Pauls aufzufordern. Nein, den Gedanken

hatte ich nicht, ich hatte den Trieb des Herzens es zu thun, aber als ich es bedachte unterließ ich es. Was hätte es gefruchtet, in diesem kalten Lande gefriert alles, selbst die Thräne im Auge. Sind wir auch warm in der Einsamkeit, ist es doch draußen Winter, und unsere Hoffnungen und Wünsche gestalten sich zu Eisblumen an Fensterscheiben. Mit dieser düstern Ofenwärme und dieser jämmerlichen Stubenflora müssen wir uns begnügen bis der Frühling kömmt. Daß dieser näher ist als die Einen hoffen die Andern fürchten, dafür bürgen auch Sie und Ihre Freunde."

„Die Exemplare der Denkrede, die Sie mir zugedacht, werde ich mit Vergnügen annehmen. Unter der gebrauchten Adresse wird mir alles richtig zukommen; die Bezeichnung als Mitglied des Museums ist nicht nöthig. Ich grüße Sie herzlich.

Frankfurt, 7. Januar 1826.

L. Börne."

An R. O. Spazier in Baireuth, Jean Pauls Neffen, schrieb Börne:

„Frankfurt, 8. Januar 1826.

Nach meiner Rückkehr von einer Reise, habe ich Ihren lieben Brief vorgefunden, und ich kann Ihnen nicht ausdrücken wie sehr er mich gefreut. Auch von vielen Andern ist meiner Denkrede auf Jean Paul freundliche Zustimmung geworden. Erlanger Akademiker haben die Rede besonders abdrucken lassen, um sie als Neujahrsgeschenk zu verbreiten. Es ist mein Glück, nicht meine Kunst, daß ich eine Saite berührt, die durch viele Herzen zieht. Doch erquickte mich die Schadenfreude, daß ohne Erlaubniß der hohen Polizei viele Deutsche in einer Empfindung zusammengekommen."

„Ich habe recht gut verstanden, was Sie in Ihrem Briefe angedeutet. Weinen Sie, weil Sie noch Jüngling sind, einst werden Sie lachen, wie ich; man wird schlecht dabei, aber fett.“

„Ich vierzigjähriges Kind hatte den Einfall zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber in diesen Jahren der Enttäuschung sind nur schöne Irrthümer von kurzer Dauer. Ich besann mich. Wir hätten keine Tausend Gulden zusammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genöthigt? Vor zwei Jahren hatte ein sentimentaler Herr in Heilbronn die Laune, das alte Geschichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zusammen. Doch was that er dafür? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaisers Conrad aufrichten, desjenigen Kaisers, der Weinsberg belagert und die allerhöchste Gnade gehabt, die treuen Weiber mit ihrem Gepäcke nicht in den Neckar werfen zu lassen, sondern ihnen zu verzeihen. Ein anderer empfindsamer Stadt-Physikus in dem Orte, wo Lessing geboren, machte den Vorschlag, seinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und sie bauen jetzt. Den frohen Lessing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben starb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich den Vorschlag machen mögen, zum Andenken des edlen Jean Pauls in Baireuth ein Zuchthaus errichten zu lassen, ich glaube, ich hätte es durchgesetzt mit dem Denkmal, doch ich mochte nicht scherzen in einer so betrübten Sache: Denken Sie von Zeit zu Zeit an Ihren Freund

L. Börne.“

Inzwischen wurde durch den 1827 erfolgten Tod seines Vaters Börne's äußre Lage günstiger gestellt. Zwar war

das Vermögen des Vaters von den Unfällen, welche damals öfter der Papierhandel erlitt, nicht verschont geblieben, zwar schien er im Testament gegen die übrigen Geschwister auffallend zurückgesetzt, doch kamen noch immer 22000 Gulden auf sein Theil, die ihn mit Einschluß einer Rente, durch welche er den künftigen Ansprüchen an das Vermögen der Mutter entsagte, und mit Einschluß seiner Frankfurter Pension von jetzt an auf ein jährliches sichres Einkommen von etwa 1600 Gulden rechnen ließen. Diese Selbstständigkeit war für die Ruhe, mit der er die politischen Ereignisse betrachtete, durchaus nicht unwesentlich. Ein Prozeß mit seinen Brüdern wurde von seinem Freund und Anwald, Dr. Goldschmidt, gütlich ausgeglichen; doch blieb zwischen ihnen eine Verstimmung zurück, die sich erst in spätern Jahren verlor. Als ihn sein ältester Bruder nicht lange vor seinem Tode in Paris besuchte, bot er alles auf, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Er wurde so lebendig, wie lange nicht zuvor, sprach viel von vergangenen Zeiten und verrieth wohl, daß sein Herz zu weich war, um lange einen Groll zu nähren. Das Verhältniß zu seiner Schwester blieb ungetrübt. Er schätzte sie hoch und nahm an ihren Kindern einen innigen Antheil. Sein Neffe, der leider zu früh gestorbene junge Dr. Spiro, zog seine Aufmerksamkeit in hohem Grade an sich, er verfolgte dessen Studiengang und konnte nur bedauern, daß dieser in Gebiete sich verlor, wo Börne gewohnt war, nichts als Untiefen und Falleisen zu sehen. Börne's talentvoller Neffe war Hegelianer.

Im Frühjahr 1827 ließ sich Börne von Moritz Oppenheim malen. Es ist dies dasselbe Bild, welches allen spätern Lithographieen und Stahlstichen von Börne's Gesichtszügen

zum Grunde liegt. „Unsere Freunde," schrieb Börne an den ihm befreundeten Maler bald nach Beendigung der Sitzungen; „unsere Freunde finden das Bild ähnlich, und doch schön: ein Geheimniß Ihrer Kunst, das mir unerforschlich bleibt. Wenn die Stellung die Sie dem Bilde gegeben Ihre Wünsche für mich ausdrücken, dann habe ich Ihnen viel zu danken: umringt von gefälligen und geduldigen Büchern, die ich wie gelaunt öffnen und schließen, stellen, legen und ordnen, ja deuten kann, wie ich will, und die ich, wenn sie unartig sind, mir widersprechen, einsperren kann, und im warmen Schlafrocke der Stürme dieser Zeit spottend und ihre Tücken verlachend, das ist ein schönes, ein königliches Leben! — Aber warum haben Sie mir den „Staatsmann" *) in die Hände gegeben? Warum diesen steinernen Gast mir kalt und unbeweglich vor die Augen gestellt? Vielleicht sollte ich Ihnen nicht diesen Vorwurf machen, vielleicht ist es undankbar zu zeigen, daß ich Ihnen etwas zu vergeben habe, aber ich theile nur meine Trauer mit Ihnen, um auch meinen Trost mit Ihnen zu theilen. — Von Offenbach kommt der „Staatsmann," von Offenbach kommen auch die köstlichen Pfeffernüsse, ich schicke Ihnen eine Düte von jenem angefüllt mit diesen. Das ist ein Bild des menschlichen Lebens, wie man es ohne Ihre Farben malen kann. Jetzt beten Sie aber auch für mich und sich, daß ich, am Ziele meiner Tage, durch keinen andern Richterspruch sterbe, als durch den der Natur — damit es Ihnen nicht wie dem armen Maler Spinarosa in Houwalds Bild ergehe. — Entwischt' ich auch, wie er, der Gerechtigkeit, würde mich, wie ihn, das Bild ausliefern, und

*) Von Pfeilschifter in Offenbach.

meine Freunde, die wie ich mir schmeichle, der Schmerz närrisch machen würde, könnten sagen:

. . . . solch' ein Bild
mit diesem Fleiß und dieser Schönheit
zu malen — — sei nur das Werk
der schändlichsten Verrätherei.

Geschieht so etwas, dann mögen Ihnen diese Zeilen zur Rechtfertigung dienen.

Frankfurt, 1. April 1827. Börne."

Und am 25.: „Lieber Freund! Jetzt da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Carolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen sich darum nicht zu schämen. So, so bescheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert sich, und man lernt endlich sich schätzen und überschätzen, wie Sie an mir sehen. Vielleicht sind Sie begnadigter als Andere, und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichthum ist ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens. Vor der letztern kann uns eigene Kraft bewahren, vor dem andern nur Gottes Gnade. Er schütze Sie. Es ist ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen so mäßig geflucht. Ihr Freund

Börne."

Im Winter nach dem Tode seines Vaters führte Börne einen längst gehegten Lieblingsplan aus. Er wollte wieder einmal Berlin sehen. Berlin hatte nie aufgehört, ihn anzuziehen; die großartigsten Eindrücke waren ihm von da geblieben, und wenn er auch wußte, daß ihn die vorwiegende Rich-

tung dort nicht ansprechen würde, so wußte er sich doch von dem Vielen, das dort geboten wurde, Einzelnes herauszulesen, das ihn allerdings fesseln konnte. Er sah Mad. Herz wieder, Varnhagen und Rahel waren ihm von Frankfurt her bekannt und zugethan. Empfehlungen nahm er mehr mit, als er abgab. Er reiste in seinem eigenen Wagen. Die Parade, die Willibald Alexis und Ludwig Robert mit ihm in der Mittwochsgesellschaft machten, hat er selbst beschrieben. „Hofrath — Börne — Sonntag — göttlich!“ war der Refrain, den er des Tages hundertmal hörte. Jedenfalls meinte man es gut und herzlich mit ihm. Die Berliner Belletristik war damals noch nicht in dem Grade von Anstand, von Begeisterung entblößt, wie später, wo die Eckensteherwitzlinge daselbst das große Wort führten und einige trockne Epigonen von den hintersten Reihen der Hegelschen Schule den Ton angaben. Die Anbetung Goethes, die damals in Berlin Mode war, gab dem ganzen Wesen etwas Geordnetes, Enthaltsames; Niemand drängte sich vor; Alle waren sie nur die Gesellen eines einzigen unsichtbaren Meisters. Börne mit seiner süddeutschen Nachlässigkeit, mit seiner politischen Terminologie, mit seiner Schweigsamkeit, hinter deren lächelnder Außenseite so viel wichtiger gedankenschwerer Ernst verborgen sein mußte, erschien in diesem Kreise als ein völlig Fremder; jeder mußte sich erst seine eigne Brücke bauen, um zu einem Verständniß dieses kleinen unscheinbaren, kränklichen Mannes heranzukommen. Die meisten begegneten ihm von der dramaturgischen Seite, die nichts Verpöntes hatte. Daheim, er wohnte eine Zeit lang in der Friedrichsstraße im Hause des Buchhändlers Logier, traf man ihn nur in dicke Tabakswolken eingehüllt, im langen Schlafrock und ein rothes Jakobinerkäppchen auf

dem Haupte. Dieses Käppchen bestärkte manchen Verdacht, der gegen den Fremdling laut wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es gewisse Augen gab, die ihm, wie der preußische Gensdarmenausdruck sagt, damals „auf den Dienst paßten." Der Buchhändler Logier war aber außer sich über den Tabaksrauch, den Börne in seinem Hause verbreitete. Seiner Gesundheit und vieler Zahnschmerzen wegen schien er eine wahre Rauchkur zu gebrauchen. Herr Logier bat ihn, unter diesen Umständen auf die Ehre ihn länger in seinem Hause zu haben, verzichten zu dürfen. Wenn sich übrigens Mad. W. entschließen wird, Börne's vertrauten Briefwechsel mit ihr herauszugeben, so dürften grade die aus Berlin damals von ihm gekommenen Nachrichten sehr denkwürdig sein.

Als Börne nach Frankfurt wieder zurückkehrte, ging er schon ernstlich mit einem Plane um, zu dessen Ausführung man ihn in Berlin wahrscheinlich eifrig ermuntert hatte. Schrieb ihm doch Hitzig, er wollte Haus für Haus auf seine Schriften collectiren gehen! Er wollte die hie und da zerstreuten Denksteine seiner literarischen Thätigkeit zu einem einzigen Gebäude zusammentragen. So oft seine Bescheidenheit ihm dagegen einen Einwurf machte, so zweifelte er doch nicht, daß es sinnigen Lesern gelingen würde, aus den Fragmenten, die er nur bieten konnte, sich eine ernste, das Beste des Vaterlandes wollende und den innern Beruf des Wortes tragende Persönlichkeit zusammenzusetzen. Er knüpfte deßhalb eine Verbindung mit dem Buchhändler Campe in Hamburg an, der sich durch einige freimüthige Verlagsartikel damals den Ruf eines unternehmenden, waglustigen und gesinnungsfesten Verlegers erworben hatte. Trotz vieler Debatten über die Bedingungen dieser Ausgabe kam es zuletzt in Hamburg selbst zu einem

definitiven Abschluß über acht Bände „Gesammelte Schriften von Ludwig Börne.“ Börne erhielt für eine fünfjährige Entäußerung seines Verlagsrechtes 4000 Thaler. Ein witziger Prospektus lud das Publikum zur Subscription ein.

Den Sommer 1828 verlebte Börne am Rhein, in Geisenheim und Rüdesheim mit der Familie des bekannten Componisten Aloys Schmitt und mit seiner Freundin Mad. W. Hier ordnete er seine zerstreuten Schriften zum Drucke. Im Herbst reiste dieser ganze gesellige Kreis nach Hannover, wo Börnes Freundin bei dieser ihr verwandten Familie blieb und Börne über Braunschweig nach Hamburg ging.

Der großartige Weltverkehr Hamburgs überraschte ihn. Seewesen war ihm etwas Neues, er fühlte, daß sich in dieser Fülle von Zerstreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließ und gab die wenigsten der Vielen, die er hatte, ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvedère nahm, gestattete ihm einen freien Blick auf die schön und voll sich schaukelnden Wassermassen des Alsterbassins. Der bedeutende Buchvertrieb in der Handlung, die seine „Gesammelte Schriften“ verlegen sollte, sprach ihn an. Er ließ sich die großen Vorräthe derselben zeigen und äußerte besorglich: Wenn hier eine Feuersbrunst auskäme?*) Da er einige Titel der aufgestapelten Bücherballen las, verbesserte er sich und sagte: „Es ist wahr, Feuer kann ihnen nichts thun; es ist zuviel Wasser darin!“ In dem Dramaturgen Zimmermann fand Börne einen begeisterten Verehrer. Zimmermann ist einer der seltenen Beweise, daß sich die gründlichsten philologischen Kenntnisse und ein gelehrter Beruf (er war Professor am Gymnasium) mit geschmackvoller

*) 1842 kam sie!

Beurtheilung der neuern und neusten Literatur, mit aufopfernder Hingebung an die Kunst und selbst ihre flüchtigsten Entfaltungen (am Theaterabende) wohl vereinigen lassen. Zu bedauern ist nur, daß seine sittliche Kraft nicht ausreichte, um diese beiden Elemente seiner Bildung im schönen Gleichgewicht zu erhalten, und daß bei ihm zuletzt der Mensch dem Genius unterlegen ist. Wie Börne diesen gründlichen Kunstkenner damals noch antraf, war er zum Umgange noch verwendbar. Er wurde des von ihm hochverehrten Schriftstellers Cicerone, machte ihn mit Hamburg's Natur und Menschen, mit Hamburg's Sitten und Unsitten bekannt. Wer könnte Hamburg verlassen, ohne seine Menschenkenntniß in allen Winkeln dieser Seestadt zu vervollständigen und seine Beobachtungen selbst da anzustellen, wo das Laster seine Orgien feiert? Mit scheuem Erstaunen blickte Börne in jene Tummelplätze der entfesselten Sinnlichkeit, die man in Hamburg mit dem dort für die diplomatische Welt verlornen Namen Salons bezeichnet. Mit launiger Gutmüthigkeit näherte er sich einem der weiblichen Geschöpfe, die bei Peter Ahrens ihre käuflichen Reize zum Köder der Verführung machen, und reichte ihr, um ihren geistigen Bildungsgrad zu erforschen, sein Portefeuille, um ihm etwas hineinzuschreiben. Es wäre bei der schrecklichen Ideenverwirrung dieser Wesen gar nicht auffallend, wenn sie ihm eine sentimentale Stelle, etwa aus Tiedge's Urania, eingezeichnet hätte; doch war das, was Börne zu lesen bekam, zufällig etwas stark unsinnig. Wie erfreulich ist es doch, mit einem Philologen umzugehen! sagte Börne, als Zimmermann den Versuch machte, in das Gekritzel des Frauenzimmers, wie in eine Attische Inschrift, einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen.

Im October 1828 reiste Börne schnell von Hamburg wieder nach Hannover zurück. Hier begab er sich nun sogleich mit einem ungewohnten Fleiß an die Redaktion seiner gesammelten Schriften, an neuere Aufsätze, die den alten schon gedruckten als Ergänzung dienen sollten. Die Sorge über gutes Papier, geschmackvolle Lettern, Correktheit des Drucks, die Sorge um das Format, die Censur, die Versendung seiner Schriften machte ihm viel unruhige Stunden. Wo soll ich all das Zeug zu 120 Bogen hernehmen? seufzte er oft, wenn ihm das Format zu groß schien. Campe in Nürnberg druckte die Schriften mit einer Eleganz, die dem Verleger, der die Kosten nicht scheute, Ehre machte; fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit dauerndem Eifer. Hannover, schreibt er seinem Verleger, ist ein Ort, wo man nur die Wahl hat, zu arbeiten oder an Langeweile zu sterben. Ich habe gefunden, schreibt er ein ander Mal, daß Hannover doch noch langweiliger ist, als mir meine Werke vorkommen. Dabei beobachtete er den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande und äußerte sich: „Ich denke diesem guten Hannover früher oder später ein Ehrendenkmal zu setzen. Einen solchen Ort such' ich mir schon lange.“ Einige der vorzüglichsten Artikel Börne's sind aus dieser Zeit, z. B. seine Kritik des Immermann'schen Hofer, an der er vierzehn Tage lang gearbeitet zu haben erklärte. Aufgefordert, Immermann's Friedrich II. zu beurtheilen, wies er es ab, weil er nicht Zeit hätte, jetzt die sechs Bände von Raumers Hohenstaufen durchzulesen. Schon damals beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke, über Frankreich etwas Zeitgemäßes und in periodischer Form zu schreiben. Er wollte nach Waiblingers Art einen Almanach aus Frankreich mit Kupfern herausgeben. Doch stand

er davon ab, als ihm der Verleger den Ueberschlag der Kosten machte. Damals erhielt er die Abrechnung über die kleine Brochüre, die er gegen die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in Heidelberg herausgegeben hatte. Vier Thaler sechszehn Groschen kamen auf sein Theil. Das reicht grade zu meinen Kirschen für den nächsten Sommer! schreibt er. Diesen Sommer aber von 1829 sollte er wenig Kirschen essen.

Auf der Rückreise von Hannover berührte er Kassel, wo ihm Murhard ein befreundeter Anlehnungspunkt war. Murhard, dessen Gespräche sich am liebsten mit Politik beschäftigten, rühmt Börne's treffende Aeußerungen über die damalige Zeitgeschichte und die Ruhe, mit der er abweichende Ansichten aufnahm. Börne war kein Proselytenmacher. Er haßte es, über Ansichten zu streiten, die sich nicht demonstriren ließen, sondern die nur aus innerer Ueberzeugung geboren würden. In Kassel erlebte Börne einen heftigen Rückfall seiner körperlichen Leiden. Er mußte, von Dr. Harnier behandelt, länger dort bleiben, als er gewünscht hätte; denn Kassel war ihm ein todter und ängstlicher Ort. Um Murhard zu beweisen, wie groß die Einsamkeit Kassels wäre, erzählte er ihm, er hätte auf einer Bank in der Karlsau (einem reizenden Park bei Kassel) einen Sechsbätzner zurückgelassen, um zu sehen, ob Jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen sein. Er kam nach drei Tagen und siehe! er fand das Geldstück noch auf derselben Stelle, wo er es hingelegt hatte.

Damals nahm Börne in Kassel seinen Konrad in Dienst, den treuen Konrad, der in den Pariser Briefen so oft die Scene erheitert, seinem Herrn Gelegenheit zu so vielen humoristischen Einfällen gibt und ihm seine physischen Kräfte anbietet, falls er sich an seinen Feinden wollte nachdrücklich

gerächt sehen. Konrad schien bestimmt zu sein, nur der Literatur die Kleider auszuklopfen und die Schuhe zu reinigen. Konrad war schon in Kassel in einer Druckerei, beim Redakteur der Kasseler Zeitung, Dr. Pinhas, Auslaufer gewesen. Konrad machte sogar Verse und erfreute damit seinen Herrn. Konrad schrieb Briefe, die würdig waren, gedruckt zu werden. Börne hätte oft gewünscht, Konrad wäre weniger ästhetisch und dafür geschickter und flinker auf den Beinen gewesen. Dieser Bediente war in Allem eine treue deutsche ehrliche Seele, auch darin, daß er hundertmal etwas fallen ließ, das er nicht bezahlen konnte, daß er gar nicht gemacht schien, mit ihm Staat zu machen und weit öfters selbst unbequem, als ein Hülfsmittel zur Bequemlichkeit war. Konrad war ehrlich, aber auch gewissenhaft; er war gewissenhaft, aber auch pedantisch. Er würde sich in einem Lustspiel oft weit besser ausgenommen haben, als im wirklichen Leben. Dort hätte man doch wenigstens über das lachen können, worüber man hier zuweilen hätte weinen mögen. Und grade mit allen diesen bösen Tugenden und glänzenden Lastern wurde er für Börne ein Bedürfniß. Er hing mit gränzenloser Liebe an seinem Herrn und lebte sich so in ihn hinein, daß er durch Börne's Tod ganz vereinsamt dastand. Börne's Freunde wollten ihn nach Deutschland mitnehmen, er wollte nicht zurückkehren. Tausend Franken, aus Börne's Verlassenschaft gezahlt, sicherten ihn vor augenblicklichem Mangel. Erst trat er in die Dienste Meyerbeer's, dann begleitete er einen Reisenden nach Italien, den bekannten Landschaftmaler Bertin, schrieb von dort aus sehr originelle Briefe, kehrte nach Paris zurück, heirathete eine Französin und hat sich jetzt in der Nähe von Paris mit einem gewissen Wohlstande niedergelassen.

In Kassel hatte sich Börne's Gesundheitszustand so verschlimmert, daß er unmittelbar nach Wiesbaden reiste. Sein Uebel, rheumatische Lähmung, hatte sich so gesteigert, daß er von einem Bette zum andern getragen werden mußte und die heftigsten Schmerzen litt. „Verehrtester Herr Geheimerath," schrieb er an Dr. Löhr, seinen Arzt in Wiesbaden: „da das Wetter gut zu werden anfängt, habe ich mir vorgenommen nach Ems zu reisen. Ihnen mein Dankgefühl auszudrücken für die unendliche Güte, die Sie mir bezeigt, und für die unbeschreibliche Geduld, die Sie mit mir armen ängstlichen Menschen gehabt, würde ich vergebens nach Worten suchen. Möchte der Himmel, wenn er mich ferner mit Krankheiten heimsuchen will, mich zu meinem Troste dann immer in Ihre Nähe führen. Entziehen Sie die Theilnahme, die Sie für den Kranken hatten, dem Genesenen nicht ganz und erinnern Sie sich zuweilen dessen, der Ihnen für sein ganzes Leben und aus vollem Herzen ergeben sein wird." Diesen Brief begleitete das Honorar. Sein Dank für die ihm bewiesene Geduld ist insofern nicht ganz motivirt, als Börne bei seinen Leiden die größte Geduld, Ruhe und sogar Heiterkeit bewies und nie klagte. „Sehen Sie," sagte er oft, „körperliche Schmerzen, bestimmte, ausgesprochene, wenn auch noch so heftige, kann ich sehr gut ertragen; nicht so gut hypochondrische Leiden oder Seelenschmerz." Der dem Arzt abgestattete Dank ist um so zartfühlender, als Börne anfing, sich gegen alles Mediziniren zu erklären und sich in ihm die Ansicht festsetzte, daß seine vielgenossenen früheren Arzneien seinen Zustand verschlimmerten.

Aus dieser Zeit setzen wir einen ungedruckten Brief an seine Schwester her. „Wiesbaden den 20. April 1829. Liebe

Schwester! Dein Brief hat mir sehr viel Freude gemacht und ich danke dir herzlich dafür. An der Verheirathung deiner Kinder und deiner Zufriedenheit nehme ich den brüderlichsten Antheil. Ich grüße deine Töchter und Schwiegersöhne von ganzem Herzen. Die gute Therese soll mit mir zufrieden sein. Es braucht gar keiner Versöhnung und einer feierlichen Bezeugung derselben. Wenn wir uns treffen, soll es sein als wäre nichts vorgefallen."

„Ich wünschte auch sehr dich vor deiner Abreise nach München zu sprechen. Aber nach Frankfurt kann und mag ich nicht kommen. Ich habe sehr dringende literarische Arbeiten, muß nachholen, was ich durch ein dreiwöchentliches rheumatisches Fieber versäumt habe, und Frankfurt würde mich zu sehr zerstreuen. Auch ist mir der Aufenthalt dort immer unangenehm gewesen. Es wäre mir daher sehr erfreulich, wenn du so gut wärest, mit mir an einem dritten Orte zusammenzukommen. Aus Gründen, die ich schriftlich nicht mittheilen kann, wünschte ich nicht, daß du hieherkämest, lieber wäre mir, wir träfen uns in Mainz. Ich bleibe bis Anfang Juni hier, du kannst also nach Belieben den Tag bestimmen. Schreibe mir denn, an welchem Tage du dort sein willst und in welchem Wirthshaus du einkehrst. Du mußt aber dich genau versichern, wann dein Brief hier in Wiesbaden anlangt, daß ich ihn etwa nicht zu spät bekomme."

„Ich freue mich sehr die jungen Weiber zu sehen. Willst du eine Nacht in Mainz bleiben, wäre es um so schöner. Wir könnten dann länger beisammen bleiben. Es wird mich sehr interessiren, mit dir von deinem Louis zu sprechen, aus dem ich in Berlin eigentlich nicht recht klug werden

konnte. Aber er gefiel mir übrigens sehr. Herzlichen Gruß an Alle.

Dein dich liebender Bruder
Börne."

Die ersten etwas langsamen *) Erfolge seiner gesammelten Schriften wartete Börne in Frankfurt ab. Kritisch wurden sie besonders in Berlin mit freudiger Anerkennung, besonders ihrer formellen Reize, begrüßt. Den Inhalt und besonders die politischen Theorieen, die durchschimmerten, mußten die ästhetischen Beamten, welche wie der Intendanturrath Neumann die Schriften beurtheilten, sehr in Abrede stellen. Auf die Jugend machte diese Erscheinung einen bezaubernden Eindruck. Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspektive in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zu dem Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst; die freiste Ungebundenheit war doch zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Crystallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze lösten sich hier vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte heraustrat. Verklungene Debatten sah man hier wieder aufgenommen, ein patriotisch freier Sinn reagirte gegen die ästhetische Verflachung, in welche wir gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, uns zu verlieren fürchten mußten. Es waren nicht goldne Aepfel in silbernen Schaalen, sondern frische, natürliche, den Reif des Gartens tragende Früchte in crystallenen.

*) Sollte man glauben, daß der ersten Aufforderung zur Subscription kaum mehr als nur 150 Unterschriften gefolgt waren!

Börne wurde jetzt in Frankfurt immer mehr ein berühmter Mann, dem der durchreisende Dilettant und Kunstfreund seine Aufwartung machte. Auch das Handwerk sprach vor. Heine, Saphir, viele Berühmtheiten des Tages besuchten ihn. Um Heine war Börne eifrigst besorgt. Er schätzte ihn von den gleichzeitig Strebenden am höchsten. Er wurde in Frankfurt der Colporteur des jungen knospenden Ruhms der Heine'schen Muse, empfahl Heine's Schriften und ehrte ihn selbst, als er durchreiste, in seiner Persönlichkeit, ohne künftige Zerwürfnisse zu ahnen. Leider störte ihn oft mitten im Genuß solcher für ihn festlichen Augenblicke sein Körperleiden. Als Saphir, Schnyder von Wartensee und mehrere Andre eines Abends bei ihm eingeladen waren, trafen sie ein dunkles Zimmer, nirgends eine Vorbereitung, Mad. W. kam ihnen verstörten Blicks entgegen, Börne war so eben wieder vom Blutsturz befallen. Um Alles zu seiner Genesung zu versuchen, bezog er im Sommer 1830 das bei Frankfurt gelegene Bad Soden, das ihm die Aerzte angerathen hatten.

Das Tagebuchs-Idyll, welches den achten Band seiner Schriften bildet, schildert einen Theil seines Sodener Aufenthalts. Mad. W. war seine Nachbarin. Börne holte sich weniger an den vierzehn Quellen dieses Bades, als aus der freien Natur, aus den Fesseln einer idyllischen Langenweile, und den kleinen Zerstreuungen, zu welchen sich die Badegäste vereinigten, eine Stärkung seiner Gesundheit. Börne liebte den Umgang mit Frauen; hier war er in einem Frauenbade. Sie berichten auch von ihm, daß er an allen Gesprächen harmlos Theil nahm, sich nie vordrängte, sondern in einer solchen Zurückgezogenheit hielt, daß man ihn aufsuchen mußte,

um seinen Geist recht zu erkennen. In seiner freundlichen und still sinnenden Weise schloß er sich jedem gemeinschaftlichen Vergnügen an und hatte seine große Freude an jedem kleinen Erlebniß der Umgegend, mochte es auch nur eine nach altem Ritus gefeierte Judenhochzeit sein, bei der er die schöne Bedeutung der wunderlichsten Ceremonien mit Aufmerksamkeit verfolgte. Bei einer frühen Morgenwanderung auf den Dachberg ging er mit der Laterne voran, ein Kreis von Badgästen hinterher. Und was ihn über sein gewöhnliches Maaß hier vollends hinaushob, war die Nachricht von der Julirevolution. Mit Ungeduld harrte er auf die Stunde, wo die Zeitungen ankamen. Er ging auf die Landstraße hinaus und spähte nach der Ankunft des Boten, der sie von Höchst bringen mußte. Dauerte es ihm zu lange, so ging er selbst nach Höchst, um die wunderbare Begebenheit zu verfolgen. Lange hielt er es nun auch in Soden nicht mehr aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück und setzte Alles durch das electrische Feuer, das aus ihm sprühte, in Erstaunen. Im Gelehrtenverein erkannte man den früher so schweigsamen leidenden Börne nicht wieder. Es schien ein Wunder mit ihm vorgegangen.

Versetzen wir uns jetzt wieder in Börne's politische Gesinnungen, so liegt der Gegensatz seiner Stimmung, wie sie ihn kurz vor der Julirevolution und unmittelbar nach ihr beherrschte, in den Pariser Briefen und dem Tagebuch seines Aufenthalts in Soden klar ausgesprochen vor. Hier zeigte sich der Grad, bis zu welchem seine Hoffnungen vor dem Juli 1830 erloschen, seine Wünsche verstummt waren. Er hatte keine einzige seiner Ueberzeugungen aufgegeben, aber die Welt war mit Schleiern verhängt; nur noch den Blüthen-

bäumen am Fuß des Taunusgebirges vertraute er seine Gedanken, nur noch mit den Najaden der wunderthätigen Quellen in Soden plauderte er über Politik. Sein Tagebuch zeigt ihn uns, wie er nicht mehr Fürsten und Diplomaten, sondern die Gänse und Hühner im Gasthaus zum „Frankfurter Hof" beobachtet und sich aus ihrem Treiben an den Lauf der Welt draußen erinnern läßt. Er spricht über Schiller und Goethe, über die sorglosen Träumereien und Zerstreuungen, denen sich die letzte Zeit der Restaurationsperiode hingab. Da endlich bricht die Julirevolution aus. Alle seine alten Gedanken springen plötzlich wie niedergehaltene elastische Federn auf. Seine Pariser Briefe zeigen ihn uns wieder mitten in den Fragen der Zeitgeschichte, er sieht das, was er längst behauptete, bewiesen, was er vorhersagte, eingetroffen. Er verfolgte, im schönsten Vertrauen auf eine muthige Erhebung der politischen Begriffe, die sich auch der Deutschen bemächtigt zu haben schien, den Verlauf der Ereignisse, wie sie auch bei uns nach und nach das Losschlagen einer vom Zeitgeist geheim gelegten Mine waren. Er mußte seinen Blick auf England, Belgien, Italien, Polen richten; denn alles traf wie mit einem Zauberschlag zusammen. Die Bitterkeit der darauf folgenden Pariser Briefe ist aber weniger die Folge seiner übermüthigen Freude, als des Schmerzes, daß der Freiheit ihr Sieg verloren gehen könne. In Deutschland hatte sie ihn, er sah es bald, nicht vollständig errungen, in Frankreich wurde sie darum betrogen. Die Freiheit hatte gleichsam eine große Erbschaft gemacht, aber der Banquier, bei dem sie sie ausgezahlt erhalten sollte, Louis Philipp, fallirte böswillig. Börne hatte ein scharfes Auge, diese Umtriebe zu durchschauen. Er konnte hier seine Erfahrungen aus den

Zeiten der Wage und der Carlsbader Beschlüsse wieder aufnehmen; daß er es mußte, daß ihn die Wendung, die die Erfüllung seiner Hoffnungen nahm, dazu zwang, gab ihm jenen Unmuth, der in den Pariser Briefen Dinge aussprach, die selbst manchen seiner Freunde verletzt haben.

Die praktischen politischen Ideen Börne's blieben auch damals dieselben. Er wollte ein einiges Deutschland, das von der Vielherrschaft seiner Fürsten dadurch befreit wäre, daß keiner seine Souveränität dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es seinen Schwerpunkt nicht in Rußland, sondern in Deutschland suche; er verlangte von Oesterreich, daß es seiner Politik des Stillstandes und seinen aufhaltenden Einflüssen auf die süddeutschen Höfe entsagte; er verlangte von diesen selbst und von den Schirmherren, Oesterreich und Preußen, die freieste Entfaltung des constitutionellen Systems. Erst wenn für diese Hoffnungen sich gar kein guter Wille bei den Fürsten zeigen wolle, dann war ihm die Republik lieber, als jede andre Verfassung, die dem Bürger nicht gestatte, für sein irdisches Wohlergehen nach freiestem Menschenrechte zu sorgen. Es ist kein Zweifel, daß dies Börne's politisches Glaubensbekenntniß von seiner praktischen Seite war.

Ueberhaupt stimmt Börne's Theorie von Staat und Bürgerthum mit Rousseau's Contract social zusammen. Sein Gefühl ließ ihn, um das Wesen des Staates zu bestimmen, von Nichts anderm ausgehen, als von den Menschenrechten. Sein politischer Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit noch höher stände, als die Freiheit. Börne hielt diese Ueberzeugung für so tief in der Menschenbrust begründet, daß er daraus den Grund herleitete, wie Napoleon die Franzosen fast

zwanzig Jahre hindurch beherrschen konnte. Napoleon nahm ihnen die Freiheit, aber er ließ ihnen die Gleichheit. Er schuf zwar einen neuen Adel, aber jeder konnte in ihn aufgenommen werden. Die Franzosen hatten zwar keine andern Rechte mehr, als das eine, Soldat zu werden und sich für den Kaiser erschießen zu lassen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angesehen werden sollte, so traf sie als solche alle. Eine Sklaverei wird leichter vergessen, wenn Niemand von ihr ausgenommen ist.

Manche theoretische Behauptung über den Staat in Börne's frühern Schriften wird man weit gemäßigter finden, als man einem Manne zutrauen sollte, der allerdings mit der Ueberzeugung starb, daß die Republik die einzige Gesellschaftsverfassung wäre, bei der sich ein gesunder Kopf und ein gesundes Herz beruhigen könne. Von der Volkssouveränität, dieser Parole des Streits der politischen Doktrinen, sagt er (Bd. VII. der alten Ausgabe S. 35.) „Diejenigen, welche für die Volkssouveränität streiten, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigner Tyrann sein und es ist es oft gewesen." Börne gibt in dem Aufsatz, dem diese Stelle entnommen ist, ferner seine politische Meinung deutlicher an. Er sagt, es handle sich eigentlich nicht um Monarchie und Republik, nicht um absolut oder constitutionell, sondern um dasjenige, was in einem Staate als das Ursprüngliche gesetzt wird. Er sagt, darum

handl' es sich: „ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und dazu zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck, oder der Mensch in ihm?" Nicht das, fährt Börne fort, wäre an Ludwigs des Vierzehnten Ausspruch: Der Staat bin Ich! so gefährlich gewesen, daß er sich zur Hauptsache, sondern den Staat überhaupt zur Hauptsache gemacht hätte. „War Lykurg besser, als Robespierre?" frägt Börne. „Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen. Lykurg die Menschheit. Robespierre opferte sie, er schlachtete sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein guter Bürger, im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, sein Staat, der republikanische — gleichviel. Er war ein Absolutist wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebt, sei es das Volk, sei es der Fürst." Indem wir dringend auf jene Abhandlung hinweisen, bemerken wir, daß sie Börne's politische Philosophie am deutlichsten entwickelt. Sie ist so frei von Partheileidenschaft, daß Börne sogar die von der Opposition in Frankreich heftig angegriffene Milliarde, die Entschädigung der Emigrirten, aus Gründen der Billigkeit vertheidigt. Börne's

administrativer Grundsatz war: **Il ne faut pas trop régner.** Das Zuvielregieren, mochte es nun von einem Robespierre oder Ferdinand VII. kommen, war ihm verhaßt; denn es opfert den Menschen der Maschine, den Bürger dem Staat, es tödtet die freie harmlose Benutzung unsres Daseins, das uns von Gott nicht gegeben wurde, um nichts als die Erbärmlichkeit unsrer sogenannten polizirten Gesellschaftsverfassung zu genießen d. h. zu erdulden, sondern, um uns für eine höhere Weltordnung geistig und seelisch vorzubereiten. Er haßte dies ewige Bevormundetwerden, die Controlle, die Beamtenarroganz, die Demuth, die uns dem verkörperten Gesetz gegenüber zugemuthet wird, die polizeiliche Schinderei, der wir ausgesetzt sind, wenn wir nur den geringsten Schritt aus unserer Häuslichkeit herauswagen, z. B. eine Reise machen wollen. Humanität, ächte Philanthropie, Friede, Liebe und Glückseligkeit, dafür schwärmte Börne's edler Geist und hat in diesem Sinne allein alles ausgesprochen, was an politischen Maximen und Urtheilen je nur in seinem Munde so bedenklich erschienen ist. Er verlangte nichts, als daß die Beamten höflich sind, die Collegien minder impertinent, die Polizeicommissäre minder patzig (wie man in Berlin sagt), er verlangte, daß jeder Bauer vom Amtsschreiber Herr angeredet und Jedem, der, ohne ein Dieb zu sein, auf der Amtsstube erscheinen muß, ein Stuhl angeboten wird; er verlangte, daß der vornehme grobe Staat sich zu uns verfügt, wenn wir ihn nicht ansuchen; er haßte die Frechheit der Offiziere, die Dreistigkeit der Adeligen, die übermenschliche Einbildung der Fürsten, — da liegt der Punkt, wo sich ein so harmloses Gemüth, wie das eines Börne, entzündete und in Flammen auflodern konnte, die gefährlich waren. Hätten wir in unserm

politischen Leben Edelmuth, Offenheit, liberales Zuvorkommen, bei den Fürsten ächte Menschlichkeit, Achtung vor dem Gemeingeiste und dem öffentlichen Urtheil, Zartheit in allen Berührungen, Biedersinn in dem, was man thut, und Milde in dem, was man verbietet; wie sicher würden wir einer Beruhigung der politischen Leidenschaften entgegengehen, wie ruhig unsre besten und edelsten Geister sich mit den herrschenden Verhältnissen über das, was sich nicht in einer Sommernacht ändern läßt, verständigen sehen!

Im Spätherbst des Befreiungsjahres reiste Börne nach Paris. Es ließ ihm in Deutschland keine Ruhe mehr. Er wollte dem Heerde der Ereignisse nahe sein und sie nicht von der Peripherie, sondern vom Centrum aus beobachten. Die beiden ersten Bände seiner Briefe geben über alle seine persönlichen Begegnisse auf der Reise und den Winter über in Paris den vollständigsten Aufschluß; denn sie sind ein Tagebuch, ein zusammengeheftetes Journal, eine Art Zeitschrift, die alle Reize und alle Nachtheile der periodischen Literatur vereinigt. Frisch, lebendig, aber auch voller Widersprüche und ohne eine andre Einheit, als die einer geistreichen, glühend hoffenden Persönlichkeit. Ueberhaupt ist der richtigste Gesichtspunkt, um Börne's sechs Bände Pariser Briefe zu beurtheilen, der, daß man sie eine zusammengeheftete Zeitschrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie geben Nachrichten, die nicht selten sehr begründet, nicht selten aus der Luft gegriffen sind; sie bauen Schlußfolgerungen auf, die schon vom nächsten Tage widerlegt werden; sie sind abgerissen im Styl, im Gedanken, sie wollen nichts sein als das Echo des Tages, aufgefangen in einer Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe

und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesen wunderbaren Briefen nie auf sicherm Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finstre Moorgründe; freundliche weiße Engelsgestalten winken uns hinter den Büschen wieder heraus. Nicht einmal als Barometer der persönlichen Temperatur Börne's möchte man diese Briefe gelten lassen; sie sind eine Zeitstimmung, sie sind ein Daguerreotyp dreier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinste wunderbar wahr treffend, dort alles wie in schwarze Tusche verwischend, ohne bunte Lichtübergänge, schwarz und weiß, je nach der Parole des politischen Glaubensbekenntnisses. Noch ehe sich Börne an die Abfassung dieser Briefe begab, schrieb er bei der Nachricht von den in Deutschland ausbrechenden Tumulten am 22. Sept. 1830 aus Paris an einen Freund: „Offen gesagt, ich freue mich nicht über das revolutionäre Wesen in Deutschland. Gewonnen wird doch nichts dabei; Nichts durch Gewalt; denn die ist noch nicht auf Seiten des Volkes; Nichts durch Belehrung unsrer Staatsmänner, denn die sind nicht zu bessern. Dies alles wird keine andre Folge haben, als daß die Seiler in Flor kommen: denn, ich bin gewiß, es wird viel gehängt werden.“ Der Gedanke, ein Journal, etwa mit Heine in der Schweiz, herauszugeben, beschäftigte ihn lebhaft. „Daß man jetzt arbeitet,“ sagte er, „ist nicht mehr Sache des Schriftstellers, sondern des Bürgers.“ Er hätte so gerne mit Heine eine Art Quartalschrift, nämlich eine wirklich zwischen ihnen unterhaltene Correspondenz, herausgegeben. Heine hatte keine Lust dazu. Börne kam ein Jahr später wieder auf diese Idee zurück und äußerte sich unterm 12. Oct. 1831: „Bei Heine, den ich übrigens wenig

sehe, hab' ich nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir aber in Beziehung auf mich unerklärlich wäre, da er mich als einen Gleichgesinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht."

Börne kam im Frühjahr 1831 nach Deutschland zurück. Seine Briefe waren noch nicht erschienen. Er fand, daß dem Aufschwunge der Deutschen unzählige Niederschläge drohten, daß aller Orten Fallen für die „jungen Füchse der Demagogie" gestellt waren, aber noch schien ihm nichts verloren, noch konnte dem wild gewordenen deutschen Ackergaul durch Pfeifen und Rufen wieder Muth gemacht werden. Ein solcher Zungenschlag, womit der Reuter seinem Rosse die Ohren spitzt und es in bessern Trab bringt, sollten seine Briefe sein. Daß er darin Dinge gab, die sich nicht vor der Vernunft verantworten ließen, wußte wohl Börne recht gut; aber gerade durch diesen pikanten Sauerteig sollte das noch etwas fade Gebäck des erwachten Volksgeistes schmackhaft gemacht werden. Börne hätte das Alles beschwören sollen, daß er die Deutschen verachte, daß er ihnen auf der Kehler Brücke seinen Rücken und noch mehr zeigte, beschwören, daß man Könige ihrer Nase wegen verjagen dürfe u. dergl.? Gewiß nicht; aber er dachte: Es ist gut, wenn Einer kommt und so das Aeußerste sagt; das bringt sie in Harnisch, hurtig, flink! das bringt Leben in die Sache — und darum ließ er diese Lachtauben ausflattern. Daß sie ihm hernach kamen und alles bewiesen haben wollten, daß sie Abhandlungen über jene Fürsten-Nase, Abhandlungen über das Verbrennen der Göttinger Bibliothek schrieben, daß sie alles buchstäblich nahmen und in dem Buche alles, nur nicht das, was es

sein sollte, einen elektrischen Leiter, sahen, das empörte ihn und gab ihm die Erbitterung, die in den folgenden vier Bänden allerdings methodischer, überlegter und unversöhnlicher auftrat. Börne war den Sommer 1831 über in Baden wo er mit Männern freundlich umging, von denen er nicht ahnte, daß sie sich bald in seine widerwärtigsten Feinde verwandeln sollten. Die Briefe erschienen endlich, ohne Censur, im Spätherbst desselben Jahres, als schon Warschau gefallen war und die Polen ihre Durchzüge durch Deutschland begannen.

Vor dem weitern Verlauf unsrer Erzählung hier noch ein Brief, den er an den Maler Oppenheim aus Baden-Baden richtete: „Baden den 8. Sept. 1831. Lieber Freund! Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mein Bild überlassen, so lange Sie es brauchen. Das alte fac-simile wie auch den Pfeilschifter bitte ich Sie wegzulassen. Ist es nicht besser gar kein fac-simile zu machen? So etwas und zu dieser Bestimmung erst geschrieben, wird immer affectirt, wenigstens erscheint es so. Wenn ich auch, wie ich gewohnt bin, nur immer ausspreche und niederschreibe, was und wie ich es grade auf dem Herzen habe, so kann man doch in wenigen Worten seine Gesinnung und sein Gefühl und deren Aufrichtigkeit dem Leser nicht klar machen. Muß ich denn etwas in der Hand haben? Ein Stück Zwetschenkuchen wäre mir am liebsten. — Als vorigen Sommer die Juli-Ordonnanzen kamen, welche die ganze Welt aus ihren Fugen rissen, rief ich vergnügt aus: Und Gott sprach: es werde Licht! Wollen Sie das als fac-simile gebrauchen? Dann könnten Sie mir den Moniteur 26 Juillet 1830 in die Hand geben. Aber das bleibt Ihrem Urtheil überlassen. Ich kann

meinem Takte hierin nichts zutrauen. Auf jeden Fall lege ich das Zettelchen bei. Börne. — P. S. So eben bemerkt mir Madame ***, wenn unter meinem Bilde stünde: Gott sprach, es werde Licht, könnten die Leute denken, das bezöge sich auf mich. Ich glaube, sie hat Recht. Ueberlegen Sie's."

Es ist wahr, Börne's Briefe aus Paris fanden mehr Widerspruch als Anklang. Sie konnten nicht nur von der Parthei des Widerstands als schlagendes Beispiel benutzt werden, wohin wir mit den demokratischen Ideen kommen würden, sondern selbst die liberale Parthei, welche bei ihrem Erscheinen in den Kammern, in Volksversammlungen und Zeitschriften im Vortheil war, konnte ihre gesetzmäßigen Fortschritte durch die Verwahrung geltend machen, daß man zwar auf Freiheit drang, aber die Zügellosigkeit eines Börne verabscheute. Seine Briefe ließen sich als eine Befürchtung und als eine Drohung citiren. Sie gaben ein Beispiel für das, was man gewärtigen konnte, und ein anderes für das, was man vermeiden wollte. Zwischen beiden Partheien standen noch jene literarischen Halblinge, deren Beruf es zu sein scheint, allen originell sich entwickelnden schriftstellerischen Persönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß selbst das Ausgezeichnetste in der Welt nicht ohne Widerspruch sein dürfe. Ohne von der politischen Strömung erfaßt zu sein, kamen meist aus Berlin, Leipzig und zum Theil aus Hamburg, überhaupt aus der Gegend hinter der Elbe diese retardirenden, gewöhnlich vom Ei beginnenden Einsprüche. Es ist das eine alte Erfahrung bei uns. Es kann einer eine fertige, abgerundete Physiognomie in der Literatur längst nach allen Seiten hin

gezeigt haben, so kommt gewöhnlich von dorther noch immer Einer und fragt: Womit vertheidigst du deine Existenz? Wer bist du und auf wessen Namen bist du getauft? Passest du in die Definition, die ich von dir, noch ehe du warst, schon zu geben wußte? Und diese waren es auch, (z. B. in den Blättern für literarische Unterhaltung) deren Einspruch Börnen am meisten verletzte; denn eigentlich sind diese Leute unwiderlegbar; die einzige Verständigung, die mit ihnen möglich ist, bleibt die, bei seinem Wesen und in seinen Behauptungen zu verharren. Consequenz ist noch das Einzige, was auf die Phantasie dieser Doktrinäre Eindruck macht.

Unstreitig hat der später Börnen so feindliche W. Menzel das Verdienst, die ersten Bände der Briefe aus Paris am richtigsten gewürdigt zu haben. Er sah in dem, was sich in ihnen wohl nachempfinden ließ, aber mißlich auszusprechen und am wenigsten öffentlich zu billigen war, Börne's als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande. Die schönen patriotischen Huldigungen, welche unsern Schriftstellern immer so bequem im Munde liegen, sind ja meist immer nur die Eingebung einer Liebe, die sich nicht auf Proben stellen läßt und, stellte man sie, nicht bestehen würde. Schmachtende Vaterlandsliebe kannte Börne nicht, sondern nur jene, die auch grollen kann, die Liebe, welche erhebt und bessert, nicht die, welche einschläfert und in Küssen begräbt. Wir haben noch viele solcher Schwärmer, die mitten in den zahllosen Gebrechen unsrer gesellschaftlichen Beziehungen, einer Nation, die sich diese gefallen läßt, schmeicheln zu müssen glauben. Börne würde gern geliebt haben, hätte er gedurft. Seine Liebe war nicht mondscheinblasser Natur, sondern vollblutig, leidenschaftlich, eine Liebe, von der man sagen durfte, sie hat

Temperament. Wenn er die Deutschen schmähte, so ist es möglich, daß er die Lage nicht berücksichtigte, welche uns hinderte, die Ursachen seines Tadels so schnell wegzuräumen; aber er schmäht nicht aus Haß, sondern wo er zu hassen scheint, sieht man nur einen solchen Haß, der, wenn er gedurft hätte, sich bald würde in Liebe verwandelt haben. In keinem Lande wird mehr über die Vaterlandsliebe, von der Schule an bis ins Leben, deklamirt, als bei uns und doch trägt sie uns weit weniger Früchte ein, als in Ländern, wo sie ein unmittelbar im Nationalegoismus vorausgesetztes, mit der Muttermilch eingesogenes Gefühl ist und weit weniger besprochen wird. Börne durfte nur wieder in Paris sein, um sogleich sein deutsches Heimweh zu bekommen. Er pflegte im Umgang nie anders, als mit der größten Verehrung vom Vaterlande zu sprechen. Er haßte Goethe, aber die Franzosen sollten ja nichts davon erfahren, daß wir Deutsche unsre großen Genien hassen müßten. Hatte er etwas Tiefes in einem deutschen Schriftsteller gelesen, so sagte er oft: „Die Deutschen sind doch die erste Nation." „Lassen Sie," sagte er einmal, „die Deutschen nur einen Tag frei sein, über Nacht werden die großen Männer aus dem Boden wachsen." Er suchte seiner Freundin diesen Ausspruch oft sogar zu beweisen, er führte ihr die Grundelemente des deutschen Wesens vor und schloß dann mit Schmerz, daß unsre politischen Verhältnisse uns, die wir die Herren der Geschichte sein könnten, leider nur zu ihren Sklaven gemacht hätten.

Einige der Gegner, auf welche Börne ein Gewicht legen zu müssen glaubte, hat er in der Fortsetzung seiner Briefe selbst widerlegt. Da sie meist böswillig waren, so durfte er die Waffe des Spottes nicht verschmähen. Auch selbst auf

grobe Keile setzte er nicht gröbere, sondern seine Polemik, wie gegen W. Alexis, L. Robert, E. Meyer in Hamburg, ist immer fein, witzig, unterhaltend. Vielen seiner damaligen Gegner, die da glaubten, Vaterland und Vernunft gegen ihn vertreten zu müssen, mag wohl jetzt ihr Zorn verraucht sein. Um so widerwärtiger ist es, wenn ein Literarhistoriker wie Gervinus, in seinen „Gesammelten historischen Schriften" das ganze Wörterbuch leerer Beschuldigungen, die jemals gegen Börne ausgesprochen sind, wieder aufschlägt und mit selbstzufriedenem, scheinbar wissenschaftlichem Ernste darin herumblättert. Es könnte auch dieses Urtheil über Börne's Pariser Briefe unerwähnt bleiben und zu den übrigen geworfen werden, wenn nicht Gervinus sich die Miene gäbe, der Ausdruck wissenschaftlicher Gründlichkeit und einer von Professorenvorurtheilen unabhängigen Unpartheilichkeit zu sein. Darum hier über ihn einige Worte!

Ein von Hause aus mit Schematismen, mit Parallelen, Maximen, Aperçüs, verworrener Lektüre und vorgefaßten Bildungselementen ausgestatteter Kopf wie Gervinus ist unfähig, die freie Selbstständigkeit einer literarischen Persönlichkeit zu entwickeln. Von hundert aus der vergleichenden Geschichtsmethode entnommenen halben Wahrheiten her, fallen ihm auf die Personen und Leistungen, die er zu beurtheilen hat, Schlagschatten, die ihn das Meiste in einer falschen Beleuchtung sehen lassen. Gervinus ist kein Literarhistoriker, bei dem die Dichter und Denker selbst reden. Er gruppirt sie dahin, wo er einen Schlosserschen Erfahrungssatz für sie hat; er ist ein wissenschaftlicher Dilettant, über dessen Kenntnisse man eben so erstaunt, wie über den falschen Gebrauch, den ihn sein übergroßes Selbstvertrauen und eine gewisse laien=

hafte und exoterische Leidenschaftlichkeit von ihnen machen läßt. Gervinus hat den Heißhunger, alles Originelle um sich herum abzugrasen, weil ihm das Bedeutende nur in der Form einer sehr endlichen und vorgefaßten Nothwendigkeit gestattet scheint. Er erschrickt vor keiner neuen Erscheinung. Jede muß etwas beweisen, das er auf anderem Wege schon früher gefunden hatte. Wo bleiben da die Genien? Wo bleiben da selbst die Individuen?

Wenn man sagt, daß Börne's Pariser Briefe ein oberflächliches Gemengsel von Tollheiten und Verbrechen sind, (Gervinus sagt dies) so ist ein solches Urtheil eben so lieblos, wie unwissenschaftlich. Das letztere, weil es diese Briefe ganz aus dem Zusammenhange mit der Zeit, das erstere, weil es sie ganz aus dem Zusammenhange mit Börne als Menschen lostrennt. Wer die Aufregung der Zeit kannte, wird den Ton dieser Briefe zu würdigen wissen; wem auch dann noch Räthsel übrig bleiben, der gehe an die Quelle selbst, an das Gemüth des Autors, und überzeuge sich, ob es gesund oder krank und warum es krank ist. In Büchern nichts als den Inhalt sehen, das soll allerdings die Aufgabe der Kritik sein. Aber die Literarhistorie würde wenig Achtbares zu verzeichnen haben, wenn es nicht auch Bücher gäbe, die sich nur um ihres Autors willen erhielten. Gervinus ist schon deßhalb ein Feind dieser Briefe, weil sie keine Abhandlungen enthalten.

Gervinus benimmt sich immer gegen die Persönlichkeiten der Literargeschichte, wie ein Inquirent, der einen Inculpaten zu Protocoll zu nehmen hat. Aber nicht einmal einen denkenden Juristen würde er vorstellen. Ein Richter, der den Thatbestand eines Verbrechens aufnimmt, der sich

das geistige Signalement des Thäters entwirft, wird vor der kleinsten Anomalie seines Urtheils stutzen und den kleinsten ihm auffallenden Zug festhalten, um vielleicht von diesem aus über die Natur des Angeklagten ins Reine zu kommen. Gervinus räumt Börnen seine Uneigennützigkeit ein. Himmel, ist das eine solche Kleinigkeit, in einer Zeit, wo alles käuflich ist, Seele und Leib, Feder und Gedanke? Hier solltest du nicht stehn bleiben, solltest nicht weiter forschen und deinen Charakter nicht von innen heraus zu erfassen suchen? Gervinus wirft dieses Zugeständniß so hin und vergißt, daß es die meisten seiner pedantischen Ansichten über Börne schon an und für sich verdächtig macht. Das Verdächtigste aber ist, daß Gervinus hiedurch beweist, wie wenig er Sinn für Individualität, für Charakter hat. Dieser Literarhistoriker scheint in der That völlig unfähig, selbstständige Erscheinungen unter der Beleuchtung ihrer selbst aufzufassen. Von Börne springt er z. B. gleich auf Byron. Sie haben gewiß manches gemein und doch wie ist jeder so ganz ein Anderer! Das kümmert diesen Kritiker nicht. Er macht den Einen für den Andern verantwortlich, macht sie beide zu zwei Stationen derselben Richtung, nimmt, um eine Thatsache zu beweisen, die Arme von Byron, die Füße von Börne, den Kopf von Victor Hugo, den Rumpf von Chateaubriand, gleichsam als hätte hier eine Verabredung stattgefunden. Freilich, wenn man aus einem Menschen immer gleich Richtungen herleiten, aus einem Uebelthäter gleich ganze Verbrechercolonieen machen will, dann läuft das Alles sehr angenehm in die Breite und ins Deklamatorische, worin Gervinus und sein sonst trefflicher Meister Schlosser ihre Hauptstärke haben.

Alle die lächerlichen Theorieen, die Gervinus aus Börne's

Briefen herleiten will, zu widerlegen, würde vergebliche Mühe sein. Was er über die von Börne bezweckte Gesetzlosigkeit sagt, beweist, daß er nicht die Anfangsgründe der politischen Theorie kennt, die in Börne's Schriften zerstreut liegt. Man kann diese Irrthümer und falschen Beschuldigungen des Professors nur dadurch widerlegen, daß man von ihm selbst die Thatsache feststellt, wie wenig er fähig und geneigt ist, Börnen zu begreifen. Gervinus hat eine angeborne Feindschaft gegen alles das, was sich durch sich selbst auszeichnet und in der Welt nicht übermäßig fleißig zu sein braucht, um dennoch eine Geltung anzusprechen. Er ärgert sich über geniale Ausdrücke. Er hat einen Fanatismus der Solidität, einen Heroismus für das Bürgerliche, als wollte er sagen: das grade ist das Geniale, häuslich zu sein; das ist das Excentrische, sich seiner Nachtmütze nicht zu schämen und selbst auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, um neun Uhr zu Bette zu gehen! Daher der Haß gegen Phantastisches und Ureignes, daher die Neigung, für Außerordentliches gewöhnliche Ursachen aufzufinden. Behauptet er doch in dem Artikel über Börne: Die Neuerungssucht bei der Jugend käme doch im Grunde nur daher, daß die jungen Leute nur Furcht vor dem Examen hätten! Füg' ich nun zu einer solchen Trivialität noch hinzu, daß Gervinus sagt, Börne könne nicht schreiben, weil „in den sechs Bänden Pariser Briefe auch nicht ein einziger Periode zu finden" wäre, hinzu, daß die Wendung: „Börne könne nie sein Frankfurt vergessen," den Darmstädter verräth, der von Hause aus mit neidischem Aerger an eine Stadt denkt, wo die Darmstädter, weil sie den Buchstaben R. nicht aussprechen können, nur Gegenstand des Spottes sind: so haben wir das Bild dieses partheiischen Kritikers vollständig

und wissen, warum er unfähig ist, Börnen zu würdigen. Dieser Eine sei nur ein Beispiel der Uebrigen.

Schmerzlicher mußte es für Börne sein, daß auch Freunde, die ihn kannten, an ihm irr wurden. Den Absagebrief Carové's ertrug er mit lachendem Muthe. Empfindlicher war ihm das Urtheil der näher Befreundeten. Börne ist toll geworden! Das ließ sich noch hören; aber wenn ihn Andere entschuldigen wollten, mit Gründen, die er, als künstlich ersonnen, gleich erkannte, das that ihm weh. Die Einen kamen zu ihm: Daß die Leute nicht den Humoristen in Ihnen sehen! Sie haben uns zum Lachen bringen wollen, was ist da weiter? Die Andern sagten: Börne ist von Natur schwach; aber er fürchtet, es zu scheinen. Um diesen Schein zu vermeiden, übertreibt er; gleichsam wie Marat seine eigene Furcht dadurch vertrieb, daß er Andern welche einjagte. Am meisten verlegen waren wohl die, welche gern dieselben Zwecke mit Börne verfolgten, das Mittel einer Verspottung der Deutschen aber zu unvorsichtig gewählt fanden. Die Deutschen sind gewohnt, sich selbst stark zu rühmen*) und viel an ihre Vergangenheit erinnert zu werden. Das zu thun hatte Börne unterlassen. Er hatte im Gegentheil sich eine größere Wirksamkeit auf den Ehrgeiz der Deutschen versprochen, wenn er ihnen recht stark die Wahrheit sagte. Lästig waren Börnen die Einwendungen seiner doctrinären Freunde. Diese räumten den Franzosen nur die Initiative der Freiheit ein, den Deutschen aber sprachen sie eine organische Begründung derselben zu. Bei uns müsse alles nach dem Maaß gegebener

---

*) E. M. Arndt versteht das. Er giebt Schriften heraus mit dem Titel: „An meine lieben Deutschen!“ Zu dem kindischen Ton will die große Masse bei uns angeredet sein.

Zustände, auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung und allmäliger historischer Heranbildung gezeitigt, nicht aber übereilt und am wenigsten durch unzeitige Einschüchterung der Fürsten verdorben werden. Börne hatte mit jeder dieser Einwendungen seine Noth. Eine solche Verwirrung der Urtheile hätte er seinen Briefen nicht zugetraut. Der Erfolg derselben übertraf auch in dieser Hinsicht seine Erwartung.

Da das kurze politische Leben, zu dem sich Süddeutschland aufgeschwungen hatte, bald von Einkerkerungen und Prozessen abgelöst zu werden anfing, so dachten auch die Lenker der Stadt Frankfurt daran, Börne für den Hohn, den er den deutschen Verhältnissen sprach, zu strafen.. An Leib und Leben vorläufig unerreichbar, sollte er an Hab und Gut die Folgen seiner Unbesonnenheit fühlen. Man machte Miene, ihm seine alte großherzogliche Pension zu entziehen. Sie dürfte nur in Frankfurt verzehrt werden, behauptete man, ohne schwerlich darauf zu rechnen, daß Börne Thor genug wäre, wirklich zu kommen. Börne bevollmächtigte seinen Freund Reinganum, einen rechtsgewandten Advokaten, auf dem Römer seine Sache zu führen. Es gelang auch diesem sehr bald, die Nichtigkeit der gestellten Bedingung zu erweisen und Börnen eine Hülfsquelle zu sichern, deren Ursprung sich in Zeiten und Verpflichtungen verlor, über welche sich die Frankfurter Behörden nicht hinwegsetzen durften. Man beharrte auch nicht länger auf jener Bedingung, weil die Sache dann leicht hätte an die Bürgerschaft kommen und Gelegenheit zu anzüglichen Erörterungen geben können. Reinganum fand in den Aktenstücken, die Börne einsandte, die Abweichung, daß statt des Ausdrucks les serviteurs du Grand Duché de Francfort, wie in der Wiener Akte die Beamten

des ehemaligen Fürsten Primas genannt waren, Börne oder sein Pariser Notar gesetzt hatte: les fonctionnaires. Börne hatte bei der Abschrift sich wahrscheinlich geschämt, einen Franzosen wissen zu lassen, daß man in Deutschland die Beamten des Staats serviteurs nenne!

Börne begriff nicht, wie ihm seine Freunde so dringend abrathen konnten, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Man warnte ihn von allen Seiten. Er zweifelte nicht, daß man ihn für seine Pariser Briefe gefänglich einziehen konnte, aber er rechnete auf eine Theilnahme, die der Sache, welche jene Briefe vertheidigten, dann nur würde genützt haben. Er rechnete, wenn er in's Badische oder Rheinbaiersche reiste, auf öffentliche Verhandlung seines Prozesses und versprach sich von den Debatten, wie von dem ihm ohne Zweifel günstigen Urtheil der Geschwornen (in Rheinbayern) einen in vieler Hinsicht wichtigen Erfolg. Zu Pfingsten 1832 war er auf dem großen Hambacher Feste. Die Frankfurter, welche dem Dr. Wirth einen Ehrensäbel*) brachten, mußten ihm vom Römer erzählen, von den Versammlungen im „König von Preußen," von Adressen, Polenbewillkommnungen, von liberalen Gattinnen illiberaler Senatoren, von hundert Familienzwisten, wo der Sohn nicht mehr die Meinung des Vaters, der Schüler die des Lehrers theilte. Börne war von dem politischen Leben um ihn her so überrascht, daß er eine Erhebnng der Deutschen in Masse damals wirklich für nahe bevorstehend hielt. Den augenscheinlich hinfälligen

*) Als König Ludwig von Bayern später einmal Frankfurt besuchte, zeigte er in einem Laden auf einen hölzernen Nürnberger Kindersäbel und fragte: Ist das so ein Säbel, wie Ihr dem Wirth einen nach Hambach geschickt habt?

Körper hielt die Hoffnung, dies zu erleben, die Enttäuschung über so vieles, was ihm früher an den Deutschen unglaublich geschienen hatte, wunderbar aufrecht. Börne mischte sich in die dichtesten Haufen, schloß sich Prozessionen an, hörte die Reden in dem geschlossenen Cirkel des engeren Ausschusses. Mitten unter dem Jubel über das wiedererstandene Vaterland, mitten unter den aufrichtigsten Huldigungen, die ihm die Patrioten darbrachten, wurde ihm — seine Uhr gestohlen. Wenn ihn hier etwas ärgerte, so war es, daß der sich fühlende Volksgeist eben keinen schönen Anfang gemacht hatte. Der Thäter wurde aber bald entdeckt; es war Börne's Barbier, der beim Weggehen die Uhr heimlich zu sich gesteckt hatte.

Da trotz der Junibeschlüsse des Bundestages die liberale Sache im Badischen noch immer im Vortheil war, so wagte es Börne, wie der Erfolg zeigte ungehindert, das Großherzogthum zu durchreisen. Er brachte wieder einige Zeit in Baden zu, wo gewöhnlich Dr. Kramer sein Arzt war, ließ dort einen russischen Offizier fordern, der ihn einige Tage lang beim Eintreten in das Lesekabinet mit zweideutigen Blicken musterte, und reiste, als er eine genügende Erklärung erhalten hatte, nach Freiburg ab, wo ihm Professoren und Studenten huldigten.

Im Allgemeinen hatte er wenig Freude an einem Liberalismus, dessen Cultus in dieser Gegend nicht ganz ohne Eitelkeit getrieben wurde und der, um sich recht lange die Gelegenheit zu schönen Reden zu erhalten, einen badischen Separatliberalismus stiftete, in dessen Interesse man durch Schmeicheleien und Conzessionen mancher Art den „bürgerfreundlichen" Großherzog Leopold zu ziehen suchte. Börne

fürchtete, daß von dieser sich mit dem Deckmantel der Loyalität schützenden liberalen Schönrednerei für das Ganze nicht viel Gutes kommen würde. Er zog ehrenvolle Niederlagen zwecklosen Vermittelungen vor. Es ist doch noch besser, daß die Wahrheit unterliegt, als daß sie entstellt wird.

In Baden starb damals L. Robert, den er bedauerte in seinen neuen Pariser Briefen heftiger, als für einen Todten ziemlich, angegriffen zu haben. Aus Freiburg, wohin er im Juli reiste, schrieb er damals an einen Freund: „Welchen moralischen Eindruck meine Pariser Briefe in Deutschland hervorgebracht, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von Einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Das ganze Land hat mich fast besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w. erklärten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die andern wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Brust ge-

drückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es eben so. Die Studenten sind Abends, als ich schon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit! Selbst die hiesigen Bürger, die einige Tage später einem liberalen badischen Deputirten, der in meinem Wirthshause wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemischt und gerufen: Es lebe der deutsche Patriot Börne! Was werden meine Rezensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irre führen. Aber so verblendet sind die Aristokraten, solches närrische Vertrauen setzen sie in ihre alten Polizei-Pfiffe, daß sie nach dem Hambacher Feste in einigen Zeitungen haben drucken lassen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Charivari gebracht! Und Tausende waren dort, die das Gegentheil wissen. Bei den hiesigen Professoren hab' ich die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die sich in Baden zusammengefunden, wo ich mich seit der Mitte April aufgehalten. — Meine Rezensenten, so viele mir von ihren Kritiken in Paris bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienst heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am besten weg. Aber Häring und Andre werden an mich denken. Aus Häring und einigen seiner Geistesverwandten habe ich einen eignen Artikel unter dem Titel: Härings-Salat geschrieben, der als Beilage hinter einem Briefe steht. Einer meiner (anonymen) Rezensenten (Ludwig Robert), dem ich auch den Kopf gewaschen, hat mir vor einigen Tagen den boshaften Streich gespielt und ist ge-

storben, welches mich sehr genirt, da ich manches über ihn gesagt, was man gegen Einen, der sich nicht wehren kann, schicklicherweise nicht sagen soll. Da muß ich denn manches weglassen. Auch bete ich jetzt täglich zum lieben Gott, er möge meine Rezensenten bei Leben lassen. Wenn mir der Häring auch stürbe, ehe meine Briefe gedruckt sind, ich würde mich aus Verzweiflung ins Wasser stürzen." Darauf reiste Börne in die Schweiz und verweilte mehrere Wochen bei Zürich auf dem Gute des Grafen Benzel=Sternau, Mariahalden. Er weiß in seinen Briefen nicht Rühmens genug über die Aufnahme und Behaglichkeit, die er dort gefunden.

Es verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß die ersten Bände der Pariser Briefe rein aus einer Art Verlegenheit entstanden sind. Börne war nämlich den Abnehmern seiner gesammelten Schriften noch einige Bogen schuldig, die der Verleger gern zu einem Bande ausgedehnt gesehen hätte. Börne wußte nicht, wie er die dringenden Mahnungen anders befriedigen sollte, als daß er sich entschloß, das Anziehendste aus seiner Correspondenz mit Madame W. ausziehen zu lassen und dies dem Tagebuch aus Soden als Ergänzung zu einem Bändchen beizufügen. Als er die Hälfte der Briefe schon in aller Vertraulichkeit geschrieben hatte, fiel ihm dieser Plan erst ein, so daß man erst von den Briefen des spätern Datums annehmen darf, daß sie zum Druck bestimmt waren. Börne beauftragte seine Freundin von Paris aus, in Frankfurt eine Abschrift des Interessantesten aus seinen Briefen fertigen zu lassen. Diese aber, alles hoch und theuer achtend, was aus Börne's Feder kam, stellte ein so großes Convolut von Auszügen her, daß Börne selbst über die Reichhaltigkeit seiner Mittheilungen erstaunte und mit seinem

Verleger über die beste Art der öffentlichen Benutzung zu unterhandeln anfing. So ergab sich zuletzt die gesonderte Erscheinung derselben.

Als Börne wieder in Paris war, erschien die zweite Sammlung seiner Pariser Briefe. Obgleich größtentheils der Bekämpfung seiner Gegner gewidmet und wiederum nur sprungweise den Tagesgerüchten folgend, enthalten sie doch Parthieen von dauernder Bedeutung. Die Urtheile über literarische Erscheinungen der Pariser Wintersaison von $18^{31}/_{32}$ erinnern an die feinsten und gediegensten Urtheile der frühern Epoche Börne's. Einige dramaturgische Zergliederungen sind Meisterstücke, wenn auch das z. B. Victor Hugo gespendete Lob zum Theil von der Vorliebe für alles Neue und Kämpfende, der sich edle Gemüther nie entziehen können, eingegeben ist. Ueberraschend waren die Bemerkungen über einige neue Schriften von Heine, dem Verfasser der Reisebilder. Er nannte ihn einen Knaben, der auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen hasche. Er warf ihm Wankelmüthigkeit und Egoismus vor. Er mahnte ihn, von seinem dichterischen Talente einen edleren und seiner eignen Vergangenheit würdigeren Gebrauch zu machen. Die selbstgefällige Art, mit der Heine in den französischen Zuständen die wichtigsten Ereignisse nur zur Folie seiner scherzhaften Einfälle machte, hatte ihn empört. Dem Style opfere er die Ueberzeugung. Als das Verhältniß schon zum völligen Bruche gekommen war, äußerte Börne einmal: „Es ist Heinen ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er wird immer nur das wählen, was in dem Satz, den er eben schreiben will, grade einen bessern Tonfall macht.“

Börne war Heinen, seitdem er dessen literärische und persönliche Bekanntschaft machte, immer freundlichst zugethan. Er sprach sogar mit Liebe von ihm. Ein Besuch Heine's in Frankfurt konnte ihn in große Aufregung bringen. Als er ihn in Paris wiedersah, war er für Einflüsterungen und Zuträgereien über den Charakter Heine's unempfänglich. Die Vergleichungen, die man zwischen ihnen beiden zog, störten ihn nicht; er ließ, so lange nicht böswliche Absicht oder gefährliche Entstellung wichtiger Partheifragen verlautete, diesem das vollste Recht seiner Selbstständigkeit. Heine, jünger, weniger Meister seiner Leidenschaften, viel auf äußern Erfolg im Publikum gebend, mochte vielleicht nicht ganz unbefangen bleiben über das Aufsehen, das die Pariser Briefe machten. Es kam über die in Paris wohnenden Deutschen das Associationsfieber. Die zahlreichen deutschen Handwerker, Commis, Gelehrte, die in Paris wohnten, wollten durch Adressen und öffentliche Erklärungen die überrheinische Sache unterstützen; man schrieb Versammlungen aus und bezeichnete die, welche von ihnen fortblieben, mit Namen, die vom Verdacht in Zeiten politischer Aufregung bald erfunden sind. Heine, der nur Begriffe von kleinen literarischen Bundsgenossenschaften hat, erschrak vor diesen massenhaften Verbrüderungen und fühlte sich von allen den demokratischen Zumuthungen, die grade an ihn als einen Freiheits-Dichter ergingen, höchst belästigt. Aus frühern Lebensverhältnissen her war er gewohnt, sich bei Namensunterschriften sehr schwierig finden zu lassen; da sollte alle Tage vermittelst einer Adresse ein Fürst vom Thron gestoßen werden, oder durch Subscriptionslisten für hunderttausend kleine politische Zwecke gewirkt werden, und immerzu die Feder in der Hand und seinen Namen da hinzuschreiben, —

das war ihm unangenehm. Gern hätte er die von den Fäusten der Handwerker schmutzigen Subscriptionsbögen unter seinen glacirten Händen durchschlüpfen lassen, aber einige Terroristen paßten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Besonders ärgerte es Heinen, daß Börne, „der kränkliche Mensch," so einen fanatischen Königsfresser spielte und das ganze Ding mit der Revolution, das sich nur gedruckt, in Vorreden, datirt „Paris am Tage der Bastille" hübsch machte, so ernst nahm und jede Tollheit, die Einer auf's Tapet brachte, mitunterschrieb. Börne und Heine aßen zusammen an einem Orte, wo viele deutsche Handwerker verkehrten. Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam regelmäßig eine schmutzige Subscriptionsliste den Tisch herunter. Heine war in Verzweiflung. Er wartete die Gelegenheit ab, wo er losbrechen konnte und ergriff diese endlich, als die Listen sich unter anderm einmal auch gegen den Papst und dessen politisches Verfahren in der Romagna aussprachen. Was sie der Papst anginge? erklärte er unwillig und unterschrieb sich nicht mehr. Man kann nicht läugnen, daß Heine's Benehmen hier von vielem Verstande zeugte. Nur hätte er sich dann von dem Umgang mit so erhitzten Gemüthern zurückziehen und nicht nach dem Ruhm einer Popularität bei den Handwerkern streben sollen. Da erschienen endlich der dritte und vierte Band der Briefe aus Paris und in ihnen Börne's strenges, aber durchaus nicht feindseliges Urtheil über Heine's französische Zustände. Die Folge war ein offenbarer Bruch, den natürlich die Zwischenträger nur noch erweiterten und unheilbar machten. Heine sollte Drohungen ausgestoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drol-

ligen, bemühte sich, seine Furchtlosigkeit zu zeigen und sogar sie recht zur Schau zu stellen. Heine, der Börnen zu vermeiden suchte, kam in die größte Verlegenheit, weil Börne grade alles aufbot, daß sie sich begegnen mußten. Börne, der nie begreifen konnte, wie in Heine's Salon die Schlußfigur des kleinen Simson sich auf ihn beziehen ließ, kundschaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heinen treffen konnte. Wo Heine aß, wollte er auch essen. Seine Umgebungen hatten Mühe, ihn von dieser förmlichen Hetzjagd, die er auf Heinen anstellte, zurückzuhalten. Später begegneten sie sich noch oft in Soiréen, die die Mutter des Componisten Hiller gab. So unbefangen sich Börne zeigte, so nahm er es doch übel, wenn Mad. W., von Heinen angeredet, diesem nicht den Rücken kehrte. Wie Sie mit meinem Feinde sprechen können, begreif' ich nicht — sagte er unwillig zu seiner Freundin, die nicht wußte, wie sich hier Börnen und zu gleicher Zeit dem Anstande willfahren ließe.

R. O. Spazier gab im Jahre 1835, verbunden mit dem Polnischen Grafen Breza, eine Gallerie berühmter Israeliten (Stuttgart bei Brodhag) heraus. Es mystifizirte Jemand Heinen, daß auch er in diese Gallerie komme und zwar mit einer Biographie, die Börne von ihm abfassen würde. Heine ließ Börnen sagen, wenn er das thäte und wenn man ihn überhaupt in eine Gallerie von Israeliten brächte, so würde er sich durch eine Schrift gegen Börne und seine Freunde rächen. Es entstanden darüber neue Controversen, neue Reibungen, neue Drohungen; aber erst nach Börne's Tode hat Heine in seiner Schrift über Börne die Rache ausgeführt, ohne daß Börne je an Heine's Judaisirung betheiligt war.

Auf die letzte Sammlung Pariser Briefe (deren buchhändlerischer Vertrieb mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden war) wandte Börne nicht grade eine größre Sorgfalt als auf die frühern; aber schon die beruhigtere Stimmung, in der sie geschrieben wurden, brachte es mit sich, daß sie gerundeter und reifer ausfielen, als die früheren. Da der revolutionären Vorsprünge, welche der Liberalismus hie und da gehabt hatte, immer weniger wurden, so fehlte es Börne's „Feuerwerkerei" an Zündstoffen. Die Anknüpfung wurde schwieriger, weil in den Deutschen das Gesetz der Trägheit (vis inertiae) wieder vorwaltete. Börne hatte sich sehr geirrt, wenn er glaubte, das jährliche Erscheinen seiner Briefe würde immer die gleiche Wirkung haben: geirrt, wenn er dem Buchhändler Brünet, jenem räthselhaften Unbekannten, der seine spätern Briefe verlegte, sagen ließ, er möchte das Erscheinen der Briefe immerhin verzögern, es wäre besser, die Deutschen würden erst recht schlaff, damit sie dann durch ihn wieder lebendig würden. Ist der Rausch vorüber, dann sind die Deutschen nüchterner, als irgend eine Nation. Börne's letzte Briefsammlung ist unstreitig, stylistisch genommen, die vollkommenste; sie kam aber wenig unters Volk und wurde dafür mehr von denen gewürdigt, die in Börne den Schriftsteller lieber hatten, als den Charakter.

Obgleich fast immer leidend, vermochte sich doch Börne von dem Gedanken einer durchgreifenden Wirksamkeit nicht zu trennen. Er dachte daran, seine Wage wieder erscheinen zu lassen; aber die Menge der Stoffe, die darin gewogen werden sollte, beunruhigte ihn; das Material wuchs ihm über den Kopf. Dann wollte er die Politik einmal ganz von sich abwerfen und schrieb am Schluß des Jahres 1832 an

einen Freund: „Hören Sie, ich will Reisebilder à la Heine schreiben und da hab' ich einen fürchterlichen Eid geschworen, es soll kein Wort Politik hinein. Ich führe jetzt funfzehn Jahre Krieg, ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer schreiben. Es müßte denn Krieg oder Revolution ausbrechen; dann ist es freilich ein Anderes.“ Mit der gewöhnlichen Verfassung des deutschen Buchhandels konnte er sich nicht befreunden. Er schrieb 1833 einem deutschen Buchhändler: „Ich habe schon von mehreren Seiten gehört, Sie wären ein junger und unternehmender Buchhändler. Die Leute sagen: Zwar jung, aber unternehmend. Aber auf Ihre Jugend setze ich großen Werth. Die Art wie Ihr Geschäft von den alten Buchhändlern getrieben wird, kam mir immer unleidlich perrückenartig vor, und funfzigjährige Revolutionen in allen menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen, haben dem faulen deutschen Buchhandel noch nicht die kleinste wohlthätige Erschütterung geben können. Ich denke, daß Sie einer neuern bessern Generation angehören und ein revolutionärer Buchhändler sind.“

Das allmälige Absterben aller Hoffnungen, die man noch kurz vorher auf die Mündigkeitserklärung der Völker setzen konnte, machte ihn sehr unglücklich. Mit der schwindenden Elastizität seiner geistigen Aufregung brach auch die Körperkraft immer mehr zusammen und es war die höchste Zeit, daß seine Freundin, die sich inzwischen verheirathet hatte, nach Paris zog und in ihrer unmittelbaren Nähe ihm die Beruhigung und sorgsame Pflege schenkte, deren er von jetzt an nur allzubedürftig werden sollte.

Diese behagliche Einfriedigung und Waffenruhe führt uns in das Innere Börne's zurück. Wir haben den rastlosen

Schriftsteller verfolgt, bewunderten den Muth des hoffnungstrunkenen Vaterlandsfreundes, erfreuten uns an dem rüstigen Eifer, auf den Freund und Feind in den Jahren des Sturmes bei Börne rechnen konnte, und kehren nun in die traute Klause ein, die uns wieder den Menschen Börne näher beobachten läßt. Möge hier eine Entwickelung der gemüthlichen Stimmung, die Börne während seines ganzen Lebens beherrscht hat, um so mehr eingeschaltet werden, als sie uns zu einer tieferen Kenntniß der Seelenzustände führen wird, die Börnen, im Schmerz über so viel Enttäuschungen, im Vorgefühl des nahen Todes, von jetzt ab sichtbarer zu beherrschen anfiengen, als früher. Es brach die letzten Jahre vor seinem Tode ein tieferes gemüthliches Bewußtsein in ihm hervor, das wir ohne Schilderung der ganzen Innerlichkeit des Vollendeten nicht würden vollkommen erklärlich machen können.

Sanftmuth und Adel waren die Grundzüge des Börneschen Gemüthes. Der Charakter offenbart sich bekanntlich in Krisen und eine solche kann man wohl den Augenblick nennen, wo Börne, selbst betroffen über die Wirkung seiner Pariser Briefe, von allen Seiten die bittersten Verletzungen seines Herzens und Ehrgefühls zu erfahren hatte. Es sind nicht die schlechtesten Geister gewesen, die in einem solchen Augenblick die geheimen und versteckten Dämonen ihres Gemüths entfesselten, sich mit kalter Lieblosigkeit am Feinde rächten und um nur aufrecht zu stehen, sich an Mittel hielten, die ihrem Charakter keine Ehre machten. Börne war ein so harmloses Gemüth, daß ihm, um sein verletztes Innere zu heben und sich selbst nicht zu verlieren, solche Aeußerungen nie beikamen. Er griff seine Gegner mit Spott an und wählte keine andre

Waffe, als die, sie lächerlich zu machen. Er that dies aber weder auf Unkosten der persönlichen Stellung seiner Gegner, noch auf Unkosten der Wahrheit. Jeder Andre würde in der Stimmung, die in Börne die Aufnahme seiner Pariser Briefe bei den Kritikern hervorrufen mußte, in sich vor Zorn verkohlt sein, würde sich in den ausschweifendsten Wiedervergeltungen überboten und erschöpft haben; Börne ertrug die Unbill sicher nicht ohne die tiefste Verstimmung des Gemüths, aber sein edler Zorn löste sich bald in eine Wehmuth auf, die über das irdische Treiben lächelte und ihn nicht an ersticktem Grimme, sondern am gebrochnen Herzen sterben ließ.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß Börne's Gemüth seinen Verstand beherrschte, so freilich, wie eine zarte schwache Gattin selbst einen Helden fesseln kann durch ihre Sanftmuth und Besonnenheit. Gemüth und Verstand führten bei ihm eine glückliche, sorglose Ehe. Theilnehmend erwies sich Börne dem Freunde, rathgebend dem, der seinen Rath begehrte, gefällig und hülfreich kam er jedem entgegen, der seiner oder überhaupt fremder Hülfe zu bedürfen schien. Selbst der finstre, meist zornige und unnahbare Wolfgang Menzel gestand mir einst: „Sie können nicht glauben was Börne, als ich ihn zum ersten Male sah, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Ein kleiner schmächtiger Mann, sanft und harmlos, leidend der Farbe des Gesichts nach, aber Augen, so seelenvoll, wie ich noch nie welche gesehen habe." Wie müssen W. Menzeln, als er sich später in den Franzosenfressenden Grimm forcirte, in seiner Erinnerung diese klaren Augen gequält haben!

Börne's Schriften bestätigen, was die, die ihn kannten, von ihm als Menschen erzählen. Er hatte die Waffen, um

verheerend zu wirken, er hatte Witz und Satyre genug, um, unter Voraussetzung der deutschen Verhältnisse, mit Voltaire zu wetteifern, aber sein Gemüth zog ihn zu Rousseau hin, dem er auch in dem edlen Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über bösen Willen und böse That, ähnlich ist. Jede Zeile seiner Schrift verräth den Menschenfreund, der, entfernt von Eitelkeit oder selbstsüchtigen Zwecken, sein großes Talent nur unter der Form des Berufes kannte. Er wollte die Menschen aufklären und glücklich machen. Daher auch diese moralische Kraft seines Wortes, die überzeugende Klarheit seiner Auseinandersetzungen, diese Treue und Glaubhaftigkeit seiner Versicherungen. Diejenigen Schriftsteller, die er die Uebermacht seines Geistes, seines Witzes fühlen ließ, z. B. Ludwig Robert, W. Alexis wurden nur damals bemitleidet; die aber, welche er mit der Wucht seiner moralischen Kraft, mit seinem Gewissen und seiner Ehre erdrückte, werden sich nie wieder erheben können.

Daß Börne zur Hypochondrie geneigt war, werden die unter seinen Gegnern, die ihn vielleicht entschuldigen möchten, am ersten zugeben. Sie werden seine Schriften aus den krankhaften Störungen des Unterleibes zu erklären suchen und alles das, was sie an dem trefflichen Manne für excentrisch halten, mit seinen Ganglien in Verbindung bringen. Diese Betrachtungsweise über Börne ist durchaus verwerflich. Börne würde auch bei weniger körperlichen Leiden, bei besserm Appetite, besserer Verdauung nie eingeräumt haben, daß man das Leben nehmen müsse, wie es ist, und Gott, wie sie sagen, einen guten Mann sein lassen! Börne würde, körperlich ganz frei und in seiner Thätigkeit durch Leiden nicht behindert, im Gegentheil nur um so rüstiger gewesen sein, für seine Ueberzeu-

gungen zu kämpfen. Er würde uns mehr Werke, als wir jetzt von ihm besitzen, hinterlassen haben und vielleicht sich darin nur von dem Börne, der dagewesen ist, unterscheiden, daß er die nächste Zukunft weniger trüb gesehen und über seinen Unmuth sich leichter getröstet hätte.

Es bieten sich für den tiefern Forscher in Börne's Schriften mancherlei kleine Züge dar, die, mögen sie nun von einem Hypochonder kommen oder nicht, jedenfalls dazu beitragen, uns das Bild des Vollendeten recht in die Nähe zu rücken. Es giebt in Börne's Schriften gewisse Wendungen, die öfters wiederkehren und für die Richtung seines Gemüthes sehr bezeichnend sind. Mögen hier einige dieser eigenthümlichen Lichter auf Börne's Antlitz und unser Gemälde seines Lebens rückstrahlen!

Börne war unverheirathet. Wär' er verheirathet gewesen, so würde ihn wohl die Liebe zu seiner Frau auch bestimmt haben, an sie zu glauben und er vielleicht der Eifersucht nicht fähig gewesen sein. Seine Schriften indessen verrathen, daß er sich die Qual eines Eifersüchtigen mit so glühenden Farben, wie nur ein Hypochonder, malen konnte. Die Eifersucht kehrt in verschiedenen Beziehungen oft in seinen Kritiken und kleinern Aufsätzen wieder und es ist leicht möglich, daß Börne annahm, wahre Liebe könnte schwerlich ohne Eifersucht gedacht werden. Einigemale spricht er von der Eifersucht als dramatischem Motive. Er sagt: „Die Eifersucht in ein Lustspiel? Die schrecklichste aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grausen erfüllt, uns erschüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenschaft herbeiführt? Nein, es ist diese Leidenschaft selbst, die Shakesspeare so naturtreu dar-

gestellt, so durchsichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinthes erkennen, in das die Liebe hineinfährt, nur ohne rettenden Faden. Woher geschiehts, daß dieser höchst tragische Stoff gewöhnlich zu Lustspielen vertändelt wird? Was ist doch der Mensch für ein sonderbares Geschöpf! Aber gut, daß er so ist, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine possierliche Grimasse, der furchtbarsten Leidenschaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen versteht. Dieses ist die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes, dürres Land erfrischt." Börne kommt in dieser Weise noch öfters auf die Eifersucht zurück.

Wenn es ein durchgehender schöner Zug im Gemüthe Börne's ist, daß er sich unter allen Umständen des unterdrückten Theiles annahm, so ist dies keineswegs blos die Folge seiner politischen Gewöhnung, die ihn zur Zeit das Unterdrückte noch immer als das Bessere zu betrachten lehrte, sondern diese Theilnahme war eine ursprüngliche Stimmung seines Herzens. Daß sie dies war, beweisen manche Fälle, wo sein Mitleid mit seiner politischen Ueberzeugung collidirte und er selbst dem Feinde Achtung und menschliche Schonung gewährt wissen wollte. Die Art und Weise z. B. wie Wilhelm Tell den Geßler mordet, fand Börne empörend. Schon von dem Sturm auf dem See sagte er: „Ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme Preis giebt?" Von dem Morde sagte er: „Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte! Tell versteckt sich und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte."

Es wäre nicht unmöglich, daß diese Art Kritik sich in Börne wirklich auf eine hypochondrische Quelle zurückführen ließe. Börne verstand in gewissen Dingen keinen Scherz und war mißtrauisch und argwöhnisch, wo ihm eine Absicht nicht recht geheuer schien. Jemanden, der sich setzen will, hinten den Stuhl fortziehen, ist ein dummer Streich, aber Börne hätte ihn auch für einen bösen Streich genommen und wäre über eine solche Handlung nicht wieder zu besänftigen gewesen. Es ist im Hypochondrischen immer das Gefühl einer gewissen Unbequemlichkeit und Beklommenheit im Zusammenleben mit Andern; durch die an einander vorüberstreifenden Interessen und oft rohen Sitten wird man nur zu leicht verletzt. Börne konnte gewisse Neckereien im Leben und auf der Bühne nicht ausstehen; er würde z. B. bei der Beurtheilung des Gamin de Paris den Autor über die Rolle, die er den Pere Bizot darin spielen läßt, sehr getadelt haben. Er würde gesagt haben: Darum, daß Bizot ein pedantischer alter Mann ist, der es in seiner Art gut mit dem Gassenjungen im Sinne habe, darum soll ihn dieser lächerlich machen, ihn mit Papierkugeln werfen und ähnliche Streiche mehr an ihm verüben? Am schönsten und rührendsten kommt diese edle Richtung des Börne'schen Gemüths in seiner Beurtheilung des Immermann'schen Hofer zum Vorschein. Sein Eifer für das Rechtliche und Gewissenhafte reißt ihn hier fast über das Poetische hinaus; wenigstens würde man aus romantischen Gründen hier leicht Dinge entschuldigen dürfen, die Börne aus einem ganz bürgerlich-soliden Gesichtspunkte beurtheilt. Z. B. heißt es: „Als Lacoste (ihr treuloser Verführer) schläft, legt Elsi Feuer an und verbrennt das Haus und ihren alten Freund. Dann stürzt sie sich in einen Abgrund. . . . Das

ist ein niederträchtiger Mord! Glaube Elsi ja nicht, uns mit ihren schönen Reden zu täuschen. . . . Das, was Elsi gethan, war kein gerechter Aufstand gegen die Franzosen, das war freche Empörung gegen die Natur." Ueberhaupt zeigt sich Börne in seiner Theilnahme für die Franzosen bei Beurtheilung des „Trauerspiels in Tyrol" von der edelsten Seite und dies nicht aus politischen, sondern rein menschlichen Gründen. Er kann es dem Dichter nicht vergeben, daß er die Hinterlist der in ihren Schluchten versteckten Tyroler gegen die armen im Thale hinziehenden und von herabgerollten Felsblöcken zerschmetterten Franzosen so harmlos und con amore ausmalt. Er sagt: „Wir bemitleiden die Franzosen und ich wette, das geschähe, wenn dies Trauerspiel von der Treue der Tyroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzosen streiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felsen hervor. Wir sind keine ritterlichen Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tyroler in der Geschichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzosen mit Ruhm zu besiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unsre Herzen zu besiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht."

Wo sich ein edles Gemüth mit freien Begriffen verbindet, muß das religiöse Bedürfniß in einer eignen Form hervortreten. Man will in Börne's letzten Schriften eine eigne religiöse Wärme entdeckt haben. Mich wundert aber nur, daß man sie nicht schon in seinen frühern Schriften fand. Es ist nicht die Rede von einem besondern Verhalten zur christlichen Religion, er begnügte sich mit einer allgemei-

nen religiösen Stimmung, die er selbst in den verschiedensten Offenbarungen an fremden Gemüthern ehrte. Börne's innerer Mensch war zu sehr von seinen politischen Ideen beherrscht, als daß er allgemeinere Philosopheme und ein bestimmtes religiöses Glaubensbekenntniß in sich hätte ausbilden sollen; aber schon die Art, wie er den politischen Gedanken erfaßte, die Freiheit, wie und worauf er sie bezog, können beweisen, daß er die Menschen für Fremdlinge aus einer höhern Heimath ansah. Die Freiheit, die er seinen Brüdern erkämpfen wollte, schien ihm das unveräußerliche Erbtheil Gottes, das wir unmittelbar aus seinen Händen einst empfingen und welches von den Machthabern und Privilegirten nur als ein Fideicommiß untreu verwaltet werde. Börne's politische Ideen waren nicht destruktiver, sondern organischer Art; wofür, wenn nicht schon alles Andre, so doch ganz gewiß seine Theilnahme für Lamennais zeugt.

In dem auch philosophisch tiefsinnigen Aufsatze: „Die Neophyten des Glaubens und die Apostaten des Wissens" verräth Börne eine Milde in der Beurtheilung religiöser Ueberzeugungen, die zugleich ein Beweis für seine Achtung vor jedem auch noch so verschiedenartig bestimmten Hinblick auf das Jenseits ist. Statt die Apostaten ihres alten Glaubens, einen Z. Werner, Schlegel und Andere in Kürze zu verurtheilen, als entnervte Sinnenmenschen, die ermattet an der Pforte eines katholischen Domes zusammenknickten, oder als Heuchler, die durch die Maske der Religion ihr geld- und ehrsüchtiges Buhlen mit gewissen politischen Tendenzen zu verbergen suchten, folgt er mit milder Zurückhaltung und Schonung dem labyrinthischen Wandel dieser Männer und nennt ihr Ziel nicht einmal Verirrung. Er wünscht ihnen

nichts, als daß sie Ruhe finden möchten, und behält sich nur das Eine vor, zu bezweifeln, daß sie sie finden würden. Die Mystiker und Pietisten verdammte Börne auch nicht deßwegen, weil sie es von vornherein verdienten, sondern weil sie das Gute, das man ihnen einräumen müsse, an sich entstellten. „Was uns gegen die Mystiker, sagt er, so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das wahre Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar.“ Börne hatte mit seiner politischen Reform so viel zu thun, daß er einer kirchlichen nur in sofern nachhing, als sich die politische Tyrannei nicht selten auf eine falsche Auslegung der Religion stützte und die Religion selbst, ihre Würde verkennend, nur allzubereitwillig den weltlichen Verhältnissen die Lehre zu Füßen legte, daß wir uns in eine böse Welt schicken und unterthan sein müßten der Obrigkeit. Wenn Börne dem katholischen Prinzip in der Kirche vor dem lutherischen den Vorzug gab, so war es wohl nur daher, daß dieses seine Stütze einst in den Fürsten fand, jenes einen eignen Schwerpunkt anspricht und, wie die neuesten Zeiten genugsam beweisen, nicht scheut, den Großen der Welt zu mißfallen. Börne würde sicher, hätte er die neusten Ereignisse erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form für die Bischöfe gestimmt haben.

Die neuere soziale Bewegung der sogenannten jüngern Literatur, das Leben Jesu von Strauß, nahm er mit sehr getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erste geschrieben und gegen letzteres gesagt haben soll (Siehe die Schrift von E. Beurmann: Ludwig Börne, als Charakter und in der Literatur)*) hat wohl hauptsächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine solche Wendung des Neuerungsgeistes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte. Es war ihm lieber, einen Sperling in der Hand, als Hundert auf dem Dache zu haben. Doch auch von dieser mehr äußern Berechnung abgesehen, zu der sich allerdings die Besorgniß gesellte, das Volk könnte durch diese Ausdehnung der Opposition auch auf kirchliche Gegenstände gegen Neuerungen überhaupt mißtrauisch werden — mochte seinem Gemüth eine Richtung nicht zusagen, die für das Zerstörte nicht so schnell wieder etwas Neues zu geben hatte. Vollends empörte er sich gegen das, was ihm in der neuern Richtung zum Theil wohl mit großem Unrecht als unsittlich erschien, wie seine Feuilletons im Reformateur und in der Balance beweisen. Obgleich an diesem Mißverständnisse selbst betheiligt, werd' ich jene religiöse Verklärung Börne's, die in den letzten Lebensjahren über sein leidendes und vom Schmerz über das Vaterland zerrissenes Gemüth kam, nie verdächtigen oder die Spöttereien billigen, die sich Heine über den „kleinen Simson," der den Namen Herr! Herr! nicht gelästert haben wolle, erlaubte. Schon die Pa=

*) Frankfurt a. M. 1837.

ser Briefe verrathen eine für Börne's innerste Seelenstimmung sehr merkwürdige Stufenfolge. In den ersten Bänden der wilde Freiheitsjubel, der Uebermuth eines Genesenden, der sich zum ersten Male wieder einen Trunk Weins gestattet; in den spätern weit mehr Wehmuth und Schmerz. Er wendet sich von dem concreten Einzelnen zur Betrachtung abstrakter Allgemeinheiten. Er wendet sich von den Adressen, Ständekammern, Zeitungsartikeln zum St. Simonismus, dessen Lehre er unhaltbar findet, sie aber doch mit dringlicher Aufmerksamkeit prüft. Vom Politischen scheint er sich in das 'allgemein' Menschliche zu flüchten, wie ihm denn die Erscheinung Lamennais' in einer eignen Glorie aufging; denn sie brachte ihm Freiheit, Religion und Poesie. Also weit entfernt, daß Börne in seinen letzten Lebensstunden frömmelte; es hatte sich nur eine heilige Dämmerung auf und in ihn herabgesenkt, ein frommes, in Göttliches sich versenkendes Schauen, ein friedvolles Träumen von einer bessern Welt, wo uns Gott das Räthsel lösen wird, warum er die Menschen frei erschuf und sie es hienieden doch nicht werden ließ!

Die Nachricht von einem „jungen Deutschland" regte Börne mächtig an. Getrennt vom Vaterlande, ohne zuverlässige Briefsteller, ohne Gelegenheit, sich die neuen literarischen Erscheinungen anzuschaffen, combinirte er sich unter jenem Begriff bald schädliche, bald lobenswerthe Tendenzen. Unter dem 20. Juli 1836 schrieb er nach Hamburg: „Haben Sie in Hamburg, oder sonst wo, nicht einen verständigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundschaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutschland macht? Seine eigne Meinung über das junge Deutschland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin

gewöhnt, meine Ansicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich möchte nur einen historischen Bericht über die Schriftsteller haben, die man zum jungen Deutschland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den sie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten soll, dürfte aber nicht unter solchen genommen werden, die selbst über oder gegen das junge Deutschland geschrieben, denn sonst könnte geschehen, daß ich zum Danke für seine Gefälligkeit später über ihn selbst herfiele, da ich alles, was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutschlands gelesen, höchst erbärmlich gefunden." Eine nähere Verbindung Börne's mit den Mitgliedern dieser Schule, wenn man das Phantom einer Verbrüderung so nennen will, fand nur bruchstückweise statt. Laube schrieb ihm öfter, kränkte ihn aber durch die Clauren'sche Anrede: „Lieber Revolutions-Hofrath!" Dem Verfasser dieses Erinnerungs-Denkmals und L. Wienbarg sagte Börne mit viel Bereitwilligkeit seinen Antheil an einer im Jahre 1835 bezweckten „Deutschen Revue" zu.

Die Erscheinung der Paroles d'un Croyant von Lamennais hatte schon im Jahre vorher einen erschütternden Eindruck auf Börne hervorgebracht. Er konnte, da er das Buch in den Zeitungen angekündigt und besprochen sahe, nicht die Zeit erwarten, bis er ein Exemplar davon erhielt. Kaum hatte er es gelesen, so schickte er sich zu einer Uebersetzung ins Deutsche an. Den prophetischen Styl, die Salbung und biblische Spruchweise traf er um so glücklicher, als die deutsche Sprache dafür überhaupt mehr Anlage als die französische hat. Er schickte das kleine Buch, ohne Honorar zu verlangen, zum Druck nach der Schweiz und hatte die

Freude, fast die ganze Auflage dort und in Frankreich abgesetzt zu sehen. Einige hundert Exemplare verschickte er an die deutschen Arbeiter in Paris. Eine zweite Auflage, die ein deutscher Buchhändler 1000 Exemplare stark anfertigen ließ, folgte bald darauf. Von dieser erhielt Börne 500 Exemplare als Honorar. In einem Billet schreibt er vom 2. Februar 1835: „Ich bin jetzt in die Lage gekommen, über die Schweizer Ausgabe meiner Uebersetzung von Lamennais frei schalten zu können, und wie ich gleich anfänglich beabsichtigt, wünsche ich Ihnen eine Parthie davon zu überlassen, um sie unter die deutschen Handwerker zu vertheilen, sei es ganz unentgeldlich oder gegen eine geringe Vergütung für wohlthätige Zwecke, welches Ihrer Bestimmung überlassen bleibt."

Es ist keine Frage, daß Börne das poetische Colorit dieses Buches zu hoch angeschlagen hat. Das Parteiinteresse bestach den ästhetischen Geschmack. Man kann rhetorische Ergüsse dieser Art mit einer fremdher entnommenen poetisirenden Ausdrucksweise nicht füglich Poesie nennen. Richtiger ist der demokratische Gesichtspunkt, aus welchem Börne diese berühmte Schrift Lamennais' beurtheilte und der besonders für Deutschland noch beachtungswerther als für Frankreich schien. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen. Börne kannte z. B. aus den Bauernkriegen die Deutschen genug, um zu wissen, daß sie im erträumten Bunde mit dem Himmel der größten Dinge fähig sind. Worauf konnten sich bis jetzt die Gegner der Revolution berufen? Auf deren Ursprung, auf die Sittenlosigkeit der „starken Geister" des vorigen Jahrhunderts, auf die Abschaffung Gottes in der französischen Revolution, auf das allgemeine

Schwanken in Sitte und religiöser Ueberlieferung, das von einer politischen Umwälzung in ihren ersten Stadien nie entfernt bleiben kann und das in so vielen Erscheinungen, auch der neuesten Zeit, nothwendig hervorzubrechen drohte. Lamennais hatte nun diese Anklage umgekehrt. Er hatte die Republik zur Ordnung des Himmels, die Monarchie zur Ordnung der Hölle gemacht; die glühendsten Farben und Bilder der Bibel malten diesen Gedanken zu einer Anschaulichkeit aus, von der Börne gehofft hatte, daß grade die Phantasie der Deutschen ihr nicht widerstehen würde. Börne vergaß, daß zwischen den Katholiken und den protestantischen Pietisten, auf welche allerdings Beweisführungen dieser Art nicht ohne Eindruck würden geblieben sein, in der Mitte die religiösen Indifferentisten liegen, welche die große Mehrzahl bilden und den Ton angeben.

Börne selbst hatte vor La Mennais' Person eine fast religiöse Verehrung. Nur einmal sah er ihn bei dem Bildhauer David, der von Börne ein Medaillon nahm. Börne war damals körperlich zu leidend, um eine nähere Verbindung anzuknüpfen; aber er bildete dafür im Stillen die Theorie jenes demokratischen Priesters weiter aus und kam auf diesem Wege zu einer Ansicht über den Katholicismus, die ihn diese Confession in einem ehrwürdigeren Glanze erblicken ließ. Hier war doch die Selbstständigkeit einer sich gegen den Staat waffnenden Macht möglich, die menschlichen Gemüther wurden an eine Ordnung des Himmels gebunden, deren irdisches Abbild in der That die Hierarchie in ihrer schöneren Bedeutung war. Seit damals bekam er jene Richtung, die ihm ein unbedingtes Negiren aller historischen Vergangenheit verhaßt machte. Er wollte mit der Revolution

die sittlichen und religiösen Güter des Volkes nicht verletzt sehen und mißtraute dem Umschwung der philosophischen Begriffe so sehr, daß er nicht bloß gegen Heine's Salons-Philosophie, sondern auch gegen Strauß' Leben Jesu sich verstimmt fühlte. Er glaubte vorauszusehen, daß durch diese neuern sozialphilosophischen Debatten die Frage der politischen Wiedergeburt verallgemeinert werde und die Schaaren der bisherigen Opposition sich auffallend lichten würden. Doch die angeborne Sympathie, die Börne für alles Neue, Angegriffene, für alles in der Minorität Befindliche hatte, ließ ihn hier doch nicht zu einem festen Abschlusse kommen. Es sind tiefgemüthliche Widersprüche, die in den letzten Tagen seines Lebens ihn bestürmten, die ihm aber zu gleicher Zeit auch eine Erhöhung seiner Denkthätigkeit und Anschauungsweise gaben, bis zu der er sich früher nicht aufgeschwungen hatte; seine nächsten Umgebungen bedauerten grade auch darum seinen Tod so schmerzlich, weil in dem Augenblick, wo sein Körper den Dienst zu versagen begann, in seinem Geiste eine ganz neue Gährung ausgebrochen war.

In Venedey's „Geächteten" ließ Börne eine wehmüthige Phantasie über Lamennais' Worte eines Gläubigen einrücken. Er nannte sie „Rettung." Er hätte sie Genesung nennen sollen; denn es ist der stille Jubel eines Kranken, der nach langem Verschluß auf sein Zimmer, zum ersten Male wieder die warmen, linden Frühlingslüfte begrüßen darf und jede Knospe in der sprossenden Frühlingswelt küssen möchte. Börne bewahrte seine Theilnahme für Lamennais bis an sein Ende. Der Verfasser der „Erinnerungen an Börne" *) erzählt: „Der Eintritt Lamennais' in die po-

*) Telegraph, 1838. Seite 707.

litische Tagspresse interessirte Börne ungemein. „„Sehen Sie,““ sagte er, als die Journale angekündigt hatten, daß Lamennais die oberste Leitung des Monde übernehmen werde, „„sehen Sie, das möchte ich noch mit erleben, wie sich die Presse unter Lamennais' Impuls gestalten wird; aber mit mir wird's bis dahin zu Ende sein.““ Börne ging im Zimmer auf und ab; wir hatten uns auf den Kaminmantel gelehnt; bei den letzten Worten hielt er den Schritt an und stellte sich uns gegenüber; der Blitzstrahl seines Auges durchzuckte unser Inneres, wir fühlten uns bewegt und mußten alle Fassung aufbieten, die Frage an ihn zu richten, ob wir den deutschen Recensenten glauben sollten, daß er Hypochonder sei? Noch sehen wir Börne an jenem Abende vor uns stehen; der Glanz seines Auges strahlte wie immer; aber ein unendlich tiefes Weh, das wir früher nie bemerkt, lag um seine Mundwinkel eingegraben; seine ganze Gestalt kam uns gebeugter vor, als sonst, er fuhr mit seiner rechten Hand unter die Weste nach dem Herzen hin und hustete trocken. Eine unheimliche Ahnung überrieselte uns; als Börne sich nach dem Sopha hinwandte, blickten wir ihm nach; aber wir sahen nichts mehr; irgend etwas, ich glaube Thränen, hatte unsere Brillengläser verdunkelt.“

Börne hatte nie so viel Trieb zu schriftstellerischer Thätigkeit, alls in seinen letzten Lebensjahren. So gern er im Verkehr mit Buchhändlern vom Ertrag derselben Nutzen zog, so aufopfernd gab er sich jedem allgemeineren, seiner Parthei dienenden Unternehmen hin. Auch Börne war unter den Schriftstellern, die sich zur Herausgabe des Reformateur,*)

*) Diese Aufsätze sind gesammelt in Fragmens politiques et literaires par Ludwig Börne. Paris, Pagnerre 1842.

einer Zeitschrift, die von den Mitarbeitern ohne Honorar geschrieben werden sollte, vereinigten. Er lieferte einige Feuilletons, in denen er Heine's Salon, Wachsmuth's Geschichte des deutschen Bauernkrieges und einige andre Bücher besprach. Er schrieb diese Aufsätze gleich selbst französisch nieder und erntete dafür von Raspail das Geständniß, „es wäre dies ein neues Französisch!" Raspail wollte damit kein ausweichendes Compliment sagen. Er war Kenner genug, um einzusehen, daß Börne ein Französisch ohne Rhetorik schrieb, daß er den Gedanken nie der Phrase opferte und darum doch der Phrase eine neue Grazie verlieh, die die Sprache wieder auf ihre ersten unverdorbenen poetischen Anfänge zurückführte. Seine Artikel im Reformateur setzten die Gedankenreihe fort, welche Lamennais in ihm angeregt hatte. Er wog die politische Bedeutung der beiden christlichen Confessionen gegen einander ab und kehrte, durch Heine's Salon dazu veranlaßt, auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er über Luther, die Fürsten und das Volk sagt, verräth den einseitigen politischen Standpunkt, von dem sich Börne nie trennen konnte und der ihn mitten in seinen religiösen Debatten so beherrschte, daß er wohl äußerte: „Und doch ist es besser, wenn die Wahl sein sollte, lieber keine Religion, als keine Freiheit zu haben." Von dem Satze ausgehend, daß die Wahrheit hienieden doch nicht gefunden würde und wir an Symbole verwiesen wären, schlug er die Irrthümer des Katholicismus deßhalb höher an, als die Philosopheme des Protestantismus, weil in jenem die Priester, als Stellvertreter der himmlischen Ordnung, dem Volke näher ständen, wie hier. Die Franzosen, welche den Reformateur herausgaben, waren nicht ganz fähig, sich in diesen idealen Standpunkt Börne's

hineinzudenken. Sie erlaubten sich, eine Stelle durch welche Börne sich von dem Verdachte, den Katholicismus in seiner papistischen Gestalt anzuerkennen, lossagte, zu streichen. Börne sagte: „Die dem Anschein nach anti-religiöse Bewegung des vorigen Jahrhunderts hat nur bezweckt, die Verfassung der Kirche aus der gegenwärtigen monarchischen Form in eine populäre umzuändern. Sobald es keinen Pabst, keine Bischöfe, keine stehenden Mönchs-Heere, keine schwarze Gensdarmerie mehr geben wird, sobald —" diese Stelle hatte man im Redaktionsbüreau des Reformateur gestrichen. Börne bestand, als er den Artikel verstümmelt abgedruckt fand, auf die nachträgliche Berichtigung seines dadurch sinnlos gewordenen Räsonnements. Sie erfolgte in einer nächsten Nummer.

Börne war nie gewillt, seine deutsche Bildung, seine besonnene Einsicht dem französischen Parteiinteresse zu opfern. In Börne's literarischem Nachlaß muß sich ein französisch geschriebener Aufsatz über den Grangeneuve von Delatouche vorfinden, welcher für den Reformateur bestimmt war. Börne hatte nemlich versprochen, den ebengenannten Roman zu beurtheilen, allein den Abschluß der Arbeit immer hinausgeschoben. Als man ihn nach geraumer Zeit, im Namen der Redaktion, an die Erfüllung seines Versprechens mahnte, erklärte er: „Ich kann den Artikel nicht drucken lassen; Raspail würde ihn ohnedies nicht aufnehmen; ich bin weder mit den Girondisten, noch mit den Montagnards zufrieden und müßte beiden Partheien die Wahrheit sagen können; das würde aber höchstens bei Ihnen und einigen Gleichgesinnten Anklang finden; alle Anderen, Republikaner oder Radikale, würden mich steinigen" *).

*) Telegraph; ebendaselbst. S. 748.

R. O. Spazier suchte Börne zur Theilnahme an der Revue du Nord zu bewegen. Daß Philarête Chasles darin über deutsche Literatur reden sollte, war ihm bedenklich. Er fürchtete Ungeschicktes, Nachtheiliges für die deutsche Literatur. In großer Hast schrieb er darüber an Spazier: „...... Ich habe mich so manchmal lächerlich gemacht und dazu gelacht, es thäte mir aber leid, wenn das Journal lächerlich würde. — Die Tiek'schen Novellen zu übersetzen finde ich durchaus zweckwidrig, abgesehen davon, daß sie ganz unübersetzbar sind, und den Franzosen schmecken würden, wie gekochte Rosen. Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie — die Vornehmen unter ihren Schriftstellern, aristokratische, die Gemeinen, Höflinge und lakaienartige sind, und das durch und durch trotz ihrer Constitution."

„Wenn ich eine Stimme bei der Redaktion des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wobei deutscher Geist und Charakter sich geltend machen soll, von einem Franzosen (Philarête Châsles) eingeleitet würde, das hieße, in einer Schlacht den Vorposten-Dienst gefangnen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzosen, welche die deutsche Literatur lieben, sind bis jetzt doch nur wie unsere Gefangne; in einem Kriege, gegen ihr eignes Volk ist ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müssen wir führen. Das ist Ihre Meinung nicht. Sie wollen politisch verfahren. Aber unsere einzige Politik muß sein keine zu haben. Wenn wir den Franzosen gefallen wollen, müssen wir damit anfangen sie zu beleidigen, wenn wir auf sie wirken wollen, dürfen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geschmack müssen wir schonen, denn darüber läßt sich nicht streiten, die

Mode hat immer Recht. . . . . . . Es ist durchaus nöthig, daß im Journal Deutsche sich über die französische Literatur aussprechen, weil es kein besseres Mittel gibt, die Eigenthümlichkeit des Geistes und der Literatur der Deutschen zu charakterisiren, als wenn man sie der französischen gegenüber stellt. Und hierbei darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an sein Recht glaubt, dem wird es nie gelingen sich Recht zu verschaffen. . . .

L. Börne."

Börne hatte die Absicht, eine Reihe von Betrachtungen über die französische Revolution herauszugeben. Er las den Moniteur und machte sich Auszüge Er suchte nach seltenen Büchern und Flugschriften, die in Frankreich und Deutschland gleichzeitig mit der Revolution über sie erschienen. Sein Nachlaß enthält manche diesem Zwecke schon gewidmete weitere Ausführung. Unfehlbar hätte sich Börne vom Standpunkte der französischen Historiker entfernt; er würde die Revolutionsmänner mehr in ihrer Individualität erfaßt haben. Er äußerte im vertraulichen Gespräch: „Die Männer der ersten Revolution sind für mich lauter bis jetzt noch unaufgelös'te Probleme. Mit Marat kann ich mich nicht befreunden, obschon man neuerdings viel zu seiner Entschuldigung beibringt; übrigens kenne ich ihn noch nicht genau. Unter Allen, die ich seither kennen gelernt habe, scheinen mir Robespierre und Saint Just die ehrlichsten zu sein; jedoch bin ich weit entfernt, ihrem System zu huldigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut ins Leben zu führen sind, aber daß im schlimmsten Falle alle geopfert werden müssen, die eine abweichende Meinung haben, — einem solchen Terrorismus widerstrebt mein Gefühl und ich könnte nie die Unge-

rechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen zu morden, weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und Saint Just meinten zwar, das Gefühl kömmt in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, daß der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaube, diese Nothwendigkeit könne nie existiren." — Börne sprach von den Revolutionsmännern auch aus dem literar-historischen Gesichtspunkt. „Marat hat einen ungehobelten Styl; Camille Desmoulins schreibt hübsch; Robespierre und Saint Just stehen mir als Schriftsteller sehr hoch, namentlich *) der erstere; lesen Sie in dem eben erschienenen Bande (October 1836) der Histoire parlamentaire von Büchez und Roux die goldenen Worte, welche er über die Sach- und Schriftgelehrten sagt." **)

Börne kam öfter auf den Gedanken, wieder seine alte Frankfurter Wage erscheinen zu lassen. Der Reformateur erlag den gerichtlichen Verfolgungen. Börne konnte in der Aufregung und Mittheilungslust, die ihn noch immer beseelte, nicht füglich ohne Organ bleiben. So führte er denn mit Anfang des Jahres 1836 seinen Lieblingsplan in französischer Sprache aus. Er wollte die Franzosen für die Theilnahme an deutschen Interessen und deutsche Auffassungsweise gewinnen. Er wollte ihnen an praktischen Beispielen, an Urtheilen über Beranger, Victor Hugo und andere Tageserscheinungen die Gewissenhaftigkeit deutscher Kritik und die Natürlichkeit

---

*) Hat E. Kolloff, dem wir diese Gespräche verdanken, sich nicht in diesem Ausdruck geirrt? Börne hat eine Abneigung gegen das Wörtchen: namentlich. Warum, ist schwer zu sagen.

**) Telegraph. S. 771 flg.

unsrer Prinzipien zeigen. Mainzer, Kolloff, Büret unterstützten ihn. Aber die Schwierigkeit, den Franzosen in einem, wie es Raspail genannt hatte, neuen Französisch verständlich zu werden, die Indolenz und der Egoismus der französischen Journalistik, die Hindernisse, die den Absatz der Monatsschrift in Deutschland aufhielten, endlich auch wohl die eigne ermattende Kraft ließen die Balance nicht ihr viertes Heft erleben. Börne sprützte die Feder aus. Er setzte sie nur wieder an, um das Geständniß zu geben: „Ich bin müde wie ein Jagdhund!“

Des Sommers in dem ländlichen Auteuil bei Paris, des Winters in der Stadt wohnend, genoß Börne in dem trauten Kreise, den seine Freundin und deren Gatte, ein leidenschaftlicher Verehrer der Richtung seines Freundes, um ihn zogen, eine Pflege, die noch auf einige Zeit die Flucht seiner Lebensgeister hemmte. Er war fast immer leidend. Wenn ihn Freunde, wie Dr. Eder aus Frankfurt, besuchten, so flackerte er wohl noch freudig auf, erkundigte sich nach den heimischen Verhältnissen, lachte über die Unsterblichkeit des Philisterthums; bald aber versagte der Körper den Dienst, er knickte dann zusammen und schlich, gänzlich abgespannt, auf sein Zimmer, wo ihn der Schlaf (der ihm wie Lessing nie versagte) erquickte. Seine Schwerhörigkeit hatte so zugenommen, daß vieles an ihm unverstanden vorüberging und alle seine Sinne sich in eine stille Dämmerung verloren. Die Kunst der Aerzte mit einer Verachtung beurtheilend, die an Molières Lustspiele erinnerte, griff er nach jeder neuen Entdeckung, die im Gebiet der Heilwissenschaft auftauchte. Eine Zeitlang war er Homöopath unter Dr. Roth. Dann verlor er sich in Oertel's Wasserkurschriften und fing mit seinem geschwächten Körper Waschungen an, die schwerlich auf seine

Nerven wohlthätig wirkten. In einem eignen Apparat betrieb er diese Kurmethode lange Zeit und mochte sich dadurch, wie wenigstens allopathische Aerzte versichern, mehr geschadet als genützt haben.

Traten zuweilen freie Augenblicke ein, so entzog er sich dem Umgang mit Freunden, der freien Luft und selbst der großen Gesellschaft nicht. Er sah seine politischen Freunde, die deutschen Flüchtlinge, gern bei sich, ließ sich von ihren Planen erzählen und lächelte darüber, wenn sie ihm allzu abentheuerlich schienen. Gern empfing er die Besuche der Fremden, die nach Paris kamen und ihm von Politik und Literatur der Heimath erzählen mußten. „Von seinen nächsten Bekannten ließ er sich sagen, in welchem Restaurant man zu Mittag gespeiset, wie es jetzt in diesem oder jenem Kaffeehause aussehe, ob die schöne Dame noch am Comptoir sitze u. s. w. Börne kam in den letzten zwei Jahren seines Lebens nicht mehr viel in Paris herum; wenn er im Sommer vom Lande in die Stadt kam, pflegte er das Galignanische Lesekabinet, weniger die ihm wegen ihrer theuern Preise verhaßte Heideloff'sche Buchhandlung zu besuchen und vor dem Nachhausefahren unter den Bäumen des Palais-Royal ein Glas Eis zu essen. Eine kleine Promenade über die Boulevards durch die Vivienne- oder Richelieustraße nach dem Louvre und Einkäufe in Conditoreien waren Winters seine einzigen Ausgänge. Viele von den kleinen Billetten, welche er seinen Bekannten durch die Stadtpost schrieb, schloßen mit den Worten: Aber warum kommen Sie so selten? Ich bin fast jeden Abend zu Hause. Diese Zurückgezogenheit sonderte ihn jedoch keineswegs von Allem, was in der Hauptstadt vorging, ab, im Gegentheil er verfolgte die unbedeutendsten Aenderungen

im materiellen Lebensgenuß, im Preise der Nahrungsmittel, in der Ausmöblirung der Zimmer, in der Ausschmückung der Kaufläden, in dem herabgesetzten Tarif der Cabriolets u. s. f. mit sorgsamen Blicken und forschte nach den kleinsten Details, die für ihn alle im genauesten Zusammenhange mit der allgemeinen politischen und socialen Bewegung standen, deren Lenker, Vertreter und Tonangeber er in seinem Zimmer die strengste Revüe passiren ließ. Salons und hohe Zirkel besuchte Börne seltener; der kleine, schwer hörende, nicht immer zum Sprechen aufgelegte, gewöhnlich lauschende und nur zuweilen kurz und scharf dazwischen redende Mann zerrann und verschwamm gleichsam in der Gesellschaft, welche ihn mehr verdeckte, als empor trug, ihn mehr in den Schatten stellte, als hervortreten ließ. Im häuslichen Kreise fühlte er sich mehr daheim und behaglich; er konnte alsdann die Unterhaltung dem allgemeinen Gespräche überlassen, eine Weile still sitzen, sein körperliches Leiden bekämpfen, wieder dazwischen hören und plötzlich wieder eintreten und seine, den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen einstreuen. Wenn es ihm ganz wohl war, liebte er in freiem Witze, in Laune und Scherz sich zu unterhalten.*)"

Bei bedeutenden artistischen Neuigkeiten fehlte Börne niemals. Er wohnte der ersten Vorstellung der Hugenotten bei und besuchte noch im vorletzten Winter, den er erlebte, einen Maskenball. Zuweilen sahe man ihn bei Meyerbeer; doch mußte man ihn nicht fragen: „Wie befinden Sie sich?" Er hatte den Widerwillen gegen diese Art der Begrüßung mit Goethe gemein.

Aus dieser Zeit rühren Billette her, wie folgende: „Ich

*) Kolloff im Telegraphen Seite 742.

habe Ihnen noch für Ihre Einladung zu danken. Ich wollte Sie genießen, aber da ward ich den Abend unwohl, bekam Kopfschmerzen, Herzklopfen, Nervenweh, den Arzt und noch mehrere ausgesuchte Uebel. So mußte ich zu Hause bleiben. Es wird mich sehr für meinen Verlust trösten, wenn ich erfahre, daß unter den schönen Damen wenigstens eine war, die mich vermißt hat. Sie müssen mir das aufrichtig gestehen, wenn ich zu Ihnen komme. Meinen freundlichen Gruß an die schöne Faustine.“ Oder: „Ich werde, wenn ich bis Freitag wohl bin, was heute nicht ist, zu Ihnen kommen und Ihre neugierigen Hamburger kennen lernen. Ich wünsche, daß wir so schnell gute Freunde werden, als Ihr Töchterchen und mein Hund, die gleich in der ersten Minute sich lieb gewonnen. Es ist aber nicht zu hoffen. Ihr Börne.“

Eine längere Mittheilung (31. Dezember 1834) lautete:

„Ich schicke Ihnen mit Dank Ihre Bücher zurück und bitte auf ganz kurze Zeit um das Morgenblatt.“

„Mit der hier beifolgenden Speisekammer, die ich für Sie und Herrn .... eigens habe bauen lassen, hoffe ich Sie angenehm zu überraschen, und noch mehr mit dem Versprechen, sie vom neuen Jahre an, jeden erst endes Monats, mit frischer Chokolade und andern ausgewählten Eßwaaren zu füllen.“

„Eugène Sue hat mich nicht erquickt. Er hat alle Meere beschifft, fremde Welttheile gesehen und ist doch nicht aus Paris herausgekommen. Von den Bemerkungen, die ich bei Gelegenheit des Atar=Gull niedergeschrieben, theile ich Ihnen folgende mit, weil sie meine Ansicht von der unglückseligen Pariser Romanschriftstellerei ausdrückt und die Unerquicklichkeit, die ich ihr vorwerfe, zugleich erklärt und entschuldigt.“

„Das moralische Klima, das seit fünfzig Jahren in Frank=

reich herrscht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das physische in den heißen Weltgegenden hat; es reift die Menschen früh und altert sie schnell. Die talentvollsten französischen Schriftsteller, fast alle dem jüngern Geschlecht angehörend, sind mit jenem Fluche der Frühreife belastet. Sie erwachen schon um Mitternacht aus ihren Jugendträumen und spotten derselben ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die Andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen sie beim Scheine der Kerzen, und so sind sie lebensmüde wenn der Tag anbricht und die Morgenröthe wird ihre Abendröthe. Gewiß sind die unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen schon als Trauben verzehrt; sie werden keinen Wein keltern für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kommt, werden sie kaltes Wasser trinken müssen, und es wird sie frösteln. Ihr Börne."

Seiner Schwester schrieb er in demselben Monate zweimal folgende Briefe:

„Paris den 2. Dez. 1834.

„Liebe Schwester!

„Es thut mir leid, dir melden zu müssen, daß ich den bisherigen Beitrag für *** für jetzt nicht länger entrichten kann. Ich hatte früher durch meine Schriftstellerei so viel Geld verdient, daß es mir nicht schwer fiel jene Summe zu entbehren. Jetzt aber hören diese Verdienste auf, da bei der jetzigen Lage der Dinge niemand in Deutschland wagt, etwas von mir drucken zu lassen. Ich habe seit einem Jahre mich sehr viel einschränken müssen, um nur zu bestehen. Sobald ich wieder etwas erwerbe, was früher oder später geschehen wird, werde ich das alte Verhältniß wieder eintreten lassen und das Versäumte nachholen."

„Dein Louis*), wie ich höre, ist wieder in Berlin. Das ist ein glücklicher Mensch, dem dort Alles gefällt! Ich glaube er ist ein Mystiker, der es für gottgefällig hält, seinen Hals ohne Murren unter jedes Joch zu beugen. Wir haben doch eine merkwürdige Musterkarte von allerlei Menschen in unserer Familie! Wenn ich oder dein Louis einmal in Gefahr kommen gehängt zu werden, was zu verschiedenen Zeiten uns beiden recht leicht begegnen kann, kann einer dem andern beistehen. Das ist sehr beruhigend.“

Vom 22. Dezember 1834:

„Liebe Schwester!

„Ich danke dir für die schnelle Besorgung meines Auftrags. Aber, um Gottes Willen, wo denkst du denn hin, daß ich in Noth sein soll? So habe ich es nicht gemeint. Ich habe nur für jetzt keinen Ueberfluß mehr. Die letzten drei Jahre hatte ich jeden Winter das Honorar für meine Briefe aus Paris. Dieses Einkommen hört jetzt auf, weil solche Sachen nicht mehr gedruckt werden dürfen. Aber von Noth ist keine Rede, und von Sorgen gewiß nicht, denn meine glückliche Natur kennt die nicht. Meine Verhältnisse sind also jetzt nur darin anders, daß ich an Sachen arbeiten muß, die länger dauern und später Geld einbringen. Von meinen Interessen allein könnte ich hier nicht leben.“

„Ich war diesen Sommer nicht verreist, sondern lebte in einem Orte nahe bei Paris, wo wir auch nächstes Frühjahr wieder hinziehen. Mit meiner Gesundheit geht es seit einigen Monaten ziemlich gut, nachdem ich $1^1/_2$ Jahr lang sehr gelitten hatte. Aber ich hatte den glücklichen Entschluß gefaßt, bei keinem Uebel je wieder einen Arzt zu gebrauchen,

*) Der Hegelianer.

und das, wie die Oertelsche Kaltwasserkur, die ich seit Anfang vorigen Sommers gebrauche, hat mich sehr gebessert und wird mich hoffentlich noch weiter bringen. Jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen wasche ich mich am ganzen Körper mit frischem Wasser, bei jeder Witterung und im kalten Zimmer. Es ist merkwürdig, was das gut thut. Dabei trinke ich den Tag über viel kalt Wasser und sonst nichts."

„Es soll mich freuen, wenn dein Louis Aehnlichkeit mit mir hat, nur wünsche ich, daß er keine in schlimmen Dingen mit mir habe. Ich fürchte aber sehr, daß er die unglückselige Hypochondrie mit mir gemein hat, die mir den größten Theil meines Lebens verbittert, und ich fürchte sogar, daß bei ihm das Uebel ärger ist als bei mir. Bei mir lag die Hypochondrie nur im Körper, bei Louis aber liegt sie im Gemüthe. Da wird der arme Mensch viel zu leiden haben, und das ist ein Leiden, das Keiner begreift, wer es nicht selbst gehabt. Vielleicht hätte Louis besser gethan, nach Zürich als nach Berlin zu gehen. Er kann das später noch bedenken. In Berlin ist die Concurrenz selbst von talentreichen Menschen zu groß, in der Schweiz ist das nicht der Fall. Gruß an Alle. Dein dich liebender Bruder

Louis."

„Genire dich nur nicht wegen des Porto's, mir zu schreiben. Ich habe noch Geld für tausend Briefe."

Die Briefe sind abgedruckt ganz mit der Harmlosigkeit, mit der sie geschrieben wurden.

„Paris den 2. Dezember 1835.

„Liebe Schwester!

„Da du dich erboten hast, mir ferner meine kleine Cotti-

missionen zu besorgen, so will ich deinen guten Willen wieder in Anspruch nehmen."

„Erstens bitte ich dich, einliegende Inserate in die Frankf. Postzeitung, das deutsche Journal und das Journal de Francofort einrücken zu lassen. Den Kostenbetrag stelle mir in Rechnung."

„Wie geht es denn dem Louis in Trier? Wenn du Nachrichten von ihm hast, theile mir sie mit. Professor Gans, der neulich hier war, klagte mir, der Louis wäre so menschenschen. Das muß er sich abgewöhnen."

„Mein Journal ist eine Finanzspeculation. Ich will einmal sehen, ob ich reich dabei werde."

„Sage mir doch, auf welche Art hat denn der *** in ... so schnell sein Glück gemacht? Er ist Professor, Geheimrath, Leibarzt, geadelt! Mit Verdiensten erreicht man so etwas nicht, wahrscheinlich ist er Jesuit. Er hatte Anlage dazu."

„Ich bitte alle die Unsrigen herzlich von mir zu grüßen. Frage doch bei B. an, ob ihm nicht Gutzkow ein Paquet für mich gegeben, oder, wenn du Gelegenheit hast, erkundige dich bei Gutzkow selbst darnach. Er schrieb mir schon vor einigen Monaten, er hätte B. Bücher für mich gegeben.

Dein dich liebender Bruder Louis."

„Paris den 30. December 1835.

Liebe Schwester!

Deinen Verdruß über Louis mußt du dir aus dem Kopfe schlagen, es geht doch alles wie es gehen soll und daran läßt sich nichts ändern. Man darf nichts gegen seine Natur thun, auch nichts gegen seine angebornen Fehler, man setzt es doch nicht durch und verliert nur Zeit dabei. Mir ist es trotz großer Mängel, die ich in meinem Charakter habe, im=

mer im Leben noch ziemlich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei meinen guten Seiten und meinen Schwächen, und mir nie etwas vorgesetzt habe, wozu ich nicht gut oder nicht schlecht genug war. Dein Louis scheint für ein beschauliches Leben, zum Stubengelehrten, von der Natur bestimmt zu sein, und zu irgend einer praktischen Laufbahn weder Neigung noch Talent zu haben. Zwischen einem Staatsdienst und einer unabhängigen Lage als Advokat ist keinen Augenblick zu schwanken. Dein Louis wird mit seiner ehrlichen Natur nie in einem Staatsdienste Glück machen. Er glaube doch nicht, daß Talente befördern; wer nicht intriguiren kann, bleibt immer zurück. Im Gegentheil, ausgezeichnete Fähigkeiten hindern nur am Fortkommen, denn wenn ein Chef einen geschickten Arbeiter in seinem Büreau hat, verliert er ihn nicht gern und stellt sich seiner Beförderung in den Weg. Louis soll in Frankfurt bleiben. Seine praktischen Geschäfte werden ihm immer noch Zeit lassen, sich zum Schriftsteller auszubilden. Die Hauptsache ist, daß man sich einen Erwerb sichert, um unabhängig zu werden; man wird dann immer noch alt genug, um endlich seine Lieblingsneigungen zu befriedigen. Ich z. B. so wie ich bin, würde zwar nie um Geld zu verdienen, etwas gegen meine Ansicht thun, aber das fiele mir sehr leicht, um des Erwerbs willen ein langweiliges Geschäft zu treiben und wenn es auch nur copiren wäre. Daß Louis sich nicht entschließen kann etwas Kleines zu schreiben, sondern mit einem großen Werke aufzutreten, das ist eine Art Faulheit, weil kleine Werke mehr Mühe kosten, als große."

„Ich sehe nicht ein, warum es Louis nicht zum Senator sollte bringen können. Vielleicht nicht durch seine guten Ei=

genschaften, aber doch durch seine Schwächen. Es gibt in Frankfurt eine mächtige Parthei, bei der ihn seine Fehler empfehlen können. Und dann braucht man ja nicht gleich Senator zu werden, es gibt ja noch andere Stellen. Wenn Louis durch irgend eine Schrift sich bekannt gemacht hätte, könnte ich vielleicht etwas dazu thun, ihm in Zürich oder Bern eine Professur zu verschaffen, da ich die einflußreichsten Personen der dortigen Regierungen kenne. Vielleicht wäre in der Zukunft daran zu denken."

„Vielleicht hast Du Dich gewundert, daß ich in meinem Vorigen, und überhaupt nichts von dem Schreiben gesprochen, das Du der Madame *** für mich mitgegeben. Dies habe ich aber erst vor 14 Tagen erhalten. Du siehst, daß es mit der Liebe der Mademoiselle *** für mich nicht so gefährlich war; sie ist schon Monate hier und hat sich nicht bei mir gemeldet. Die Madame *** habe ich zufällig vor Kurzem in einer großen Abendgesellschaft bei Cremieux gesehen.
Ich grüße Dich herzlich. Dein Dich liebender Bruder
Louis."

Zu den wenigen deutschen Blättern, die Börne in Paris zu Gesicht bekam, gehörte auch das Morgenblatt. Die von W. Menzel redigirte Literaturbeilage desselben brachte seit der Fehde mit dem „jungen Deutschland" fast in jeder Nummer Beweise einer Apostasie, die man würde bemitleidet haben, wäre sie, um ihr eignes Gewissen zu betäuben, nicht in ein sinnloses Toben und Poltern verfallen, dessen Gegenstand Börne zuletzt selbst wurde. Das jungdeutsche Uebel, das Menzel ausrotten wollte, führte er auf das Juden- und Franzosenthum zurück. Man sah damals in Stuttgart einen

Mann, der sich eine einflußreiche literarische Stellung durch blinden Fanatismus zu Grunde richtete: wilde Leidenschaft führte eine Feder, die sich in einen Besen verwandelt zu haben schien: unsinnige Vorwürfe wurden, ohne Prüfung, ohne den Stempel innerer Ueberzeugung, bis zum Lächerlichen wiederholt; Richtungen, deren Ungebühr man in ihren nächsten Aeußerungen ihm wohl eingestand, wurden an Erscheinungen vergangener Jahrhunderte angeknüpft und von einer ungezügelten Phantasie zu so widersinnigen Mißgestalten ausgemalt, daß Menzel, von der Nation aufgegeben, von den Einen für schlecht, von den Andern sicher für krank erklärt wurde. In trüber Schwärmerei sich einen Peter von Amiens dünkend, der einen neuen Kreuzzug predigte, entblödete Menzel sich nicht, die Großen und Mächtigen zum Schutz anzurufen. Er malte den Regierungen die Schrecken einer literarischen Richtung aus, der er außer den Vorwurf der Unsittlichkeit, auch den des politischen Verraths machte. Mit säuerlicher Schärfe und griesgrämlicher Verdächtigung wurde von Stund an alles Französische besprochen. Der Traum, dem man sich eben hingegeben hatte, als könnte zwischen den Völkern ein Bund bestehen, der sie zu Genossen eines gemeinschaftlichen Kampfes gegen die Drangsale der Menschheit machte, wurde nicht etwa als eine Chimäre, was sie vielleicht ist, zerstört, sondern als eine Verrätherei denunzirt. Jeder weltbürgerliche Aufschwung, den sich ein Dichter in dem Gedanken an Napoleon erlaubte, wurde für eine niederträchtige, den Franzosen dargebrachte Schmeichelei erklärt. Wenn uns Menzel früher in eine Barbarei unsrer ästhetischen Begriffe zu stürzen gesucht hatte; jetzt wollte er unsre politischen Begriffe verwirren und die Fortschritte des Jahrhunderts einem ausgeblasten,

bei ihm aus persönlicher Eitelkeit aufgefrischten altdeutschen Enthusiasmus opfern.

Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungslustige, geldsüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheiten aller Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn sich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andre war ihm jenes Frankreich, das ihm die Bestimmung zu haben schien, die Frage unsres Jahrhunderts zu lösen. Er räumte den Deutschen alle Reichthümer der Phantasie, des Gemüths und der Denkkraft ein; aber daß wir selbst für unsre Freiheit nicht zu sorgen wissen, bewies es ihm nicht unsre Geschichte? Börne hatte von jeher den Gedanken, daß Deutschland und Frankreich die von einander gerissenen Theile eines großen Ganzen sind; er sahe in Paris Richtungen, welche den bisherigen Völkerverkehr mit einem System der Bruderliebe (wenigstens auf dem Papiere ehrlich gemeint) vertauschen wollten, er sahe so Vieles, was die Deutschen sich hätten aneignen sollen, um eine Größe zu erringen, die durch Phrasen vom Deutschthum nicht errungen wird. Wem kommt dieser hohle Enthusiasmus der Franzosenfresser zu Gute? Nur dem deutschen status quo, den Börne so gern geändert gesehen hätte. Börne hielt es für unpolitisch, Haß gegen ein Volk zu predigen, von dem wir, wenn nicht wirklich lernen, doch uns, unsern heimischen Verhältnissen gegenüber, die Miene geben sollten, etwas zu lernen. Abgesehen von der Klugheit, fand er auch in der Art, wie Menzel seine Vaterlandsliebe begründete, etwas, das sein Gefühl beleidigte. Empört über die Begriffsbarbarei, die Menzel in einem weit verbreiteten Blatte den Deutschen zuzumuthen wagte, schrieb er seinen Menzel, der Franzosenfresser.

Der Hauptgedanke dieser kleinen, in Frankreich, Deutschland und der Schweiz mit Enthusiasmus aufgenommenen Schrift ist der, die Vaterlandsliebe als eine Tugend darzustellen, die an sich schön, doch nur einem allgemeineren Antheile an der Geschichte unterzuordnen wäre. Börne weist nach, daß dem Publizisten in gegenwärtiger Zeit eine andre Aufgabe gestellt sei, als die, Völker gegen einander aufzuhetzen. Der politische Gedanke unsrer Epoche liegt nicht in der Rivalität der Staaten, sondern in ihrer organischen innern Ausbildung. Wenn eine solche Art, über öffentliche Angelegenheiten zu schreiben, wie die Menzel'sche, in Deutschland um sich griffe, so würde die Publizistik zwanzig Jahre hinter der Aufgabe, die sie jetzt zu lösen hat, zurückbleiben. Börne zeichnet dieser einen ganz andern Wirkungskreis vor, als den, einer nur zu leicht in Abspannung verfallenden Nation zu schmeicheln. Alle diese Erörterungen sind mit den witzigsten Seitenblicken auf einzelne Erscheinungen der politischen und literärischen Gegenwart untermischt. Es war eine Gabe, die den Reichthum verrieth, über welchen Börne noch kurz vor seinem Tode gebieten konnte.

Was aber noch mehr als der Gedankengang und die verdiente Geißelung des auf dem Titel genannten Schriftstellers diesem Werke die Herzen aller Leser gewann, war der wehmüthige, elegische Ton, der das Ganze durchwehte. Selbst die Satyre verrieth, daß sie hier nicht aus dem Uebermuthe der richtigeren Einsicht, sondern aus dem Schmerze über die Verblendung und den Irrthum der Menschen geboren wurde. Kamen die Leser vielleicht dem Buche entgegen, daß es so versöhnend wirkte? War es die Enttäuschung über so viele Hoffnungen, welche die Geschichte der letzten Jahre in uns

geweckt hatte und die mit der schmerzlichen Resignation dieses Buches so befreundet zusammen stimmte? Den trüben Horizont, unter welchem es geschrieben schien, sahen wir Alle; die Hoffnung auf eine Zeit, wo die Wahrheit sonnenlicht durch die Wolken brechen würde, theilten wir Alle. Diese Schrift untergrub zwiefach Menzels Stellung; sie fand keinen Widerspruch und Börne besiegelte sie durch seinen Tod.

Ehe wir uns der Katastrophe nähern, noch einige Lebensmomente!

„So lange ich Börne gekannt habe," erzählt E. Kolloff *), „bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer, mit einem einzigen Fenster, von wo man, des Winters, eine Aussicht in die Rue Lafitte und gegen den Montmartre, Sommers, die Aussicht auf den Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an dessen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein fauteuil à la Voltaire von rothem Maroquin, eine nicht sowohl zahlreiche als ausgewählte Bibliothek mit deutschen, italiänischen, spanischen, englischen und französischen Werken, ein Tisch mit Journalen und Brochüren bedeckt, eine Art Schrank mit nummerirten Schubkästen für Briefe, Manuscripte u. s. w. — diese Gegenstände bildeten nebst einigen Fußteppichen das vollständige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinett waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerschrank und über dem Arbeitspult leer; den ersteren füllte eine bronzene Büste J. J. Rousseaus, den letzteren ein weibliches Porträt, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen begeisterten Zügen."

*) Jahrbuch der Literatur auf 1839. S. 150.

Börne fesselte mehrere französische Gelehrte und Journalisten gleich nach der ersten Unterredung. Eines Tages machte Nisard zufällig seine Bekanntschaft. Dieser Kritiker wurde im Laufe des Gesprächs von dem Ideenreichthum, welchen Börne ihm erschloß, so sehr überrascht, daß er sinnend Abschied nahm und den folgenden Tag Börne bitten ließ, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen seiner gestrigen Conversation aufschreiben wolle. Die Redakteurs des Reformateur mußten Börne in Auteuil besuchen, um ihn zu Beiträgen aufzufordern.

An Raspail, Herausgeber des Reformateur, schrieb Börne:

„Monsieur!

J'ai l'honneur de vous envoyer ci-joint un article pour le réformateur, en vous remerciant infiniment de votre bonté à laquelle je dois tous les jours une lecture aussi intéressante. Je prefère votre journal à tous les autres journaux de Paris, parcequ'il m'instruit en même temps qu'il me fait plaisir. Je suis sur qu'aprés deux ans le réformateur sera à la tête de la presse periodique, et que toute la France reconnaitra les grands services qu'il a rendus à la chose publique.

Ce qui regarde mon article, c'est pour la première fois que j'ai essayé d'écrire en français. Voyez Monsieur, si cela est corrigible. Si l'article ne vous convenait pas, à cause de sa longueur, de son contenu ou pour une autre cause quelconque, je vous prie de ne pas l'abréger ni d'y faire aucun changement, mais de l'écarter tout-à-fait. Dans ce cas là, je tâcherai de réussir mieux une autre fois. Mais cela doit dépendre d'un heureux hasard. Je sais bien que tout journal a

outre ses maximes à suivre, encore certaines convenances, qu'il doit strictement observer, et j'en conçois la necessité. Mais quant à moi, il m'a toujours été impossible de me plier à des telles convenances. Quand en composant, l'idée d'une restriction me revient dans l'esprit, la tête m'est comme barrée et je ne peux passer outre. Ce n'est que la liberté la plus absolue, qui puisse un peu suppléer à l'insuffisance de mes talens.

Agréez les assurances les plus sincères de la haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur d'être votre devoué

Auteuil, 28. Avril 1835. L. Boerne."

Aus dem letzten Winter Börne's schreiben sich die interessanten Aeußerungen her, welche E. Beurmann in seiner Schrift „Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur; Frankfurt 1837" mit einer dem Kenner durch die Färbung derselben verbürgten Wahrhaftigkeit verzeichnet hat. Dieser durch lebhafte, schnelle Auffassung bekannte Schriftsteller regte, da er eben aus dem lauten Gewirr deutscher Bildungsfragen nach Paris kam, Börnen zu treffenden Urtheilen über eine Menge damals besprochener Zeiterscheinungen, über Eckermann, Goethe, Strauß und Vieles Andere an. Börne bedauerte nur, durch die mangelhaften buchhändlerischen Verbindungen zwischen Frankreich und Deutschland sich auf Hörensagen da beschränken zu müssen, wo er so gern aus eigner Anschauung selbst geprüft hätte. Er bereitete damals seinen in Auteuil geschriebenen „Franzosenfresser" zum Druck vor.

Wir setzen hier noch einige Briefe und Billette aus seiner letzten Lebenszeit her: „Ich habe die Ehre Ihnen beifolgend einen kleinen Artikel im Reformateur mitzutheilen, den ich

über einen Band Novellen einer Dame, die zum Erstenmal als Schriftstellerin auftritt, gemacht habe. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht blos grob sein kann, sondern auch galant, wenn es nöthig ist. Das Buch ist aber wirklich vortrefflich, und ich empfehle es Ihnen. Es that mir leid, Ihnen mein Exemplar nicht mittheilen zu können, ich mußte es gleich zurückschicken. Ich werde mir heute Abend das Journal wieder ausbitten.“ — —

„Mein Appetit ist herrlich, ich bleibe vor jeder Boutique de comestibles, wie angewurzelt stehen; so habe ich heute eine Viertelstunde lang vor Chevets Thüre geschmaust und mir den Magen verdorben. Ihn wieder herzustellen, muß ich wenigstens drei Tage fasten, und da mir dieses an Ihrem Sybariten-Tische zu schwer fiele, wie ich neulich erfahren, kann ich Sonntag nicht zum Essen kommen, so gerne ich auch möchte. Aber nach Tische will ich mich einfinden und meine fünfzigjährige Liebenswürdigkeit mitbringen. Ich küsse Ihnen die Hand .... Auf Sonntag aber will ich mich rüsten.“

Nach Hamburg richtete Börne den 18. November 1835 diese Zeilen:

„Lieber Freund! Ich bitte Sie, dem edlen Conditor, der, wie ich erfahren, bekannt gemacht, er nähme von Juden eben so gut als von Christen Bestellungen auf Torten an, meine Verehrung und Bewunderung zu bezeigen. Doch ist es nicht die einzige Ursache weswegen ich Ihnen schreibe, auch will ich kein Rauchfleisch haben, sondern eine andere Gefälligkeit. Vom nächsten Januar an werde ich hier eine französische Zeitschrift in monatlichen Heften herausgeben. Sie ist hauptsächlich bestimmt, die Franzosen mit der Deutschen Literatur und dem Deutschen Leben bekannt zu machen. Eigentliche

Politik bleibt ausgeschlossen. Aber Dummheiten anderer Art sollen darin mit dem Geiste und dem Feuer eines Meidinger besprochen werden, z. B. die Judenverfolgungen, wie sie neulich in Hamburg vorfielen, u. s. w."

„Ich lasse die Monatsschrift auf meine eigenen Kosten drucken, mit Buchhändlern werde ich in keine Verbindung treten. Meine Freunde in verschiedenen Gegenden werden mir, wie ich hoffe, zu Sammlung von Abonnenten behülflich sein. Darf ich auf Sie auch rechnen? In diesem Falle ersuche ich Sie, in dem Kreise Ihrer Bekannten eine Subscriptionsliste, welche anliegende Notiz abschriftlich an ihrer Spitze trägt, circuliren zu lassen. Wenn sie eine gewisse Zahl beisammen haben, bitte ich Sie die Abonnementsgelder zu sammeln und mir hierher anzuweisen. Die erscheinenden Hefte werden Ihnen oder einer andern von Ihnen bestimmten Person zugeschickt, und von dieser unter die Abonnenten vertheilt. Ich wünschte von dem Erfolg Ihrer Bemühungen sobald als möglich unterrichtet zu sein, damit ich bestimmen kann, wie stark die Auflage gemacht werden muß. — Ferner bitte ich Sie, sich doch im Stillen umzuhören, ob sich nicht in Hamburg eine Person finde, die mir zum Correspondenten dienen könne, jemand, der mit Geist und Witz das dortige Leben zu schildern versteht. Im Vertrauen, halten Sie *** dazu fähig? Sie wissen, die Pariser wollen amüsirt sein. Es liegt Ihnen nichts an der Sache, sondern an der Art, wie es dargestellt wird. Es liegt ihnen z. B. wenig daran, ob die Hamburger Juden Prügel bekommen, denn sie haben mit den Prügeln zu thun, die sie selbst bekommen, es kömmt ihnen nur darauf an, wie die Sache erzählt wird. Gibt es nun solche Leute in Hamburg, die Banko Witz haben und die mir

interessante Berichte für mein Journal liefern können? Ich würde sie gut bezahlen. Es brauchte kein Schriftsteller von Profession zu sein. Ein gebildeter Mann, ein geistreiches Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen, sind oft viel geeigneter zu solchen Arbeiten."

„Dies ist es, lieber Freund, was ich von Ihrer Gefälligkeit erwarte, übrigens bin ich zu jedem Gegendienste alle Zeit bereit. Wenn Sie z. B. einmal Lust haben, in der Alsterhalle *) Kuchen zu essen, will ich Ihnen meinen Taufschein dazu leihen."

Ferner an Lewald in Stuttgart:

„Auteuil bei Paris den 25. April 1836.

— — — Die Brodhagsche Buchhandlung hat mir Lenaus Faust geschickt. Ich ersuche Sie, derselben für mich zu danken, aber zugleich den Herren zu bemerken, sie möchten mir doch künftig keine Bücher durch die Post schicken. Ich habe 4½ Fr. Porto für den Faust zahlen müssen, wahrscheinlich beträgt der Ladenpreis des Werkes nicht mehr. Solche Zusendungen pflegt man nur durch Fuhre zu machen. Auch durch die Buchhändler — — kann ich nichts annehmen, die prellen ganz infam. Für ein kleines Packet Bücher, die mir Brodhag geschickt, ließ mich der Spitzbube *** 9 Francs Porto bezahlen. Ich möchte wissen, ob der Artikel Börne und der Patriotismus von Menzel nur mir so abgeschmackt vorkömmt, weil er gegen mich gerichtet ist, oder ob er wirklich dumm? Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Der Teufel ist ja in die ehemaligen liberalen Schriftsteller gefahren, und zwar ein recht langweiliger. Wenn ich aufhöre mir selbst zu gefallen, und davon bin ich gar nicht weit mehr entfernt, ge-

*) Anspielung auf die Verweisung der Juden aus der Hamburger Alsterhalle.

fällt mir auch nicht ein Schriftsteller mehr. Heine, der mich früher zuweilen entzückt hat, ennüyirt mich schrecklich. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir gelegentlich Ihr Gemälde von München und ein Paar Hefte Europa schickten. Lenau wünscht, ich möchte seinen Faust in der Balance kritisiren, das kann ich aber nicht. Erstens werde ich wahrscheinlich die Balance nach Erscheinung des dritten Heftes wieder aufgeben. Ich bin darin in meinem Ideengang zu sehr gestört. Hundert Dinge kann man im Französischen gar nicht sagen. Dann möchte ich bei Gelegenheit des Lenauischen Faust auch vom alten Goethe'schen sprechen, gegen welchen letztern ich vieles einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Ich will lieber den Lenau in einem deutschen Artikel besprechen.

Ich grüße Sie herzlich

Ihr ergebenster
L. Börne."

An denselben:

„Auteuil den 5. Juni 1836.

Verehrter Herr!

Zum Tod hat mich Ihr Brief erschreckt, den ich zu beantworten eile. Denkt denn Herr *** daß ich solch ein niederträchtiger Mensch wäre, mich der Censur zu unterwerfen? Er könnte mir sein ganzes Vermögen für meine Werke geben, unter solchen Bedingungen verkaufe ich sie ihm nicht. Er soll also gar nicht mehr an die Sache denken. Ich bitte Sie zu meiner Beruhigung mir gleich zu antworten, und

mich zu versichern, daß Herr — — durchaus keinen Schritt mache, der mich beschimpfen würde."

„Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeugen, mit dem größten Vergnügen mittheilen, aber ich schreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu sagen, Lenau's Faust hält die Kritik nicht aus. Bei meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen, ihn mehr zu tadeln als zu loben."

„Sie haben ja mit Ihrer Europa merkwürdiges Glück. Sie können die fünf angesehensten Pariser literarischen Journale zusammenrechnen und sie haben alle zusammen gewiß nicht so viele Abonnenten als Ihre Europa. Die Generosität der deutschen Buchhändler ist mir hinlänglich bekannt. Vor einigen Jahren bestürmte mich *** ich möchte doch mitarbeiten, bot mir 30 Thaler für den Bogen und bat mich um Gotteswillen, ich möchte es ja keinem sagen, es würde alle deutsche Schriftsteller in Aufruhr bringen. Ein anderes Mal, zu einer Zeit da ich der Politik so überdrüßig war, wie ich es jetzt wieder bin, bot ich einem Leipziger Buchhändler eine literarisch ästhetische Monatschrift an, die ich redigiren wollte. Sein Anerbieten war bis zu 1500 Exemplare Absatz 20 Thlr. für den Bogen, und weiter 25 Thlr. Ist das nicht eine merkwürdige offenherzige Prellerei? Als wenn man nicht berechnen könnte, daß dem Verfasser bei 1500 Exemplaren Absatz mehr als 20 Thaler für den Bogen gebührt. Ich begreife nicht wie sie das hier machen. Es ist bestimmt nicht ein literarisches Blatt in Paris, das so viel Abonnenten hat als Ihre Europa, das gelesenste, die Revue des deux Mondes hat noch lange keine 1000. Und doch wird von diesem Journale dem allergewöhnlichsten Schriftsteller, der seine

Arbeiten hinein bettelt, 150 Francs für den Bogen bezahlt,*) den angesehenern 300 Francs, dem vom ersten Range noch weit mehr. Ich habe nie an hiesigen Monatschriften gearbeitet, und werde es auch nie, weil die Rücksichten der Cameraderie, die man hier nehmen muß, mir eben so verhaßt sind, als die Polizei-Censur. Nur im Reformateur schrieb ich einige Male. Als ich anfing, kannten mich die Redacteurs noch gar nicht, sie hatten mich auf die Empfehlung eines Deutschen engagirt; und doch gaben sie ungefordert 240 Francs für den Bogen. Nachdem der erste Artikel von mir erschienen war, und sie sahen, daß er großes Aufsehen gemacht, sagten sie mir von freien Stücken, mir gebühre eine bessere Bezahlung, und ich solle fordern, was ich wollte. Aber ich schämte mich Eigennutz zu zeigen, weil das Blatt arm war, sämmtliche Mitarbeiter unentgeldlich aus Eifer für ihre Grundsätze schrieben, und der Redacteur selbst, der edle Raspail, der mit dem Blatt jede Nacht bis 3 Uhr beschäftigt war, nur 300 Francs monatlich nahm."

„Wie viel bekommen Sie für die Redaction der Europa? Sie brauchen es mir nicht zu sagen, ich kann es ohngefähr errathen. Wenn Sie hier ein Blatt redigiren, das Sie in so kurzer Zeit auf 2300 Exemplare gebracht, würden Sie monatlich 1000 Francs für die Redaction bekommen. Ich will mich von keinem deutschen Buchhändler mehr prellen lassen."

„Ich bitte Sie noch einmal, wenn Sie mich nur ein bischen lieb haben und achten, den *** abzuhalten, daß er einen Schritt thue, der mich mehr als je etwas schmerzen würde.

---

*) Kommt wohl besonders daher, weil 1) diese Revue fast von den meisten Ministerien, ihrer politischen Uebersichten wegen, bezahlt wurde, und 2) weil das Materielle am deutschen Buchhandel kostspieliger ist, als am französischen.

G.

Wenn Sie mich lebend vom Galgen abschnitten, könnten Sie mir keinen größern Dienst erzeigen.

Herzlich der Ihrige

Börne."

Mit der Brodhagschen Buchhandlung correspondirte er, wegen einer neuen Ausgabe seiner Schriften, die nach seinem Tode auch dort erschienen ist.

„Paris, 15. Dezember 1836.

An die Brodhagsche Buchhandlung.

Es kann leicht sein, daß Sie recht haben, und daß der betreffende Punkt in meinem Vertrage mit Campe zweideutig ist. Es war aber in meinen mündlichen Unterhandlungen mit Campe (ich war damals selbst in Hamburg) bestimmt festgesetzt worden, daß nach Verlauf der 5 Jahre der Rest der Exemplare nicht verkauft werden dürfe. Indessen glaube ich, daß diese Concurrenz der neuen Auflage nicht vom geringsten Nachtheile sein werde, sobald sie verändert und wolfeiler erscheint."

„Die neue Auflage wird sich von der alten dadurch unterscheiden, daß Artikel, welche die frühere nicht enthielt, darin aufgenommen werden. Erstens solche, die damals noch nicht erschienen waren; dann solche, die ich zufällig nicht hatte als ich meine zerstreuten Aufsätze sammelte. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit diese Artikel bezeichnen, und Sie werden dann auf dem Geschäftswege diese leicht herbeischaffen können."

„Was die Revision der alten Artikel betrifft, so verstehe ich mich zwar dazu wegzulassen, was ich in literarischer Beziehung unnütz finde. Aber Ihr Ausdruck, „was einen bedeutenden Anstoß finden könnte" zu unterdrücken, scheint anzudeuten, daß Sie darunter Mißfälliges in po-

litischer Beziehung verstehen. Gegen diese Zumuthung muß ich feierlich protestiren. Ich werde dergleichen nicht auslassen, auch nicht ein einziges Wort, und ich würde in unserem Vertrage es zur strengsten Bedingung machen, daß Sie daran nicht rühren dürfen."

„Zu den neuen (das heißt ungedruckten) Artikeln, die ich etwa hinzufüge, würde ich aber nur solche Gegenstände wählen, die jede Verdrießlichkeit entfernt hielten." —

Börne war sehr gastfreundlich, aber oft sagte er: „Und wär' ich Millionen reich, ich würde kein solcher Narr sein und große Essen geben. Aber oft ein paar Freunde zu Tisch." In Paris war bekanntlich die Zudringlichkeit manches Deutschen, der sich wegen seiner Grundsätze etwas herausnahm, oft lästig genug. Wenn sich einer von diesen selbst zu Tisch einlud, konnte er sehr verstimmt werden. „Bei Tisch ist meine liebste Zeit, wo ich nicht gern mit Jedem schwatze. Es ist mir grade, als sollt' ich mich den Leuten nackt zeigen. Seel' und Leib ist bei mir in dem Punkt einerlei." — Besorgniß vor Spionen fehlte dabei auch nicht.

„.... Ihr meint ein Spion das sei immer ein verrufener Mensch, ein armer Teufel, ein der Polizei gehöriger, Leute, die täglich für's Spioniren bezahlt werden; dem ist nicht so. Versteht sich, daß es auch solche gibt. Aber die gefährlichere und größere Zahl sind die, die man mit ihrem Ehrgeize, mit ihrer Eitelkeit ködert, Beförderung — in allen Fächern. Es dienen oft Leute und werden gebraucht, ohne daß sie es selbst recht wissen, wie sie gebraucht werden zu schlechten Zwecken." — So unbefangen und harmlos er sonst im Leben war, so vorsichtig und argwöhnisch war er hierin; und daß es irgend

jemanden gelingen könnte ihn, ihm unbewußt, zu benutzen, zu überlisten. So vermied er auch allen Umgang mit Diplomaten und war über alle Vorstellung vorsichtig, Jemanden auch seiner Seits etwa durch Briefe zu compromittiren.

Bis zu seinen letzten Augenblicken schwärmte er für alles Neue in der Industrie und Wissenschaft, für Eisenbahnen, Dampfschiffe, Homöopathie, Wasserkuren u. s. w.; „Welch ein Glück für die Menschheit," sagte er, „wenn es keine Kranke und keine schweren Arbeiten mehr gibt."

Er hatte (1836) Mignet's Rede über Sieyes gelesen und äußerte: „Mignet ist nicht eingedrungen in eine tiefere Character-Schilderung von Sieyes. Das hätte ich anders und besser machen können. Er hätte zeigen und beweisen müssen, wie ein Mann, wie Sieyes, gar keinen Character haben kann." Ein andermal bemerkte er: „Die Revolution von 89 ist mit der von 1830 geschlossen. Der dritte Stand hat alles erreicht Sie sind jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese wollen sie alles für sich behalten. ... Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen." Von Guizot bemerkte er: „Er macht Frankreich unglücklich. Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann, aber er ist ein Pedant, und hat ganz falsche Ansichten. Thiers ist mir weit lieber, obschon er schlechter, aber eben weil er beweglicher, nicht verstockt ist."

Als einmal (auch 1836) Besuch sich entfernt hatte, sagte Börne: „Ja das ist wahr, unsere lieben Landsleute sind manchmal sehr langweilig, und das ist ein Franzose nie oder selten; aber auf die Dauer gehe ich doch lieber mit Deutschen als mit Franzosen um. Ein Franzose ist wie eine Blume in einem Glas Wasser, ein Deutscher wie eine Pflanze, die in

der Erde wurzelt. Ist ein Deutscher auch langweilig, so kann doch immer während dem Sprechen etwas Unerwartetes, überraschend Neues kommen. Das liegt in der Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes, der Anschauung, der Charactere, auch der Sprache. Aber die Franzosen sind alle über einen Leisten, alles eine Form, es spricht einer wie der andere. Viel liegt auch in ihrer Sprache. Ich weiß schon am Anfang das Ende, und das ermüdet."

Noch kurz vor seinem Tode las er die Memoiren der Marquise von Crequi und bemerkte: „Daß Ludwig XIV. nicht verrückt geworden, ein zweiter Nebukadnezar, ist mir der größte Beweis, daß er ein großer Geist war. Die Anbetung im Orient ist nichts, da werfen sich die Menschen vor ihren Herrschern nieder, wie vor einem wilden Thier. Aber bei Ludwig XIV. war es wirkliche Verehrung, Anbetung, Glauben. — Ich weiß nicht, ich mochte ihn immer leiden, er war so schlimm nicht, und immer noch der Beste, auch an Sitten, an seinem Hofe."

Einige Wochen vor seinem Hinscheiden im Zimmer auf- und abgehend, war er im Gespräche begriffen. Es war 10 Uhr Abends. Plötzlich hielt er den Kopf mit beiden Händen: „Der Kopf ist mir so voll, ich weiß nicht, wo ich mit all den Gedanken hin soll. Ich hätte noch so viel, so viel zu sagen, — über Leben, Philosophie, Kunst, Wissenschaft — so vieles! Eigentlich habe ich noch gar nichts geschrieben, dieser unselige politische Zustand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen!'"

Sein wahrscheinlich letzter Brief, den er am 1. Januar 1837 schrieb, lautete:

„Meine lieben Freundinnen!

Ich bin schon vierzehn Tage krank und sophalägerig, doch eigentlich nur acht Tage; denn da ich Nachts im Bette liege und schlafe, bin ich in dieser Zeit sehr gesund. Nur das ertrage ich schwer, daß ich heute nicht zu Ihnen kommen kann, um Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie ein Jahr älter geworden. Ich kann es nur schriftlich thun. Auch Herrn *** und *** meine besten Wünsche.

Herr *** kam gestern Abend noch vor mein Bett, weckte mich auf und erzählte mir von Lady Stanhope, Karl dem Großen und Dr. ***, was mich alles sehr amüsirte.

Die beiden Bonbonièren voll der herrlichsten Chocolade-bonbons sind für Madame L. Da ich nicht weiß, ob Madame B. sie liebt, habe ich nicht gewagt, ihr welche anzubieten. Für wen die Spielzeuge bestimmt sind, werden Sie leicht errathen. Der Schmetterlingkäfig kömmt von Madame S. Ich hatte statt der Orangehändlerin früher einen schönen Marquis ausgewählt, aber Madame S. rieth mir davon ab und bemerkte, ich könne ja nicht wissen, ob Sie nicht schon andere Absichten mit Ihrer Tochter hätten. Noch einmal meine herzlichsten Grüße an Alle.

Paris, den 1. Januar 1837.

Ihr Börne."

Mit dem Beginne des Jahres 1837 verschlimmerte sich Börne's Körperzustand so sehr, daß er seinen medizinischen Experimenten, den Kaltwaschungen und dergleichen entsagen mußte. Dr. Sichel aus Frankfurt und mit ihm, ganz zuletzt, Dr. Hörle behandelten ihn, als es schon zu spät war. Die Grippe, die damals in Paris herrschte, gab den ersten Anstoß zu einem Leiden, das sich in ihm jetzt als unheilbare Brust-

krankheit tödtlich ausbildete. Börne hatte die vollkommenste Gewißheit seines nahen Todes und erwartete ihn mit einer Ruhe, die eines Philosophen würdig war. Herzen, die ihm so nahe standen, nun betrüben zu müssen und nicht mehr trösten zu können, that ihm am meisten weh. Doch behielt er die Heiterkeit seines Geistes bis zur letzten Stunde. Als ihn der Arzt fragte: Was haben Sie für einen Geschmack? scherzte er und sagte: Gar keinen, wie die deutsche Literatur. Wo bleiben denn die Jungen? hatte er noch einige Tage vor seinem Tode gefragt. Er verstand darunter seine jüngeren Freunde, die ihn sonst zu besuchen pflegten. Einige Tage vor seinem Tode sagte er: „Ich nehme keine Digitalis. Ich weiß doch, daß ich sterbe; diesmal erhole ich mich nicht wieder. Digitalis erschwert den Tod." Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umstanden ihn seine nächsten Umgebungen mit thränendem Auge. Ein Lichtschirm fiel um. Zu seiner Freundin, Mad. W. St. sagte er mit einem langen liebevollen Schmerzensblicke: *Sie haben mir viel Freude gemacht!* Nachmittags drei Uhr sagte er: „Machen Sie die Vorhänge auf! Ich möchte gern die Sonne sehen." Man öffnete die Vorhänge, er setzte sich im Bette aufrecht. Dann wollte er Blumen riechen. Man reichte ihm einen Strauß. Musik wollte er hören. Es war nur möglich, ihn eine Genfer Spieldose hören zu lassen. Er hörte sinnend zu. Nur zwei Tage lag er im Bett. Abends um neun Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte sich leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne nicht mehr.

Die Nachricht verbreitete Trauer unter allen, die seine Freunde, Bestürzung unter allen, die seine Feinde waren. Man kam und sah den Todten, wie der Heimgang in's Jenseits sein Antlitz verklärt und jeden Schmerzenszug aus ihm verwischt hatte. Man verabredete eine Leichenfeier, die des herrlichen Mannes würdig war, einfach und doch von der Liebe und Verehrung zeugend, die ihm in's Grab folgte. Ein Trauerzug von mehr als hundert Deutschen geleitete den Sarg von der Rue Lafitte über den größten Theil der Boulevards langsam nach dem Gottesacker des Père Lachaise.*) Hier angelangt, trugen die nächsten Freunde des Dahingeschiedenen den Sarg zur Ruhestätte. Feierliche Stille, ein unbeschreiblicher Ernst bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle des Vollendeten aufnahm. Venedey und Berly, jener Flüchtling, dieser ein in Frankreich etablirter Kaufmann aus Frankfurt, Sohn des obenerwähnten Berly, sprachen aus tiefster Seele einige ergreifende deutsche Worte. Dann trat Raspail, der Gelehrte, Raspail, der unerschütterliche Republikaner, vor und sprach französisch:

„Ich glaubte nur Thränen auf dieses Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundschaft, welche über der unbelebten Hülle unseres großen Schriftstellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in diesem Augenblick einer so traurigen Feier hat die Freundschaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beispiele folgen, indem Sie mir Ihre Nachsicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu so großem Schmerz vorbereitet."

*) Siehe Blätter für literarische Unterhaltung 1837. No. 69.

„Meine Herren, ich habe die Hälfte unseres Philosophen, die diese Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieses Mißgeschick zu meinen unglücklichen Ereignissen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Erz gegraben, die der Erinnerung des Herzens der Völker anvertraut ist, welche seine Feder getröstet hat, o! was diese unzerstörbare Hälfte betrifft, so habe auch ich sie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten, sie zu lieben; und ich kann mit Ihnen sagen, ich habe nicht Alles verloren."

„Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Character des Genies Börne's zu enthüllen, Ihnen die magische Kunst dieses Styls zu analysiren, welche ihn zum populärsten Schriftsteller Deutschlands gemacht hat; die Macht dieses tiefen Gedankens zu schätzen, eines Gedankens, der unter dem tiefen Schleier der glücklichsten Einfachheit so viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutschland an seinem Busen erwärmt. Bei der ersten Zusammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich diese letzte Pflicht erfüllen zu lassen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die so süß zum Ohre und zum Herzen tönt."

„Leset, leset! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Misanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutschland in funfzehn Bändchen gesammelt hat, anscheinend eine umfassende Sammlung und doch zu kurz für den Leser. Wie manche nächtige Lampe des im Lesen dieser Sammlung Vertieften erlosch erst beim Beginn des Tages! Wiederholt uns eine jener Allegorieen, mit welchen Börne mit jedem Federzug

eine Wurzel des werdenden Despotismus abschnitt, wiederholt uns, zumal an diesem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tausend Saiten, in welchen Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das sie zu vergessen schien; bewundernswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Palästen, wie in der Hütte findet; denn sie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menschen gestatten wird, als die der guten Menschen unter einander, die sich gegenseitig hinieden unterstützen."

„Aber, meine Herren, auch ohne ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu lesen und zu begreifen, und ich besitze ihn eben so gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er that Wunder; er wurde in Frankreich, wie in seinem Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersetzt; und seit seinem Debut hatte er in der ersten Reihe unserer Original-Schriftsteller Platz genommen. Mißgönnen Sie mir nicht ein Gefühl, das aus Dankbarkeit sowohl, wie aus Eigenliebe fließt, es war in dem Reformateur, wo Börne sich als französischer Schriftsteller zeigte. Hätte ich geahnet, in ihrer Mitte das Wort zu nehmen, ich würde jene kostbaren Fragmente mit mir hierher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer verdoppelt. In seinem Style fand man Béranger und Paul-Louis-Courier vereint; aber sein Gedanke war zehn Jahre jünger; und zehn Jahre sind in der Revolution, in der jeder von uns begriffen ist, ein Jahrhundert des Fortschritts. Sie haben bemerken müssen, daß seine Feder im Französischen diesen unbeschreiblichen Zauber bewahrt hatte, der sich in

geistreicher, oft sarcastischer Weise angekündigt und mit einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühl endet, gleich jenen ausländischen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geschmack beginnen und sich in Wohlgeruch auflösen. Börne, Israelite von Geburt, war in seinen Schriften meiner, unsrer Religion, der Religion der guten Menschen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit, die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker unter einander schien ihm ein Verbrechen, einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in seinen Augen der Geselligkeit keine Grenzen in schwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er sah den Koloß des Fortschrittes beide Ufer des Flusses, der zwischen Frankreich und Deutschland fließt, überschreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Versöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß sie einem Geschlecht angehören und daß sie denselben Pflichten unterworfen sind. Und er sagte das Alles, ohne sich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gastfreundschaft Ihnen nur unter stets beunruhigenden Bedingungen gewährt ist und wo die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, dessen äußersten Saum zu lüften, Ihnen nicht gestattet ist, wenn Sie sich nicht einem Sturm aussetzen wollen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten so vieler Hindernisse zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre so kleiner Geister in gehöriger Weise zu besprechen. Dieses Talent hat Börne in Frankreich zur höchsten Stufe der Vollendung getragen. In diesem durch-

flüchtigen und ärmlichen Körper, der sich über die Erde, wie über ein Vaterland schleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfte; dieser Körper gehörte einem in sein Schicksal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und bescheidenen Schriftsteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung, und der sich den unglücklichsten Verhältnissen weihte; das Emblem der Tugend, die sein Talent ausmachte, malte sich in diesem unter Leiden lachenden Antlitz, in diesem satyrischen Ausdruck, den ein von der ausgesuchtesten Sensibilität entlehnter Blick belebte."

„Doch Ihre Literatur wird alle diese Dinge besser zu sagen wissen, als ich, und ich werde mich nicht so weit vergessen, das Gemälde vervollständigen zu wollen. Frankreich, in dessen Namen ich leider allein sprechen muß und das meinen Worten nicht widersprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren lassen, die bei uns immer spät kömmt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne ist weniger bei uns bekannt gewesen, weil man, um bei uns von sich reden zu machen, Genossen haben muß und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod versöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf und unsre Literatur wird, so hoff' ich, eine ihrer schönsten Kronen auf dieses Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen schmücken wird, mit denen sie stets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen so freigebig ist."

„Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, so grüß' ich dich, o Börne, nicht in dieser Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, sondern in jenen lichten

Räumen, wo unzählige Welten in unerforschter Harmonie über dieser kleinen Erde rollen, die wir unser Universum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkstatt der Intelligenz, wohin Deine Seele emporstieg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängst jetzt unsere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, sondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigst jetzt Deine Schriften mit demselben Auge, mit welchem wir sie stets gewürdigt haben, Du hast Deine Bescheidenheit mit ins Grab gegeben, indem Du selbst in die Heimath der Wahrheit übertratst. Mögest Du selig sein, o Börne! mögest Du Dich selbst erkennen! Und wenn zwischen den Todten und Ueberlebenden ein Gesetz geistiger Mittheilung von den Regionen herab, wo Du wandelst, besteht, so sende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener trostreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offnen Buche liesest, für die Zukunft, die uns verborgen ist. Inmitten des Schauspiels so vieler systematischen Verderbniß, so vieler treulosen Freundschaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieser Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir dir noch nicht gefolgt sind nach Oben!"

Börne's Leiche wurde am 15. Februar 1837 beigesetzt in drei Särgen, zwei eichenen und einem bleiernen, letztere (soudé, verkittet) zwischen den andern, in einem vier Metres enthaltenden Raum (genannt caveau) . . .

Der Platz war als der damals beste aufzufindende provisorisch genommen — wie es auf dem Père Lachaise üblich bei Gräbern, die ein Denkmal erwarten.

David d'Angers hatte aus Verehrung für Börne sich zur Ausführung des Denkmals erboten. Am 5. November 1842 wurde die Versetzung des Sarges aus der provisorischen

Stelle nach dem Platze vorgenommen, wo jetzt Grab und Denkmal sind.

Der Bildhauer David machte anfangs den Entwurf eines Denkmals: einen Marmorsarg, an dessen oberm Ende eine Pyramide mit Börne's Bildniß stände. Ein Versuch für die Errichtung eines solchen Monuments Börne's Freunde zu Theilnehmern zu machen, scheiterte Anfangs noch an der Furcht der Meisten, sich als Freunde Börne's offen zu bekennen. Sehr nahe Freunde, in Frankfurt namentlich, trifft in dieser Rücksicht der Vorwurf einer gar matten Feigheit. Anfangs begnügte sich die Familie, in deren Schooß Börne sein Leben aushauchte, den Hügel, der seine sterblichen Reste bedeckte, mit Blumen und einem Kreuze zu bezeichnen. Der Sturm, der die Höhen des Père Lachaise oft bestreicht, soll dieses Friedenszeichen eines Tages entwurzelt haben. Die Einen werden sagen, dies wäre eine Mahnung gewesen, daß das Kreuz dem nicht gebühre, der in seinem Unmuth einmal erklärte, ihn reue das Geld, das ihm seine Taufe gekostet. Die Andern werden sagen: Es war ein unpassendes Symbol für einen Denker, dessen religiöses Glaubensbekenntniß über alle positiven Formen der Religion hinübergriff. Möchten beide Ansichten sich vereinigen, wie sie können! Wir wollen denken, daß jenes umgeworfene Kreuz keine Mahnung für Börne, sondern für uns sein sollte. Der Sturm wollte sich in Erinnerung bringen. Er wollte Blumen und Zeichen des Friedens von einem Grabe wehen, das uns nicht zur Klage, sondern zur That auffordert. Nicht mit Thränen will der Vollendete seinen Hügel benetzt sehen, sondern aus dem Sturme ruft er uns zu, wach zu bleiben. Eine eiserne Lanze sollte man in dies Grab stecken und zwei freischwebende me-

tallene Schilde daran aufhängen. Ewig vom Spiel der Winde bewegt, würde ihr Ton das redendste Denkmal eines Grabes sein, um welches kein Schweigen herrschen darf.

Ein späterer Bericht über das Denkmal lautete:

„Börne's Grabdenkmal auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, mit dessen Entwurf der berühmte Bildhauer David beschäftigt war, ist nun vollendet und daselbst errichtet, in der Nähe der Gräber von B. Constant, Foy und Manuel: eine gebührende Gesellschaft des tapfern deutschen Freiheitskämpfers, dessen Asche hier in fremder Erde liegt. Das Monument hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide von ausgezeichnet schönem an der Küste der Bretagne gebrochenen polirten Granit, und ruht auf einem Unterbau von gelbem Sandstein, welcher sich auf zwei Stufen erhebt. Das Ganze, vom Erdboden bis an den Gipfel der Pyramide mißt an 10 Pariser Fuß. Am obern Ende der Pyramide befindet sich in einer runden ausgehöhlten Vertiefung Börne's Büste von David modellirt, von Richard u. Eck gegossen und in antiker Weise an Schultern und Brust glatt abgeschnitten. Der Charakter des David'schen Modells spricht sich in Bronze trefflich aus. Zwar ist es nicht der genau individualisirte, herrliche Kopf, der unserer Erinnerung vorschwebt und als Mann, genial und unschuldig, wie ein Kind, ins Leben hinein sah, aber dort spricht das mehr idealisirte als ähnliche Gesicht, in dem ein sanft gemilderter Ernst und wie eine still-poetische Wehmuth über das verkehrte Treiben der närrischen Menschen ausgedrückt ist. Sehr zweckmäßig ist die Büste in einer Vertiefung angebracht und so gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung mehr geschützt, als viele andere Kunstwerke, die hier unter dem außergriechischen Pariser

Himmel einen schlimmen Stand haben. Unterhalb der Büste, ungefähr in der Mitte der Pyramide ist die einfache Inschrift mit Börne's Namen und den Daten seiner Geburt und seines Todes. Den untern Theil der Pyramide schmückt ein Bronze-Relief in allegorischen Figuren, Frankreich und Deutschland vorstellend, deren Hände durch die Freiheitsgöttin zusammen gegeben werden. Gewiß ist die Idee dieses ebenfalls in der Gießerei der oben genannten H. Richard u. Eck besorgten Reliefs sehr glücklich zu nennen und vollkommen an ihrem Platze auf dem Grabdenkmal eines Schriftstellers, durch dessen Werke diese Idee als Haupt- und Grundgedanke durchgeht, nur hätte sie meines Erachtens in der Darstellung schöner und energischer ausgesprochen werden können. Die schmalen Seiten zeigen in den Zwischenräumen zwischen den Figuren und der Füllung Gestelle mit Waffen und Trophäen und am Fuß derselben liest man auf jeder Seite den Namen von vier berühmten Autoren französischer und deutscher Nation. Links: Voltaire, J. J. Rousseau, Lamennais, Beranger; rechts: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. In dem Unterbau ist das Gewölbe aufgemauert, wo Börne's Sarg aus der provisorischen Grabstätte die nach hier üblichem Gebrauche für ihn ausgesucht war, nächstens beigesetzt werden soll. Das Ganze bildet eine ernste schmucklose Masse, eines so einfachen und bescheidenen Mannes, wie Börne war, nicht unwürdig. Als Monument behauptet es ehrenvoll seinen Platz neben grandiosen Denkmalen, und zeichnet sich durch ernste Simplicität sehr vortheilhaft aus vor vielen prunkvollen Mausoleen, deren Ziererei und Schnörkel in diesen großstyligen Umgebungen wenig wohlthun. Der freie Platz um das Denkmal bietet eine schöne Aussicht auf Paris und

einen großen Theil des längs eines Hügels sich hinstreckenden malerischen Todtenfeldes, auf welchem eine reiche Saat der Auferstehung entgegen reift, und welches einem Lustgarten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten gleicht." —

Börne war klein und hager von Gestalt. Seine Haltung war nachlässig. Gern hielt er die Hand auf den Rücken gelehnt. Seine Gesichtsfarbe bleich, stark und dicht das dunkelbraune Haar, das Auge hellglänzend. Ein starker Bart bedeckte die eingefallenen Wangen. Das in Lithographieen und Stahlstichen verbreitete Gemälde des Malers Oppenheim wird als sehr ähnlich gerühmt. David arbeitete ein Medaillon, das dem Gemälde an Aehnlichkeit nicht gleichkommen soll.

Ein Freund des Verstorbenen schreibt mir von ihm: „Börne war von kräftigem, aber zartem Körperbau. Seine Stimme war angenehm wohlklingend, mehr hoch als tief und nicht stark. Sein Auge dunkel und feurig; sein Gesicht regelmäßig geformt. An seinem feinen und schönen Munde erkannte ein Physiognomiker leicht die Kraft seiner Ironie. Spuren des Tabaks entstellten zuweilen die gewählte, saubre Wäsche. Aeußerlich von einer ruhigen Gemüthsart, erschien er auch selbst dann ruhig, wenn es heftig in der Brust kochte. Die Ruhe war einmal seine philosophische Art, nicht anerzogen oder erlernt. Außer sich konnte ihn nur die Nähe langweiliger Menschen bringen. Er war sehr mäßig, aß wenig, trank nie Wein. Auf Kleinigkeiten verbrauchte er viel Geld. Wenn er an einem Laden vorbeiging und es gefiel ihm etwas, so kaufte er es, selbst wenn es Spielereien waren, die er verschenkte. Er hatte oft die Taschen voll Naschwerk, um Frauen und Kinder damit zu füttern. Für seinen Umgang

mit Frauen und Kindern machte ihn besonders auch seine unermüdliche, nur zu oft auf die Probe gestellte Geduld fähig, die ihn nur dann verließ, wenn man ihn langweilte. — Als ich Börne kennen lernte, war er sehr hypochondrisch. Zum Theil hatte diese Hypochondrie einen körperlichen Grund. Er litt, sehr blutreich, an Congestionen nach Kopf und Brust. Zum Theil lag die Hypochondrie damals an dem Triebe, sein Talent durch irgend etwas geltend zu machen, während ihm dafür das rechte Material fehlte, bis sich später das Volksleben an ihn drängte und er sich von den Wogen der Zeitgeschichte treiben ließ; die Sorge um das Allgemeine ließ nun den eignen Körper vergessen; die Klage um das eigne Unbehagen verhallte im Schmerzruf der Allgemeinheit. Mein eignes prosaisches Verdienst dabei ist dies, daß ich ihm das Rauchen empfahl. Nun blies er seine Grillen in die Tabakswolken und wurde ein so leidenschaftlicher Raucher, daß darüber seine Hypochondrie in Dampf aufging. — Durch seine Hämorrhoidalcongestionen hatte Börne mehrmals Anfälle von Bluthusten, welche ihn öfters in Lebensgefahr brachten. Organische Veränderungen in den Lungen fanden dabei nicht statt und immer glückte es, ihn wieder herzustellen, bis in den letzten Jahren, wo diese Anfälle wegblieben, sein Leiden einen Charakter annahm, der ihm den Tod brachte.“ *)

*) Ueber Börne's Aeußeres möchte doch noch Folgendes von Interesse sein. Es ist von David's Büste die Rede: „Zum Leitstern bei dieser Arbeit hatte der Künstler das Medaillon, wozu ihm Börne im Juni 1836 gesessen, und ein von M. Oppenheim gemaltes Bildniß Börne's. Eine tiefere Individualisirung und Beseelung war daher nicht wohl zu erwarten, und wir dürfen uns schon zufrieden geben, daß wenigstens die Aehnlichkeit im Allgemeinen erreicht und herauszukennen ist. Ich möchte den Kopf mehr idealisirt als ähnlich nennen. Das vorstehende, spitz auslaufende Kinn hat nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen; mehr der Wahrheit und Natur getreu ist der feingeschnittene Mund — ein auszeichnender Zug im Gesichte Börne's — welchen, wenn er zu heiterm Gespräch sich öffnete, das Lächeln der Milde und Duldung, des feinen Spotts und gutmüthigen Humors umschwebte.

In die voranstehende Erzählung der einfachen Begegnisse, die Börne's Leben bildeten, ist die Beurtheilung seines sittlichen und schriftstellerischen Charakters bereits verflochten. Börne sah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an; denn er behauptete, er wäre dadurch vor dem „Philisterwerden“ geschützt gewesen. Die unbestechliche Reinheit seines Willens, die Uneigennützigkeit seiner Handlungen, seine Wohlthätigkeit und Wahrheitsliebe werden selbst von seinen Feinden eingeräumt. Stellen wir seine sittliche Entwickelung in eine Parallele mit andern Bildungsgängen, die, gänzlich verschieden von ihm, nicht minder ehrenwerthe Charaktere erzielten, so würden wir nachstehende Betrachtungen uns nicht versagen dürfen.

Börne's Gemüthsbildung bekam durch die Unbefangenheit, mit der er sich zur Welt stellen durfte, eine eigne Färbung. Man wird in dem einfachen in diesen Blättern aufgerollten Leben eine harmlose Ruhe und oft eine Glückseligkeit finden, um die man Börne beneiden möchte. Geboren von vermögenden Eltern, bevormundet von einem Vater, der oft freilich zu seiner Qual sein „Bestes“ wollte, der Sorge für die Zukunft durch Aussicht auf künftige Erbschaft überhoben, ohne den Ehrgeiz, in der Gesellschaft oder im Reich der Geister

Doch der Ausdruck poetischer Wehmuth, welchen David in seiner Büste als vorherrschenden Zug hervorgehoben, ist mir nur in seltenen, vorübergehenden Momenten an Börne's scharfgezeichneter, streng zusammengefaßter, männlicher Physiognomie aufgefallen, in welcher Festigkeit des Charakters und große Klarheit des Sinnes als die hervorstechendsten Züge heraustraten. Sein Kopf verrieth beim ersten Anblick nicht den vollen Puls der humoristischen Ader, noch den reichen Brunnen der schönen, sinnigen Laune, die wie ein lebendiger Quell unversieglich aus den Tiefen dieses wunderbaren Herzens und Geistes aufsprudelte; der Schalk steckte in ihm zu tief, als daß er sich etwa in leichten Zügen auf der Oberfläche des Gesichts hätte zeigen sollen. Vermissen wir auch alle diese feinern Bezüge in der Büste David's, so verdient doch die treffliche fleißige Arbeit lobende Anerkennung.

Blätter für liter. Unterhaltung. 1842. Nr. 238.

glänzen zu wollen, nahm er das Leben, wie es sich ihm bot, meist unbefangen und unbekümmert um Gegenwart und Zukunft. Erst wenn man ein Leben voller Mühe und Sorge dem Leben Börne's gegenüber hält, wird man aus dem Unterschied den Eindruck ermessen, den Börne's glückliches Schicksal auf seinen Charakter hinterließ. Er kannte es nicht, wie man in Armuth geboren wird, früh einen höhern Beruf in sich fühlt und schon als Knabe durch die Verzweiflung, von den Hülfsmitteln dazu verlassen zu sein, heimgesucht wird. Börne hat dieses Streben eines feurigen, über seine Geburt hinaus ringenden Geistes nicht durchaus gekannt. Fremd war ihm der Eifer des Jünglings, sich im Leben eine Stellung zu erwerben, einer Geliebten das Gefühl zu schenken, etwas Bedeutendes in ihre Arme zu schließen, fremd war ihm die verzehrende Gluth nach Auszeichnung und der Zwiespalt, in welchen hier so oft Ehrgeiz und Stolz gerathen. Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verschlingen wird, wenn wir nicht rührig sind, emsig streben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge; unverrückt, wie es kräftige Geister von Natur thun, und minder kräftige durch ihr Schicksal zu thun gezwungen sind, da sie anders zu besorgen hätten unterzugehen. Das Bild des Horaz: die dunkle Sorge, die gespenstisch den athemlosen Reiter peitscht, kannte er aus eigner Erfahrung nicht. Nicht Weib, nicht Kind hingen sich an sein eignes Dasein und schrieben seiner Handlungsweise Gesetze vor, die dem Biedermann das Herz abdrücken können, wenn sie dem Gefühl widerstreben und doch von der Nothwendigkeit geboten werden. Nicht einmal als Schriftsteller verfolgte Börne ein Ziel. Er ließ sich vom Leben, von den Ereignissen bestimmen. Er hatte Muße und

Bequemlichkeit genug, um sich aus hundert ihm angebotenen Lagen diejenige auszuwählen, die ihm am besten gefiel.

Kann aber dieser Mangel einer bedeutenden und poetischen Individualität, der Börne's Leben bezeichnet, einen Vorwurf begründen? Nimmermehr. Das rastlose Streben eines Genius fehlte ihm; er sah sich dadurch vor vielem Unglück bewahrt. Auch sieht man aus jener Vergleichung, daß ihm in seiner Verfassung manches leichter werden mußte, als es gemeiniglich Andern wird. Seine Ruhe ist nicht die Frucht eines Sieges, das Resultat einer weisheitsvollen Betrachtung und Ueberwindung seiner Leidenschaften gewesen, sondern eine angeborne Heiterkeit, die von einer meist glücklichen Lage unterstützt wurde. Seine Harmlosigkeit und Herzensgüte, die wir rühmend anerkannten, war eine mehr negative Tugend, da sie sich ihrer selbst nicht bewußt war und mehr im Unterlassen, als im Handeln offenbarte. „Manche bittre Erfahrung hatte sein Gemüth verstimmt" — schreibt der Verfasser der oben erwähnten „Erinnerungen an Börne". Börne's Freundin widersprach gegen mich dieser Aeußerung und sagte: „Nein, sie wisse davon nichts, er wäre immer heiter und ruhig gewesen." Ich gestehe, daß ich mich in diese Stimmung Börne's wohl versetzen kann; sie ist mir aber mehr eine Thatsache, als ein besonderer Ruhm. Ein wenig mehr Unruhe, Sorge, Thorheit würde man dem warmen Herzen eines edlen Menschen schon nachgesehen haben. Das Ruhmvolle für Börne liegt darin, daß er seine Indolenz kannte und an die Beurtheilung fremder Persönlichkeiten mit bescheidener Prüfung ging. Meinungen verwarf er mit Entschiedenheit; Menschen zu beurtheilen, schien ihm schon bedenklicher. Er ließ fremde Bildungsprozesse mit großer Nachsicht gelten und nahm,

wenn er Irrthümer verdammte, doch nicht selten die Art, wie sie entstanden, in Schutz. Er verwarf die Bestrebungen mancher Convertiten, die von Wien aus für die Restaurationsideen schrieben; aber von dem Bildungsgange derselben sprach er mit einer Mäßigung, die errathen läßt, wie wenig er sein eignes, vom Zufall bestimmtes, von bürgerlich erträglichem Glücke angelächeltes Dasein, ein Dasein behaglich-heiterer Ab- und Anspannung, das nur zuweilen von kleinen Kümmernissen unterbrochen war, für normal halten durfte.

Der materielle Werth der Schriften, die Börne hinterlassen hat, liegt zunächst in ihrer Beziehung zur Zeitgeschichte. Der künftige Geschichtsschreiber unsrer Epoche wird sie zwar nicht als Aktenstücke brauchen können, um aus ihnen Thatsachen festzustellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten seines Gemäldes; nicht die Melodie, wohl aber die Harmonie seiner Tonsätze. Denn diese Schriften spiegelten nicht immer die ewigen Sterne der Wahrheit ab, sondern oft auch die Dunstwolken, die sich zwischen den Himmel und die Erde legen. Die Sage, das Gerücht drängte dem Verfasser die Feder in die Hand; oft hatte die Sage wahr gesprochen, oft ist aber auch nur das Urtheil und die Gesinnung, die sie hier hervorrief, wahr, sie selbst wurde berichtigt. So breitet sich in diesen Schriften die ganze gleichzeitige Epoche aus, mit ihren Hoffnungen und Wünschen, mit ihren Schmerzen und Thorheiten, so weit nur ein freies, vom bösen Willen nicht umflortes Auge trug. Zu diesem Quellen-Werth kommt die Natürlichkeit der in diesen Schriften niedergelegten Weltanschauung. Sie sind ein Unterpfand, daß man auch ohne die Weisheit der Hörsäle ein System haben kann. Sie beweisen

daß die beste Philosophie in der Schule des Lebens gelehrt wird. Börne war nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Kathedersprache und dennoch erschrak er vor einer Frage nach dem Höchsten nicht. Fanden die Gelehrteren Gott im Grunde alles Seins, so fand er ihn in der Geschichte; wußten jene das Räthsel des Lebens in eine Formel zu bannen, so sprang es ihm aus einer That entgegen. Börne war Naturalist in dem Sinne wie es Lessing war. Lessing wollte keine Wahrheit, er war zufrieden mit dem Streben darnach. Börne's Schriften sind ein Stahlbad, in das man, entnervt durch Abstraktion und Dachstubenweisheit, niedertaucht und zu neuer Lebensfrische sich stärkt. Irgend einer seiner politischen oder ästhetischen Grundsätze mag einer höhern Spekulation weichen müssen, aber die Unmittelbarkeit, mit der hier selbst das Irrthümliche frisch aus dem Herzen hervorquoll, hat etwas wunderbar Stärkendes und wird diese Kraft so lange bewahren, als unsre Literatur diese jeweilige Lüftung ihrer Atmosphäre, diesen Anblick einer in Gottes freier Natur gewonnenen, auf dem Felde blühenden subjektiven Ueberzeugung noch immer manchmal bedürfen wird. Die geistreiche Form dieser Schriften ist endlich das Salz, das ihnen für alle Zeiten die Frische des Augenblicks sichert. Ergebnisse einer Journalisten-Laufbahn, sind diese kleinen Einzelheiten doch im feinsten ästhetischen Prozeß so crystallisirt, daß selbst die winzige Tagesfliege, die gerade in dem Schöpfungsmoment zwischen die flüssige Masse gerieth, mit der schönen Gestalt des Ganzen bleiben und noch der Nachwelt ein Anlaß der Erheiterung sein wird. Das Zufälligste wird hier in seiner an der Luft abgekühlten, sichern Form verharren. Selbst das Unbedeutende blieb in Pompeji und Herculanum in seiner zufälligen Form, da ein

Gott es überraschte; so bleibt auch im Reich der Geister jede noch so zufällige Stellung, wenn sie der Künstler überrascht.

Dafür hat Börne mit der größten Gewissenhaftigkeit an seinen Werken gearbeitet. Er warf nie etwas nachläßig aufs Papier, sondern selbst der kleinste Brief trug den Stempel einer, sich auch in seiner winzigen aber festen Handschrift kund gebenden Bedachtsamkeit. Mit den Vorarbeiten zum Niederschreiben war er länger beschäftigt, als mit dem letztern selbst. Die Gedanken boten sich ihm in bunter, neckender Fülle dar; aber er wählte nur die, welchen sich ein schönes Kleid überwerfen ließ. In züchtiger Schönheit mußte bei ihm das Wort auftreten. Einen wild wuchernden Styl, einen Gedankengang über Stock und Stein, haßte er. So trug er das, was er niederschreiben wollte, lange mit sich herum und formte tagelang an einem Satze, wenn er ihm nicht gleich die gewünschte schöne Rundung abgewinnen konnte. Es war dies nicht Koketterie, sondern die ihm angeborene Achtung vor dem Werth der Sprache. Er wußte, daß, auch um Gedanken an den Mann zu bringen, man ihnen eine reiche stylistische Mitgift geben muß. Die schönsten Ideen bleiben, wenn sie äußerlich arm sind, sitzen. Börne brauchte oft zu einer kurzen Kritik vierzehn Tage. Um einen Druckbogen zu füllen, rechnete er gewöhnlich eine Woche.

Wenn es die Aufgabe unsrer Literatur sein sollte, sich in eine encyklopädische Thätigkeit zu zersplittern und nur noch die Thatsachen der Geschichte und des Völkerlebens widerzuspiegeln, dann würde Börne für diese Richtung werden, was Goethe für die schöne Literatur aus rein formellem Gesichtspunkte ist. Aber auch selbst dann, wenn die Literatur sich wieder einer speculativeren Begründung ihrer Prinzipien un-

terordnen sollte, würde Börne seine Stellung als Vertreter des reinsten Ausdrucks unmittelbarer Verstandeswahrheit, eine Stellung von großer supplementarischer Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrscheinlichste ist, wenn die deutsche Literatur sich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künstlerischer Formenschönheit beschworen werden sollte, selbst dann wird Börne sich erhalten; denn, ob er gleich nicht Dichter war, so wußte er doch die Stoffe der Dichtkunst weise zu sichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweisen, die dem Volke verständlich sind; er vertritt der ästhetischen Selbstgenügsamkeit den Weg und fordert, daß der Dichter sich dem Ideale, nicht das Ideal seiner Eitelkeit opfert. In allen diesen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schicksal unsrer Literatur entscheiden, wie es die Musen wollen, hört Börne's Zusammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften stecken unserer Literatur kein Ziel auf; aber sie werden ein Weg bleiben, den sie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Wenn wir die vergangenen Zeiten überblicken und im Reich der Geister für Börne eine Parallele suchen, so finden wir nur einen Namen, der mit ihm passende Vergleichungspunkte darböte, Jonathan Swift. Wunderbar, daß selbst in äußern Lebensverhältnissen eine Aehnlichkeit zwischen Börne und dem witzigen Dechanten von St. Patrik statt findet. Beide standen sie zu weiblichen Wesen in einem Verhältniß, das sich im Bewußtsein seiner höheren Weihe kühn dem Urtheil der Welt aussetzte, Beide verfolgten ihre entscheidendste Wirksamkeit aus einer Art von Verbannung; denn auch Swift war in Irland den politischen Händeln, denen er eine so große Aufmerksamkeit widmete, persönlich selbst ent-

rückt. Freunde, die es bestätigen können, daß Börne niemals etwas von Swift gelesen hat, waren erstaunt, in der schriftstellerischen Art dieser beiden Männer so viel zutreffende Aehnlichkeiten zu finden. Beide kämpften sie gegen politische Mißbräuche, beide knüpften ihre Geisteserzeugnisse an Erscheinungen des Tages, beide besaßen sie das Talent, für ihre Ideen höchst komische Situationen und Staffagen zu erfinden. Auch darin trifft die Aehnlichkeit zu, daß Börne und Swift, beide beschuldigt wurden, daß sie ihren Zorn über die Mißbräuche der Welt nur ihrer Hypochondrie verdankten; ein Vorwurf, der freilich bei dem Dechanten begründeter war, als bei Börne. Denn Börne starb mit lächelnder, wenn auch schmerzlicher Resignation, Swift aber in geistiger Entkräftung. Auch der Styl beider Schriftsteller ähnelt sich in der Naivität, mit der sie in ihren Darstellungen anzusetzen pflegen, um dann allmälig zu den ergreifendsten Consequenzen zu kommen. Beide erkannten, daß das Geheimniß des Witzes in dem plötzlichen Losschlagen einer harmlos angelegten Mine liegt. Freilich sind sie auch wieder in Anderem sich völlig unähnlich. Swift übertraf Börnen an combinatorischem Talent (Poesie kann man seine Allegorieen nicht nennen, am wenigsten die für Erwachsene zu kindischen und für Kinder zu ernsten Gulliver-Reisen), Börne übertraf ihn an sittlichem Ernste und Charakterfestigkeit. Swift war unendlich gelehrter als Börne, aber Börne's Darstellung hat auch darum um so weniger Ballast; man muß nicht bei ihm so viel Langeweile in Kauf nehmen, bis man an eine erquickliche, grüne Oase kommt. Swift schrieb mit einem Cynismus, für den ein heutiger Schriftsteller gesteinigt würde. Swift ist der ganze Börne, wenn man etwas hinfügt, das Börne nicht kannte, Leiden-

schaft und Ehrsucht. Die schriftstellerische Haltung Swift's ist weit unruhiger, als Börne's, der, wenn auch mit allen Hunden und Rezensenten gehetzt, doch immer eine würdevolle Ruhe behauptete. Swift's schriftstellerische Beweglichkeit geht sogar in Grimasse über, wenn er die Manieren anderer Schriftsteller nachahmt und ihre Bescheidenheit oder ihre Anmaßung, ihren Ungeschmack (Wotton) oder ihre moralisirende Heuchelei (Dryden) lächerlich zu machen sucht. Börne's Witz ist auch deßhalb treffender, als der Swift's, weil jener mehr gegen Einzelnes, dieser gegen ganze Massen gerichtet ist. Braucht doch Swift fast immer die Menschen in ihrer Gesammtheit, um in seinen reformatorischen Humor zu kommen! Er ist ein hypochondrischer Pessimist, der als Folie seiner Satyre die Schlechtigkeit des Universums nimmt. Bei Börne kommen sehr selten die Fälle vor, wo der Schriftsteller den gewissenhaften Menschen- und Zeitbeurtheiler überwältigt, wo er dem formellen Gelüst an einer witzigen Wendung eine Idee oder einen Menschen geopfert hätte; Swift verräth aber überall, daß sein Humor nicht würde bestehen können, gäb' es nicht so viel zu tadeln und schamroth zu machen. Swift's moralische Entrüstung und politische Freimüthigkeit entstand zum großen Theil auch daher, weil er wohl wußte, daß der Regirende immer auch in einer witzigeren Position ist. Swift wurde am Ende seiner Tage von allen Geistesgaben plötzlich verlassen und athmete schon lange vor seinem Tode seinen ganzen innern Menschen aus. Börne dagegen wurde, je älter, je reifer und starb nur daran, daß das irdische Gefäß zu klein für die überschäumende Fülle seines Geistes wurde.

Ende.

Rosa Maria und J. D. Assing.

I.

Rosa Maria.

Im Jahre 1841 starb zu Hamburg Rosa Maria Assing, geborne Varnhagen von Ense. Als die Freunde der Verstorbenen erfahren mußten, sie würde sich von der Krankheit, die sie auf's Lager warf, nicht wieder erholen, hatten sie nur noch den einzigen Wunsch, daß die neuerwachende Frühlingserde die Hülle einer Seele aufnehmen möchte, die, wie selten ein Wesen, in den grünen und bunten Reizen der Natur heimisch war. Rosa Maria starb aber im Winter. In einer wilden Sturmesnacht, wo der Donner des Geschützes die Gefahren der anschwellenden Elbfluthen verkündete, hauchte sie ihre schöne Seele aus; sie, aus deren innerstem Gemüth ihr theurer Uhland gesungen hatte:

O legt mich nicht in's dunkle Grab!
In Gras und Blumen läg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und drüberhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn!

Es werden Eingeweihtere auftreten, die uns Rosa Maria's an innern Erfahrungen sehr reiches Leben erzählen wer-

den. Früher oder später gewiß ihr Bruder, Varnhagen von Ense in Berlin. Es war dies Leben in die schönsten Erinnerungen unsrer geistigen Entwickelung verflochten; ihre Myrte grünte bescheiden neben manchem Lorbeer; Uhland, Chamisso, Schwab, Kerner waren ihre Freunde gewesen, mit vielen Jüngern war sie und ihre Familie in lebhaftester Verbindung, ja sie hat selbst manches zarte, sinnige Lied gesungen. Ich will hier nur die Eindrücke sammeln, die ihre letzten Lebensjahre in mir zurückließen, wo nur die schmerzliche Krankheit dazwischentrat, um eine sonst wenig unterbrochene Beziehung zu stören.

Rosa Maria war durch die Schule derselben Erziehung gegangen, welche ihr Bruder in seinen Denkwürdigkeiten als eine strenge und unstäte bezeichnet hat. In Düsseldorf geboren, fand sie eine eigne Genugthuung darin, dem Rheine anzugehören. Sie sagte oft: Wir bei uns, am Rhein. Straßburg, wo sie einen Theil ihrer Kindheit verlebte, Mannheim, wo eine Hofdame ihre Verwandte war, tauchten oft in ihren Erinnerungen mit sonnigem Glanze auf. Später kam sie an die Elbe, wo sich ihr Vater zu ärztlicher Praxis niederließ. Sie hatte das schöne Talent, sich aus Allem, was das Leben bietet, das „Erfreulichste" auszulesen; sie wurde auf dem neuen Boden so heimisch, daß ich oft über ihre Bekanntschaft mit den versteckteſten ländlichen Reizen, die Hamburgs Umgegend bietet, erstaunte. Durch ihren Bruder, der mit dem Beginn des Jahrhunderts rastlos nach einer festen Einwurzelung im Leben strebte, kam sie mit den genanntesten Namen der frühern Literaturepoche in Berührung. Wie leuchtete ihr Auge, wenn sie von ihren ersten Bekanntschaften mit Chamisso, mit Kerner sprach! Die wunderliche Originalität des Letztern, des

Erstern naives Doppelleben als Deutscher und Franzose war ihr noch in den spätesten Jahren eine grüne Fernsicht des Gedächtnisses, die sie um so heiterer stimmte, als sie aus der unmittelbaren Gegenwart Fortsetzungen daran reihen konnte, Briefe von Chamisso, Grüße von Kerner, oder gar ein Besuch bei ihnen! Chamisso's Tod erschütterte sie. Ja man kann wohl sagen, daß sie darüber bis auf den eigenen Lebensnerven erschrack; denn von Stund' an wurde sie nachdenklicher und verlor sich oft in eine Resignation, von der wir vor zwei Jahren nicht ahnten, daß sie der Vorbote ihres nahen Todes werden sollte.

Rosa Maria war früher Erzieherin gewesen. Von diesem Berufe, zu dem sie die Reinheit ihres Gemüths besonders fähig machte, hatte sie für ihr Wesen manche Grundtöne behalten, die ihrer Art, sich zu geben und Andere zu nehmen, eine eigne Sicherheit und Selbstständigkeit anhauchten. Sie wußte um die Weiblichkeit ihrer ganzen Erscheinung sehr sichere Gränzen zu ziehen und milderte die Flamme ihres Gemüths durch einen seltenen Takt für die verschiedenen Beziehungen des Lebens. Ueberhaupt war sie dem Wesen ihres Bruders verwandt; so jedoch, daß die Eigenschaften, die vielleicht an einem Manne auffallen könnten, grade an ihr als vollendetste Weiblichkeit hervortraten. Gern glich sie aus; sie milderte Allzuschroffes, sie wußte alles Ueberschreitende sogleich auf ein schönes Maaß zurückzuführen. Versöhnend, vermittelnd waltete sie zwischen entgegengesetzten Persönlichkeiten; peinliche Stimmungen wußte sie auf eine gewandte Art in Behaglichkeit aufzulösen. Verstand und Gemüth waren bei ihr in einer so schönen Harmonie, daß niemals der eine Theil den andern fortriß. Nur in ihren Erinner-

ungen war sie unbedingte Schwärmerin. Die Vergangenheit gehörte ihrem Herzen an; für das Gegenwärtige und Zukünftige hatte sie dagegen die feinsten Fühlfäden einer bei Frauen seltenen Weltbildung, eines Verstandes, der jedoch nie angreifend, sondern nur abwehrend verfuhr. Ihre Ironie war immer gutmüthig, und wenn sie einmal schärfer hervortrat, so hatte es der, den sie treffen wollte, sicher auch verdient.

Besonders nach zwei Seiten hin war Rosa Maria in ihrer Erscheinung außerordentlich. Sie hatte einmal einen eigenen Cultus der Erinnerung und sodann ein beinahe künstlerisches Prinzip der schönen Geselligkeit. Nie ist mir ein Wesen vorgekommen, das so, wie Rosa Maria, ein stets festlich geschmücktes Gedächtniß hatte. Ihre Erinnerung war stets mit Kränzen behangen: Alles stand darin im schönsten Sonnenlichte; sie knüpfte an die kleinsten Reliquien lange Seeligkeiten von Eindrücken, die mit unverwelklicher Frische in ihrem Innern blühten. Man mußte sie hören, wenn sie von den Tagen der romantischen Literaturepoche sprach! Es war wie ein Klingen aus jener Mährchenwelt, wie ein Dämmern jener mondbeglänzten Zaubernacht, die von damals noch immer ihren Sinn gefangen hielt. Ihr Auge blitzte, wenn sie von den Tagen sprach, wo sie mit Uhland, der sich damals Volker nannte, mit Schwab und allen den Spätlingen der romantischen Schule den deutschen Dichterwald herausgab. Die damaligen ästhetischen Anschauungen blieben in ihr die vorherrschenden und wo hat sie sie schöner verherrlicht, als in den wahrhaften Kunstgebilden, die sie mit der Scheere in ihrer zarten Hand aus Papier schnitt? Es ist vielleicht nur Wenigen bekannt, daß Rosa

Maria in der Kunst des Ausschneidens ihres Gleichen suchte. Ihre schönsten Gedichte sind vielleicht ihre ausgeschnittenen Arbeiten, die auf der Hamburger Kunstausstellung Bewunderung erregten. Ohne die Kunst des Zeichnens zu verstehen, führte ein höherer Genius ihre Hand, wenn sie schwarzes Papier sich zurechtlegte und daraus Blumenstücke, Scenen aus den Tropenländern, Phantasieen aus dem Reiche Titaniens schnitt. Die sinnigsten Combinationen bewahrt ihr Portefeuille auf. In allen diesen ist die romantische Anschauung vorherrschend. Titania schlummernd, Oberon, Puck, das ganze Gewimmel der Elfengeister, Libellen und Phalänen — in diesem Bereiche hatte sie die kühnste Phantasie. Wie hat uns diese poetische Art, mit der sie auf Spaziergängen Busch und Baum, Quelle und Bach mit Nymphen und Nixen zu bevölkern wußte, oft so erheitert! Die Alsternixe war für uns durch den Humor Rosa Maria's fast etwas Wirkliches geworden, so artig wußte sie die Nymphe mit dem nassen grünen Haar zu beschreiben, wenn wir über den schwanken Brückensteg schritten, der früher Eppendorf von Winterhude trennte.

Das Romantische war der Grundton in Rosa Maria's Anschauungen. Aber sie war darin weniger nebelhaft, als solche, die vom Ton der Nachtigall singen, ohne zu wissen, daß die Nachtigall nach Johannis verstummt, oder von Astern, ohne zu wissen, daß diese nur im Herbste blühen. Unsre Dahingeschiedne war nicht blos Freundin, sondern auch Kennerin der Blumen. Ihre zarten Scheerengebilde sind nicht nach botanischen Werken, sondern nach der Natur geschnitten. Auf unsern Wanderungen war sie bald voran, bald hinter den Uebrigen, emsig den Blick auf den grünen Teppich der Natur gerichtet und trotz der nicht weittragenden Kraft ihrer Augen

schnell jede seltene Pflanzenerscheinung entdeckend. Da hatte sich ein Moos, das sie nur auf trocknem Boden sonst gesehen, in einen feuchten verirrt; da hatte eine Blüthe mehr Staubfäden, als die Botanik gestattete; da wurde der lateinische Name für eine Pflanze gesucht, deren Species ihr nur im Augenblick nicht gleich nach dem technischen Ausdrucke erinnerlich war. In dem botanischen Garten am Dammthor war sie recht in ihrem Element. Die tropischen Pflanzen der Treibhäuser versetzten ihre Phantasie nach Indien und Brasilien; sie wußte sich diese Cactus und Aloen schnell mit buntgefiederten Vögeln zu bevölkern und malte sich das Leben der indianischen Welt mit den glühendsten Farben aus. Dann entging ihr draußen unter den aufgeschichteten Blumentöpfen nicht der kleinste, der eine Pflanze barg, an welche sich für sie etwas Interessanteres knüpfte, ein Phänomen oder eine schöne Gestalt oder ein eigenthümlicher Duft. Sie war in Allem eine sinnige Beobachterin der Natur. Sie sog alle Lebensäußerungen derselben, wie ihr verwandt, ein. Wenn wir in Flottbeck unter einem Apfelbaume saßen und an ländlicher Kost unsre ländliche Freude hatten, wenn vorübersummende Bienen sie in eine ihr angeborne Aengstlichkeit jagten, wenn wir hinunterstiegen in den Park und über den kleinen Wasserfall schritten, oder in der alten Mooshütte des Eremiten ausruhten, oder wenn wir auf der Höhe Blankenese's standen und bei stürmischem Wetter die Wolken über der Elbe sich in phantastischen Gestalten lagerten und drübenher die Sonne mit eigenthümlichen Blitzen über den Wasserspiegel fuhr: sie hatte für alle diese Phänomene einen poetischen Blick; sie gruppirte sich das Zerstreuteste zu schönen Bildern zusammen und wußte mit schneller Combination bald das Eigenthüm-

liche solcher magischen Situationen zu zergliedern. Jedes Schiff verfolgte sie mit leuchtendem Auge und ihre Phantasie dichtete dem Ostindienfahrer bald einen Gruß entgegen, bald fand sie ein schönes Behagen darin, sich die Geschichte eines solchen Fahrzeuges und Derer, die mit ihm gingen und kamen, in romantischen Farben auszumalen.

Kehrten wir, von den Abwechselungen solcher Lustfahrten geistig erheitert und körperlich ermüdet, an den häuslichen Heerd zurück, dann entfaltete sich Rosa Maria in ihrer andern Sphäre, in ihrer Leidenschaft für das Gesellige. Hatte sie vorher mehr den romantischen Erinnerungen nachgejagt und in der Welt Uhland's, Arnim's, Brentano's, Tieck's gelebt, jetzt kam ihre Verwandtschaft mit den Lebensanschauungen Goethe's. Was wurde da nicht Alles zur erheiterndsten Anregung durchgesprochen! Nun entwickelte sie sich in ihren Stimmungen über die Fragen der Zeitgeschichte, der Literatur, in ihren reichen Ideen über so vieles Soziale, was in neuerer Zeit die Tagesordnung der gebildeten Unterhaltung geworden. Doch sie nahm auch diese Erörterungen nicht von der rein doktrinären Seite, sondern, gestehen wir's nur, sie fand in jenen Ahnungen von einer Reform der Gesellschaft, wie sie in den Werken der von ihr innigst verehrten Dudevant liegen, eine Rückkehr zu den freien Sitten des Zeitalters der Troubadours. Oder wie anders ist die Anhänglichkeit eines Gemüths, das sich die tiefste Sittlichkeit bewahrt hatte, an Lehren erklärlich, die zwar nicht aus der Unsittlichkeit zu entstehen brauchten, wohl aber auf ein keckeres und entschlosseneres Lebensbewußtsein und auf entflammtere Gemüthserregungen gebaut sind, als sie Rosa Maria je angesprochen oder empfunden hat? Es war in ihrem Gemüth etwas ritterlich

Freies: alles Entschlossene, ob sie es gleich nur aus der Ferne beobachtete, riß sie am Mann oder Weibe fort und für keinen der Sätze über Ehe und Stellung der Frauen, die sich in Rahels Briefen fanden, hat diese eine begeistertere Anhängerin gehabt, als ihre Schwägerin. Sie wollte die Frauen selbstständiger, als ihre jetzige Stellung ihnen gestattet, wenn auch nur so selbstständig, wie zur Zeit der Minnehöfe in der Provence, wo die Liebe höher stand, als das Gesetz. Wenn in diesem Gedankengange, den sie liebte, nicht Alles Schwärmerei war, so war es der großherzige Zweck, die Frauen den Männern näher zu bringen, sie zum Niveau der männlichen Bildung zu erheben und ihnen dieselbe freie Beherrschung des Daseins möglich zu machen, welche den Männern nichts untersagt, als was ihnen ihr Gewissen verbietet. Sie die so oft in den Fall kam, hören zu müssen, daß die geistige Arbeit, die sie liebte, eher den Männern, als Frauen zieme, verlangte nichts, als eine Emanzipation der Frauen vom Vorurtheil. Sie wollte die Bildungsstoffe freigegeben wissen und dem Reich des Geistes gegenüber den Unterschied der Geschlechter aufgehoben.

Ihr ferneres Goethesches Theil war das rastlose Streben nach Vervollkommnung. Wenn sie Neid kannte, so war es Neid um die Menge von Veranlassungen, die der Mann hat, sich auszubilden. Wie lauschte sie, wenn das Gespräch sich in Richtungen verlor, wo sie ahnen konnte, wie glücklich die Männer sind, sich in diesen meist wissenschaftlichen Bereichen schnell orientiren zu können. Da sie an solchem neuen Material für ihr Gedächtniß und ihre Denkkraft sich das Meiste mußte entgehen lassen, so verlegte sie sich auf ein anderes Studium, welches sie mit ihrem Bruder gemein hat,

auf das Studium der menschlichen Individualität. Jede neue Bekanntschaft nahm sie als eine psychologische Aufgabe. Sie forschte im Blick des Auges, im Ton des Organs, in den Aeußerungen des Gesprächs: sie verglich den neuen Bekannten mit älteren, sie fand Aehnlichkeiten und Unterschiede und wußte sich mit einer eignen zarten Behutsamkeit schnell in Jedes „eigenthümliche Weise," wie sie's nannte, hineinzudenken. Alles ächt Menschliche, alles Individuelle, war ihr Offenbarung des Göttlichen. Sie sah in dem Menschen ein so großartiges Kunstwerk, daß man wohl sagen darf, sie bedurfte des Jenseits nicht, um eine Lücke in ihren Wünschen ausgefüllt zu sehen. Menschen, bei denen sie nirgends einen Stempel höherer Abkunft entdecken konnte, wurden ihr bald unheimlich; sie hatte den Takt, aus dem Zufälligsten und leichtest Hingeworfenen schnell auf das Innere der Seele zu schließen, und zog sich zart wie eine Sensitive zurück, wo sie Gemeines, Irdisches, roh Leidenschaftliches witterte. An denen aber, die ihr theuer waren, interessirte sie das Geringfügigste. Aus Handschriften las sie gern Charaktere und Stimmungen heraus. Briefe zu sammeln und aufzubewahren, hatte für sie den Reiz, als sollte sie Jedem ihrer Freunde Biograph sein. Sie selbst verrieth durch ihre zierliche Handschrift, die saubre Handhabung des Papiers, das geschickte Falzen ihrer kleinsten Billette ihr eigenstes Wesen. Alles, was von ihr ausging, entsprach der keuschen Zartheit ihres Gemüths. Und wie genoß sie Alles, was ihr Menschen und Zustände boten, mit weiser Mäßigung! Wie wußte sie sich jeden Genuß einzutheilen, einer Mutter gleich, die einen Leckerbissen den Kindern nicht auf einmal gibt, sondern sie öfter glücklich macht, indem sie davon immer noch zurücklegt. Sie zergliederte ihre

Freuden, nicht um sie zu tödten, sondern ihren Genuß zu vervielfachen: sie zersplitterte das Ganze, um an jedem kleinsten Theile sich immer noch an das Ganze erinnert zu sehen. In jedem Momente spiegelte sich ihr etwas Ewiges. Sie machte in langen Jahreszwischenräumen Reisen nach Berlin oder Paris oder ihrem geliebten Schwaben. Ihre Erzählungen darüber waren ein Calvarienberg der Freude, denn auf jedem vierten Schritte hielt sie inne und erklomm eine Jubelstation nach der andern. Das kleinste Idyll, das ihr und den Ihrigen auf der Landstraße begegnete, malten sie sich zu einem Epos aus, von dem sie nie ermüdeten, zu singen und zu sagen.

Es war Rosa Maria's Art, neben einem bedeutenden Werke der ältern Literatur immer auch eine neuere Erscheinung zu lesen. So zaubervoll ihr die Erinnerung an die Literaturepoche war, wo sie selbst mit den damals noch jugendlichen Faktoren derselben in freundlicher Beziehung stand, so lebendig war doch der Antheil, den sie an allen neuern, ja den neuesten Entwickelungen unsrer und fremder Literaturen nahm. Der französischen Sprache in einem seltenen Grade mächtig (auch das Altfranzösische war ihr geläufig) las sie die bedeutendsten Erscheinungen der neu-romantischen Schule und wußte zwischen dem, was sie dieser versagen und dem, was sie ihr einräumen mußte, ein meist immer richtiges Maaß halten. Von der neuern deutschen Literatur entging ihr wenig Bedeutendes. Der jährliche Musenalmanach war ihr eine der liebsten Erscheinungen; oft hatte sie selbst ein schönes Lied beigesteuert. Heine war ihr persönlich befreundet und sie blieb bis zuletzt eine beredte Vertheidigerin seiner Poesieen, die in ihrem Kreise nicht selten mit schwer zu wi-

vorliegenden Gründen angefochten wurden. Unter jüngern Autoren war ihr mancher persönlich bekannt geworden; sie übertrug die Erinnerung an ihn auf die Stimmung, in der sie seine Schriften las. Wird man ihr verdenken, daß sie da oft die Freude über etwas im Einzelnen Gelungenes auf das Ganze übertrug und um die Schwächen einer Schöpfung den Mantel der Liebe warf? Die Zerwürfnisse zwischen den jüngern Autoren bekümmerten sie. Sie hätte so gern die Zeiten erneuert gesehen, wo in ihrer Jugend ein Freund dem andern in der Literatur noch Wort hielt, keine verletzte Eitelkeit gegebene Versprechen opferte, keine Einmischung unberufener Kräfte die auseinandertrieb, die ihr gemeinschaftliches Ziel nie aus den Augen hätten verlieren sollen. Es kostete sie eine schmerzliche Ueberwindung, wenn sie einräumen mußte, daß sich freilich mit den Zeiten auch die Bedingungen für unsre Literatur sehr verändert haben und daß Wahrheiten, die nur im Frieden gedeihen, auch einmal abgelöst werden mußten von Wahrheiten, die sich nur im Kampfe bewähren.

Seitdem in unserm Zeitalter die Männer in ihren Mackintoshs immer yankeeartiger und poesieloser werden, hat sich das Geniale, eine Menge Erscheinungen bestätigt dies, oft in Frauen lebendiger offenbart, als in jenen. Um wie viel mehr ist der Tod eines Wesens zu beklagen, das grade in Hamburg, einer Stadt, wo die geistigen Interessen mehr ein Nach-Dessert nach der derben Kost des täglichen materiellen Verkehrs sind, eine Tradition vergangener geistigerer Zustände aufrecht erhielt und einen bescheidenen, aber gewählten Kreis höhergestimmter Neigungen um sich zu versammeln wußte. Rosa Maria mag, da sie auf Aeußerliches wenig hielt, Vielen in jener Stadt sonderbar erschienen sein, und doch sind jährlich

berühmte Namen nach Hamburg gekommen, die nicht die Palläste derer, wo man von Gold und Silber ißt, aufsuchten, sondern das kleine Haus, wo Rosa Maria waltete! Und Manchen kenn' ich, der eine Einladung zu einem Diner bei den reichsten Börsen-Karyatiden ausschlug und es vorzog, zu Fuß mit Rosa Maria und ihren Angehörigen nach Wandsbeck zu pilgern und bei ländlicher Kost sich an der Würze der anregenden Empfänglichkeit ihres Geistes — so drückt man ihr Wesen wohl am passendsten aus — zu erheitern.

So weile denn Dein Schatten unter uns, Du theure Geschiedene! Dein Andenken halte uns zusammen und webe fort und fort an der Kette, die wir in einer Zeit, wo es immer schwerer wird, die höhere Signatur der Menschen zu erkennen, unsern Händen nicht wollen entgleiten lassen! Sollen wir die Erinnerung an Dich auf Deinem Grabe mit Blumen, die Du so liebtest, feiern, oder Dich überall finden, wohin die nun entfesselte Seele im weiten Aetherreich auf Schmetterlingsflügeln sich schwingen darf? Nein, Dein Glaube an das Jenseits war nicht gebunden an Ort und Raum. Du bist ein seliges Atom geworden in dem Weben der Natur — und wenn wir auf grüner Flur bei abendlicher Heimkehr Johanniswürmchen leuchten sehen, wenn die Welle mit sanfter Klage an das Ufer schlägt, wenn im Winter die Flamme im Kamine singt, das Gespräch stockt und ein Engel durch's Zimmer geht, oder wenn wir wieder unter grünen Bäumen ruhen und hören es ob unsern Häupten leise in den Wipfeln rauschen, dann wollen wir, die wir ihre Freunde waren, uns die Hände drücken und andächtig flüstern: Rosa Maria ist unter uns!

II.

J. D. Assing.

(An den Herausgeber der Europa.)

In Ihren früher zerstreuten, jetzt gesammelten Schriften, lieber Freund, haben Sie so oft verstanden, aus Ihrem Leben den Königsberger Kern herauszuschälen, daß ich neuerdings, diese Partie Ihrer Jugenderinnerungen wieder durchblätternd, nicht umhin konnte, recht lebhaft an mich heran eine Gestalt treten zu lassen, die nun dem Schattenreiche angehört, und die in jener Gallerie gesinnungsfester und eigenthümlicher Königsbergischer Stadtkinder einen Ehrenplatz verdient. J. D. Assing, Arzt in Hamburg, Gatte Rosa Marias, der Schwester Varnhagens von Ense, ist ihr bald gefolgt. Der Egoismus unserer Zeit, den, wie Sie werden gelesen haben, so eben Jemand in Leipzig zum Mittelpunkt eines neuen gesellschaftlichen Systems gemacht hat, dieser Egoismus hat auch verhindert, daß bisher über diesen eigenthümlichen Mann einige öffentliche Worte zum Vorschein kamen. Um die Schuld Anderer abzutragen, sprech' ich um so lieber von ihm, als Sie hier die Bekanntschaft eines Königsberger Landsmannes ma-

chen, dessen Eigenthümlichkeit alle die lebenswarmen Schilderungen bestätigt, die Sie uns vom Königsberger Wesen entworfen haben.

Des seligen Immanuel Kant kategorischer Imperativ scheint mir so recht aus Herzensgrunde das Princip der Königsberger Bildung zu sein. Ist es nicht so? Ich habe meine Freude immer, wenn mir Menschen aus jenem hohen deutschen Norden begegnen. Ich finde immer eine so schöne Mischung von Gemüth und Verstand, kein hohles Räsonnement, sondern erfahrungstreue Gedanken, die in sichrer und bei Allen fast einstimmiger Form vorgetragen werden. Nirgends in Deutschland ist aus unsrer Literatur, fast möcht' ich sagen, aus unserm Bücherleben so viel in die praktische Wirklichkeit übergegangen, als bei der Bildung des Königsbergers. Die Ferne vom Heerde der deutschen Gedankenerzeugung, der organischen und der blos künstlichen, diese Ferne hat den Königsberger zu allen Zeiten gezwungen, die Thatsachen eines schon in slavische Berührungen kommenden Lebens mit den fremdher genommenen Abstraktionen dringender zu vermischen. Gläubiger ist nirgends in Deutschland das Alles, was der Stolz unsrer Bildung ist, verehrt, als dort am Pregel. Rührend war mir oft, Königsbergern zu begegnen, die inniger, wärmer, treuer am Ueberlieferten, am Klassischen hängen, als wir Andern, die wir hier oben in dem „sausenden Webstuhl" der Gedankenschöpfung mitten inne sitzen. Daher auch, aus dem Grunde dieser ehrlichen und redlichen Glaubensfähigkeit, dieser frommen und anhänglichen Unterordnung unter das einmal als wahr Erkannte, jener zähe Widerstand gegen Alles, was der einmal gefaßten Ueberzeugung entgegensteht. Die Liebe und Treue im Königsberger, die hohe Verehrung der

verbürgten Wahrheit, die man vertheidigt ohne Menschenfurcht, das Alles ist nur möglich durch den kategorischen Imperativ, ob den nun Kant seinen Landsleuten eingeimpft hat, oder ob er ihn als Königsberger seiner eigenen Vaterstadt verdankt.

Assing war der Sohn israelitischer Eltern, die Vermögen genug besaßen, den ohnehin nur klein und schwächlich Gebauten Medizin studiren zu lassen. Er besuchte die Universitäten Halle und Tübingen und wandte sich zuletzt, zur größern Ausbildung seiner Kunst am Krankenbette, nach Wien. Beim Ausbruch des Befreiungskrieges folgte er von Berlin aus erst dem russischen, dann dem preußischen Heere als Militärarzt, siedelte sich nach dem Frieden dauernd in Hamburg an, wo er Varnhagens Schwester ehelichte und ist als geachteter Arzt kurz vor dem Hamburger Brande gestorben.

Die zerstreuten Gedichte Assings werden vielleicht in Kurzem von seinen beiden geistreichen Töchtern, Ottilie und Ludmilla, herausgegeben werden. Als noch mit jedem Herbst ein goldgeschnittener Musenalmanach erschien, fehlten Assings anspruchslose Poesieen selten; auch im Morgenblatt wird man ihm in Gedichten, die sich zunächst an die Art seines Freundes Justinus Kerner anschlossen, oft begegnet sein. Assing besaß keine vulkanische Dichternatur, die in gewaltigen Feuerströmen etwa sich entladen hätte. Seine Inspiration glich dem sinnigen Lustwandeln seiner Gattin, die im Felde immer den Blick zur Erde heftete und da und dort an einer Hecke, an einem Baume oder mitten auf dem grünen Rasen stille stand, um die Freunde auf eine Blume, eine Blüte oder Frucht aufmerksam zu machen. Lektüre und Erfahrung lieferten ihm die Stoffe, die er freilich nur dann bearbeitete, wenn sie ihm

in der Seele wiederklangen und eine rein lyrische Stimmung geweckt hatten. Hamburgs Hafen rückte ihm See- und Matrosenleben nahe. Was er besang, mußte ihm zur gemüthlichen Thatsache geworden sein, und mit dem Abschluß des Gedichtes hörte auch der Drang des Gefühls nach Außen auf Rosa Maria und seine Kinder mußten ihn dann oft zwingen, seine Gedichte drucken zu lassen.

Wie es aber oft in geistigen Entwickelungen geschieht, daß die nach Außen sichtbare That hinter der ursprünglichen individuellen Geisteskraft zurückbleibt, so war auch Assings menschlicher Werth größer als die flüchtigen Erzeugnisse seiner Muse, und diese dichterische Persönlichkeit, diese oft an das Wunderliche streifende Eigenthümlichkeit des Mannes ist es, die mich zu diesem Porträt bestimmt.

Einen Theil der Eindrücke, die ich bei meinem Aufenthalte in Hamburg in dem kleinen Hause der Poolstraße, das diese Familie bewohnte, empfing, hab' ich schon im vorigen Aufsatze gesammelt. Der Gatte der dort geschilderten seltnen Frau war eine kleine Figur von einem auffallenden Gesichtsausdrucke. Der obere Theil des von Falten durchfurchten Antlitzes hatte etwas Adlerartiges, das eine Auge war in Folge einer Verletzung beim Experimentiren fast ohne Augenlied, das gab dem Blick etwas Scheues, etwas Vogelartiges. Das Haupt war stets von allmälig grauwerdenden langen Haaren umwallt. Wenn aus Rosa Marias wohlwollendem Antlitz immer Sonnenschein leuchtete, so glaubte man bei ihrem Gatten immer in die Nacht zu sehen. Viele fürchteten diese düsteren Mienen und nahmen sie für menschenfeindlich, und doch, hätte man länger den Blick auf ihnen verweilen lassen, würde man gefunden haben, daß ein schmerzlicher

Hauch auf ihnen lag, ein leidendes Etwas auf den Mundwinkeln, ja fast ein bittender Ausdruck. Assing isolirte sich selbst, er machte nicht Gebrauch von seinem häuslichen Vorrechte, sondern ließ die Seinigen walten, während er im engen Studirstübchen saß. Jede neue Bekanntschaft, die seine Familie machte, prüfte er mit fast mißtrauischer Kühle, und es währte oft lange, bis er mit einem von den Uebrigen längst wohl aufgenommenen und täglich gern gesehenen Gaste des Hauses sich selbst befreunden konnte. Selten griff er störend in das ein, was, ohne ihm selbst zu gefallen, den Seinigen Freude machte: ertrug er doch Jahre lang im Hause einen Hund, den er förmlich haßte und bei dem er sich, um der Kinder willen, die den Hund gern hatten, nur damit begnügte, so oft er ihn sah, zu seufzen und mit verhaltenem Grimm gegen ihn zu protestiren.

Der Grund zu Assings Bildung war in den Zeiten der romantischen Schule gelegt worden. Damals noch empfänglichen Gemüthes, hatten auch persönliche Berührungen mit den Tonangebern der Romantik seinen Geschmack bestimmt. Vor allen andern war er Justinus Kerner nahe getreten, den er in Wien bei einem gemeinschaftlichen Ankaufe irgend eines zur Heilkunde gehörenden Instrumentes kennen gelernt hatte. Die wunderlichen Gegensätze Kerners zogen ihn an, die Mischung von gläubiger Poesie und verneinendem Humor, die Geisterseherei, möchte man sagen, am hellen lichten Tage. Bis zur Anerkennung dieser letzten Kerner'schen Richtung der Dämonologie hat Assing nicht ausgehalten, aber jene wunderlichen Gegensätze zwischen Dämmerungsliebe und gesunder Erkenntniß des Tages besaß er in reichem Maaße: ja er besaß sie nicht einmal in jener Kerner'schen Vermittelung, wo

im Individuum doch originell genug zusammenzufließen scheint, was seiner Natur nach getrennt ist. Man hat deßhalb, besonders von Seiten rationalistischer ärztlicher Collegen, oft Assings Wahrhaftigkeit bestreiten wollen, doch Assing fühlte diese Widersprüche selbst und erklärte, daß er sich nicht ändern könne: Es gab gewisse Gränzen des Nachdenkens, über die er nicht hinausgehen wollte. Er bewegte sich immer in Kreisen, die er sich früher einmal gezogen hatte, und überließ es jedem Andern, sich seine Welt, so viel er wollte, zu erweitern; er allein ging über das, was ihm seit lange zu glauben und zu meinen behagte, nicht hinaus.

Von seinen Freunden weiß Jeder, daß dies den Umgang mit dem redlichen Manne erschwerte. Man hat aber Unrecht, den Grund dieser unangenehmen Erfahrung, die man bei ihm machen mußte, in Egoismus oder angenommener Sonderlingsart zu suchen. Es war diese banale Einpferchung in einmal für ihn feststehende und oft sich widersprechende Thatsachen nur eine Folge jener Jugendeindrücke durch die romantische Schule. Er war im Stande, bei dem, was einst Kielmeyer in Tübingen über den Organismus der Natur gesagt hatte, stehen zu bleiben, selbst wenn alle Erfahrungen der neuen Chemie und Physik dagegen sprachen. Wenn jene Kielmeyersche Behauptung geistreich war, wenn sie damals, als er sie zum Erstenmale hörte, ihn glücklich machte, so blieb er ihr auch treu und überließ den Glauben an das Gegentheil Denen, die sich ihrer Seits davon beglückt fühlten. Bei einer so ganz auf der Willkür des Gemüthes beruhenden Denkmethode hätte Assing sich in den ärgsten Widersprüchen verfangen müssen, wenn er überhaupt gestritten hätte. Es war aber oft kränkend für den Gegner, wenn er bei einem Mei-

nungsaustausche alle Prämissen des Andern zugab und doch hartnäckig in seine erste Behauptung zurückfiel. Er schien immer sagen zu wollen, es käme in dieser Welt der Sinnentäuschung auf objektive Wahrheit nicht an. Neue medizinische Theorieen fanden bei ihm keinen Glauben; denn die alten hatten sich bei ihm in allen Hinsichten bewährt und vom Tode hatte er ohnehin eine fatalistische Ansicht. Er besuchte die Kirche nicht, galt aber in vielen Kreisen für einen Mystiker und schloß sich allerdings den Gläubigen lieber an, als den Denkern. Die Bibel war ihm ein Gedicht, und da ihm Dichtung wahrhafter erschien als alle eingebildete Wahrheit, so nahm er, bei aller Empfänglichkeit für das Gegentheil, bei aller Kühle und Indifferenz in praktischer Religionshinsicht, das Christenthum supernatural. Nur in einem Betracht dagegen wohnte in seinem Gemüth kein unvermittelter Dualismus, im Sittlichen. Die Läuterung seines Karakters und seiner Sinne war rein und hier verschwanden alle innern Gegensätze.

Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß die Bekanntschaft mit einer aus so eigenthümlich zarten Stoffen zusammengesetzten Natur von großem Eindruck auf mich war. Von Ihnen, Lewald, hab' ich vor fast zwölf Jahren die erste freie Auffassung des Lebens, des Lebens in seiner bunten Mannichfaltigkeit, empfangen; durch Sie hab' ich genießen und weise genießen gelernt, wenn Weisheit des Genusses darin besteht, erst sich den Genuß zu verdienen, dann ihn einzutheilen und, leicht gesättigt, die letzte Hefe zu verschmähen. Durch Assing dagegen ist mir zum Erstenmale im Leben etwas Andres klar geworden, nämlich die Gränze alles Meinungskampfes. Wie ich ihn zum Erstenmal sah, kam ich ganz erhitzt, ganz bestäubt, ja

ich möchte fast sagen, verwildert aus einem Ideenfeldzuge, den ich Jahre hindurch hartnäckig geführt hatte. Mißgeschick hatte verbittert, Kummer war Galle geworden. Der Kampf war von den Gedanken auf die Personen übergegangen und fremde Rücksichtslosigkeit hatte die eigne erzeugt. Da lernt' ich diese Sinnpflanze Assing kennen. Ich erschrack, daß es Naturen gab, die in geistigen Dingen so zart angefaßt sein wollten. Seine Schonung gegen Andersdenkende, seine Geneigtheit, bei doppelsinnigen Gerüchten über die Menschen immer erst das Gute zu glauben, sein Aufschrecken bei jedem kränkenden, im Gegner die Persönlichkeit verletzenden Worte, alle diese Ausströmungen eines edlen und reinen Wesens zogen mich um so inniger zu ihm, als ich wohl fühlte, daß ihn die Wildheit der damaligen und noch jetzt üblichen Polemik und oft meine eigne Rücksichtslosigkeit beklemmen mußten. Ich schrieb damals den Telegraphen. Sie wissen, was für Späne fielen. Ein glückliches Geschick führte mich aber in Assings Nähe. Er wurde unwissentlich der Probirstein meines Styls, meiner Darstellung. Ich dachte immer, wie wird dieß auf ihn wirken, kann ich jenes ihm unter die Augen treten lassen? Gern hätt' ich ihm jede Nummer unterschlagen, in der ich gezwungen gewesen war, in einen groben Klotz einen groben Keil zu treiben. Ja, ich schrieb mich in ihn hinein, wie in mein eignes Gewissen.

Ich führe dies nur an, weil es für den Geschilderten selbst charakteristisch ist. Es beweist eine solche Hingebung, wie ich sie erzähle, die Möglichkeit derselben. Assing war im Urtheil und Umgang von einer Delikatesse, die man hätte weiblich nennen mögen. Sie ging zu weit diese ängstliche Rücksichtsnahme, Ich selbst sah allmählig wohl ein, daß

man wenigstens die Glocken der Zeit nicht mit Seidenfäden, sondern mit hanfenen Stricken ziehen müsse. Bei einer solchen Delikatesse konnte das Urtheil absterben, die Glut der Ueberzeugung gerieth in Gefahr, zu verglimmen. Aber für Assings Neigungen lag wenig an dieser Gefahr. Sein Blick war immer rückwärts gewandt. Neue Entwickelungen, gährende Zukunftselemente ließ er geduldig auf sich beruhen. Er schloß sich sogar methodisch gegen das erst Beginnende ab, es sei denn, daß ihn irgend eine Erscheinung plötzlich überrascht hätte. Dieß traf ihn aber selten, und so geschah es, daß seine Umgebungen dem Neuesten sich zuwandten, während er selbst nur dem Alten lebte. Man sprach um ihn her von Freiligrath: er antwortete mit Goethes römischen Elegieen. Man stritt über die Romane der Sand, er las zum Zwölftenmale vielleicht schon die Wahlverwandtschaften. Seine Hausgenossen und ihre Freunde saßen unter sich des Abends zusammen und theilten sich die Eindrücke der neuesten Schriften des Tages mit. Assing kam aus seinem Studirzimmer, löschte sein Licht und erzählte, er hätte einmal wieder angefangen, die alten Historien des Livius zu durchblättern. Wenn das Gespräch über Strauß oder Ruge stockte, er knüpfte es wieder mit Homer oder Hippokrates an, von welchem letztern sein Lieblingscitat lautete: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte.“ Einen solchen Spruch war er im Stande, mit gestütztem Haupte, den tiefsten Schmerz im Tone, Zwölfmal hintereinander griechisch zu wiederholen. Rosa Maria sprach von Varnhagen, Assing seufzte griechisch im Stillen: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte.“ Ludmilla sprach von Mundt, der Vater benutzte eine Pause und wiederholte: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte.“ Während Alles um ihn

her mit andern Debatten auf- und abwagte, er blieb im Stillen bei seinem Spruch, und noch, wenn er um elf Uhr Abends den Gästen hinausleuchtete, murmelte er griechisch auf der Hausdiele: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte."

Sie lachen vielleicht, lieber Freund, und finden das von Ihrem Königsberger Landsmann sehr komisch. Ich möchte es lieber humoristisch nennen. Es ist mir selten ein so merkwürdiger Humorist vorgekommen, wie Assing war. Man hat diese seine Sitte, einen ganzen Abend über unbekümmert um seine Umgebungen bei einem Gedanken stehen zu bleiben, oft für egoistisch und unliebenswürdig erklärt, aber da er völlig ohne Ansprüche war, so hatte diese Art doch nichts Verletzendes. Er ließ dem Gespräch der Uebrigen freien Raum und benutzte nur die zufällig entstehenden Pausen, um den Lieblingsgedanken, den er sich für den Abend erwählt hatte, wie von ungefähr hineinzuwerfen. Manchmal kam er aus dem Studirzimmer, grüßte herzlich Jeden, löschte sein Licht und begann, er hätte im Homer gelesen, und es wäre abscheulich, daß Wolf den großen Homer in unzählige kleine Homere auflösen wolle! Nun konnte man reden über was man wollte, entstanden am Abend zwölf Pausen, Assing benutzte sie, um zwölfmal zu sagen: „Und es hat doch einen Homer gegeben!"

Assing las sehr gut vor, besonders komische Sachen; er würde unstreitig ein großer komischer Schauspieler geworden sein. Früher auch liebte er das Theater und konnte, wenn er von einem Wiener Freunde erzählte, der kleine Arbeiten für das Theater geliefert hat, von Stoll, Thränen über dessen unglückliches Schicksal vergießen, besonders über einen einzigen Vers von Stoll, den er den ganzen Abend im Munde behielt und an Alles, was nur irgend gesprochen wurde, an-

knüpfte. Assing war ein Humorist aus Lachen und Weinen zusammengesetzt. Ein einziges Glas Wein konnte ihn über die Alltagsstimmung des Lebens hinwegzaubern. Wenn er sich im freien Genuß des Rebenblutes ergehen durfte (natürlich geschah auch dies mit der ihm in allen Dingen eigenen Mäßigung), dann gab er auch das Haften an vereinzelten Gedanken preis, ließ alle Grillen flattern und war voll der närrischsten Einfälle und Schwänke. Bei Landpartieen, in grünen Lauben, unter blühendem Hollunder, in ungestörter Einsamkeit des Kreises, der traulich sich um ihn versammelt hatte, war er der ausgelassensten Dinge fähig. Die gefüllte Flasche redete er mit den witzigsten Huldigungen an; was Schrötter nur für Geister in seiner bekannten Zeichnung unter den Kork gebannt hat, die alle sprachen aus Assing. Das Gefäß, das den Rebensaft einschloß, wurde ein lebendiges Wesen, die Flasche bekam Empfindung, menschliche Gestalt, menschliche Neigungen. Er befühlte ihr den Puls, er befragte sie nach ihren Wünschen, er erkundigte sich nach ihren Geheimnissen. Der Humor wurde poetische Phantastik, bis die Flasche im Kreise der Freunde leer war und er sie zum Begräbniß kopfüber rücklings in die Büsche warf. Wer Rosa Maria's ängstlichbedächtigen und besorgtverständigen Sinn kannte, mußte an diesem Contrast der beiden Naturen sein frohstes Behagen finden.

Auch im engern häuslichen Kreise daheim fanden sich zuweilen Stunden, wo Assings dichterische Natur in humoristischem Feuerwerk aufprasselte. Bis in die barockste Komik konnte er die Consequenzen eines witzigen Gedankens durchführen. Einmal riß ihn das Unglück, das durch Druckfehler angerichtet werden könne, zu grausenhaften Phantasieen hin. Neben dem kleinen Gärtchen der Wohnung befand sich die in

Hamburg wohlbekannte Meißner'sche Druckerei. Abends bei Licht, wenn drüben die Setzer arbeiteten, konnte er mit Schaudern die Gardine lüften und durch die Fensterscheiben blickend, ausrufen: „Gott, da werden nun all die schrecklichen Druckfehler gemacht!“ Sich entstellt, in seinem Willen betrogen zu sehen, war ihm das Peinlichste. Oft sagte er, er hätte Nachts Träume, man drucke drüben heimlich seine gesammelten Gedichte, ohne seine Anordnung, ohne seine Verbesserungen, ohne seine Correctur. Er hätte seine Töchter wecken mögen, um sie zu fragen, ob sie ihm etwa hinterm Rücken solche Streiche spielten? Ein andermal verlor er sich in komische Jugenderinnerungen oder definirte Shakspeare'sche Charactere. Seine Phantasieen über Caliban im Sturm gingen bis zu schauspielerischer Darstellung. Rührende Züge von Gutmüthigkeit im Volke erzählte er eben so gern, wie ihn die Verworfenheit, die ihm beim Elend als Arzt oft begegnete, zu wahrhaft schmerzlichen Ausrufungen hinreißen konnte. Diese Mischung von Elend und Verworfenheit war mit das Dämonisch-Grauenhafte, das, nach seinem Hippokratischen Lieblingsspruche, der Arzt zu schauen bekäme. Eben so lange aber auch konnte er bei freundlicheren Ereignissen und Characterzügen verweilen. Eine seiner Lieblingsgeschichten war der Ausdruck jener Einigkeit des Hamburger Handelsstandes, als nach der großen englischen Crisis so viele Häuser fielen und auf der Hamburger Börse das Ausdauern- und Aneinanderhaltenwollen der noch fest Stehenden durch Thränen und Umarmung besiegelt wurde. Er war in dem deutschen Grundstoff des Hamburgers mit Liebe aufgegangen und würde auch den großen Brand, wenn er ihn erlebt hätte, nur mit brechendem Herzen verwunden haben.

Wenn eine Natur, die mit der Zeit nicht fortschritt und sich nur im Rückblick auf das Vergangene gefiel, an und für sich schon mit losen Banden am Leben hängt, so mußte Rosa Maria's Tod diese völlig abschneiden. Die Lebensgefährtin so vieler Jahre, die weise Ordnerin seiner eignen unpractischen Zerstreuung und Unanstelligkeit für die Anforderungen des Lebens, die leitende Hand, die ihm für sein oft wunderliches Wesen im Dasein einen sichern Tummelplatz baute, diese starb plötzlich ab und erkaltete. Ein Uebel, das sich im Keim nicht mehr ersticken ließ, brach sich Bahn zum Herzen einer edeln Mutter, einer für Assing unentbehrlichen Gattin. Es ist sonderbar, man hatte Assing oft einen Egoisten genannt und wer erklärt in diesem Falle den psychologischen Widerspruch, daß er mit einer erschreckenden Aufrichtigkeit erklärte, ohne Rosa Maria nicht mehr leben zu wollen? Man muß es, von seinem letzten Lebensjahre überführt, einräumen, daß er diesen Entschluß wirklich vollzog. Assing hätte, Religion oder Philosophie zu Hülfe nehmend, sicher noch manches Jahr leben können, wenn er nicht vorgezogen hätte, sich in seiner Trauer, in seinem Schmerze zu vergraben. Er erwies dem Andenken seiner Gattin noch einige Liebesdienste und zog sich dann von der Welt, vorahnend, wie auf immer zurück. In keine Gesellschaft war er mehr zu bringen, keiner Freude mehr vermochte er sich hinzugeben. Der Arzt, der Kenner seines eignen Zustandes, der weise Beurtheiler des Zusammenhanges zwischen Seele und Leib, gab sich selber auf. Er entzog dem physischen Bau allen aus der moralischen Spannkraft zuströmenden Lebensäther, er nahm nicht mehr Natur, nicht Menschen mehr in sich auf, er führte fast absichtlich das Ende des Lebenskreises in den Anfang zurück. Er wollte

nicht mehr weiter in eine Zukunft hinein, für die ihm Sinn und Neigung und seit dem Tode der Gattin auch der Führer fehlte. Seine beiden Töchter pflegten den immer mehr Absterbenden mit Liebe und Geduld, bis kurz vor dem Brande seine Augen erloschen und Assing mit dem festen Glauben an jenseitiges Wiedersehen Rosa Maria gefolgt war.

Dem größeren Publikum wird die Bekanntschaft mit einem Originale um so erfreulicher werden, als die interessanten Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Sitte und nivellirenden Bildung immer seltener werden und es doppelten Reiz gewährt, dem Charakteristischen nicht bloß im Romane, sondern zuweilen auch noch in der Wirklichkeit zu begegnen.

Friedrich von Hurter,

K. K. Hofrath und Historiograph.

1845.

— — An einem trüben Sonntagnachmittage verließ ich Wien. Der Mai war kalt, selbst der Juni frostig, nur einige wenige Sonnenblicke brachen zuweilen durch die grauen Wolken und beleuchteten die reizenden Thäler des Salzkammergutes. Der Traunsee mit seiner halb schroffen, halb lieblichen Umrandung, wurde befahren, der Hallstadter See, eingeschlossen von starren schneebedeckten Berghäuptern, bot Gelegenheit zu stiller Erwägung der erlebten ..... „Wiener Eindrücke". Dies Gewühl und dieser Frieden! Das Frohnleichnamsfest stimmte feierlich ein in den melancholischen Akkord der Seele, nicht daß sie eine Erhebung dem lärmenden Festzuge der Kinder verdankte, eine Erhebung dem Knallen der Böller, eine Erhebung den Straußischen Walzern, die die Ischler Bergmusik der unter einem Baldachin fast chinesisch und mandarinenhaft von Pfauenfedern bewedelten Geistlichkeit voranspielte; nein, es drückte das Alles eher zur Trauer hinunter; denn die Vernunft mußte sich sagen: Wie wird das wieder Religion, was jetzt ein Schauspiel ist! Sinniger schon sind

die Frohnleichnamsprozessionen auf den genannten Seen. Mitten auf ihren dunkelgrünen Wogen werden über zusammengefügten Nachen Altäre erbaut mit allem Schmuck der Bilder, der heiligen Gefäße und Mayenzweige. Die Priester, die Ministranten, die Fahnenträger, die Greise, Männer, Weiber und Kinder schwimmen unter Musik und dem Takte der Ruderer auf Kähnen zu den schwanken Heiligthümern heran und auf dem Spiegel des feuchten Elementes, unter der Wölbung des freien Himmels, mitten auf dem See wird hier das Fest des Corpus domini gefeiert.

Rings in diesen Gegenden wohnen Protestanten. Wo Bergleute in die Gruben fahren, hat Luthers, des Bergmannssohnes, Lehre immer schnell um sich gegriffen. *) Die Gegenreformationen stellten mit bekannten Mitteln Papst- und Marienдienst wieder her. Die Salzburger Protestanten mußten auswandern: dreißig Tausend der fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner des Erzbisthums mußten den Wohnsitz ihrer Väter verlassen. Hundert Jahre ist das her, aber der Geist der Unduldsamkeit . . . ist er ganz gewichen? Man denke an die Vorgänge im Zillerthal! Salzburg sank mit jener „unpolitischen“ Maaßregel von der Höhe seines Wohlstandes herab. Sein berühmter Holzwaarenhandel zog sich nach Nürnberg, Capitalien gingen dem Verkehr und Erwerb verloren, die Grundwerthe sanken, Salzburg stieg von Stufe zu Stufe abwärts und macht jetzt nur noch den Eindruck einer Provinz, die in ihrem Wohlstande von der Fürsorge der Regierung, dem eingelegten zahlreichen Militär und einer nicht eben reich dotirten Geistlichkeit abhängig ist.

---

*) Merkwürdig, daß auch die deutschkatholische Bewegung aus einer Bergwerksgegend kam; Laurahütte!

Die Naturschönheiten Salzburgs sind allbewundert. Es war schwer, sich so bald von ihnen loszureißen. Befährt man auch die Schachte von Hallein, erklimmt die Höhe des Gollinger Falls, wendet sich um den Marmor- und sagenreichen Untersberg nach Berchtesgaden hinüber zum schneebedeckten Doppelhaupt des Wazman, segelt hin und wieder auf dem stolzen Königssee und sieht auf der Höhe seiner Ufer die Gemse aus dem Schnee neugierig zu uns herniederlugen: man kehrt mit wonnigem Gefühl immer wieder zurück in dies trauliche Salzachthal, in diese wiesenweiche, smaragdgrüne Salzburger Ebene. Das Innere der Stadt fesselt wenig, das Leben ist öd und werkeltägig. Aber vor den Thoren, auf den Höhen, in den Gärten, die sich an die Bergwände lehnen, hebt sich die Brust zu freierem Schlage und in dem Lustpark Aigen konnt' ich Stunden weilen.

Dies ist ein kleines Schloß mit Garten und Park, eine Stunde von der Stadt gelegen und dem Erzbischof gehörig, dessen Verwandter, Fürst von Schwarzenberg, einst diese reizende Besitzung umgestaltete. Allmälig von dem einfachen Wohnhause und dem kleinen Blumengarten sich zum Berg emporhebend bietet dieser Garten die lieblichste Fernsicht. Offne und versteckte Wege, durch grüne Alpenwiesen oder unter Baumgruppen von Buchen und Erlen, führen entweder zu einer schäumenden Caskade hinan oder entfernt von ihrem donnernden Geräusch zu stillen Sitzen und Ruhebänken unter Linden und Nußbäumen. Hier schweift das Auge hin über in die Alpenkette, vom Untersberg zum Wazman, zur Schönfeldspitz, zum Göll, der Berchtesgaden von der Salzachebne trennt. Hier bracht' ich einsame, beschauliche Stunden zu. Ein Buch in der Hand, um mich die grüne Einsamkeit,

ein stiller Gottesfriede über dem ganzen alpenbekränzten Thale, fern, fern von Eurer Politik und Literatur, eurem Glauben und Wähnen, Dichten und Trachten: das Auge sucht die Geisterbrücke, die uns ins Jenseits führt. Das Buch, das mich hier fragmentarisch fesselte, war „Geburt und Wiedergeburt von Friedrich Hurter." Aus dem kleinen Vorrath lesbarer Bücher, die der Buchhandel in Salzburg dem Käufer anbieten darf, war die Wahl nicht schwer. Mitten unter Predigten, Gebet- und Kochbüchern nahm eine Schrift von Hurter, dem Verfasser der berühmten Biographie Innocenz des Dritten, eine auffallende Stellung ein und die katholische Tendenz dieser Schrift paßte vollkommen zu einer Umgebung, aus welcher auch der leiseste protestantische Anklang verbannt war. Hier hatt' ich jene Welt, deren magischem Eindrucke der erste Geistliche der reformirten Landeskirche des Kantons Schaffhausen vor einem Jahre zu St. Ignazio in Rom erlegen war. Aus der Tiefe klangen die Glocken herauf, rechts auf dem Mönchsberg blickte aus dem Gebüsch ein Kapuzinerkloster, unten am Schlößchen lag ein kleiner Gottesacker mit seinen vergoldeten Glorienstrahlen um die schwarzen Kreuzlein auf den Gräbern, mit seinem kleinen Weihwasserbecken an der Kirchthür, mit seinen frommen Gelübden und Votivtafeln zu Ehren Johannis des Täufers. Ja eine hohe Gestalt wandelte sogar unter den Nußbäumen vorüber, der Erzbischof Fürst Friedrich Joseph Cölestin von Schwarzenberg selbst, ein Priester, dem seiner Frömmigkeit, seiner milden leutseligen Sitten, seiner geistreichen Bildung und seiner für die hohe Kirchenstufe, die er bekleidet, bewunderungswürdigen Jugend und männlichen Schönheit wegen alle Herzen des Landes anhängen.

Ich komme dem Zweck dieses Aufsatzes näher. Man vergesse nicht, daß es keine schrofferen Gegensätze von Entwickelungen und Persönlichkeiten geben kann, als die in diesem Bande zusammengestellt wurden, Börne, der bescheidene und wenig bekannte Arzt Assing und Hurter. Aber alle drei haben das Gemeinschaftliche, daß sie Convertiten sind. Börne, eine politische Natur, hatte bürgerliche Motive für seine Glaubensänderung, Assing, ohne gläubig zu sein, war von dem poetischen Inhalte des Christenthums gefesselt. Von Hurter's Uebertritt aus einer Confession in die andre sollen die nachfolgenden Blätter deßhalb handeln, weil damit eine interessante Beleuchtung derjenigen Zustände sich ergeben wird, denen die im III. Band enthaltenen „Wiener Eindrücke" gewidmet waren.

Eine Glaubensänderung hängt so tief mit den geheimsten Fäden unsers Gemüthes zusammen, daß ein schnelles Drüberwegfahren und kurzes Endurteln eine große Ungerechtigkeit ist. Der Israelit, der sich taufen läßt, verdient von uns ein Entgegenkommen, das nicht schonend und zart genug sein kann. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, gegen den tief in uns eingeschriebenen Satz, daß wir dahingehören, wohin uns die Natur stellte, ankämpfen zu müssen, von den Seinigen sich zu trennen, einen Glauben anzunehmen, an dem uns Vieles überzeugen kann, Manches aber ewig befremdlich bleiben wird. Sogenannte Judenbekehrungen sind pietistische Heucheleien. Die meisten Taufen der Juden entstehen aus der Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Man will die Kinder nicht die gesellschaftlichen Parias der Christen bleiben lassen und bekämpft sich selbst, um den Kindern dereinst den Kampf zu ersparen.

Ich glaube aber, man sollte diese Aengstlichkeit der Gewissen, diese Befangenheit im natürlichen Bewußtsein, vom philosophischen Standpunkte aus nicht gelten lassen. Man sollte ankämpfen gegen alles, was die freie Selbstbestimmung der Individuen verhindert. Die Freiheit, sich rechts oder links zu stellen, ist die Freiheit des Jahrhunderts. Sie mag dem Protestanten zu Gute kommen, der katholisch wird, sie wird aber auch den umgekehrten Schritt erleichtern, sie wird uns vor allen Dingen gegen den Indifferentismus bewahren, der sich gern mit Redensarten, wie: Was ich bin, das bleib' ich, u. dgl. beschönigt. Wer etwas Besseres sein kann, als er ist, der habe das volle Recht, aus den natürlichen Zufälligkeiten seiner Geburt herauszutreten, sich selbst mit dem Feuer seiner eigenen Ueberzeugung zu taufen und wiedergeboren zu werden in der Wahrheit seines selbstbewußten Geistes! Es ist freilich schaudervoll, sich vorzustellen, daß ein protestantischer Geistlicher dreißig Jahre lang eine Lehre vertreten konnte, die er, allerdings nicht plötzlich, sondern allmälig als unvollkommen, ja als Lügenwerk abschwört; aber wenn hier der Friede einer Seele nicht anders hergestellt werden konnte, wer kann da richten? Wir leben jetzt in Tagen, wo wir Tausende schon gesehen haben, die nicht aus Frivolität oder Indifferentismus, sondern mit innerer Wärme und treibendem Wahrheitsdrang sich von der römisch-katholischen Kirche trennten; laßt uns gegen den umgekehrten Gang gerecht sein und dem Antistes Hurter, wie er von den Füßen des Papstes aus Rom zurückkehrte, immerhin unser Mitleid und nicht mit den Schaffhäuser Bürgern ein Charivari bringen.

So dacht' ich in Salzburg und b l ä t t e r t e flüchtig und obenhin in den damals erschienenen beiden ersten Bänden der Hurter'-

schen Wiedergeburt. Römisch-katholisch! Millionen bekennen diesen Glauben und noch manches Jahrhundert kann umrollen, ehe der Statthalter Christi auf seinem Stuhle nur empfindet, daß die Gränzen seines Reiches ihm näher rücken. Ist der Protestantismus nicht selbst tief erschüttert? Wo ist Wahrheit? Wo ist Uebereinstimmung? An Unduldsamkeit fehlt es im Schooß der Evangelischen nicht minder, wie bei der alleinseligmachenden Confession. Die Fürsten nehmen Partei, bevorzugen die eine Auffassung vor der andern, die Kämpfenden überbieten sich, die Würde des Gegenstandes geht in der Hitze der Leidenschaften verloren, Philosophie, die Sache des Einzelnen, wird mit Religion, der Sache Aller, verwechselt, Protest gegen Protest .... zeigt sich darin Schwäche oder Ueberfülle an Kraft, Auflösung oder Gestaltung, Schuld der Vergangenheit oder kreisende Geburt der Zukunft? Ich glaube das Letztere. Wer kann aber Den unbedingt verdammen, der das Erstere glaubt?

Die Religion bahnt sich zum Gemüth die wunderbarsten Wege. Die Stärksten in jedem andern Bereich können in diesem die Schwächsten sein. Der Geist, der vierzig Jahre forschte, kann vor Ueberdruß an sich selbst ermüden und die höchste Verzweiflung, die da ausruft: Alles ist eitel! beugt sich dem linden Joche eines Gehorsams, der sich selbst betäubt. Vierzig Jahre lang kann das Herz in starrer Selbstgenügsamkeit nur physisch pulsiren und ein plötzlicher Schmerz durchbricht riesenstark die Eisesdecke und dieser kalte Muskel zittert, wird fühlbar und hat keine Kraft zu tragen, was Alles das Schicksal ihm aufbürden will. Das Gefühl erwacht beim Einen in der Musik, beim Andern in der Poesie, bei den Meisten in sinnlichen Religionskulten. Den Stolz zieht es

wieder, die Selbstgerechtigkeit erröthet und das Geheimniß der Liebe was ist es anders, als das Bedürfniß sich zu opfern, wegzuwerfen, hinzugeben, zu knieen und von etwas, das uns besser scheint, als wir, beherrschen zu lassen? Der Katholicismus ist vielleicht eine beßre Religion für die starken, als die schwachen Geister. Den Armen schenkt er zu viel, aber die Reichen, die müssen ihm geben. Die Thoren macht er thörichter, aber vielleicht die Weisen weiser. Vom Katholicismus ausgehen ist ein Unglück für die Politik, Volksbildung und Aufklärung, aber zum Katholicismus zurückkehren, das kann uns zuweilen ein rührendes Schauspiel gewähren.

Bei einem flüchtigen Durchblättern der Hurter'schen Bekenntnisse wird es uns sein, als klänge zuweilen aus ihnen ein heimathlicher Ton in unser Herz, der auch zu uns verlockend und beseligend einst schon gesprochen. Wir wiesen damals diese Luft- und Klanggeister von uns, aber sie erschienen uns immer wieder bei einer nüchternen Nachmittagspredigt in unsern nordischen Kirchen, beim Anblick der Sixtinischen Madonna, bei einer Kirchenmusik im alten Style, bei einem Märchen von Clemens Brentano, auf der Reise bei einem Hochamt in einem marmornen Dome oder einer bescheidenen Marienandacht im Lichtmeer einer kleinen Kapelle. Die Jugendentwickelung des Convertiten fiel in die romantische Zeit. Tieck's Genoveva, gesteht er, hat ihn bezaubert. Er kämpfte Jahre lang mit seinem Bedürfniß und der trocknen Befriedigung durch den reformirten Cultus, es ging ihm wie Mortimer in Maria Stuart, er wandte sich von uns, folgte dem Wahne, der ihn glücklich machte. Wer mag ihn verdammen?

So empfand ich damals in Aigen, auf der Ruhebank, im stillen Weben der Einsamkeit.

* * *

Einige Monate später veränderte sich aber der Eindruck. Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß Hurter nicht etwa im Muschelhut und Pilgerkleide gen Jerusalem gezogen oder als Mönch die Karthause bei Pavia bezogen hatte, sondern daß ihn Fürst Metternich in den Adelstand erhoben, zum kaiserlichen Hofrath ernannt und ihm das bedeutungsvolle Ehrenamt eines Reichshistoriographen übertragen hat. Das also war „des Pudels Kern?" sagten die Schaffhauser und auch für uns, die ein Convertit mehr oder weniger nicht kümmerte, bekommt dadurch das politisch-religiöse Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers einer Biographie des Papstes Innocenz des Dritten ein neues, erhöhtes und völlig verändertes Interesse.

Hurters Stellung ist nun so ziemlich die von Friedrich von Gentz. Ein Historiograph ist der betraute Archivar und Registrator der Geschichte eines Volkes, ein offizieller, verantwortlicher Geschichtsschreiber, der das eigentliche Staatsbewußtsein einer Monarchie oder Republik tief in sich aufgenommen haben soll und für so vollkommen übereinstimmend mit den leitenden Gedanken einer Politik angesehen wird, daß sein wissenschaftliches Prinzip eine objektive Basis für die Beurtheilung der ihm zur Fixirung überlassenen historischen Zustände ist. Eine solche Beförderung eines Convertiten, der zu seiner Schweizerheimath eine sehr scharfbezeichnete Stellung einnimmt, ist doppelt bedeutungsvoll in gegenwärtiger Zeit, wo die deutschen Fürsten, der erprobten langjährigen Staatspraxis des österreichischen Staatskanzlers vertrauend, von Wien

und vom Schloß Johannisberg aus über die obschwebenden kirchlichen Wirren Rathschläge, Winke, Warnungen empfingen. Wenn hie und da ein protestantischer Fürst noch zweifelte, ob nicht die Neuerung und Bewegung unter seinen katholischen Unterthanen in der That, wie ihm geschildert wird, politische Gefahren bringen könnte, so liegt in dieser Ernennung, die so ganz im Geist der alten Tage von Adam Müller, Fr. Schlegel u. s. w. ausgefallen ist, ein höchst sprechender Beweis für den unverrückten Standpunkt, auf welchem sich das Wiener Cabinet seit 1819 erhalten hat. An dem nunmehr gründlicher zu prüfenden Buche des Herrn von Hurter haben wir einen Leitfaden für das Studium der Grundsätze, die die österreichische Staatsraison bilden. Einen schrofferen Bruch mit dem, was der einen Hälfte Deutschlands theuer und werth bleiben muß, kann es nicht geben, als die offnen Arme auszubreiten und einen katholisch gewordenen protestantischen Geistlichen, der nach so vielen Seiten hin, wie wir gleich sehen werden, unsre heiligsten Gefühle verletzte, durch ein Amt, das ihm gleichsam das ganze österreichische Staatsprinzip überantwortet, vor allen Protestanten ans Herz zu drücken. Hier ist kein Zufall, sondern Tendenz. Es vergegenwärtigt diese Bewillkommnung eines Apostaten deutlich, in wie feindlichen Heerlagern sich die beiden Halbscheiden unsers Volkes gegenüberstehen.

Ja! Jetzt tritt die katholische Wiedergeburt des Herrn von Hurter in eine andere Beleuchtung. Das Salzburger Gedicht hört auf. Wir betreten den Boden der Wirklichkeit. Wer mit seiner Conversion Aemter und Beförderungen so eigenthümlich prononcirter Art annimmt, muß dem Zeitgeist anders Rede stehen, als nur nach dem Maaßstabe des Gemüths. Die Grundsätze, die ein Privatmann in Schaffhausen hegt, die

Stimmungen sogar, die man in München bei Herrn von Görres in einem ultramontanen Clubb äußern kann, würden den Publizisten vielleicht zu keiner Beachtung herausfordern; aber einen Gelehrten, der drei Bände der heftigsten Invektiven gegen Alles herausgegeben hat, was uns in Deutschland selbst auf katholischem Gebiete theuer und werth geworden ist, in die Wiener Staatskanzlei gerufen und mit der Geschichtschreibung des ersten deutschen Staates betraut zu sehen, diese Wendung ist eine so bedenkliche, daß meine Leser mir vielleicht Dank sagen, wenn ich in dem Buche nicht mehr blätterte, sondern las und sie mit den merkwürdigen in Wien so wohl aufgenommenen Verirrungen des Herrn von Hurter bekannt mache.

Herr von Hurter erweist sich, jetzt genauer geprüft, in seiner Selbstbiographie 1) als Aristokrat, 2) als Feind Deutschlands und unsrer politischen Wünsche und Bedürfnisse und endlich 3) als einen Proselyten der katholischen Kirche, den von seinem reformirten Glauben kein poetisch-religiöses Bedürfniß, sondern nur hierarchischer Priestersinn entfernt hat. Das soll in Nachfolgendem bewiesen werden. Wen Herr von Hurter nicht interessirt, den interessiren ohne Zweifel seine hohen Gönner. Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se.

Bei einem Geistlichen kann man auf die biblische Phraseologie seiner Darstellung kein zu hohes Gewicht legen. Wenn Fritz Stolberg, ein Jurist, ein Laie, in Bibelsprüchen redet, so bezeugt dies ein vorhergegangenes emsiges Forschen in der Schrift. Ein Theologe aber, der dreißig Jahre lang Prediger war, imponirt uns nicht, wenn er sagt: Der Herr „klopfte an“, ich wollte nicht hören; oder: Es währte lange,

bis „das Fischlein mochte gewonnen werden," oder: „Endlich hat das Schaaf seinen Hirten gefunden" und ähnliche Beiträge zu einer Selbstcharakteristik, mit welcher Herr von Hurter die Analyse seiner in Rom sich endlich bewußtwerdenden Seelenzustände gibt. Auch an den Styl des Verfassers, der zum Theil eine Nachahmung von Görres ist, wird man sich bald gewöhnen, langsamer an gewisse Schweizer-Idiotismen, wie darob, bisanhin, Verumständungen, etwelche, stund u. s. w.; Eigenthümlichkeiten, die sich in der künftigen Geschichtschreibung Oesterreichs sonderbar ausnehmen werden.

Herr von Hurter ist ein Aristokrat. Geboren aus einer patrizischen Familie des Kantons Schaffhausen, sagt er dies von sich selbst und erklärte auch bald nach der Julirevolution, daß er seine Kinder zu „gründlichen Aristokraten" erziehen würde. In stiller Voraussicht der ihm von Wien verheißenen Adelstanderhebung spricht er gleich im Beginn von seinem „ehevorigen" Ursprung und preist diejenigen Personen, die nicht wie „Mollusken" entstanden wären, sondern sich, natürlich nach Anleitung eines Stammbaums, auf nachweisbare und nahmhaft zu machende frühere Menschen zurückführen lassen. Sein eigener Name giebt ihm schon etwas Adeliges; denn Hurter hinge allerdings mit Hurtig zusammen (Frau Hurtig war aber eine wohlbekannte — Wirthin bei Shakespeare), aber auch mit heurter, Buhurt, kurz mit Begriffen, die an Jagdvergnügen und Turnei erinnern. In seinem Wappen fände sich ein Pfeil und aus dem Bogen wäre nur durch Nachlässigkeit der Zeichner allmälig ein halber Mond entstanden. Von den burgundischen Herzögen hätte er sich den Wahlspruch genommen: Qui s'y frotte s'y pique, eine Phrase, die wohl bei der Distel oder einem Besen, aber nicht

bei einem Pfeile angebracht ist. Deßhalb hat Herr von Hurter noch einen zweiten Spruch angenommen: parta tueri, festhalten am Gegebenen, Symbol eines besonders in der Politik conservativen Glaubensbekenntnisses. Nachdem Herr von Hurter uns dann noch versichert hat, daß von seiner Mutter Seite er aus einem anerkannten Adelsgeschlechte, aus der Familie Derer von Zieglern, entsprossen sei, geht er zur Schilderung seiner durchweg aristokratisch oder, richtiger gesagt, patrizisch gehaltenen Erziehung über und läßt, was den Adel anlangt, nur noch im spätern Verlauf seines Werkes diese auf seine Verwandten berechnete historische Andeutung fallen: Wer aus der Schweiz auswanderte, um der katholischen Religion willen, der gelangte in Deutschland zu hohen Ehren, wer daheim blieb und zu der neuen protestantischen Lehre sich hielt, starb mit seinem Geschlechte ab und sank in's Dunkel der Masse zurück. Diese pragmatische Entdeckung ist lehrreich. Die katholisch gebliebenen Rinks von Waldenstein zogen nach Freiburg, wo (II. 214) „ihr Geschlecht noch blüht und neben vielen Würdenträgern der Kirche drei Reichsfürsten aufzuweisen hat,“ während von den rückgebliebenen reformirten Rinks in Schaffhausen ein Sprößling Rathsdiener war. Die bayerischen Grafen Waldkirch haben in Schaffhausen arme reformirte Verwandte. Die Herren von Dießbach aus Bern blieben katholisch und sind im Breisgau angesehen, während der reformirte Stamm in Bern sich kaum in Ehren hält. Zwei Wattenwyl aus Bern kehrten in den Schooß der katholischen Kirche zurück und stiegen bei Karl V. zu hohen Ehren und die katholischen Wyttenbachs im Breisgau blühen, während die (III. 493) „zu Bern zurückgebliebenen ganz heruntergesunken sind.“ Unstreitig die schlagendsten Beweise,

welche Vortheile damit verbunden sind, wenn man seinen Glauben abschwört, sein Vaterland verachtet und in fremde Dienstbarkeit tritt.

Unsre Leser erstaunen vielleicht über die Offenherzigkeit der Geständnisse des Herrn von Hurter und gleich an der Schwelle unsrer Kritik seines Werkes muß demnach bemerkt werden, daß dasselbe mit einem blinden Vertrauen auf seine innere Haltbarkeit geschrieben ist. Nirgends eine Cautele, nirgends eine vorbeugende Sorgfalt gegen Mißverständniß, nirgend ein Ausweichen, wo die gesunde Vernunft denn doch selbst bei dem hingegebensten Fanatismus in die Enge geräth. Herr von Hurter, Historiker, geistreich, belesen, wirft sich blind in die ihm entgegen starrenden Speere des Menschenverstandes, das Gewagteste, das Mißlichste auf seiner geistigen Wanderung nach Rom bewundert und anerkennt er eben so sehr, wie auf seiner spätern geographischen. Stellt ihm ein Wunder hin, sagt, es wäre canonisch und blindlings lancirt sich dieser besonnene und kluge Mann, es anzuerkennen und sich vor ihm zu demüthigen. Ich bemerke dies vorläufig hier nur deßwegen, damit die Leser nicht erstaunen über das Gemisch der naivsten und kühnsten Geständnisse, die ohne die geringste diplomatische Vermittelung mit der gesunden Vernunft oder unsern kranken Vorurtheilen von Herrn von Hurter werden ausgesprochen werden.

Herr von Hurter haßt Deutschland, unsre Geschichte und insgesammt Alles, was auf dem heimischen Gebiete nach Lebensgestaltung und politischer oder kirchlicher Berechtigung ringt. Johannes von Müller war doch auch ein Schweizer, hütete sich aber wohl, eine solche Grundabneigung gegen das Germanische zu verrathen, wie sein Landsmann Herr von Hurter. Dieser

theilt den vulgärsten Deutschenhaß, wie man ihn nur in den aristokratischen Cantonen der Schweiz antreffen kann. Diese deutsche Schweiz würde vollkommen berechtigt sein, uns zu hassen, wenn wir je von ihr verlangten, sie sollte vor unsern politischen und gesellschaftlichen güldenen Kälbern niederfallen und anbeten. Aber sie haßt das in uns, was ihr eigener geistiger Lebensodem ist. Sie haßt ihre eigene Sprache, ihre eigne Bildung, ihre eigne feinere Sitte. Das beschämende Gefühl, gegen das Mutterland an geistiger Kraft zurückzustehen, diesem alles zu verdanken, was, die Staatsform ausgenommen, ihren eignen Werth erhöht, das verwandelt sich dieser Schweiz in Haß, den sie reichlich nicht nur auf die politischen Flüchtlinge, sondern selbst auf die Männer der Kunst und Wissenschaft überträgt, die sie, ihren Mangel fühlend, aus Deutschland an ihre Hochschulen selbst berufen hat. Herr von Hurter, der künftige Geschichtschreiber Oesterreichs, verräth auf jeder Seite seines Werks, wo er nicht von der katholischen Kirche redet, wie sehr ihm im tiefsten Grunde Deutschland mit all seinem politischen und wissenschaftlichen Leben zuwider ist.

Den Norden Deutschlands kennt er nicht, hat ihn nie besuchen mögen und verachtet ihn jetzt vollends, als den Sitz des Protestantismus und der von Kant ausgegangenen philosophischen Systeme. Deutsche Poesie dient ihm nur zu gelegentlichen Citaten. Aufgegangen ist in ihm, erfüllt hat ihn davon nichts. Nur von Tiecks katholizisirenden Gedichten spricht ihn Einiges an. Unsre ständischen Bestrebungen sind ihm hohle Dinge. Er warnt den Erzbischof von Freiburg vor Synoden, sie würden der Kirche eine Ruthe binden und dem Lande Baden werden, was seine zweite Kammer ist. Der

schweizerische Republikaner theilt die Lehre seines Gönners, Ludwig von Hallers, und stellt über alles Neuzeitige das Ehevorige. Sein politisches Glaubensbekenntniß liegt schon in den Worten (I. 83): „So erwies ich mich damals schon als entschiedener Feind der Revolution, als Gegner dessen, was von unten herauf durchgesetzt werden will, als warmer Vertheidiger aller wohlerworbenen Rechte und glühend für deren unverrückte Anerkennung, für deren stätige Beschirmung, für unantastbare Gerechtigkeit. Das Gefasel von Menschenrechten, denen zufolge Alle an Allem Theil haben, gewissermaßen Alle durch Alle regiert werden sollten, wollte mir schon damals nicht in den Kopf eingehen; dieser ist im Verlauf der Jahre in solcher Beziehung nicht bildsamer geworden." 1819 war die Zeit, wo solche Theorieen von Staatsmännern mit Anstand konnten produzirt werden. Das Cabinet aber, welches jetzt noch solche Expectorationen gutheißen kann, verräth nur, daß es um fünfundzwanzig Jahre hinter der Mitwelt zurückgeblieben ist.

Herr von Hurter, Oesterreichs bestallter Geschichtschreiber, haßt Preußen mit einer fast an den siebenjährigen Krieg erinnernden Erbitterung. Preußen ist ihm eine solche neuzeitige Mollusk ohne alle Ehrwürdigkeit eines ehevorigen Ursprungs. Schon auf der Schule, erzählt er, gehörten alle meine Sympathieen nur Oesterreich. Es ist, als hätte nach der Lehre von der präſtabilirten Harmonie die künftige Stellung zum österreichischen Cabinet schon in ihm vorgewirkt. Es sind angeborne K. K. Hofrathsgefühle, die Herr von Hurter gegen Friedrich den Zweiten ausspricht, gegen seine „Recht und Gerechtigkeit verletzende" Besetzung Schlesiens. Seine „Vorliebe für das hohe Erzhaus" trennte ihn schon in der

Schule von seinen Mitschülern, die Archenholzens Geschichte des siebenjährigen Krieges lasen. Jubelten jene über die Schlachten, die Preußen gewann, so jubelte Herr von Hurter über die Erfolge der österreichischen Waffen. Früh schon hatte er die Neigung, die Sympathieen seiner Mitschüler auf den Kopf zu stellen und sich z. B. nicht für Julius Cäsar zu erklären, sondern für den nüchternen, aber rechtlichen Pompejus. Der Vater, einst Landvogt in Tessin, erzählte von einem italienischen Capuciner, der unter einem geheimen Deckel seiner Tabacksdose das Bild Friedrichs II. verborgen gezeigt hätte. Diese weltliche und Habsburgfeindliche Gesinnung eines Priesters hätte ihm schon als Knabe nicht eingeleuchtet. Später als Student vernimmt er auf einer Reise nach Holland die falsche Kunde von einem Siege, den Preußen über Napoleon gewonnen hätte. Daß Preußen gelingen sollte, was Oesterreich vergeblich versuchte, verstimmte ihn und verstimmte ihn um so mehr, als Oesterreich Napoleon deßhalb nicht schlug, „weil eine deutsche Macht um den Preis von Hannover noch Aergeres gethan hatte, als blos dasselbe im Stich zu lassen.“ „Aber,“ fährt Herr von Hurter fort (I. 148), „schon im Haag erfolgte die Enttäuschung und im Dom von Mainz konnte ich einem Tedeum für den (umgekehrten) Sieg bei Jena beiwohnen, welches durch die Anwesenheit Josephinens mit ihrem Hofstaat verherrlicht ward.“

Die höchste Erbitterung gegen Preußen spricht sich überall bei kirchlichen Veranlassungen aus. Daß er den Kaiser Nicolaus (II. 165) den „nordischen Kronentragenden Oberradikalen“ nennt, muß uns Unterradikale sehr belustigen, die wir an dem diskreten und diplomatischen neuen K. K. Reichshistoriographen einen so mächtigen Bundesgenossen bekommen

Neue Perspektive für die Politik des Fürsten Metternich! Wir danken ihm, danken ihm von Herzen, daß er die neuere Geschichte Oesterreichs, die Geschichte der Donauverwickelungen, der serbischen Umtriebe, der griechischen Einmischungen einem Historiker überläßt, der Rußlands Selbstherrscher nicht nur den „nordischen kronentragenden Oberradikalen" nennt, sondern ihn auch noch charakterisirt: „Eisig, wie der Himmelsstrich, unter welchem eine bluttriefende Vergangenheit zur Gegenwart sich hinabwälzt, vereint er Diokletians Schnauben wider die Kirche mit Julians Schlichen, trat Verträge mit Füßen" u. s. w. Auch was von Polen der Reichshistoriograph sagt, macht dem Fürsten alle Ehre. Aber bedenklicher wird folgende Charakteristik des preußischen Verhaltens zur katholischen Kirche: „Da sah' ich eine, aus revolutionären Elementen hervorgegangene und solchen gemäß sich fortbildende Gesetzgebung nicht bloß hinübergreifen in das Gebiet der Kirche, sondern förmlich ihr Joch derselben aufladen, deren natürlichste Lebensregung hemmen, ihren innern Organismus lösen, ihre Rechte beseitigen, über ihr Gut zum unbeschränkten Vogt sich setzen, Würde und Tüchtigkeit nach der Schmiegsamkeit unter die postulirte Gewalt bemessen, und für willfährige Huldigung, Gunst und Gnaden zum Austausch in Bereitschaft halten; und doch haben sie in dreißigjährigem Bestreben noch nicht an das Ziel gelangen mögen; und doch scheint dieses, so oft sie es bereits ergriffen zu haben wähnen, immer wieder unter ihren Händen zurückzuweichen; und doch will es die zum Ableben Getriebene, ins Versiechen Gestoßene auch da wie Morgenluft anwehen und das erste Zucken des Genesens wahrgenommen werden; wogegen sie dann jeden verneinenden Geist auswittern, um ihn ihrer traurigen Be-

triebsamkeit zu vergesellschaften; bildlich zu sprechen, jedes Bäckers sich freuen, der die schlechteste Kleie zur Hostie gut genug findet, und über das veraltete Vorurtheil, daß nur das gewählteste Weizenmehl dazu sich eignet, mit zierlichem Kratzfuß hinweghüpft. — Da sah ich den ministeriellen Despotismus, an Hegel'scher Frechheit und Straußischer Fortbildung des Protestantismus aufranken, bei verblendeter Befangenheit in höhern Regionen um so tobsüchtiger sich gebährend, die Kirche wie ein Beamten-Büreau behandeln, die Fähigkeit zur höchsten Gewalt über sie nach dem Maaß der Mißkennung und nach dem Willen zur Beseitigung ihrer Rechte bemessen; in bitterbösem Haß selbst der Aufforderung an die christliche Liebe zum Mitwirken der Erleuchtung derer, die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, den Fußtritt geben; dagegen Spionen, Verhöre, Strafen gegen ihre Pflichtgetreuen aufbieten, jedem Angriff auf sie, jeder Lästerung gegen sie, jeder Verhöhnung derselben freien Lauf lassen, hemmen hingegen jede Vertheidigung, Jagd machen auf jede Darlegung der Thatsachen, knebeln selbst das wahrheitsgemäße Wort in einfacher Geschichtserzählung, dulden was die untersten Grundlagen des Glaubens zerbricht, verpönen, was einer Schutzschrift für die Gehaßte, Rechtlose, jedem Schergen Preisgegebenen gleich sähe. — Da sah ich die nichtsnutzigste Verfilbeden, bei allem Vertrauen auf Erdenmacht und was derselben zu Gebote steht, dennoch ohnmächtigen Fusionsversuchen behufs eines unmerklichen Erlöschens der katholischen Kirche, mit der unterwürfigsten Zuthulichkeit und den plumpsten Kunstgriffen beispringen; dennoch, als eben das: Dich loben wir, über so glückhaftigen Ausgang von dem alten Minister *) bis

*) Altenstein.

hinab zu dem jüngsten Polizei-Sergeanten aus vollen Kehlen wollte angestimmt werden, das Ding in das Gegentheil umspringen, und das Leben, das klug und behutsam abgespießt, das still und geräuschlos entschlafen Gewähnte, wieder hervorbrechen mit seiner vollen Liebeswärme, mit seinem innerlichen, tiefen, klaren in voller Fluth wogenden Strom, und leuchten in neuer Wahrheit des alten Apostels Wort: Sie sind zu Narren geworden, da sie sich für weise hielten.“ Ist es nicht, als hätte Fürst Metternich Görres selbst nach Wien berufen und vor ganz Deutschland ein Votum über unsern geistigen und politischen status quo abgeben wollen?

Orientiren wir uns! Nicht das soll uns an Herrn von Hurter mißfallen, daß er Ungerechtigkeiten rügt, wo er deren zu begegnen glaubt, sondern Besorgniß erregt nur der einseitig römisch-katholische Standpunkt, von dem er aburtheilt. Sinn für nationale und Gesammtentwickelungen unsres, nicht seines Vaterlandes, fehlt ihm. Er bemüht sich nirgends, aus Widersprüchen zur Klarheit, über Gegensätze zu einer höheren Einigung zu kommen. Nichts ist ihm am deutschen Stamme lieb und werth. Er rühmt und preist Italien, bewundert sogar die Gesittung — der Neapolitaner, selbst aus dem, wie er es nennt, „madenfräßigen“ Frankreich, das durch seine „Hundstagsrevolution“ vollends verdorben wäre, hofft er noch Keime der ihm allein vernünftig scheinenden Weltordnung wieder entspringen zu sehen, aber was, von Rom aus betrachtet, nach Norden jenseits der Berge liegt, das alles ist ihm fremd, widerwärtig, unerquicklich und seine Lebensbeschreibung dient dazu, beweisen zu sollen, daß sich in ihm diese Gesinnung schon vom Knabenalter an entwickelt hätte.

Nur Oesterreich und sein rein *erhaltendes* Prinzip

hat ihn vollkommen befriedigen können. Seit der Hinrichtung Ludwig's XVI. stand der Sinn für das Ehevorige fest in ihm. Hallers Restauration der Staatswissenschaften kam seinem eignen Ideengang entgegen. Schon als Göttinger Student (1806), als es Mode war, gegen die Aufklärung in Kunst und Leben der Romantik das Wort zu reden, machte er die Mode mit und schrieb Hallern, er glaube an keine ursprünglichen Menschenrechte, sondern an das ursprüngliche Recht des Einen über den Andern, an die Rechtmäßigkeit der Vererbung eroberter oder gewonnener fremder Menschenrechte, d. h. an die Leibeigenschaft. Die verschiedenen Phasen der Umgestaltung seiner Schweizerheimath bestärkten ihn in dieser Theorie. „Leicht, sagt er (I. 96), konnte seine Anschauung (der Nothwendigkeit des erhaltenden Prinzips) aus den engen heimathlichen Verhältnissen für das Größere und Bedeutungsvolle dieselbe Richtung gewinnen." Woran wir die beiden Stellen reihen möchten: (II. 54) „Jarcke sagte es mir vorher, ich würde nicht mehr lange in Ruhe bleiben." Und: (II. 48) „In Frankfurt (a. M.) erweiterte sich der Kreis werther Bekanntschaften. Folgereich war die Einführung bei dem Bundestagspräsidenten, dem Herrn Grafen von Münch-Bellinghausen, indem ich durch dessen Vermittelung Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Metternich bekannt wurde." Einer sehr lebhaften Einmischung in die Schweizerangelegenheiten und die aargauische Klosterfrage folgte dann der Uebertritt zur katholischen Confession und die oben genannte Anstellung.

Obgleich sich der größte Theil der Bekenntnisse des Herrn von Hurter mit der religiösen Frage beschäftigt, die wir drittens zu erörtern hätten, so ist doch das wahre Princip der=

selben ein politisches und von uns schon als hierarchische Tendenz bezeichnet worden. Die nachstehende Analyse hat den Beweis zu führen, daß Herr von Hurter in den Schooß der katholischen Kirche nicht aus innerem Wahrheitsdrange, sondern aus äußeren Gründen zurückkehrte. Von diesen äußern Gründen nehm' ich das Streben nach Vortheil und Ehrenstellen aus. Ferne sei es, von einem so geistreichen und unbescholtenen Manne anzunehmen, daß er seinem Ehrgeize die Ruhe des Gewissens geopfert hätte. Seine Umkehr soll auf Ueberzeugungen gegründet sein und nur diese zu prüfen sind wir berechtigt.

Die biographische Rechtfertigung des Herrn von Hurter hat eine sehr schwierige und kaum zu vereinigende doppelte Tendenz. Einmal wurzelt sie in dem Wunsche, dem Canton Schaffhausen als ein Geistlicher zu erscheinen, der dreißig Jahre in voller Ehrlichkeit ein Diener des reformirten Wortes war und zu gleicher Zeit will er doch wieder seinen katholischen Gönnern in München, Wien und Rom beweisen, daß der Drang, in den Schooß der „Mutterkirche" zurückzukehren, schon seit seiner ersten Kindheit in ihm geschlummert hätte. Dadurch kommt Herr von Hurter fortwährend in die auffallendsten Widersprüche. Er schildert uns seine ersten katholischen Regungen. In einem Anfalle von Gespensterfurcht hätte er schon als Kind einmal das Kreuzeszeichen gemacht. Im Kloster Rheinau hätte ihn die Frohnleichnamsfeier wunderbar bewegt. In St. Blasien hätte er als eben absolvirter Student vor der heiligsten Jungfrau „schluchzend" seine Sünden bekannt. Herr von Hurter hat Recht, wenn er behauptet, daß er bei solchen Regungen noch mit ziemlichem Gewissen Protestant bleiben und Pfarrer für Protestanten wer-

den konnte. Die Poesie einiger Gebräuche des Katholizismus wird nur ein rigoroser Verstandesmensch zurückweisen und läugnen können. Der einsame Aufenthalt in St. Blasien, einer sekularisirten Abtei, war so eigenthümlich bedingt, das erste quillende Liebesbedürfniß des Jünglingsherzens, die Wehmuth der ersten Einkehr in ein bisher todtes Innere, die Richtung der damaligen Literatur, alles das konnte zusammenkommen, um einem Bilde der Mutter Gottes gegenüber, in einsamer Kirche, sich sogar auf Thränen zu betreffen. Herr von Hurter geht noch weiter. Seine Mutter erkrankt. Als junger Geistlicher legt er sich das Gelübde auf, so lange, bis sie wieder gesund wäre, Samstags nur zwei Eier zu essen. Der Schmerz um den Verlust einer geliebten Mutter muß so groß sein, daß man der Mittel und Wege, dem Verluste vorzubeugen, manchen versucht. Der junge Geistliche, der Tiecks Genoveva öfter als Goethes Schriften las, wählte ein abergläubisches Mittel. Die Neigung eben zum Vernunftwidrigen und Orthodoxen war bei ihm der damaligen Flachheit des gewöhnlichen Rationalismus gegenüber Ehrensache. Er forcirte sich in's Orthodoxe und schrieb sogar eine Abhandlung für die wörtliche Inspiration der Bibel! Man höre, die wörtliche Inspiration! Eine solche Abhandlung würde an einem Schüler Hengstenbergs nicht Wunder nehmen. Pietist war Herr von Hurter nie, er verwirft den Pietismus. So konnt' es nur doktrinäres Renommiren sein, die verbale Inspiration zu behaupten. In demselben Uebermuth geistreicher Opposition gegen den damaligen abgestandenen Rationalismus disputirte er über die Dreieinigkeit, kurz gerade in die schwierigsten Probleme wagte er sich, im Oppositionsübermuth gegen die damals aus der Mode kommende „Auf-

klärung". Vielleicht dasselbe Renommiren ließ ihn in Gregor VII. den großen Papst bewundern. Und so kam er auch auf Innocenz den Dritten, dessen Lebensschilderung ihm in der katholischen Welt so großartige und vornehme Huldigungen zuzog. Allein das Alles ist noch kein geheimer Katholizismus. Damals durfte er noch gegen katholische Tendenz protestiren und seiner Gemeinde vertrauensvoll und vertrauenswürdig in doppelter Gestalt das Abendmahl der Eintracht reichen. Der Geist, der ihn auf Innocenz als großen Papst brachte, war Opposition gegen einseitiges Geschichtsaufklärícht, Opposition gegen die Schulmeisterei der Geschichte, die ein Jahrhundert zum Maaßstab des andern zu machen gewohnt ist und für historische Construktion keinen Sinn hat. Wir haben redliche Protestanten unter unsern Geschichtschreibern, die wie Herr von Hurter in der ersten Auflage seines Innocenz nur die Geschichte selbst reden lassen wollen und den Maaßstab der Objektivität selbst in der Reformationsgeschichte (wie viel mehr in der Geschichte der Hohenstaufen-Kämpfe!) festgehalten haben.

Als der Canton Schaffhausen 1841 von Herrn von Hurter eine Erklärung verlangte, ob er, als erster Geistlicher der Landeskirche, es redlich mit ihr meinte und kein heimlicher Katholik wäre, wich er zwar der Form und dem demokratischen Ansinnen an sich aus, gab aber bekanntlich Erklärungen, die an und für sich, ebenfalls formell, beruhigend sein durften. Ist es nun wahr, daß er damals, als er sich zur reformirten Kirche bekannte, schon im Stillen die katholische Neigung hegte und diese Neigung so alt, wie sein Leben war, so tritt hier der Fall einer Unwahrheit entgegen, die Herr von Hurter selbst fühlt und deren Schein er doch vermeiden

möchte. Hin und her schwankt er nun von Widerspruch zu Widerspruch. Er ist, sagt er, Protestant gewesen damals, als er auf sein Gewissen darüber befragt wurde und doch weiß er, daß ihm Niemand das glauben kann, er hätte erst seit seinem freiwilligen Austritt aus der Geistlichkeit auch seinen Austritt aus dem Protestantismus selbst erwogen. Glauben nämlich kann man dies deßhalb nicht, weil er sorgfältig jede katholische Regung aufzeichnet, die ihn seit frühster Jugend beschlichen hätte. Wäre Herr von Hurter so ehrlich gegen sich selbst, wie er es oben gegen Rußland und Preußen war, so mußte er sagen: Bis 1841 war ich dem Glauben nach Protestant, aber mit geheimer Liebe umfing ich das Ideal der Hierarchie. Nach diesem Geständniß würden wir herzlich gern glauben, daß in den drei Jahren von 1841 bis zum Abschwören in St. Ignazio 1844 erst die innere Erleuchtung gekommen ist.

Der hierarchische Sinn des Herrn von Hurter verräth sich in all den Mittheilungen, die er uns über die politischen und kirchlichen Zustände von Schaffhausen macht. Herr von Hurter war, wie sich nun erweist, mehr zum Staatsmann, als zum Geistlichen geboren. Er erwählte diesen letzten Beruf, wie er selbst gesteht, gedankenlos und zufällig. Kirchenämter waren in seiner Familie hergebracht. Der politische Sinn ließ sich aber in ihm nicht unterdrücken und kam zum Ausbruch bei all den Verfassungskrisen, welche die Schweiz seit 1808 zu überstehen hatte. Er, der Geistliche, stiftete ein politisches Blatt, den „schweizerischen Correspondenten“, fast bei keinem der die Schweiz betreffenden politischen Ereignisse unterließ er, seine Stimme abzugeben. Schaffhausen selbst, seinem Ruf und seiner Einsicht vertrauend, sah ihn thätig bei allen Verfassungs= und Gesetzrevisionen, er lei=

tete Ausschüsse, verfaßte Gutachten und war fast für jede Lokalfrage seiner Vaterstadt eine oft entscheidende Instanz. In Kirchensachen schlug ihm selten ein Antrag fehl. Es sollte eine neue Gebetformel für den Gottesdienst eingeführt werden. Er schrieb dagegen. Sie unterblieb. Er setzte eine veränderte Besteuerung der Geistlichen und bessere Besoldungen durch. Die Krüdener predigte in Schaffhausen. Er schrieb gegen sie. Er bekämpfte das pietistische Prinzip besonders deßwegen, weil es den Unterschied von Laien und Priester verwirft und das durchweg antikatholische Selbst-Geistlichkeit-Sein befördert. Er umgestaltete die Schulen des Cantons und unterließ nichts, was zur Hebung und Förderung des geistlichen Standes beitragen konnte. Unabhängigkeit vom Staat war sein erstes Prinzip. Er fegte die Verkäufer von den Kirchen, säuberte ihre Umgebungen, verschloß sie, wenn ein weltlicher Zweck sie zu Versammlungsörtern bestimmte, er weigerte das Geläut der Glocken zu Acten, die ihm nicht geistlich genug schienen; genug, er strebte dem Ideal einer Kirche im katholischen Sinne zu, ohne katholische Glaubenssätze, ohne andre Absicht, als die, auch dem protestantischen Geistlichen eine Autokratie, eine Schlüsselgewalt zu erwerben.

Das ging so hin, bis zu der von ihm vermaledeiten Pariser Hundstagsrevolution. Das Jahr 1831 erlöste die Schweiz von aristokratischen und patrizischen Verfassungen, die Landgebiete verlangten gleiche Rechte mit den Städten und auch der Canton Schaffhausen erlebte die längst gewünschte Umgestaltung. Neue Namen tauchten auf. Die Concurrenz, um Ehrenstellen zu erlangen, wurde erleichtert. Junge Gelehrte hatten sich auf deutschen Universitäten gebildet und wurden angestellt; jüngere Advokaten kamen in die Aemter. Gene-

ration folgt der Generation. Es ist eine Unduldsamkeit der schwächsten Art, dem Nachwuchs seine 20 oder 30 Lebensjahre vorzuwerfen und nicht in entsagender Billigkeit, zu Gunsten der Nachkommen, von seinen eignen 50 zu abstrahiren. Herr von Hurter besaß diese Unduldsamkeit. Er verwarf diese ganze Bewegung. Après moi le déluge! Mit uns soll Alles zu Ende sein. Trauriger Wahn, der die Quelle der empfindlichsten Mißhelligkeiten wurde. Ehrgeizige Männer können nicht ertragen, in der Minorität zu stehen. Der Politiker Hurter, dessen Einfluß zu sinken begann, erinnert sich, daß er Geistlicher ist. Gedanken von Bannstrahlen, Abendmahlsverweigerungen u. s. w. gehen ihm durch den Kopf. Warum kann ich Euch kein Gregor sein! Warum Euch nicht verdammen zum Bußgewande von Canossa! „Wenn ein Antistes," hatte er einst (I. 283) geäußert, „seine Stellung (als erster Geistlicher des Cantons) recht verstände, ohne seinen Willen dürfte der Bürgermeister nicht laxiren." Und siehe! Er wird Antistes! Aus einem Cardinal wird er der Papst! Er versteht seine Stellung, aber ach! der Bürgermeister verrichtet seine Nothdurft ohne ihn. Wurmsaamen das für ein ehrgeizig Gemüth! Der Zwiespalt mit der jungen Cantonalverfassung von 1831 und ihren Consequenzen wächst und keine Donnerkeile, keine Blitzstrahlen zünden! Es ist keine Kirche das, der Protestantismus! Nur Rom hat verstanden, seinen Priestern allmächtige Hände zu geben!

In näherer und entfernter Umgebung von Schaffhausen befinden sich einige katholische Stifte und Abteien. Zur Zeit vor dem Reichsdeputationshauptschlusse war ihre Zahl auf deutschem Gebiete größer. Auf schweizerischem stehen die Klöster der katholischen Cantone in voller Blüthe, die in den

protestantischen haben mancherlei Anfechtung erlitten. Rheinau, Einsiedeln, Muri wurden Herrn von Hurter früh bekannt. Seine wissenschaftlichen Studien, besonders die Vorarbeiten zum Innocenz, führten ihn in die Bibliotheken dieser Klöster. Wie Herr von Hurter selbst gesteht, daß er seinen Innocenz rein einer zufälligen Anregung (dem Ankaufen seiner Briefe auf einer Auktion) verdanke, so haben auch diese Besuche in den Klöstern den harmlosesten Zweck. Bekannt ist aber das wohlwollend freundliche Entgegenkommen der Klostergeistlichen. Man macht sie so glücklich, wenn man bei ihnen vorspricht, diese einsamen Zellen-Bewohner! Ja ermüdet von mancher Lebensplage, ergriffen von irgend einem wissenschaftlichen oder dichtenden Zwecke kann man die frommen Väter um ihre Ruhe beneiden. Herr von Hurter befand sich wohl bei diesen Mönchen und diesen Büchern. Er verließ niemals ihre stillen Sitze ohne für seinen Innocenz die erfreulichsten Resultate mitzunehmen. Seine neuen Freunde, die Aebte und Mönche, faßten auch ihrerseits Vertrauen zu dem Innocenzfreundlichen reformirten Prediger und trugen ihm, dem Conservativen, ihre Klagen und Bedürfnisse vor. Der Fürstabt von Muri brachte sogar, als seinem Kloster eine gewaltthätige Besitzergreifung drohte, die kostbaren Gefäße und Kleider desselben dem reformirten Prediger zu gefälliger Verwahrung. Ein ächter reformirter Prediger hätte sie nicht genommen; aus einer Art von Gewissen oder Courtoisie oder zarter Rücksicht auf die Grundbedingungen seiner Lehre hätte er in seiner Amtswohnung die Hülfsmittel der Messe nicht geborgen. Herr von Hurter aber, der mehr Politiker und Gelehrter als Geistlicher war, verschloß diese goldstarrenden Gewänder und mag sie oft mit eigenthümlichen Gedanken betrachtet haben. Vielleicht nur

anfangs antiquarisch, dann aber bald mit der immer lebhafter in ihm sich entwickelnden Verehrung vor einer Kirche, die binden und lösen, segnen und verdammen, öffnen und schliessen, gewähren und nehmen darf. Bei einem so stolzen und hochfliegenden Gemüth, wie es Herr von Hurter besaß, diese Beengung seines Amtes, diese Gränzen seiner Machtvollkommenheit, dies presbyteriale Prinzip der Einmischung ununterrichteter, zudringlicher Laien in die Kirchenangelegenheiten zu erdulden — das ist es, was ihn hier abstieß und dort fesselte. Die Glaubensfrage war dabei unerheblich.

Jetzt erschien sein Innocenz. Das fleißige und gelehrte Werk fand allgemeine Anerkennung. Selbst dem Protestanten durfte ein Papst imponiren, der die kirchliche Gewalt die Sonne, die weltliche den Mond genannt hat, der einen Kaiser erziehen ließ, als Vormund sein Erbe verwaltete, Könige erhob und absetzte, lohnte und bestrafte, Bann und Interdict mit Nachdruck durchzuführen wußte und mit Strenge die Trennung der Priester von den Laien vollendete. Die katholische Welt nahm diese Arbeit eines reformirten Predigers erst mit Staunen, bald mit Enthusiasmus auf. Sie wurde in's Französische und Italienische übersetzt. Alle katholischen Kirchenzeitungen beglückwünschten den Verfasser, von nahe und ferne erhielt Herr von Hurter Besuche, hohe und niedere katholische Geistliche klopften an die Thür des reformirten Pfarrers und die guten Schaffhäuser wußten nicht, wie ihnen geschah. Vornehmen Sinnes konnte der so Gepriesene wohl auf den kleinlichen Bürgergeist herabblicken. Er bevorwortete sogar getrosten Muthes den Bau einer katholischen Kirche in Schaffhausen. Er reiste nach Deutschland, besuchte fast überall Convertiten und gewisse katholische Kreise, z. B. das Stift Neu-

burg bei Heidelberg, er reiste nach Wien und München. Seine Gemeinde sah mit Geduld dem wunderlichen Treiben ihres Pfarrers zu. Man hätte sogern einmal ein körniges, evangelisches Wort aus seinem Mund vernommen! Er predigte jeden Sonntag orthodoxes Christenthum mit Geist und Feuer; aber confessionellen Trost, protestantische Erhebung suchte man vergebens in den Reden, die er sorgfältig und behutsam aufschrieb und von der Kanzel ablas. Das Beispiel jenes protestantischen Hofpredigers (Stark) in Darmstadt, der den sonntäglichen Gottesdienst hielt und heimlich Katholik war, lag nicht so fern. Doch immer noch schwieg die hohe Verehrung einer Gemeinde, die sich durch den Ruhm ihres Pfarrers selbst geehrt fühlte. Da endlich kam die Anzeige eines Bauers, der den Antistes im Kloster zu Catharinenthal beim Hochamt behauptete knieen gesehen zu haben. Das mußte eine Anfrage veranlassen. Sie erfolgte, Herr von Hurter, der in der That der Feierlichkeit beigewohnt hatte, wich aus, protestirte gegen die Befugniß, ihn auf sein Gewissen zu fragen, vertheidigte sich durch seine bekannte Schrift: „Der Antistes Hurter und sogenannte Amtsbrüder“ und trat, da er wohl sahe, daß der Bruch mit dem Vertrauen seiner Vaterstadt unheilbar war, aus seiner Amtswirksamkeit, drei Jahre vor seiner spätern Rückkehr in den „Schooß der Kirche“.

Im Grunde könnte hier unsere Analyse schließen. Wir haben bewiesen, daß der bestallte Geschichtsschreiber Oesterreichs aristokratisch, undeutsch, conservativ und nur aus hierarchischer Tendenz Katholik geworden ist. Merkwürdig sind indessen doch die Folgerungen der Glaubensentwickelung des Herrn von Hurter, sie sind um so merkwürdiger, als die Gönner in Wien seine maaßlose Polemik gegen die Reformation und

seine begeisterte Vertheidigung der Jesuiten gelesen haben mußten, ehe sie ihn zu ihren Diensten zu verwenden beschlossen. Und weil es grade für den Augenblick nicht genug hervorgehoben werden kann, daß wir den Karlsbader Gesinnungen und Theorieen von 1819 entwachsen sind, so folge hier auf dem Wege der Deduktion noch eine fernere Beleuchtung jenes Ultraismus, der sich in den Wirren des Augenblicks jetzt von Wien aus wieder als weiser Rathgeber zu behaupten sucht.

Drei Jahre bedurfte es, ehe Herr von Hurter sich über sein Inneres sammelte. Er erstaunte, daß ihn kein Abt, kein Prälat ermunterte, katholisch zu werden. Ueberall rühmt er diese Enthaltsamkeit, selbst der Papst sagte ihm in Rom bei der zweiten Audienz nichts weiter, als die einfachen Worte: „Ich hoffe, Du wirst mein Sohn." Herr von Hurter vergißt, daß ihn die katholische Geistlichkeit nirgends unter dem Gesichtspunkt seines Gemüthes, sondern nur aus dem seines Innocenz, seiner Vertheidigung der aargauischen Klöster und anderer für die Kirche dadurch erst werthvollen Anomalieen auffaßte, daß sie von einem Protestanten ausgingen. Für die Geistlichkeit hat Herr von Hurter durch seinen Uebertritt einen Theil seines früheren Nimbus zerstört, für die Geistlichkeit hatte er, um Hofrath und Historiograph zu werden, bei seinen Gesinnungen nicht nöthig, katholisch zu werden. Dennoch erfuhr Herr von Hurter, daß schon lange einige frömmere Gemüther für ihn am Rhein, an der Maas und an der Donau beten ließen. Aus der Fülle der Charitas widmete man ihm hinterrücks, ohne daß er davon ahnete, eine Reihe von Mementos. Er erfuhr von dieser rührenden Sorge, fühlte die Wirkung die-

ser Gebete, die jetzt auch, wie er hinzufügt, für seine noch protestantische Frau in Frankreich, Italien und Deutschland angestellt werden und setzte seiner beschaulichen dreijährigen Sammlung durch die Reise nach Rom und den Uebertritt zu St. Ignazio (Loyola) die Krone des Geheiligten auf.

Kein Wort über diese Entwickelung! Kein tadelndes über den Hingang zu frommen und guten Menschen, denen wir die Freude gönnen, den Abgefallenen zu den Ihrigen zu zählen! Die Frage über den größern oder geringern Werth des Katholicismus kommt hier nicht in Betracht, wohl aber die Polemik eines Geschichtsforschers in seiner beachtungswürdigen neuen Stellung. Diese Polemik gegen Luther und die Reformatoren ist die maßloseste und heftigste. Jener ist ihm ein Bibelfälscher, diese sind ihm unsittliche Landstreicher gewesen, wenigstens in der Schweiz, wo sie die Rolle gespielt hätten, die jetzt dort Weitling und die Communisten spielen! Der Deutschenhaß des Schweizers tobt sich in Blitz und Donner aus. Der Gedanke, daß in dem Bestreben der Kirche, schon vor dreihundert Jahren sich von Rom zu trennen, ein Symptom nationaler Vervollkommnung, ein Suchen nach einer volksthümlichen allumfassenden Einheit lag, liegt seinem undeutschen Sinn entfernt. Er sieht nur Kirche, Kirche, Kirche! Die unsichtbare Kirche, die Christus lehrte, hat ihm keine Berechtigung; keine Berechtigung hat ihm das Individuum in seinem Wahrheitsdrang, die Persönlichkeit in ihrer unmittelbaren Beziehung zu Gott. Er schildert die Gewaltthätigkeit, mit der die Reformation durchgeführt wurde, und vergißt, daß Mißbräuche so gehässiger Art, wie sie wollte, abzuschaffen, nicht anders möglich war, als mit einer Entfesselung aller Leidenschaften und momentan sogar mit einem Schwanken der gesellschaftlichen Ordnung.

Muß man einen Historiker belehren, daß die Geburten der Geschichte, wie des Menschen, nie ohne Schmerzen vor sich gehen? Herr von Hurter weiß nichts von den Grausamkeiten gegen die Albigenser, nichts von Hußens Flammentode, nichts vom spätern Alba, in dessen Bewunderung er sich wahrscheinlich mit Professor Leo in Halle begegnet. Das katholische Prinzip ist ihm ein sanftes, mildes, menschenfreundliches. Ich gebe zu, daß Luthers Sprache zuweilen minder derb und unflätig sein könnte. Ich gebe dies um so mehr zu, als wir ja selbst jetzt ringen, uns vom starren in Augsburg fixirten Lutherthum zu befreien; aber einmal ist er hier wieder der Schweizer, der am resoluten Wesen der deutschen im ersten lallenden Stadium damals befindlichen prosaischen Schriftsprache kein heimathliches Interesse nimmt, und zweitens übersieht er, daß jene sanften, hochgebildeten, gerade zur Reformationszeit auftauchenden katholischen Erscheinungen in Italien aus der Blüthe einer classisch gereiften Literatur und einer feinen geselligen Sitte hervorgingen, an welcher der doctrinäre Gehalt des Katholicismus sehr wenig betheiligt ist. Um nur Herrn von Hurters gehässigen anecdotenhaschenden Declamationen gegen seinen früheren Glauben ein Beispiel entgegenzuhalten, wie würde sich wohl drüben folgende Thatsache gestalten: Ein katholischer Professor oder Priester ließe sich beikommen, über einen der Reformatoren oder der Vorläufer derselben, z. B. Wiklef, so zu schreiben, wie der reformirte Antistes Hurter über Papst Innocenz schrieb. Was würde geschehen? Zwang zum Widerruf und Absetzung wäre doch unstreitig die nächste Folge. Woraus ist die deutsch-katholische Bewegung anders hervorgegangen, als aus dem nationalen Gefühl, daß wir, ohne Unterschied der Confession,

Alles, was Deutschland Tüchtiges erzeugte, auch allseitig verehrt wissen wollen? Das Volk will sich seine nationalen Errungenschaften nicht nehmen lassen und hat am Vergangenen um so mehr seine Freude, als das Einseitige anfängt, siegreich überwunden zu werden und kein starrer Formel- und Perrückengeist auch von unsern protestantischen Universitäten und Kirchen mehr ausgehen und herrschen darf. Die Einigung in einem Dritten, auf den Grund der unumstößlichen Wahrheiten der Bibel und der Persönlichkeit Christi, ist nahe vor der Thür und Gott wolle unsre Großen erleuchten, daß aus diesem Ringen kein buntes Blasenwerfen und leeres Wortschwärmen, sondern ein aus tiefstem Fundament sich gestaltender Organismus werde!

Im März 1844 reiste endlich Herr von Hurter nach Rom. Niemanden, selbst dem Nuntius in Luzern nicht, eröffnete er seine Absicht, überzutreten. Doch der Prior der Karthäuser in Ittingen empfahl ihn, in Vorahnung seines Entschlusses, schon der Fürbitte der Erzbruderschaft zum unbefleckten Herzen Mariä in Paris und das Gebet derselben wirkte, unterstützte. Schon in Pavia drängt es Herrn von Hurter, die Reliquien des heil. Augustinus zu küssen. Fast besitzt er schon die Kraft, in Assisi an die Stigmatisation und das Schweben des heiligen Franciscus zu glauben. Es schmerzt ihn, daß seine Vernunft dazu doch noch zu sehr reformirt, zu sehr in den Vorurtheilen von Schaffhausen befangen ist. Endlich ist er in Rom und gedenkt seines Auftrags vom Kloster Einsiedeln. Dieser Auftrag (für einen Reformirten, der, wie Herr von Hurter sagt, Niemanden seine Absicht, zu convertiren, ahnen ließ, merkwürdig!) lautete: „dem Papste die Füße zu küssen.“

Das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche empfing Herrn von

Hurter dreimal, wies aber das Küssen seiner Füße zurück. Alle Klöster waren von seiner Ankunft unterrichtet, überall kam ihm Verehrung und schon brüderliche Liebe entgegen. Er besuchte die Kirchen und geistlichen Genossenschaften Roms, lernte Cardinäle, hochstehende Beichtväter, Ordensgenerale, vornehme Convertiten kennen. Der Entschluß, überzutreten, behauptet er, wäre noch nicht zu völliger Reife gediehen gewesen und in der That führte er ihn erst acht Tage vor seiner Abreise von Rom aus, nachdem er drei Monate in Italien schon verweilt hatte. Was die Schuld dieses Schwankens getragen haben mag, innere Furcht vor sich selbst, vor seiner Vergangenheit, vor der Zukunft, das sagt er nicht, deutet aber an, daß er als Vater und Gatte moralisch gebunden war. Die Winke, die Herr von Hurter hier offen vor aller Welt über seine Gattin giebt, wird Niemand ohne Mitleid mit dieser Frau lesen können. In den beiden ersten Bänden erwähnt er sie nicht einmal. Im dritten versichert er, daß wie einst für ihn, so aller Orten jetzt für die Bekehrung seiner Frau gebetet würde, erzählt eine Menge merkwürdiger Frauen-Uebertritte und schließt ihn mit einer Allegorie von der Kirche als Mutter, die da ihre Kinder (drei in Wien angestellte Söhne des Herrn von Hurter folgten des Vaters Beispiele) nie vergesse, sondern treulich Acht hätte, daß die „ihrer Hut sich Uebergebenden von dem Wege, der zu des Vaters Haus führt, nicht ablenken.“ Ja er schließt mit der Aeußerung einer übergetretenen Frau, die ihm gesagt hätte: „Seit ich der Kirche angehöre, werde ich es inne, daß der liebe Gott, wenn er auf der einen Seite mir einen Backenstreich giebt, auf der andern an Liebkosungen es nicht fehlen läßt.“

Die in Italien fortgesetzte Polemik gegen protestantische Kirche und Staat ist ein Gemisch der verkehrtesten Anschuldigungen und übelwollendsten Mißachtungen und Entstellungen. Italien in seinen schwächsten administrativen Verhältnissen wird, weil es katholisch ist und conservativ regiert wird, allen die Signatur der nordeuropäischen Aufklärung tragenden Einrichtungen vorgezogen. Selbst die Bettler und Lazaroni vervollkommnen Herrn von Hurter das schöne Gemälde, das ihm Italien in die entzückte und von weltlichem und kirchlichem Weihrauch umnebelte Seele schrieb. Daß dieses besonders im Kirchenstaat ihm so glückliche Italien seine Klerisei mit fremden Soldtruppen schützen muß, daß in Rom neben den Prozessionen auch militärische Aufzüge zur Tagesordnung gehören müssen, erbittert Herrn von Hurter fast zu Thränen. Aber die Schuld dieses Widerspruchs, fährt er fort, trägt jene Rotte von Umwälzern, die sich das junge Italien nennt. Wie, ruft er in einem wahrhaft kindisch gewordenen Räsonnement (III.313) aus, diese Umwälzer brüsten sich damit, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, und tragen sie nicht die Schuld, daß die Waffenmacht erhöht und die Steuerlast immer drückender wird? Das klingt doch wahrlich, als wenn der Hirt zum Schaafe sagen wollte: Es geschieht dir schon recht, daß ich dir das Fell über die Ohren ziehe, warum stellt dir der Wolf nach!

Die Naivetät des Herrn von Hurter ist merkwürdig. Er spricht (III. 284) von der Concentration aller Interessen der katholischen Kirche zu Rom. Statt uns nun in Deutschland zu beruhigen, daß in der That von dem möglichst allwissenden Auge des Stellvertreters Christi jedes Haar auf dem

Haupte seiner Gläubiger gezählt wäre, statt die Glieder der katholischen Kirche in Westpreußen, Schlesien, Posen, Westphalen und am Niederrhein zu versichern, daß in Rom alle ihre Interessen auf's Innigste bekannt und gewahrt würden, verräth er, daß diese Centralisation eine erträumte, diese Bekanntschaft mit sich, welche die römischen Katholiken z. B. in Köln so papstfromm und romvertrauend macht, eine illusorische ist. „Man hat, sagt er, sich fest in die Meinung verrannt, Rom seie über allen Detail der deutschen Kirche aufs Genaueste und bis ins Geringfügigste informirt, auch lasse es nichts und keine Gelegenheit vorübergehen, um auf sie in jeglicher Weise einzuwirken; offne und geheime Kanäle in Menge wären vorhanden, mittelst welcher römische Ansichten, Gesinnungen und Neigungen zu beharrlich verfolgtem Zweck verbreitet würden. Eine rastlose, ins Wunderbare gehende Thätigkeit herrsche dort, um anzubahnen, durchzusetzen, festzuhalten, was in Roms Interesse nur immer erzielt werden wolle. Man meint, es gelte hier in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, was in Schiller's Don Carlos der Großinquisitor zu dem König sagt: „Dein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa-Casa heiligen Registern." Darum dürfe man in Rom nur nachschlagen, um selbst über die unbedeutendste Specialität einen Actenstoß hervorlangen zu können. — Dem aber ist nicht so; denn der Schluß aus analogen Verhältnissen ist kein gewagter. Ich habe in Bezug auf die Vorgänge und Zustände in der Schweiz, welche doch in neuester Zeit die Kirche wesentlich berührt haben, bei weitem nicht diejenige genaue Kenntniß gefunden, welche ich unfehlbar voraussetzte, ja bei mehrern Cardinälen (die man sich doch insgesammt als Glieder des obersten Raths der Kirche, daher

mit den Angelegenheiten derselben genau vertraut denkt) zeigte sich ein Mangel hieran, der mich in Staunen setzte. Sollte es demnach in Bezug auf deutsche Angelegenheiten, die noch dazu ungleich umfassender, mannigfaltiger, weiter verzweigt und dazu versteckter sind, als die schweizerischen, anders stehen? Diese berühren, wenn man selbst diejenigen rein katholischen Cantone dazu zählt, in welchen die kirchlichen Verhältnisse niemals getrübt waren, eine Zahl von 800,000 Katholiken, jene, wenn man Oesterreich und Baiern ausnimmt, das Zehnfache. Ist die Kenntniß in Beziehung auf jene eine mangelhafte, sollte sie in Beziehung auf diese vollständiger und tiefer gehend sein?"

Das ist ein sehr schlimmes Geständniß! Aber Herr von Hurter geht noch weiter. Er will das Schreckbild des Ultramontanismus widerlegen, er will die Furcht beseitigen, daß in Deutschland alle katholischen Angelegenheiten unmittelbar von Rom aus dirigirt würden, entzieht aber allen Gläubigen die Stütze ihres Vertrauens, wenn er hinzufügt, daß das Mindeste, was man in Rom doch zu diesem Zwecke antreffen müßte, Kenntniß der deutschen Sprache wäre, allein diese wäre bei Niemanden von Einfluß anzutreffen. Der gute Herr von Hurter beweise nun einmal der deutsch-katholischen Richtung, daß sie kein Recht hätte, sich von der römischen Leibeigenschaft zu emanzipiren; er bestreite uns das Recht, für unsre ewigen Angelegenheiten uns selbst bevormunden zu wollen; ja auch den römischen Gläubigen in Köln, Bonn und Breslau beweise er nach solchen Prämissen, daß diese geistlichen Italiäner, die von Kant, Fichte, Hegel, Schelling, von Schiller und Goethe, von unsern großen und erhabenen Geistern nichts wissen, ein Recht haben kön-

ten, die ihnen völlig unverständliche Hermesische Lehre zu verdammen!*)

Der Segen, den die Nonnen von Catharinenthal und die Karthäuser von Ittingen dem Herrn von Hurter mit auf den Weg gaben, muß von einer wunderbaren Kraft gewesen sein; denn sonst ist zu begreifen unmöglich, wie man an so manchem wesentlichen Punkte des kirchlichen Lebens in Italien Anstoß nehmen und doch seinen Glauben abschwören kann. Die Frohnleichnamsfeier in Rom mißfällt Herrn von Hurter. Die vornehmsten Orden, z. B. die Jesuiten, hielten sich für zu vornehm dazu, dem Zuge zu folgen und die übrigen machten die ihm so theure Festlichkeit nur mechanisch mit. Luther sah das vielleicht auch vor dreihundert Jahren in Rom und kehrte zurück nach Deutschland und lehrte uns, den Weg zum Himmel nur über die Bibel nicht über den Papst zu nehmen. Vollends zur Verzweiflung brachte Herrn von Hurter die weltliche, opernhafte und von ihm als wahrhaft frivol geschilderte geistliche Musik in ganz Italien. Ei, das haben wir alle gehört, wenn wir durch Italien reisten. Die Glocken, mit Hämmern geschlagen, haben uns Allen mißfallen, die Orgeln mit Janitscharen- und Glöckleinregistern haben uns nie erbaut, die in heiligen und ehrwürdigen Fällen aufgeführten Musiken waren uns allen alte Bekannte aus den Opern Donizettis und Bellinis und doch, doch soll die römische Form des Katholicismus gepriesen und anempfohlen werden? Herr von Hurter werde doch besonnen! Er besuche in Deutschland katholische Kirchen und wird finden, daß unser nationaler Sinn uns vor solchen Ausartungen, die unter den Augen

*) So erfüllt sich also im Ernst, was im achten Bande dieser gesammelten Werke S. 337 flg. im Scherz geschrieben wurde.

und Ohren des Papstes sanctionirt wurden, immerdar bewahrte. Vollends möchten wir ihn fragen, würde jene Ausartung der Kirchenmusik je bei diesem unpoetischen, ungemüthlichen, sektirerischen und irreligiösen Protestantismus möglich gewesen sein? Wo haben sich die Himmelsklänge des Pergolese und Marcellus fortgepflanzt? Die Bachs, Händel, Fasch, Graun waren Protestanten, in neuster Zeit sind Friedrich Schneider, Mendelsohn Bartholdy Protestanten.

Empörend ist es, wenn Herr von Hurter, der dreißig Jahre protestantischer Pfarrer war, seine früheren Glaubensgenossen bei Gelegenheit der in der katholischen Kirche üblichen milden Stiftungen und Spenden (III. 421) frägt: „Wo sind bei Euch Personen, die 200,000 Scudi für Schulen hergeben?“ Bist du so von Vergessenheit geschlagen aus unserer Kirche geschieden, daß du die Fülle von Kirchengaben und Schulstiftungen, die der Protestantismus als Liebeszeichen einzelner Gemeindeglieder aufzuweisen hat und täglich aufweist, vergessen konntest? Nicht dreihundert Schritte von meinem Schreibepult entfernt wohnt ein edler Protestant, der noch vor einem Jahre demjenigen Geistlichen, der eine gewisse von ihm aufgestellte Frage genügend beantwortete, 10,000 Gulden schenkte! Und welche Fülle von Schul-, Universitäts-, Spital-, Armenstiftungen in allen protestantischen Landen! Ist dir nie Kunde zugekommen von jenem protestantischen Kaufmann in Triest, Namens Streit, der der Schule, die ihn einst bildete, dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, sein ganzes Vermögen, weit über 100,000 Thaler zur Unterstützung armer Studirender schenkte? Einem andern Gymnasium in Berlin, das ich selbst besuchte, hatte ein Wohlthäter, Namens Brumbey, 30,000 Thaler

zu einem Freitisch für arme Schüler geschenkt. Die Menge der milden Stiftungen Sachsens, Hamburgs, Frankfurts (a. M.) ist so groß, daß darüber starke Kataloge erschienen sind.

Aber das Wunder vom fließenden Blut des heil. Januarius in Neapel scheint Herrn von Hurter für jede vernünftige Verständigung unfähig gemacht zu haben. Dieses Phänomen, über welches vielleicht nur Justus Liebig geeignete Auskunft geben könnte, scheint dem Neophyten über jeden irdischen Zweifel erhaben. Ich erstaune, daß die schon in den historisch-politischen Blättern von G. Görres und Phillips enthaltene Abhandlung vom Blut des heil. Januarius aus der Feder des K. K. Historiographen geflossen ist: sie findet sich in seiner Bekehrungsgeschichte wörtlich wieder. Herr von Hurter ist des festen Glaubens, daß das Blut des vor mehr als tausend Jahren enthaupteten Märtyrers wirklich in den alljährlich dreimal zu St. Gennaro in Neapel vorgezeigten Fläschchen sich befinde, wirklich im festen Zustande verharre und wirklich, bei einer Berührung mit dem Schädel des Heiligen, fließend werde. Er hat diese Erscheinung dreimal beobachtet und dreimal sich überzeugt, daß hier weder Betrug Anderer, noch Selbstbetrug stattfinde, daß diese Flüssigkeit, die er freilich nur ansehen konnte, kein Gefrorenes ist, das allmälig zerfließt, kein Peruvianischer Balsam, sondern das wirkliche Blut, das erst geronnen und dann durch ein Wunder, nicht durch hinzutretende Wärme fließend wird. Poggendorfs Annalen der Chemie mögen diese Abhandlung prüfen! Merkwürdig ist, daß der gläubige Verfasser von all den durch ihn widerlegten Einwänden den politischen vergißt, nach welchem das Blut des heil. Januarius dann nicht floß, wenn gewisse „Verumständungen" wie Herr von Hurter schreibt, eintreten, z. B.

Revolution, Cholera, Kirchenbeschränkungen u. dgl. Auch die Geschichte von Mürat hätte er erwähnen sollen, der den Wächtern des geheimen Orakels sagen ließ, als das Blut nicht fließen wollte: Entweder fließt das Blut des heil. Januarius oder Eures! Und siehe! es floß. Herr von Hurter ist wiederum naiv genug, zu sagen: (III.376) „dem feurigen wundergläubigen Neapolitaner wäre zur Belebung seines Christenthums das Blut des hl. Januarius nothwendig.“ Nothwendig? Hört da nicht alle Debatte auf? Eine Religion so sinnlicher Ausartung sollte irgendwie auch uns kältern Deutschen, die wir nicht wundersüchtig sind, über die Gebühr zu empfehlen sein?

Neapel, das ist Herrn von Hurter in allem Ernst das Land der wahren, der mustergültigen Religiosität. Dort und in Modena, bei dem auch in politischer Hinsicht ihm so hochachtbaren Herzoge, ist ihm wohler, als selbst in St. Gallen, in Luzern, in Rom sogar. In Rom scheint es ihm wahrhaft nur beim Papst selbst gefallen zu haben und deßhalb auch sein langes, von der Geistlichkeit fast mit Befremden bemerktes Zögern zum wirklichen Uebertritt. Man bietet ihm an, seine Abschwörung geheim zu halten. Er weigert sich dessen. Baron Giovanelli frägt ihn erstaunt, wann er denn ein Ende machen würde? Theiner macht ihm bittere Vorwürfe, daß er „von Rom wieder so wegginge, wie er gekommen wäre“. Er erwarte noch Briefe, deutet er an geantwortet zu haben. Ob diese Briefe von Wien oder Schaffhausen kommen sollten, wird nicht gesagt. Endlich nahte die Ceremonie. Endlich legt er sein Glaubensbekenntniß in die Hand des Cardinals Ostini. Der verhängnißvolle Schritt war geschehen: er hatte den Papst unterrichten lassen: wann und wo, damit vor Sr. Heiligkeit „kein Geheimniß statt fände.“ Erwartete der stolze

Proselyt die Gegenwart des Kirchenfürsten? Mindestens beklagte er sich beim Cardinal bitter, daß man ihn so „kurzgefaßter Weise,“ „fast cavalièrement“ aufgenommen hätte. Wahrscheinlich hätte er gehofft, daß man in demselben Augenblick in der Engelsburg die Kanonen lösen würde.

Wenn uns nicht die Persönlichkeit des Herrn von Hurter dazu hätte dienen sollen, von ihm rückzuschließen auf die Gesinnungen und Theorieen seiner mächtigen Freunde, so könnten wir unsre Analyse hier beenden. Unerläßlich aber zu diesem Zwecke bleibt es noch, mit wenigen Worten die begeisterte Apologie hervorzuheben, welche Herr von Hurter den Jesuiten widmete. Es ist dies unstreitig diejenige Episode seines Werkes, in welcher sich Herr von Hurter von der belesensten, selbst geistreichsten Seite zeigt, zu gleicher Zeit aber auch diejenige, die uns für den bestallten Reichshistoriographen Oesterreichs die folgenschwerste Anknüpfung bietet.

Herr von Hurter lobpreist die Jesuiten. Er wirft ihren Feinden den Handschuh hin und nennt sie die edelsten und treuesten Stützen der Religion und die liebevollsten und aufrichtigsten Beförderer des Menschenwohls. Der Kampf gegen eine fabrikartige Befeindung der Jesuiten, wie sie sich die Leipziger Buchhändler bei Büchermachern aller Art bestellen, konnte einem Mann von so großer Gelehrsamkeit, wie Herrn von Hurter, nicht schwer fallen. Es mögen da in den Broschüren und Broschürchen eine Menge gedankenlos nachgeschwätzter Anecdoten aufgestapelt liegen, die allerdings die Kritik nicht aushalten. Eins dieser Schriftchen schreibt das andere ab und vergißt, daß die Quellen, auf welche die Anschuldigungen des Jesuitenordens zurückgehen, sich in Pombals und Choiseuls Zeiten verlieren, wo die Regierungen nicht

immer aus ganz lautern Quellen gegen die Jesuiten schreiben ließen. Unser Apologet scheint zwar Eugène Sue's „ewigen Juden" nicht gelesen zu haben, aber selbst diese romantisch übertriebene Carrikaturzeichnung möchte dem kundigen Forscher leicht ebensoviel Blößen bieten, wie dem Geschmack. Auf die jesuitische Casuistik in der Moral läßt sich Herr von Hurter wohlweislich nicht ein. Aber wer würde ihm nicht glauben, daß die vom Orden selbst verdammte Schrift des Mariana, die bekanntlich in gewissen Fällen selbst für Königsmord Dispens verspricht, die Stimme eines Einzelnen ist, die in der That für die Beurtheilung einer ganzen Genossenschaft nicht schlagend sein mag.

Herr von Hurter hat in Rom mit dem General der Jesuiten, P. Rothan, (der kein Deutsch versteht, also auch kein Deutscher sein kann, wie man öfters geglaubt hat,) verkehrt. Ein Jesuit, Peters aus Paderborn, war sein Dollmetscher. Interessant ist die Notiz, daß etwa ein halbes Hundert deutsche „Germaniker" in St. Saba von den Jesuiten zu Priestern gebildet werden. Wenn Herr von Hurter sich wundert, daß die Jesuiten sich über ihre Feinde niemals gehässig äußerten, so ist das Schweigen über ihre Leiden, wie er selbst erwähnt, Ordensregel. Auch sieht er von Rom aus wohl, wie herrlich überall ihre Saat aufgeht, wie mächtig ihr Einfluß gewinnt, wie weit sie ihre Vorposten in's Land der Ungläubigen vorauszuschicken wagen und wie die Schulen allmälig wieder in ihre Gewalt kommen werden und wie sie es sind, die das hie und da etwa nachgebende Gebäude der römischen Kirche aufrechthalten und stützen werden.

Die Gesellschaft Jesu kann sich keinen beredteren Fürsprecher wünschen, als den neuen Geschichtsschreiber Oester-

reichs. Scharf und schneidend ist das Schwert, das er für die Rechte der ehrwürdigen Väter schwingt. Nur Ministerialismus und Beamtenwillkür hätte sie einst gestürzt, Clemens Ganganelli, der Papst selbst wäre gegen den Unglauben und Voltairianismus des achtzehnten Jahrhunderts nicht genug gewappnet gewesen und hätte die Bulle Dominus ac Redemptor aus der Hand des spanischen Gesandten zum Unterzeichnen bekommen. Einer trüben Zeit des Exils und des Elends, wo die größten Feinde der Kirche, Preußen und Rußland, den Werth des Ordens erkannt und geschützt hätten, wäre mit der Bulle Sollicitudo omnium das Heil der Welt zurückgekehrt und die Kirche hätte wieder ihren wahren Schwerpunkt, die Schule wieder ihre rechten Leiter gefunden. Von einer irgendwie verminderten Hoffnung auf die glorreichste Zukunft der Gesellschaft Jesu ist bei dem durch den Fürsten Metternich erkornen Geschichtsschreiber Oesterreichs keine Rede.

Ueber eine solche Gesinnung genüge der einfache Bericht! Die Abneigung vor den Jesuiten, die selbst die katholische Welt theilt, ist ein Instinct, eine Furcht, die ihren Ursprung in einer unerklärlichen Idiosynkrasie hat. Zu widerlegen ist da wenig. Was soll man dazu sagen, wenn Herr von Hurter behauptet, die wahren Feinde der Jesuiten wären in allen Ländern nur die Freimaurer, diese Kreuzeshasser, die die Bleiwage zum Symbol des Menschheitbaues zu machen seit Jahren wühlten! Die Freimaurerei ist ihm eine Art europäischer Gustav-Adolph-Verein, eine unterirdische Aufklärungs-Vehme gegen die Christusbekenner, ein geistiger Assassinenbund gegen die katholische Kirche. Jesuit oder Freimaurer? ist Herrn von Hurter die Frage der Zeit und er weiß, daß nicht die Johannisbrüder, sondern die Loyolasöhne siegen werden.

Sieben Jesuiten, die nach Luzern kommen sollten, haben eine Revolution veranlaßt, ruft er spottend aus. Er sollte seinen Satz, um ihn wahr zu machen, umkehren. Wie ist es möglich, fragen wir, daß die Bildung erschaudert vor dem Gedanken, daß sich ihre Bestrebungen sollen von Jesuiten paralysiren lassen, wenn es auch nur sieben an der Zahl sind! Umgekehrt, ob die Verfolgung der Jesuiten gerecht oder ungerecht ist, sie werden einmal gefürchtet und das Fürchtenswerthe an ihnen ist eben die Ueberzeugung, daß sie sich nur durch gewaltsame Mittel halten können. Diese Thatsache schlägt die ganze leidenschaftliche Vertheidigung des Herrn von Hurter nieder. Die Existenz der Jesuiten ist keine nothwendige, sie wollen sich aber nothwendig machen. Sie suchen uns das seit fünfzig Jahren zu beweisen; sie fühlen, daß sie sich gegen die Antipathie der Zeit nur coute que coute behaupten können und an den Fingern zählt man's ab, daß ein solcher Kriegszustand gegen die Menschheit über die Gränzen der Religion, der diese Gesellschaft doch zunächst allein gewidmet sein will, hinausgeht. Wo folgt den Jesuiten Segen? Fluch folgt ihnen, wie Luzern beweist. Wenn hier das wahre apostolische Christenthum im Spiel gewesen wäre, hätten jene Sieben nicht längst auf eine Berufung verzichten sollen, die, immerhin auf Mißverständnissen beruhend, doch mit blutigen Folgen verknüpft war? Das gesetzliche von der Regierung abgeforderte Veto gegen die Jesuiten war in Luzern von Tausenden unterstützt: wenn nur hunderte jene sieben nicht haben wollten, so durften sie nicht kommen, so sie Jünger Christi und nicht eben jenes dumpfen spanischen Reiterobristen Loyola waren.

Wir leben in einer Welt, die streitend in zwei Feldlager

getheilt ist. Gewaltige Erdbeben haben seit fünfzig Jahren das Meer der Sitte und des Glaubens aufgewühlt. Trümmer auf Trümmer warf die erzürnte Woge an das nackte Ufer des Lebens und fünfzig Jahre sammeln und zimmern sie, das Gestrandete zu leimen und zusammenzufügen. Darüber entbrannte der Kampf.

Die Einen reden von einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Der steinigte Schooß der Mutter ist der alte geblieben, ja härter geworden, denn früher; aber drüberher soll ein Friedensbogen neuer Meinungen über Kirche und Staat und Gesellschaft sich ziehen. Dem Rausch von Republiken folgte die nüchterne Erwägung der menschlichen Natur, welcher ein Bollwerk zu setzen wäre in der freien Rennbahn des Ehrgeizes und der Ruhmsucht. Man kehrte zurück zur Monarchie, nahm ihr aber die Gewalt, die verwunden konnte. So wie einst regiert wurde, so wie einst geglaubt wurde, das zurückzuführen, ward unmöglich. Solche Herrscher, wie einst über die Erde schritten mit eisernem Fuß, würden nur auf ihren Thronen zusammenbrechen. Solche Ausflüsse urweltlicher Majestät, wie einst wetteifernd mit der Sonne über die Menschheit hinwegstrahlten, aber auch loderten und sengten, würden kometenartig bald aus der Bahn der Gestirne sich selbst hinausschleudern. Gewalt bedarf die Ordnung der Gesellschaft, aber nur solche gestattet sie fürder, die sie selbst überträgt. Daran ist nicht mehr zu rütteln, dagegen ist kein Aufhaltens mehr, das bricht sich durch und wehe dem, der sich in die Strömung des Wildbachs und den Sturz des Gerölles wagt. Die neue Religion läugnet die Gottheit nicht, aber sie durchbricht die Formeln, die ihr Wesen bannen wollen. In uns das Ebenbild der Liebe! Aus uns die Andacht,

die wie Opferflamme nach Oben steigt! Bist Du Priester? Lehre uns das Räthsel, das uns geschaffen hat! Kannst Du es nicht, so kniee mit uns nieder und beuge Dein Haupt vor dem, der unerforschlich ist! Zwei Wahrheiten, eine Philosophie und eine Religion, kann es nebeneinander nicht geben. Durchdrungen, eins aufgelöst ins andre, ist der Glaube, der nur noch beseligen kann. Nie wird sich der Glaube verlieren, daß die große Halbscheid der Weltgeschichte mit Christus bezeichnet ist. Wir fühlen uns in dieser zweiten Hälfte und fühlen uns in diesem Weltheiland, den wir Mensch nennen, des Menschen Sohn, wie er genannt sein wollte, und den wir inniger dann erst lieben, wenn er unser Bruder ist. Unser Verneinen gegen den Papst, eine überwundene Station des geschichtlichen Geistes, unser Verneinen gegen die symbolischen Bücher, die zweite überwundene Station des geschichtlichen Geistes, ist das alles ohne Schöpfung, ohne Positivität? Sind diese Kirchen, die wir mit Maienzweigen des Friedens schmücken wollen, luftige Träume, die in den Wolken schweben? Je länger Ihr uns Widerstand leistet, desto höher wird, wie bei den sibyllinischen Bücher, der Preis, desto größer die Gefahr. Seht, der Genius der Geschichte hat einen Cirkel in der Hand und spannt ihn aus, um die Kreise der Epochen zu ziehen. Erst spannt er die Oeffnung klein! Es war vielleicht die Epoche der Albigenser, der Waldenser, Hußens, Savonarolas. Ihr hindertet den Umkreis des Cirkels. Da faßte der Genius die Oeffnung weiter und setzte an zu Luther und Calvin. Ihr hindertet ihn wieder, den Radius zum Kreise zu ziehen, da setzt er wieder an und wieder weiter zur Revolution! Und verhindert ihr auf's Neue den Wunsch, zum Abschluß eines Kreises zu kommen, so öffnet er den Cirkel noch weiter und

setzt an zu einem Radius, der da heißt: Reaktion der Materie, Anarchie, Gütertheilendes Chaos!

Im andern Feldlager thronen nicht nur die Gewaltigen, sondern auch verblendete Weise. Sie pochen nicht nur auf Hochmuth, Habsucht, Ehrgeiz und erträumte Begriffe von Oberherrlichkeit, sondern auf einige schimmernde Ideen. Sie sagen: Beweiset uns, daß der geringste Lazzarone Eure Volksbeglückung bedarf! O Thor, der du dich so gern anklammerst an die heiligen Ueberlieferungen des Christenthums, riefen die Sachsen Karl den Großen, als er ihnen das Christenthum brachte? Riefen sie Bonifacius, als er ihre heiligen Eichen umhieb? Tauftet Ihr nicht wider Willen die Völker, aus Liebe zur Wahrheit, in heiliger Ueberzeugung, daß die Gewöhnung an das Bessere und Richtigere nachkommen werde? Ihr sitzt in stolzer Ferne, umgürtet mit dem Schwerte der Gewalt, geschirmt von dem materiellen Schwerpunkte der Massen, die ihr in Beamte, in Krieger, in Priester verwandelt habt! Ihr seht mit Spott, daß der neue Geist sich mühsam Bahn bricht. Ihr lächelt jetzt der Verwirrung, die die religiöse Frage in die Reihen der Gegner brachte. O darin habt ihr Recht! Menschlich entwickelt sich Alles hienieden. Menschlich war der Rock des Heilandes, den sie im neunzehnten Jahrhundert zu Trier auszustellen wagten, menschlich war das Trachten der Apostel, menschlich waren die Ursachen und Beweggründe der größten Begebenheiten. Wer könnte Alles billigen, was wir in guter Absicht seit einigen Jahren Verkehrtes in Deutschland erlebten auf politischem, auf religiösem Gebiet, in Berlin, in Schwaben, von Schneidemühl bis Constanz! Aber das ist Staatsweisheit, durch die Nebel die Sonne zu wittern, sich nicht irren zu lassen die

kleinen Mittel bei großen Zwecken, Vertrauen zu hegen selbst da, wo Widersprüche sich überjagen und die Gegensätze beinahe aufzuheben scheinen. Es gibt vielleicht einige Mächtige in Deutschland, die zuwartend im Stillen dem Gange der Dinge folgen. Aber man flehts, dies Vertrauen soll ihnen vergiftet, die Gefahr vergrößert, der Schein einer friedlichen Lösung verdächtigt werden. Da schleichen im Dunkeln die Sendlinge der Weisheit von 1819 an die Höfe, Mahnungen, Bitten, Warnungen werden gespendet, als sendete ein alter Seher aus seiner Felsenschlucht vom Berge Libanon seinen klugen Rath. Man ruft, man lockt, man schreibt Versammlungen aus ins grüne Land der Reben, drängt sich den protestantischen Fürsten auf zu Land und zu Wasser; man will das Eine dulden, das Andere gewähren, nur dies ganz bestimmt bekämpfen, jenes ganz gewiß verwerfen . . . und die Pfeife des Vogelstellers klingt so süß . . . . werdet Ihr hören? Werdet Ihr den alten Afterkünsten trauen?

Täuscht man sich zuweilen in der Politik, an Früchten den Stamm, auf dem sie reiften, zu erkennen: darin geht man sicher, aus einem so geschilderten Stamme, wie er im Vorhergehenden sich behaglich mit Ast und Blüthe ausdehnte, auch auf seine alten und neuen Früchte zu schließen, auf die offnen und die geheimen.

Nehmt diese Blätter als Warnung eines Vaterlandsfreundes! Sie zeigten, welches der Hintergrund ist, an welchen sich diejenigen lehnen, die Deutschland in seiner vierzigsten Decade nicht mehr begreifen.

Ueber einen Entwickelungsgang, wie den vorgezeichneten, der eine Kriegserklärung gegen Alles, was Deutschland theuer und werth ist, hat der Fürst Metternich seinen Segen gesprochen!

